This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

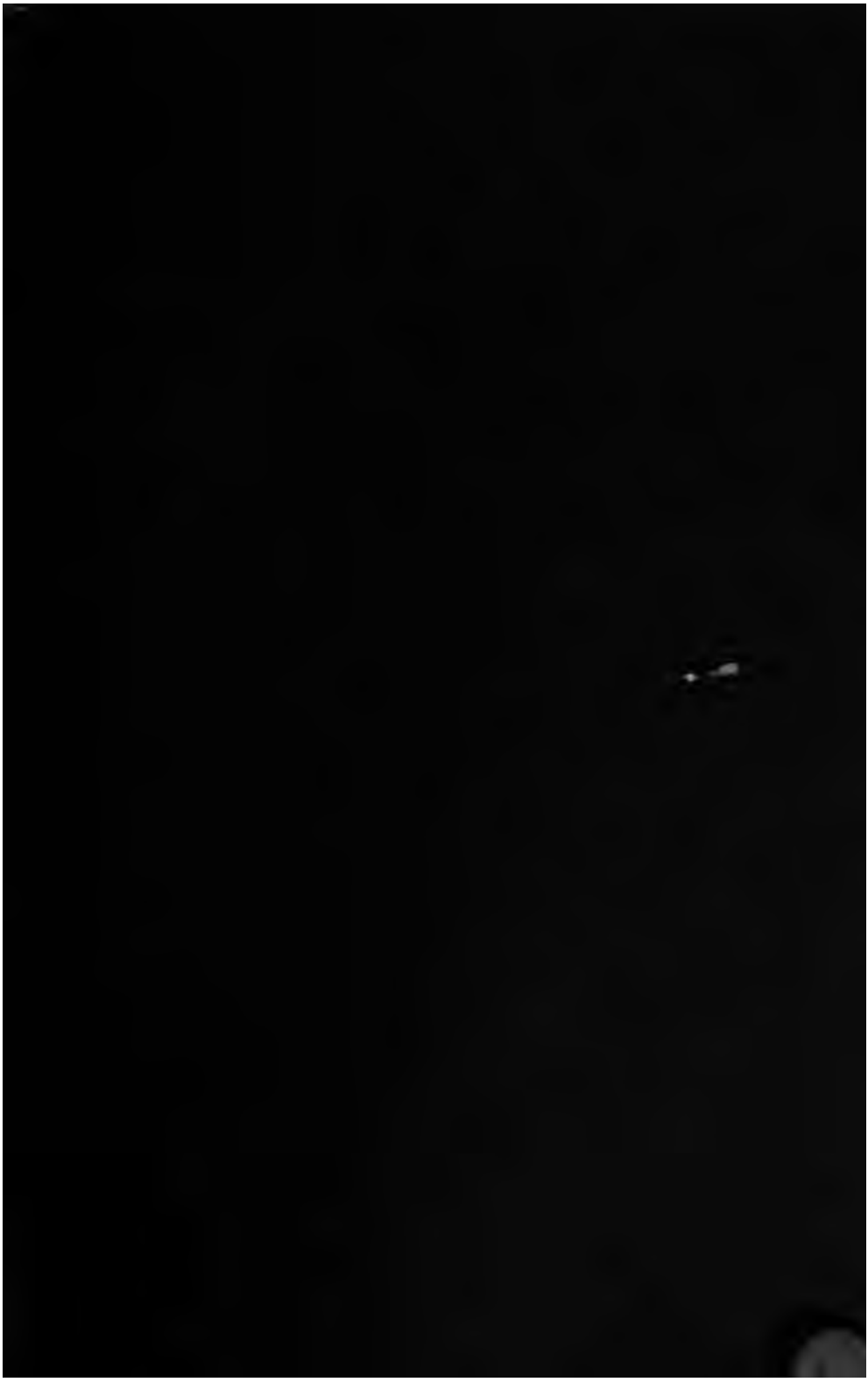
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~159 c 14.~~
~~NS 41 b. 4~~

REP. G. 4330 (4)
~~HH 182 A. 4~~



Weltgeschichte.

Vierter Theil.

I.

Weltgeſchichte.

Von

Leopold von Ranke.

Erſte bis dritte Auflage.

Vierter Theil.

Das Kaiſerthum in Conſtantinopel und der Urſprung romaniſch-germaniſcher Königreiche.

Erſte Abtheilung.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1883.

Das Ueberſetzungsrecht iſt vorbehalten.

Inhaltsverzeichniß.

Der Kaiſer, die Kirche und die Invaſionen der Germanen vom vierten bis in das ſechſte Jahrhundert.

Seite

Eingang 1

Erſtes Capitel.

Die Machtſtellung des Kaiſers Conſtantius 10

Zweites Capitel.

Conſtantius und die Kirche 35

Drittes Capitel.

Der Hellenismus und der Ideenkreis Julians 64

Viertes Capitel.

Empörung und Kaiſerthum Julians 87

Fünftes Capitel.

Valentinian I. und Valens 128

Sechſtes Capitel.

Kaiſer Theodoſius I. 166

Siebentes Capitel.

Das römiſche Doppelreich und Alarich 211

Achtes Capitel.

Invaſion und erſte Feſtſetzung der Germanen in den weſtlichen Provinzen des römiſchen Reiches 249

Seite

Neuntes Capitel.

Attila 286

Zehntes Capitel.

Grundlegung der griechisch-römischen Katholicität . . . 305

Elftes Capitel.

Der Ausgang des theodosianischen Hauses 326

Zwölftes Capitel.

Unterbrechung des Kaiserthums im Occident 345

Dreizehntes Capitel.

Odoacker und Theoderich 370

Vierzehntes Capitel.

Verhältniß Theoderichs zu den andern germanischen Stämmen. Emporkommen der Franken 410

Erſte Abtheilung.

Die Kaiſer, die Kirche und die Invaſionen der Germanen vom vierten bis in das ſechſte Jahrhundert.

Das Ueberſetzungsrecht iſt vorbehalten.

Inhaltsverzeichniß.

Der Kaiſer, die Kirche und die Invaſionen der Germanen vom vierten bis in das ſechſte Jahrhundert.

Seite

Eingang 1

Erſtes Capitel.

Die Machtſtellung des Kaiſers Conſtantius 10

Zweites Capitel.

Conſtantius und die Kirche 35

Drittes Capitel.

Der Hellenismus und der Ideenkreis Julians 64

Viertes Capitel.

Empörung und Kaiſerthum Julians 87

Fünftes Capitel.

Valentinian I. und Valens 128

Sechſtes Capitel.

Kaiſer Theodoſius I. 166

Siebentes Capitel.

Das römiſche Doppelreich und Alarich 211

Achtes Capitel.

Invaſion und erſte Feſtſetzung der Germanen in den weſtlichen Provinzen des römiſchen Reiches 249

Seite

Neuntes Capitel.

Attila 286

Zehntes Capitel.

Grundlegung der griechisch-römischen Katholicität . . . 305

Elftes Capitel.

Der Ausgang des theodosianischen Hauses 326

Zwölftes Capitel.

Unterbrechung des Kaiserthums im Occident 345

Dreizehntes Capitel.

Odoaker und Theoderich 370

Vierzehntes Capitel.

Verhältniß Theoderichs zu den andern germanischen Stämmen. Emporkommen der Franken 410

Erſte Abtheilung.

Die Kaiſer, die Kirche und die Invaſionen der Germanen vom vierten bis in das ſechſte Jahrhundert.

Im Laufe der drei ersten Jahrhunderte unserer Aera hatte sich das römische Imperium von den Bedingungen losgerissen, unter denen es entstanden war. Von der Herrschaft eines städtischen Gemeinwesens über unterthänige Landschaften, von der Herrschaft eines großen Geschlechts in demselben, wovon einst Alles ausging, war schon lange nicht mehr die Rede. Das geheiligte Ansehen der alten Welthauptstadt erhielt sich; der Senat behauptete eine gewisse Würde; aber in den Kämpfen der letzten Zeiten war ihm das Recht, die Imperatoren einzusetzen oder auch nur zu bestätigen, entwunden worden. Das Imperium, wie es jetzt dastand, beruhte nicht auf der Herrschaft einer Stadt, einer Korporation, eines Geschlechtes: sein Rechtstitel entsprang aus seinem Berufe, den Frieden im Reiche zu wahren und die Grenzen desselben zu behaupten, — das eine und das andere in Verbindung mit der bewaffneten Macht.

Diese im Stand zu halten, mußte Italien so gut beitragen, wie die anderen Provinzen. Rom und die suburbicarischen Landschaften verloren ihre bisherigen Exemptionen. Die Idee des Reiches in seiner Gesammtheit hatte das Uebergewicht über das Herkommen, auf welches jene Vorrechte sich gründeten, gewonnen.

Wie weit lagen die Zeiten zurück, in denen die vergötterte Roma und der jeweilige Imperator angebetet wurden. Conſtantin hatte den großen Schritt gewagt, das Imperium von den religiöſen Beziehungen, durch welche es an den römiſchen Götterdienſt gebunden war, abzulöſen. Er zog das Bekenntniß vor, welches ſich im Gegenſatz zu den nationalen Beſchränkungen ausgebreitet hatte, und verſchaffte ihm durch ſeinen Beitritt die Oberhand im Reiche. Zu alledem gehörte nun, wie bereits angedeutet worden iſt, die Errichtung einer neuen Hauptſtadt neben der alten. Es konnte keinen geeigneteren Ort dafür geben, als Byzanz, welches einſt durch ſeine glückliche Lage in der Mitte zweier Welttheile und zugleich zweier Meere an dem Bosporus, der dieſelben verbindet; und deſſen eindringende Gewäſſer jenen umfangreichen, tiefen und doch überall ankerbaren Hafen bilden, den ſchon die älteſte Mythe das goldene Horn genannt hat, zu einer der blühendſten Handelsſtädte des Alterthums geworden war. Die Landzunge, auf der es ſich erhob, machte eine kräftige Vertheidigung gegen feindliche Angriffe von der Landſeite möglich; der Angriff zur See wird durch die nach Süden gerichtete Strömung der Propontis und den im Sommer herrſchenden Nordwind erſchwert [1]). Es war eine Art von natürlicher Feſtung und doch ein Mittelpunkt für den ausgebreiteteſten Verkehr nach allen Seiten hin. Dahin nun verlegte Conſtantin die neue Hauptſtadt. Für das Reich bildete Byzanz ohnehin eine der bedeutſamſten militäriſchen Poſitionen — nicht allein zur Ueberführung der ſtreitbaren

1) v. Moltke, Briefe über Zuſtände und Begebenheiten in der Türkei 2. Aufl. S. 55.

illyriſchen Kriegsvölker nach Aſien, welches durch ſie in Unterwerfung gehalten wurde, ſondern auch zu dem Zwecke, die in den aſiatiſchen Feldzügen ausgebildeten Waffengattungen wieder in dem Occident zu verwenden. Byzanz war ein Bollwerk gegen die oſtgermaniſchen Völkerſchaften, eine Metropole für die alle Provinzen des Reiches dieſſeits und jenſeits des ägäiſchen Meeres verbindende und ihre gegenſeitigen Beziehungen erhaltende Seemacht. Hier hatte aber der Kaiſer nichts von den alten Traditionen und Anſprüchen der Römer zu beſorgen, welche ſeinen letzten Vorgängern oft beſchwerlich geweſen waren. Wenn der Imperator in Rom aus einem unabhängigen Gemeinweſen hervorgegangen war, ſo erſchien die neue Hauptſtadt vielmehr als das Werk ſeiner Hände, ein Denkmal ſeiner Siege; mit Recht hat Conſtantin ihr ſeinen Namen gegeben.

Die Verlegung der Capitale ſchloß zugleich eine nationale Veränderung in ſich ein. In der Ausbildung des gräcoromaniſchen Geiſtes hatte in der alten Hauptſtadt, wie ſich verſteht, der romaniſche überwogen; in der neuen erlangte der griechiſche das Uebergewicht: denn eben aus den benachbarten griechiſchen Landſchaften ſammelten ſich die Einwohner, auf Befehl oder freiwillig, an dieſer Stelle. Wenn die herrſchenden Klaſſen allerdings altrömiſch waren und blieben, ſo umgaben ſie ſich doch mit einer Bevölkerung, die ſich in griechiſchen Vorſtellungen und Gewohnheiten bewegte und nach und nach den Einfluß, den eine große Capitale immer ausübt, im öffentlichen Leben zur Geltung bringen mußte. Der vielgeſtaltige Geiſt der Griechen gelangte zu einer monarchiſchen Direktion, die aber dadurch eine beſondere Färbung erhielt, daß die Population durch die Theilnahme an

der religiösen Entwickelung unaufhörlich angeregt und bestimmt wurde. Auch insofern darf man wohl eine neue Epoche der Geschichte des Kaiserthums von der Gründung Constantinopels datiren.

Wenn nun aber die Concentration der administrativen und militärischen Institutionen in ihrer Verbindung mit der Religion der imperatorischen Macht offenbar zu Statten kam, so war doch dieselbe keineswegs so befestigt, daß sie ohne Erschütterung auf den Nachfolger hätte übergehen können. In Beziehung auf die äußere Macht führte die Errichtung der neuen Hauptstadt selbst einen Nachtheil herbei, der zwar nicht gleich damals, aber doch in der Folge der Zeiten auf das Stärkste hervorgetreten ist.

War es nicht — so darf man fragen — von vorn herein einleuchtend, daß, indem der Orient die Kraft des Reiches vorzugsweise beschäftigte, alsdann der Occident der unmittelbaren Fürsorge der Imperatoren entbehren würde, deren er allezeit bedurfte? Im Westen regten sich die thatkräftigen germanischen Stämme; — wie sollte es möglich sein, sie von einer entlegenen Hauptstadt her in Unterordnung oder auch nur in sicherem Frieden zu erhalten? Eben darin aber lag der vornehmste Beruf des Kaiserthums, die Machtstellung des römischen Reiches ungeschmälert zu behaupten. Constantin selbst bekam noch zu empfinden, daß die freundschaftlichen Verbindungen, in die er mit Persien getreten war, nicht auf immer bestehen würden; die alten Feindseligkeiten, welche das römische Reich, das dem macedonischen nachgefolgt war, von jeher beschäftigten, lebten wieder auf: sie enthielten nationale und religiöse Gegensätze, die immer von Neuem hervorbrachen.

Davon aber wurden die Verhältnisse zu den ostgermanischen Stämmen, die jenseits des Limes an der Donau saßen, nahe berührt. Die Gothen hatten ihre früheren, zu Zeiten sehr glücklichen Unternehmungen gegen die östlichen Provinzen des Reiches noch nicht vergessen; sie waren selbst in den Streit Constantins mit Licinius verwickelt gewesen. Jetzt standen sie großentheils als Föderati in römischem Dienst; wie durfte man aber erwarten, daß die eben in ihrem Aufschwung begriffenen und in Völkerbeziehungen, die dem römischen Reiche fern lagen, verflochtenen Stämme durch Begünstigungen momentaner Art, wie sie ihnen Constantin angedeihen ließ, auf immer gefesselt bleiben würden?

Im Osten und Westen waren die Kräfte zurückgedrängt, die dem Reiche Gefahr drohten, aber in jedem Augenblick konnten sie sich mit verdoppelter Energie wieder erheben. Man wird das Interesse der Geschichte der Menschheit nicht in der Behauptung des Imperiums suchen; es lag ebenso sehr oder vielleicht noch mehr auf der anderen Seite. Aber das Imperium schloß eine die ganze Culturwelt umfassende Autorität in sich, welche auch auf die, von denen es angegriffen wurde, die größte Wirkung ausübte. Für die Continuation der weltgeschichtlichen Bewegung kam es doch in der That auf eine Verständigung der elementaren Gegensätze an. Das Imperium war durch seine Verbindung mit dem Christenthum, das nun auch jenseits seiner Grenzen ausgebreitet wurde, diesem Interesse entgegengekommen.

Das führte aber im Inneren des Reiches wieder zu beunruhigenden Agitationen. Die alten Götterdienste, welche in dem Grund und Boden und in der Geschichte der einzelnen

Landſchaften wurzelten, waren nicht ſogleich zu vertilgen. Und wie hätte die römiſch-griechiſche Cultur, die auf denſelben beruhte, nicht noch einmal ſelbſtbewußt widerſtreben ſollen? Dem aber geſellte ſich ein Widerſtreit hinzu, den wir ſchon wahrnahmen. Das Chriſtenthum mochte ſich in der Organiſation, die es hatte, dem Kaiſerthum anſchließen; aber es war ſchon ſelbſt in einer Verſchiedenheit der Meinungen über die tiefſten Geheimniſſe begriffen, deren Conſtantin durch conciliare Verſammlungen Meiſter geworden war, die er aber nicht völlig hatte heben können. Wie lange konnte es dauern, bis das Kaiſerthum mit den der Kirche innewohnenden Tendenzen der Autonomie in Conflikt gerieth?

Wir blicken in eine Welt von Gegenſätzen, in welcher die Vergangenheit auf die Gegenwart wirkt und in dieſer wieder die Keime der Zukunft ſichtbar werden, ein Verhältniß, auf welchem der innere Zuſammenhang der weltgeſchichtlichen Begebenheiten überhaupt beruht. Von Gefahren umringt und mitten im Kampfe geiſtiger Mächte hatte Conſtantin Entſchlüſſe gefaßt, die ſeine Lage forderte und die ſeiner Ueberzeugung entſprachen. Er iſt dadurch einer der bahnbrechenden Führer der Menſchheit geworden. Aber damit wurden Veränderungen hervorgebracht und Zuſtände gegründet, die wieder neue Gegenſätze veranlaßten. Der Kampf und Widerſtreit aller dieſer Elemente, die zugleich Lebenskräfte ſind, erfüllt die folgenden Zeiten, wobei ſich dann herausſtellt, daß die Momente der Entwicklung in ihren mannigfaltigen Phaſen ſich berühren, die der Religion und der Macht, der äußeren Kriege und des inneren Friedens und alle unter einander; ſie bedingen das ununterbrochene, von

der Vergangenheit gebundene, aber immer nach neuen Zielen ringende Leben des Menschengeschlechts. Man hat nicht einen ruhig gleichmäßigen Strom der Begebenheiten vor sich; die Aufmerksamkeit muß nach den verschiedenen Seiten gerichtet sein.

Erſtes Capitel.

Die Machtſtellung des Kaiſers Conſtantius.

Unter Conſtantin ſchien ſich eine erbliche Succeſſion der höchſten Gewalt anbahnen zu wollen. Seine Autorität war von der Idee einer ſolchen ausgegangen; ſein Hof hatte das Anſehen einer Dynaſtie. Zwei ſeiner Neffen waren von ihm mit einer ſelbſtändigen Gewalt an der Donau und am Pontus betraut worden[1]; einer von ihnen erſcheint als König der Könige und der Völker am Pontus[2].

Ihm ſelbſt lebten aus ſeiner Ehe mit Fauſta drei hierdurch zur Succeſſion beſonders berechtigte Söhne, die er zu Cäſaren ernannte und bereits mit der Verwaltung großer

1) Flavius Julius Dalmatius. Conſtantius Chlorus hatte von Flavia Maximiana Theodora, der Stieftochter Maximians, drei Söhne: Dalmatius, Julius Conſtantius und Annibalianus. Dalmatius war der Vater des Flavius Julius Dalmatius (Delmatius) und Flavius Annibalianus (Hanniballianus). Der erſtere wurde von Conſtantin am 18. September 335 (Fast. Idat. Chron. Pasch.) zum Cäſar ernannt, wie ihn denn die Inſcriptionen als ſolchen bezeichnen (Wilmans nr. 1072); auf einer in Sardinien gefundenen (C. i. l. X nr. 8015) heißt es ſelbſt: D(omino) n(ostro) Fl(avio) Dalmatio Be(a)tissimo Augusto, nobilissimo Caesari. Auf den Münzen erſcheint ſein Haupt mit dem Lorbeerkranz oder dem Diadem geſchmückt.

2) Annibalianum data ei Constantina filia sua regem regum et Ponticarum gentium constituit. Anonymus Valesii § 35. Den Titel Rex führt Annibalianus auch auf Münzen (Valeſius zu Ammian XIV, 1, 8).

Provinzen beauftragte[1]). Mancher Patriot freute ſich des Schauſpieles, den Auguſtus und drei Cäſaren die Verwaltung des Reiches einträchtig führen zu ſehen. Aber geſetzlich war darüber nichts feſtgeſtellt. Alles beruhte nur eben darauf, daß die Legionen nicht allein dem Kaiſer, ſondern auch den Söhnen deſſelben den Eid der Treue geleiſtet hatten. Daß nun Conſtantin das Reich unter ſeine Söhne getheilt habe, iſt nur zweifelhaft überliefert und läßt ſich ihm in Wahrheit kaum zutrauen. Denn wo wäre alsdann die Einheit geblieben, welche hergeſtellt zu haben, das Werk ſeines Lebens war? Selbſt davon verlautet Nichts, daß er etwa den älteſten ſeiner Söhne, Conſtantinus, dem er die Verwaltung Galliens, übertrug, mit einem Vorzug vor den Uebrigen ausgeſtattet hätte[2]). Auch ſeinen Neffen hatte er die hohen Stellungen, die ſie einnahmen, nicht über ſein Leben hinaus verſichert oder auch nur verſichern können. Als Conſtantin unerwartet mit Tode abging[3]), war doch Alles auf der Stelle entſchieden. Noch von Nicomedien aus, wo der Kaiſer geſtorben war, ſchickten die Anführer der Leibwachen Botſchaften an die drei Cäſaren, die dann unverweilt, gleich als wäre Conſtantin noch am Leben und als folge man nur ſeinen An-

1) So ſagt Eutropius X, 6; ſo verſtand es auch Libanius, λόγος βασιλικός III, p. 285, 17 Reiske: περιβάλλει αὐτοὺς ἐσθήματι βασιλείας συμβόλῳ, κηρύττει δὲ κήρυγμα καὶ τοῖς μαχίμοις καὶ ταῖς πόλεσιν, ὅτι παρῆλθον εἰς τὴν ἀρχὴν ἐκείνου νεύματι καὶ χρὴ καὶ τούσδε προσκυνεῖν.

2) Die Söhne Conſtantins führen gemeinſchaftlich die Namen: Flavius Julius. Die Inſchriften, die von ihnen erhalten ſind, gedenken ihrer Abkunft von Claudius (Gothicus) und Maximian (C. i. l. II nr. 4742. 4844. III nr. 5208 und die von Mommſen auf den jüngeren Conſtantin bezogene Inſchrift III, nr. 5207).

3) 22. Mai 337.

ordnungen, von ihren Heeren anerkannt und als Auguſti ausgerufen wurden. Dem ſtimmten auch Senat und Volk von Conſtantinopel bei [1]); ſie erklärten, daß ſie dieſe allein, die drei Söhne und keine anderen, als Inhaber der oberſten Gewalt betrachten würden. Unter Führung des mittleren der Cäſaren, des Conſtantius, wurde die Leiche des Imperators nach Conſtantinopel geſchafft. In der Apoſtelkirche, wo man die Exequien vollzog, iſt es als das vornehmſte Glück des verſtorbenen Imperators geprieſen worden, daß er ſeinen drei Söhnen die Herrſchaft hinterlaſſen habe. Aber dieſe einmüthige Anerkennung war mit einer gräßlichen Gewaltthat verknüpft. Es lebten noch die eben erwähnten Neffen des Conſtantin und ein jüngerer Bruder deſſelben, Julius Conſtantius: ſie wurden ſämmtlich getödtet. Man wird hiebei an die Grauſamkeiten erinnert, mit denen in ſpäteren orientaliſchen Reichen durch die Ermordung der nächſten Verwandten die Bahn für den neuen Herrſcher gleichſam freigemacht wurde. Die Nachrichten ſchwanken darüber, ob an der widerwärtigſten dieſer Ermordungen mehr der Wille der Legionen Antheil gehabt habe oder der Entſchluß des Conſtantius [2]); ſie wirkten ohne

1) nuncupati sunt tres Augusti Constantinus, Constantius et Constans V. Idus Septembres (9. September 337). Fast. Idat. Die Datirung bezieht ſich wahrſcheinlich auf die Anerkennung in Rom.

2) Es handelt ſich um die Ermordung des Dalmatius. Victor (Caesares c. 41), der in der Zeit des Conſtantius ſchrieb, läßt die Frage unentſchieden; er ſagt: Dalmatius incertus quo suasore interficitur. Die Epitome hat: militum vi necatur. Bei Eutropius (X, 9) heißt es: Dalmatius oppressus est factione militari, Constantio patrueli suo sinente potius quam jubente. — Die griechiſche Ueberſetzung des Päanius deutet eigentlich das Entgegengeſetzte an: στρατιωτῶν αὐτὸν κελεύοντος Κωνσταντίου διαχρησαμένων ἢ τὴν ἐπιβουλὴν οὐκ

Zweifel beide zuſammen und Conſtantius kann nicht davon freigeſprochen werden, daß er ſeinen Regierungsantritt mit dem Blute ſeiner Verwandten beſudelt habe. Bei aller Differenz der Ueberlieferungen darf man ſoviel mit Beſtimmtheit annehmen, daß eine letztwillige Verfügung Conſtantins überhaupt nicht vorhanden war; daß aber die Theilnahme anderer Verwandten an der Verwaltung der Autorität in den Truppen Mißvergnügen hervorrief und zu dem Beſchluſſe führte, daß den Söhnen Conſtantins und keinen Anderen Gehorſam geleiſtet werden ſolle. Nachdem aber alle die umgebracht waren, die den Söhnen Conſtantin's hätten Widerſtand leiſten können, brachen zwiſchen dieſen ſelbſt Mißhelligkeiten aus. Der älteſte der Brüder, Conſtantinus, der in Gallien, und der jüngſte, Conſtans, der in Illyrikum und Italien befehligte, geriethen in Krieg mit einander, ohne daß man über den Urſprung ihrer Mißhelligkeiten eine ſichere Kunde empfinge. Der älteſte unterlag dem jüngſten [1]), der Gallien in Beſitz nahm und nun im Occident die vorwaltende Macht erlangte, die Conſtantius im Orient inne hatte.

ἀγνοοῦντος. Sehr entſchieden lauten die Anklagen des Julian (Ep. ad Athen. p. 270 Spanheim), des Athanaſius (Hist. Arian. ad mon. p. 304 c. 33, 69) und des Zoſimus (II, c. 40), aber die beiden erſten ſind perſönliche Feinde des Conſtantius, Zoſimus ein ausgeſprochener prinzipieller Gegner des Chriſtenthums. Bei Julian findet ſich jedoch auch die Angabe, Conſtantius habe die Ermordungen nicht ſowohl veranlaßt, als vielmehr nur nicht verhindert (p. 271. B. βίᾳ καὶ ταραχαῖς εἴξας ἀτάκτου καὶ ταραχώδους στρατεύματος; und in der Anrede an Conſtantius p. 17 A. βιασθεὶς ὑπο τῶν καιρῶν ἄκων ἑτέρους ἐξαμαρτεῖν οὐ διεκωλύσας).

1) Im Jahre 340 u. Ä. und zwar vor dem 9. April, wie das im Cod. Theod. II, 7, 3 erhaltene Geſetz zeigt. Ueber den Ausgang des jüngeren Conſtantin ſagt Sokrates H. E. II, 25: ὑπὸ τῶν στρατιωτῶν — ἀνῃρέθη: Eutrop X, 9: Constantinum fratri bellum inferentem et apud Aquilejam inconsultius proelium agentem Constantis duces interemerunt.

Daß das Reich unter zwei Auguſti verwaltet wurde, entſprach der nach beiden Seiten gefährdeten Lage deſſelben bei weitem beſſer, als die erſte Dreitheilung. Von den beiden Brüdern hatte Conſtantius, der um mehrere Jahre älter war, das Uebergewicht, hauptſächlich auch deshalb, weil ihm die größte Aufgabe des Geſammtreiches in dieſem Augenblick zufiel. Was ſich ſchon unter Conſtantin befürchten ließ, trat unmittelbar nach ſeinem Tod ein. Die Entzweiungen mit den Neuperſern regten ſich wieder; ſie galten vornehmlich dem Beſitz von Niſibis, von den älteſten Zeiten her einer der beſuchteſten Handelsmetropolen, welche durch wiederholte Befeſtigungen, zuletzt noch unter Diocletian eine verſtärkte Vormauer des römiſchen Reiches bildete. Schapur II. hatte es bereits im Jahre 338 angegriffen, unmittelbar nach dem Tode Conſtantins; die Feindſeligkeiten wurden ohne Zweifel von den Perſern begonnen. Damit aber brach ein Krieg aus, mit dem Conſtantius ſein ganzes Leben hindurch beſchäftigt war. Man rühmt ihn, daß er den wohlgerüſteten Feind in neun Feldſchlachten beſtanden habe; mehr als Ein Mal ſei er mit ſeinen Schaaren über den Euphrat gegangen. Ein zweiter Angriff auf Niſibis, der chronologiſch durch eine Sonnenfinſterniß beſtimmt werden kann, die zur Zeit der Belagerung eintrat, Juni 346, mißlang den Perſern ſo gut wie der erſte [1]). Der Krieg wurde mit immer ſteigender Heftigkeit geführt. Endlich kam es bei Singara, ſüdlich von Niſibis, am Rande der Wüſte, zu einem entſcheidenden Zuſammentreffen. Die Römer waren bereits im Vortheil, aber der Ungeſtüm der Legionen, welche noch unter Conſtantin

1) Die Sonnenfinſterniß fand am 6. Juni ſtatt.

gedient hatten, riß sie zu weit fort; die nächtliche Schlacht, die dann folgte, fiel zu Gunsten der Perser aus[1]); sie ist immer im Gedächtniß geblieben. In jener Zeit ist behauptet worden, die Perser hätten ihren Sieg noch besser benutzen können, als sie es thaten[2]); aber dazu war es doch gekommen, daß die persischen Kriegerhaufen den römischen überlegen erschienen.

Und wie nun die Kriegshandlungen im Osten und Westen trotz der Entlegenheit und inneren Verschiedenheit von jeher auf einander gewirkt haben, so geschah es auch diesmal[3]).

Indem Constantius gegen die Perser in Nachtheil gerieth, erhob sich gegen Constans, der indessen die unruhigen Grenzvölker des Occidents im Zaum zu halten gewußt hatte, eine Empörung, die ihn vernichtete.

Diese Empörung hatte einen für die Gesammtverhältnisse überhaupt bedeutenden Charakter. Daß sich ein Großer des Hofes und zwar gerade der, welcher die finanziellen Angelegenheiten verwaltete, Marcellinus[4]), gegen den Im-

---

1) Im Jahre 348 u. Ä.

2) Eine ausführliche Schilderung der Schlacht findet sich in Julians erster Rede auf Constantius (ἐγκώμιον πρὸς τὸν αὐτοκράτορα Κωνστάντιον λόγος. p. 28 ff.). Libanius (λόγος βασιλικός Bd. 3, p. 311 Reiske) legt Werth darauf, daß die Perser sich nach erfochtenem Vortheil doch zurückzogen und die Römer nicht abließen, bis sie das ganze Gebiet von ihnen befreit hatten (οὐ πρότερον ὑπενόστησαν, πρὶν ἢ τὴν χώραν τῶν πολεμίων ἐκάθηραν.).

3) Diesen Zusammenhang bemerkt schon Zonaras XIII c. 6.

4) Zosimus II, c. 41 bezeichnet ihn als ὁ τοῦ ταμιείου προεστηκώς; wahrscheinlich war Marcellinus damals comes sacrarum largitionum, in welcher Eigenschaft er schon in einem Gesetz vom Jahre 340 erscheint (Cod.

perator erhob, war nicht eben etwas Außerordentliches, noch auch, daß er ſich mit einem unzufriedenen Truppenführer verband. Das Bedeutende lag darin, daß dieſer Führer, ein Barbar von Herkunft, ein Germane war. — Es iſt Magnentius [1]), — wie Julian ſagt, ein unglücklicher Ueberreſt der über die Germanen gemachten Beute [2]), — wahrſcheinlich der Sohn eines kriegsgefangenen Germanen, der den Vorfahren des Conſtantin ſeine Freiheit verdankte [3]), zuerſt unter den Leibwächtern, den Protectoren, diente, bis zu den höchſten Stellen aufſtieg, dann aber alle Erinnerungen an die von dem Hauſe des Conſtantin erfahrenen Gunſtbezeugungen von ſich abſtreifte und plötzlich an der Spitze zweier Legionen erſchien, in denen das Gedächtniß der früheren, von Conſtantin geſtürzten Gewalthaber lebendig war, der herkuliſchen und der joviſchen. Einem hohen Reichsbeamten, der ſich von dem regierenden Imperator loszureißen beabſichtigte, bot er das willkommenſte Werkzeug dar. Der Beſchluß wurde gefaßt, daß Magnentius ſelbſt ſich zum Imperator erklären ſolle. In Auguſtodunum, einem militäriſch wichtigen Punkte, an der Straße von Lugdunum nach Geſſoriacum, von welcher hier eine andere nach Burdigala ausging, von Alters her einem der bedeutendſten Plätze Galliens, der auch durch ſeine Kunſtfertigkeit, namentlich in der

Theod. XI, 12, 1). Zoſimus nennt ihn ſpäter magister officiorum (c. 44), zu welcher Würde er doch wohl erſt durch Magnentius erhoben worden iſt.

1) Als Auguſtus: Flavius Magnus Magnentius.

2) *τῆς ἀπὸ Γερμανῶν λείας λείψανον δυστυχὲς περισωζόμενον.* or. I. p. 34 A.

3) Zoſimus II, c. 46: *Φίλιππος ἔλεγεν πρὸς Μαγνέντιον, ὡς δέοι μνήμην ἔχειν αὐτὸν τοῦ Κωνσταντίνου καὶ τῶν περὶ αὐτόν τε καὶ τοὺς αὐτοῦ γονέας εὐεργεσιῶν.*

Herſtellung von Waffen [1]), und durch literariſche Cultur hervorragte, kam die Empörung zum Ausbruch.

Bei einem Gaſtmahl erſchien Magnentius unerwartet unter ſeinen Protectoren in kaiſerlichem Schmuck und wurde allgemein als Imperator anerkannt [2]). Die Sache war ſo gut vorbereitet, daß Conſtans die Flucht ergriff, um ſich nach Spanien zu retten. Aber unterwegs wurde er in Illiberis, das damals den Namen ſeiner Großmutter Helena trug, eingeholt und ermordet. Der Name des Mörders, der uns aufbehalten iſt, Gaiſo, ſcheint ſeine germaniſche Herkunft zu beweiſen [3]).

Dabei kam nun zugleich ein Moment zu Tage, der das Meiſte dazu beigetragen hat, dieſe Begebenheit im Gedächtniß zu erhalten. Eine große Anzahl von Germanen, namentlich Franken und Sachſen, ſchloſſen ſich ihrem Landsmann an; mit den bewaffneten Schaaren, durch die ſie hätten abgewehrt werden ſollen, traten ſie jetzt ſelbſt in Bund. Zuerſt in dieſer Zeit treten die Franken in ihrer Beſonderheit hervor; ſie werden als Leute geſchildert, die den Frieden nicht ertragen können und nur unter den Waffen glücklich ſind [4]). Es war eine römiſch-germaniſche Kriegsgenoſſenſchaft, an deren Spitze Magnentius nun erſchien, der ſich dann auch die Gallier,

1) Es befanden ſich daſelbſt nach der Notitia dignitatum in partibus Occidentis c. IX, 33. 34. ed. Seeck: loricaria, balistaria, clibanaria, scutaria.

2) Die Erhebung des Magnentius fand am 18. Januar 350 Statt (Fast. Idat.).

3) Magnentius machte ihn zum Conſul; als ſolcher erſcheint er im Jahre 354 in dem uns aufbehaltenen Verzeichniß der praefecti urbis Romae.

4) Libanius III p. 317: *συμφορὰ μεγίστη βίος ἀπράγμων καὶ πέρας εὐδαιμονίας οἱ τῶν πολέμων καιροί.*

welche im Kriegsdienſt waren, doch zögernd, ſoviel wir wiſſen, und ungern anſchloſſen [1]).

Die guten Vorkehrungen des einſichtsvollen Staatsmannes, unter deſſen Leitung Magnentius ſtand, werden dazu beigetragen haben, daß auch die benachbarten Provinzen ſich ihm unterwarfen. Selbſt in Rom, wo ſich in dem Moment des Umſturzes ein Verwandter des kaiſerlichen Hauſes, Nepotianus [2]), mit Hülfe von Gladiatorenſchaaren als Kaiſer aufzuſtellen verſuchte, behielt, obwohl das Volk urſprünglich für denſelben war, die galliſche Empörung die Oberhand [3]). In wenigen Monaten war Magnentius Meiſter des Occidents geworden, aber man weiß, daß er auch den Orient ins Auge gefaßt hatte — nicht etwa als Verbündeter der Perſer; er trug ſich vielmehr mit der Abſicht, die Perſer ſelbſt zu bekämpfen; ſogar auf Indien ſoll ſein Blick gerichtet geweſen ſein [4]). Aber dem Hauſe Conſtantins ſollte ein Ende gemacht werden. Die vornehmſte Handlung des Conſtantius iſt es nun, daß er ſich dieſer Bewegung entgegenſetzte. Julian ſagt, es ſei ein wahrhaft heiliger Krieg geweſen: denn derſelbe ſei zur Rettung der Geſetze und der allgemeinen Ordnung unternommen worden [5]); er ſieht in dem Kriege einen

1) Julian a. a. O. p. 34 D.: *Κέλτοι καὶ Γαλαταὶ ..... τέλος τῷ τυράννῳ βίᾳ καὶ οὐ γνώμῃ πανδημεὶ συνεστρατεύοντο.*

2) Er war der Sohn der Eutropia, einer Tochter des Conſtantius Chlorus von Theodora; ſein vollſtändiger Name iſt Flavius Popilius Nepotianus.

3) Als Auguſtus wurde Nepotianus am 3. Juni 350 ausgerufen (Fast. Idat. Chron. Pasch. p. 535, 11 ed. Bonn.). Sein Imperium währte nur 28 Tage. Auf der Rückſeite ſeiner Münzen findet ſich die Umſchrift Gloria Romanorum; der Kaiſer iſt zu Roß dargeſtellt, wie er mit der Lanze einen Barbaren durchbohrt.

4) Julian p. 35 C.: *τοὺς Ἰνδῶν πλούτους ἐσκόπει καὶ Περσῶν τὴν πολυτέλειαν.*

5) *πόλεμος ἱερὸς ὑπὲρ τῶν νόμων καὶ τῆς πολιτείας.*

Kampf gegen die Germanen: denn in dem Heere, welches Magnentius jetzt gegen Illyrien selbst heranführte, bildeten die Sachsen und Franken die streitbarsten Bestandtheile [1]).

Daß Magnentius, der ihnen selbst durch seine Herkunft angehörte, wenn er den Sieg erfocht, sie wieder zurückzuwerfen die Macht oder den Entschluß gehabt haben würde, läßt sich nicht annehmen. Schon zeigten die kaiserlichen Truppen in Illyrien eine sehr zweifelhafte Haltung. Der krieggeübte Veteran Vetranio, der sie befehligte [2]), rief zwar Constantius zur Hülfe gegen Magnentius herbei [3]), stellte sich aber selbst als Depositär der kaiserlichen Gewalt auf und gab den Truppen Gehör, die ihn zum Imperator ausriefen [4]). Eine Zusammenkunft zwischen Constantius und Vetranio wurde auf der Ebene von Sardika veranstaltet, bei der es, wie Julian versichert, die Absicht des Vetranio war, in die Reichsgenossenschaft aufgenommen zu werden; er nahm neben dem Augustus Platz.

Wir brauchen die durch spätere Vorgänge verdächtig gewordenen Lobeserhebungen nicht zu wiederholen, die Julian hier dem Kaiser spendet. Aber daran läßt sich nicht zweifeln, da es auch von anderer Seite gemeldet wird, daß Constantius selbst das Wort ergriff. Er führte den Kriegsvölkern zu Gemüthe, daß sie wie seinem Vater auch ihm durch Eidschwur

---

1) *ἠκολούθουν αὐτῷ κατὰ τὸ ξυγγενὲς σύμμαχοι προθυμότατοι Φράγκοι καὶ Σάξονες, τῶν ὑπὲρ τὸν Ῥῆνον καὶ τὴν ἑσπερίαν θάλατταν ἐθνῶν τὰ μαχιμώτατα.* p. 34 D.

2) Cum per Illyrios peditum magisterio milites curaret. Victor Caes. c. 31 fin. (Epit. c. 41. Vetranio magister militum) vgl. Zosimus II, c. 43.

3) Julian p. 26 C.

4) Das geschah am 1. März 350 u. Ä. zu Sirmium.

verpflichtet ſeien [1]). In dem Heere, das einſt zuſammengefochten, erwachte die Erinnerung an ihre alte Gemeinſchaft; Vetranio wurde verlaſſen und legte ſelbſt den Purpur zu den Füßen des Conſtantius nieder [2]).

Bei weitem gefährlicher als Vetranio war Magnentius. Es iſt nicht zu leugnen, daß es auch zwiſchen Magnentius und Conſtantius zu Unterhandlungen gekommen iſt, die aber zu Nichts führen konnten, da Magnentius nach der oberſten Gewalt ſtrebte, die Conſtantius nicht aufgeben wollte, noch konnte. Das Merkwürdigſte dabei iſt, daß ein römiſcher Senator eintraf, der für Magnentius Partei nahm und, wie man erzählt, den regierenden Kaiſer nur ſeines Lebens verſicherte [3]). Es war derſelbe Fabius Titianus, der als Stadtpräfekt dem Magnentius eine Inſchrift geſetzt hat, in welcher er deſſen Verdienſte um den römiſchen Weltkreis rühmt und ihn als Auguſtus begrüßt [4]). Man kann wohl kaum anders urtheilen,

1) Zoſimus II, c. 42.

2) Am 25. December 350 unſerer Aera (Fast. Idat.) Die beiden verſchiedenen Relationen über die Zuſammenkunft, die wir in der erſten Rede des Julian (I. p. 31. Spanheim) und bei Zoſimus II c. 45 finden, ſtimmen zwar nicht ganz überein, laſſen ſich aber vereinigen. Auch der gleichzeitige Victor berichtet (Caes. 42), daß Conſtantius die Truppen durch ſeine Anſprache für ſich gewonnen habe: cum magna parte utrimque exercitus convenissent, habita ad speciem judicii concione, quod fere vix aut multo sanguine obtinendum erat, eloquentia patravit; und Gregor von Nazianzus nimmt darauf Bezug, wenn er von Conſtantius ſagt: *τοὺς οἴκοι τυράννους χειροίμενος τοὺς μὲν τοῖς λόγοις τοὺς δὲ τοῖς ὅπλοις* (orat. I. contra Julianum c. 24).

3) Zoſimus II, c. 49: *τῆς ἀρχῆς ἐκέλευεν ἐκστῆναι Μαγνεντίῳ Κωνστάντιον, εἰ ζῆν αὐτῷ μετ᾽ ἀσφαλείας συγχωρήσιεν ἀγαπῶντα.*

4) In der Inſchrift wird Magnentius als propagator orbis ac Romanae rei publicae, als semper Augustus bezeichnet (Corp. insc. lat. VI, 1 nr. 1066. Wilmans nr. 1087). Titianus hat dieſelbe in der Zeit, in der er zum zweiten Male Präfekt von Rom war, vom 27. Februar 350 bis 1. März 351 geſetzt.

als daß der Senat von Rom wirklich im Einverständniß mit Marcellinus für den Usurpator Partei genommen hat. Marcellinus wird als der Feind des regierenden Hauses überhaupt bezeichnet; grade die Mitglieder desselben habe er umbringen lassen [1]). Vetranio hatte es nur auf einen Antheil an der höchsten Gewalt abgesehen; Magnentius, wahrscheinlich auch der römische Senat wollten Constantius stürzen und sein Haus vernichten. Wie wäre da noch eine Vermittelung möglich gewesen; es mußte zu einem Waffengang kommen. Es erfolgte die Schlacht von Mursa, die in der Weltgeschichte wohl nicht übergangen werden darf, da es eigentlich eine Völkerschlacht war, in welcher die Römer noch ein Mal den Platz über die eingedrungenen Germanen behielten [2]). Ihre Ueberlegenheit beruhte hauptsächlich auf der orientalischen Rüstung und Kampfesweise, die sie in Mesopotamien sich angeeignet hatten und nun in Niederpannonien zur Anwendung brachten. Dem Kaiser selbst wird das Verdienst zugeschrieben, sie in dieser Weise militärisch ausgebildet zu haben. Es waren besonders die in parthisch-persischer Weise mit vollem Harnisch ausgerüsteten Kataphrakten. Nochmals stießen diese mit den aus Germanien und Gallien vordringenden Heerhaufen zusammen, wie einst am Fuße

1) Marcellinus wird von Julian *περὶ βασιλείας* (orat. II. p. 58 C.) als *παιδοτρίβης τοῦ τυράννου* bezeichnet; er sagt von ihm: *φόνῳ ἀδίκῳ ἀνδρῶν καὶ γυναικῶν, πολλῶν μὲν ἰδιωτῶν, πάντων δὲ σχεδὸν, ὁπόσοι τοῦ βασιλείου γένους μετεῖχον, ἀιρᾶμενον.*

2) Mursa lag an der Stelle des heutigen Essek; — hier vereinigte sich die von Aquincum (Alt-Ofen) die Donau abwärts führende Straße mit der, die von Pätovio (in der Gegend des heutigen Pettau) her längs der Drau lief. Auf der ersteren gelangte man nach der oberen Donau, auf der letzteren nach Italien. Beide Straßen standen durch eine dritte (von Carnuntum nach Celleja) mit einander in Verbindung; von ihrem Besitz war die Beherrschung der pannonischen Landschaften abhängig.

der Alpen unter Conſtantin. Von Conſtantin waren die Kataphrakten niedergeworfen worden; gegen Magnentius behielten ſie den Platz. Auch durch die Raſchheit und Präciſion ſeiner Bewegungen zeigte ſich das Heer des Conſtantius dem des Magnentius überlegen. Doch trat die germaniſche Kampfesweiſe der römiſchen bereits mit eigenthümlicher Stärke entgegen.

Schon war das Mitteltreffen, deſſen Kern Gallier und Germanen, beſonders Franken und Sachſen bildeten, in Unordnung gerathen. Aber wohin hätten ſie ſich zurückziehen können? ſie befanden ſich in der Lage einer zu weit vorgegangenen Invaſionsarmee, die ihr Heil nur im entſchloſſenſten Widerſtand ſuchen kann. Die Germanen wollten ohnehin das noch nie vorgekommene ſich nicht nachſagen laſſen, daß nämlich Germanen in der Schlacht den Feinden den Rücken gekehrt hätten; ſie ordneten ſich auf ihre eigene Hand in beſondere Schaaren, denen ſich auch die beigeſellten, welche ihre Pferde bereits verloren hatten. Man erzählt Wunder der Tapferkeit von ihnen; ſie warfen ſich den Schwertern der Feinde entgegen; ſie ſuchten dieſelben ihrer Schilde zu berauben[1]). In dieſem Augenblick wurden ſie von den Kataphrakten auf der einen, den Bogenſchützen zu Pferde auf der anderen Seite angegriffen. Denen aber zu widerſtehen waren ſie nicht gerüſtet; ſie wurden auseinandergeworfen. Marcellinus, der bisher in der Mitte der Käm-

1) Julian orat. I. p. 36 D: *οἱ μὲν ὠθούμενοι περὶ τοῖς ξίφεσι, λαμβανόμενοι δὲ ἄλλοι τῶν ἀσπίδων καὶ τῶν ἱππέων, ὁπόσους ἵπποι τρωθέντες ἀπεσείοντο, πρὸς τοὺς ὁπλίτας μετεσκευάζοντο.* Ich folge Julian ohne Bedenken, da ſich kein Motiv denken läßt, weshalb er in Dingen dieſer Art nicht die Wahrheit geſagt haben ſollte.

pfenden ſich hervorgethan, ward plötzlich nicht mehr geſehen; wahrſcheinlich iſt er dort erlegen. Conſtantius errichtete ein Tropäum auf dem Schlachtfeld und trug Sorge, durch Verkündigung einer Amneſtie einen großen Theil ſeiner Gegner zu entwaffnen [1]). Darin liegt der univerſalhiſtoriſche Moment, daß ſich das Imperium in dem Zuſtand, in dem es war, behauptete und der germaniſchen Streitkräfte, welche gewaltſam eindrangen, nochmals erwehrte; es iſt ein Vorſpiel der ſpäteren Völkerkämpfe, nur mit dem Unterſchied, daß bei Murſa auch die Gallier gegen die Römer fochten [2]).

Magnentius gab ſeine Sache nicht verloren. Noch war Aquileja in ſeiner Hand und von der anderen Seite her ſicherten ihn die Lagunen des adriatiſchen Meeres. Aber auch eine Feldſchlacht wagte er und hier war ihm Conſtantius nochmals überlegen. Immer weiter zurückgedrängt und in einer dritten Schlacht beſiegt und zugleich von dem überall hervorbrechenden Abfall bedrängt, wendete er ſich nach Lugdunum, wo er in ſein eigenes Schwert gefallen iſt [3]). Wir vernehmen, er habe vorher ſeinen Bruder, den er zum Cäſar ernannt hatte, und ſelbſt ſeine Mutter getödtet [4]). Noch

1) Julian p. 38 B.: ἄδεια πᾶσιν ἐδίδοτο τοῖς ταξαμένοις μετὰ τοὺς τυράννους πλὴν εἴ τις ἀνοσίων ἐκείνῳ φόνων ἐκοινώνει, vergl. p. 580. Ein Amneſtiegeſetz, das Conſtantius während ſeines Aufenthalts in Gallien aus Lugdunum am 6. September 353 erließ, iſt im Cod. Theod. (IX, t. 38 l. 2) erhalten.

2) Die Schlacht fand am 28. September 351 ſtatt (Fast. Idat.).

3) Im Auguſt (10. oder 11. nach dem Chron. Pasch. und den Fasti Idat.; 15. nach Sokrates, II, c. 27) 353. (Spanheim in den Noten zur erſten Rede Julians p. 264).

4) Dieſer Bruder hieß Deſiderius. Nach Philoſtorgius (III, 26) und dem Chron. Pasch. (p. 541, 11 ed. Bonn.), Sokrates II c. 32 und Sozomenos IV c. 7 wurde er von Magnentius getödtet, nach Nicephorus und Zonaras (XIII c. 9. p. 18. C. ed. Par.) waren die beigebrachten Wunden nicht tödtlich, und Deſiderius begab ſich, nachdem er von denſelben geneſen, zu Conſtantius.

ein zweiter Bruder lebte ihm, der ihm gute Dienſte geleiſtet hatte und der ebenfalls den Titel Cäſar führte; auch dieſer hat ſich ſelbſt getödtet [1]). Es war ein Akt der Verzweiflung, durch welchen die Führer der Empörung zu Grunde gingen. Conſtantius konnte nun daran denken, das Reich vollkommen zu unterwerfen [2]).

Italiens war er auch dadurch Meiſter geworden, daß er viele vor der Gewaltherrſchaft des Magnentius geflüchtete Vornehme dahin zurückgeführt hatte. Wir erfahren, daß er durch eine aus Italien und Aegypten zuſammengebrachte Flotte zuerſt Carthago wieder in ſeine Hände gebracht und dann ein Heer nach den Pyrenäen hat übergehen laſſen, das ihm Spanien unterwarf [3]). Er war Herr und Meiſter im Occident geworden.

Seine Entfernung vom Orient hatte ihm auch dort keinen beſonderen Nachtheil zugezogen. Niſibis wurde aufs Neue mit der größten Anſtrengung von Sapor II. belagert. Der Kaiſer konnte der Beſatzung keine Hülfe leiſten. Aber ſie ſelbſt wehrte ſich auf das Tapferſte; ein Theil der Mauern war umgeſtürzt; aber ſchon waren andere neue errichtet worden, vor denen der Perſerkönig zurückwich, auch deshalb, weil er eben damals von dem Angriff anderer Grenznachbarn bedroht

1) Sein Name war Decentius; er tödtete ſich am 18. Auguſt 353 (Fasti Idat.); es ſind von ihm Münzen erhalten, auf welchen er als Cäſar bezeichnet wird (Eckhel VIII, p. 123). Sichere Münzen, auf denen er Auguſtus genannt würde, giebt es nicht.

2) Bereits ſeit dem 26. September 352 war Neratius Cerealis, den Conſtantius eingeſetzt hatte, Stadtpräfekt von Rom. Im Anfang des Jahres 353 finden wir Conſtantius noch in Sirmium; im Juli in Ravenna (Cod. Theod. XII, 36, 9); zu Anfang September in Lugdunum (Cod. Theod. IX, 33, 2).

3) Julian or. I. p. 39 C. vgl. or. II. p. 74 C.

wurde. Die christliche Ueberlieferung schreibt diesen großen Erfolg dem Bischof der Stadt, Jacobus, zu, der zugleich ihr Befehlshaber gewesen sei[1]). Und das wird nicht bezweifelt werden können, daß hier im Kampfe mit einer fremden Religion der Glaube der Christen sich besonders kräftig erwiesen hat; sie fochten für ihr diesseitiges und jenseitiges Heil. Die fabelhaften Umstände, mit denen die Erzählung ausgeschmückt wird, können uns nicht hindern, sie in ihrer historischen Bedeutung anzuerkennen.

Durch seine Siege im Occident, denen die Zurückweisung der persischen Angriffe im Osten, die zunächst ganz aufhörten, zur Seite ging, wurde nun die Alleinherrschaft des Constantius auf das stärkste befestigt. Dabei aber blieb es immer, daß die Legionen, welche seine Siege erfochten, von dem Kaiser als Theilnehmer, gleichsam als Genossen der Macht betrachtet wurden; in einem oder dem andern Feldzug hat er die Krieger vor seinem Hochsitz versammelt und ihnen die Gründe seines Verfahrens, namentlich wenn er etwa auf die Friedensbedingungen der Feinde einging, auseinandergesetzt. Der Beistimmung der Commilitonen, wie er sie noch nannte, mochte er nicht entbehren. Ueberhaupt zeigte Constantius im gewöhnlichen Leben Ruhe, Mäßigung, selbst Bescheidenheit. Er besaß mannigfaltige Geschicklichkeiten; unter Anderm war er ein guter Bogenschütze; hauptsächlich aber: er verstand zu sprechen und zu schreiben. Seinen Freunden und Anhängern gönnte er Gewinn und Ehre. Gegen seine Feinde dagegen war er unerbittlich; er hegte die Meinung, daß für die Wohl-

1) Theodoret H. eccles. II, 26: *ἐπίσκοπος ἦν καὶ πολιοῦχος καὶ στρατηγὸς Ἰάκωβος.*

fahrt des Reiches nichts nothwendiger ſei, als die ruhige und unverletzte Exiſtenz des Oberhauptes. Seine Umgebung, die aus Verſchnittenen und den höchſten Würdenträgern beſtand, ſagte ihm wohl, an dem Faden ſeines Lebens hänge das Wohl des Erdkreiſes [1]). Seine Gegner erſchienen ihm als die Feinde des menſchlichen Geſchlechtes; er verfolgte ſie mit unbeugſamer Härte; — niemals hat er ein ausgeſprochenes Todesurtheil zurückgenommen. Unaufhörlich ſpürte er dem nach, was man gegen ihn vorhaben könne. Von andern Leidenſchaften hat er ſich freigehalten; aber die Eiferſucht auf den Alleinbeſitz der höchſten Gewalt wurde bei ihm zur Leidenſchaft [2]). Alle Die, welche zu großen Stellungen emporgeſtiegen waren, wurden mit Argwohn beobachtet, und wenn ſie Anlaß dazu gaben, ohne alle Rückſicht niedergeworfen. Ein Beiſpiel davon iſt ſein eigener Vetter Gallus. Nicht das ganze Geſchlecht des Conſtantius Chlorus war vertilgt; noch lebten die Kinder des Bruders Conſtantins, des Julius Conſtantius. Während des Krieges mit Magnentius hatte ſich Conſtantius entſchloſſen, den älteren derſelben, Gallus als ſeinen Stellvertreter in Antiochien einzuſetzen. Er vermählte ihn mit ſeiner Schweſter Conſtantina und bekleidete ihn mit dem Purpur [3]).

Ammian hat die Unthaten verzeichnet, die Gallus, von ſeiner Gemahlin darin beſtärkt, in Antiochien begehen ließ.

---

1) a cujus salute velut filo pendere statum orbis terrarum. Ammian XIV, 5, 4.

2) Ammian XXI, 16, 8.

3) Am 15. März 351 nach den Fast. Idat. und dem Chron. Pasch. p. 540, 10, denen überhaupt dieſelbe Redaktion der Faſten zu Grunde liegt. Als Cäſar führt Gallus die Namen: Flavius Claudius Conſtantius junior. Conſtantina war die Wittwe des jüngeren Hannibalianus.

Er verſchweigt jedoch nicht, daß man den militäriſchen Befehlshabern nachſagte, ſie hätten ihn zu dieſen Gewaltſamkeiten gereizt, um ſeine Abberufung nothwendig zu machen [1]).

Ueberdies beging Gallus Unvorſichtigkeiten und ließ ſich in Verbindungen verwickeln, welche dem Kaiſer als hochverrätheriſch erſcheinen konnten; damit aber zog er ſich die volle Ungnade deſſelben zu; er wurde des Purpurs entkleidet und nach Pola gebracht, wo auch Criſpus umgekommen war. Der Mann, der noch ſoeben neben dem Kaiſer eine unbedingte Autorität ausgeübt hatte, wurde, ohne daß er förmlich verurtheilt worden wäre, auf kaiſerlichen Befehl enthauptet [2]); vor Aller Augen lag ſein Rumpf da, noch in den Feſſeln, in die man ihn geſchlagen hatte.

Daß das nun einem der nächſten Verwandten des Kaiſers begegnete, brachte einen allgemeinen Schrecken hervor. Das Recht des Schwertes, das der Kaiſer unbedingt in der Hand hatte und die Furcht vor dem Einfluß ſeiner Umgebung auf ihn griffen zuſammen. Sie hatten ſelbſt Wirkungen, durch welche die Sicherheit der Grenzen gefährdet wurde. Beſonders charakteriſtiſch iſt einer dieſer Vorfälle, der ſich zu Köln am Rhein vollzogen hat. Der Sohn eines Franken, welcher zu den Siegen Conſtantin's über Licinius beigetragen, Silvanus, der dann ſelbſt von Magnentius zu Conſtantius übergegangen war, wurde von Mailand, wo der Kaiſer Hof hielt, nach Gallien geſchickt, um die Ueberreſte der Anhänger des

1) Ammian XIV, 1, 10.

2) Es geſchah gegen Ende des Jahres 354; Conſtantius hielt ſich damals zu Mailand auf. Vgl. Gothofredus in der Chronologia Codicis Theodos. I. p. LIII ed. Ritter.

Magnentius zu vertilgen [1]). Er vollzog das mit Energie und Erfolg. Allein der Succeß ſelbſt wurde ihm gefährlich; ſeine Gegner am Hofe wußten den Kaiſer gegen ihn zu ſtimmen; in Köln, bis wohin er gelangt war, wurde er inne, daß er ſich in ſeiner Stellung nicht behaupten könne. Er dachte daran, zu den freien Franken überzugehen. Aber man machte ihn aufmerkſam, daß er Gefahr laufe, von denſelben an den Kaiſer ausgeliefert zu werden.

In dieſer Kriſis entſchloß er ſich, dem Beiſpiel des Magnentius zu folgen, und nahm den Purpur an. Ammianus berichtet anſchaulich, mit welchem Schrecken dieſe Nachricht in Mailand aufgenommen wurde; einer von den vornehmſten Heerführern, der ſelbſt nach Mailand herbeibeſchieden worden war, weil man auch ihm mißtraute, Urſicinus, zu deſſen perſönlichen Anhängern Ammian gehörte —, ließ ſich doch herbei, die Beſtrafung Silvans über ſich zu nehmen und begab ſich in Perſon nach Köln. Er konnte dies aber nicht ausführen, ohne ſelbſt zum Verräther an Silvan zu werden, den er äußerlich anerkannte, mit dem er ſogar das Unangenehme der Stellung, in welche angeſehene Heerführer geriethen, beſprach, indem er zugleich auch Truppen aufwiegelte, die ſich dann gegen Silvan erhoben und denſelben, als er nach einer Kirche eilte, umbrachten [2]). Die Hinterliſt der Werkzeuge, die man auserſah, verbündete ſich mit der Gewalt.

Am Hofe zu Mailand gab es nur Eine Perſönlichkeit, welche ſich von der Kabale freihielt; es war die Kaiſerin

1) Schon im Jahre 349 erſcheint Silvanus als magister militiae (Cod. Theod. VII, 1, 2. VIII, 7, 3).

2) Im Jahre 355.

Eusebia. Sie war erst nach dem Fall des Magnentius mit dem Kaiser vermählt worden; Julian rühmt ihre Herkunft und ihre körperliche Schönheit, durch deren Vereinigung sie würdig geworden sei, daß der Kaiser sich mit ihr verheirathete. Den guten Einfluß, den sie auf ihren Gemahl ausübe, schlägt er sehr hoch an. In zweifelhaften Fällen pflegte sie auf die Seite der Angeklagten zu treten; dem Einen hat sie das väterliche Erbgut wiederverschafft, den Anderen von der wohlverdienten Strafe befreit; Unzählige verdanken ihr ihre Würden[1]). Julian war der Halbbruder des Gallus und nicht gerade beliebt bei dem Kaiser. Aber die Kaiserin verschaffte ihm die Erlaubniß, die er eben am höchsten anschlug, seinen Studien in Athen obzuliegen. Und noch besseres hatte sie mit ihm vor. Sie selbst war ohne Nachkommenschaft, wie denn der Kaiser überhaupt einer solchen entbehrte. In dieser Einsamkeit des Thrones hielt es Eusebia für angemessen, den letzten Sprossen des Geschlechtes, eben Julian, hervorzuziehen, ihn zum Cäsar zu machen und mit der Verwaltung von Gallien, das noch in mannichfacher Gährung war, zu beauftragen[2]). Sie überzeugte den Kaiser von dieser Nothwendigkeit; Julian wurde zurückberufen und von Constantius selbst aufgefordert, sich zu der Kaiserin zu begeben. Julian erzählt, er habe ein Bild der ruhigen Einsicht, wie er sagt, der Sophrosyne, zu erblicken gemeint; Ehrfurcht habe ihn ergriffen; mit gesenktem Blick habe er dagestanden; er wiederholt dann die Worte, die sie ihm sagte; nichts mehr und nichts weniger. „Das hast

1) Julian *Εὐσεβίας τῆς βασιλίδος ἐγκώμιον*, bei Spanheim S. 102 ff.

2) 6. November (Ammian XV, 8, 17. Sokrates II, c. 34. Fast Idat.) 355. Am 1. Dezember verließ Julian Mailand.

du nun von uns erhalten, noch mehr wirſt du empfangen, wenn du dich nur zuverläſſig und gerecht gegen uns beweiſen wirſt [1])." Julian nahm das hin, ohne die Augen aufzuſchlagen. Conſtantius verſäumte nicht, ihn in der Würde, die er ihm ertheilte, den Truppen vorzuſtellen [2]). Dieſen, die er auch jetzt als wahre Commilitonen behandelte, ſagte er: trotz der Vernichtung des Magnentius ſeien die Barbaren doch in Gallien ſelbſt und an allen Grenzen mächtig und der Limes durchbrochen; ihr ſtolzes Selbſtvertrauen beruhe darauf, daß er nicht in allen Regionen des Reichs zugleich das Erforderliche perſönlich ausführen könne. Deshalb habe er beſchloſſen, ſeinen Vetter Julian zum Cäſar zu erklären; dieſen ermahnte er, nur zu wohlüberlegten Handlungen zu ſchreiten und ſolche dann mit kühner Hand, ſelbſt unter den Vordermännern ſtehend, zur Ausführung zu bringen. Die Truppen gaben ihm ihren Beifall auf kriegeriſche Weiſe, indem ſie mit den Schilden auf ihre Knieſchienen ſchlugen, zu erkennen. Der Anblick des jugendlichen Fürſten, in deſſen Augen kriegeriſcher Muth flammte, erfüllte ſie mit friſcher Hoffnung. Die Stellung Julians liegt darin, daß es nicht wieder ein alter Heerführer, namentlich kein Fremder, wie Silvan, ſondern ein Mitglied des kaiſerlichen Hauſes war, das Conſtantius mit der Unterwerfung Galliens und der Herſtellung der Grenze betraute. Julian wurde bald darauf mit der jüngſten Schweſter des Kaiſers vermählt [3]) und mit einem Gefolge, freilich verhältnißmäßig einem geringen, nach Gallien entlaſſen. Die Kaiſerin gab ihm eine kleine Bibliothek

1) p. 128, A.
2) advocato omni quod aderat commilitio. Ammian XVI, 8, 4.
3) Flavia Helena. Eine Münze weiſt ihr Eckhel (VIII, p. 143. 6) zu.

griechiſcher Schriftſteller mit auf den Weg. Im nächſten Jahre führte er den Grenzkrieg nicht ohne Erfolg [1]). Der Kaiſer, der den auch gegen Julian bereits einlaufenden Beſchwerden kein Gehör gab, war ſehr zufrieden damit, daß ſeine Erwartungen erfüllt und die Grenzen wider die Germanen in guten Vertheidigungszuſtand geſetzt wurden; es machte ihn glücklich, daß zugleich vom Orient zufriedenſtellende Nachrichten eintrafen; da Schapur nach andern Seiten hin beſchäftigt war, kam es in Meſopotamien nur zu unbedeutenden Scharmützeln. Der Friede beſtand, ohne daß man einen Vertrag darüber geſchloſſen hätte. Meiſter über alle ſeine Gegner geworden und im Beſitz des vollen Umfanges des Reiches, faßte Conſtantius den Gedanken, ſich einmal in dem vollen Glanz ſeiner Würde nach der alten Welthauptſtadt zu begeben, die er eigentlich noch nicht kannte. Er wurde vom Senat und Volk von Rom feierlich empfangen; in dem erſten erblickte er aber nun nicht mehr eine der kaiſerlichen entgegengeſetzte Gewalt; wir vernehmen, er habe den Senat nur als ein Aſyl betrachtet, d. h. doch als den geſicherten Sitz für die vornehmen Geſchlechter. An dem Volke freute ihn die plebejiſche Freimüthigkeit, welche zuweilen hervorbrach. An ihm ſelbſt war nichts als gemeſſene Würde zu erblicken. Man erſtaunte über die Geduld, mit der er die lange Anſtrengung ertrug. Es war nicht eigentlich ein Triumph, den er vollzog, ſondern ein Einzug in die Hauptſtadt, mit welchem der Herrſcher das zwanzigſte Jahr ſeiner Regierung feierte. Die größte Figur ſpielten die Kataphrakten, die ihn umgaben; auch ein perſiſcher Fürſten-

1) Am 24. Juni 356 langte Julian in Auguſtodunum (Autun) an (Ammian XVI, 2, 2). Damit beginnen ſeine kriegeriſchen Unternehmungen.

ſohn, Hormisdas, war zugegen. Der Kaiſer betrachtete Rom zugleich wie ein Herrſcher und wie ein Fremder. Nicht ſelten gab er ſeiner Bewunderung Ausdruck; man hörte ihn ſagen: der Ruf, der alles Andere zu vergrößern pflege, bleibe in Rom hinter dem zurück, was man mit Augen zu ſehen bekomme.

So eifrig er in ſeinem Chriſtenthum war, ſo ruhte ſein Auge doch mit Vergnügen auf den alten Tempeln; er erkundigte ſich nach dem Urſprung derſelben und ſchien überhaupt einen Unterſchied zwiſchen der eigentlichen Religion und der Duldung alter Gebräuche zu machen. Dieſe taſtete er nicht an. Er ließ die Privilegien der Veſtalinnen beſtehen; ſeine Kaſſe trug die Koſten für einige altherkömmliche heidniſche Ceremonien. Die höchſten Richterſtellen vertheilte er an Mitglieder der Nobilität [1]).

Ein allgemein bedeutender Gegenſatz trat in dieſem Augenblick in Oſt und Weſt in den Briefen hervor, die zwiſchen dem Könige Schapur und dem römiſchen Imperator gewechſelt worden ſind.

Schapur, der Sohn der Sonne und des Mondes, wie er ſich bezeichnete, erinnerte an die Grenzen des alten Achämenidenreiches; zwar nicht dieſe in ihrer Geſammtheit, aber Armenien und Meſopotamien nahm er für ſich in Anſpruch. Conſtantius antworte: er habe jene Provinzen bisher, ſolange ſeine Herrſchaft auf den Orient beſchränkt geweſen ſei, zu

1) Symmachus epp. X, 61 § 8: nil ille decerpsit sacrarum virginum privilegiis, replevit nobilibus sacerdotia, Romanis caerimoniis non negavit impensas; — cum alias religiones ipse sequeretur, has servavit imperio. Ammian (XVI, c. 10) berichtet ausführlich über des Conſtantius Aufenthalt in Rom. Am 29. Mai 357 verließ der Kaiſer die alte Hauptſtadt, nachdem er dreißig Tage in derſelben verweilt hatte.

behaupten gewußt. Wie ſolle er ſie jetzt zurückgeben, da die Tyrannen beſiegt und das ganze römiſche Reich ihm unterworfen ſei. Es war in dieſem Schreiben, daß ſich der römiſche Kaiſer Semper Auguſtus genannt hat, — vielleicht im Gegenſatz zu Schapur, der ihn nur als Cäſar bezeichnet hatte. Doch iſt dieſer Titel nicht erſt damals entſprungen; er ſcheint ſich vielmehr bei den von Diocletian und Maximinian getroffenen Einrichtungen gebildet zu haben; er enthielt gleichſam eine Verſtärkung der Würde des Auguſtus den Cäſaren gegenüber[1]). Von Conſtantin wird er häufig gebraucht[2]). Conſtantius mag ihn mit Abſicht in dem Moment angewendet haben,

1) Eine Inſchrift, in welcher Claudius Gothicus mit dieſem Titel bezeichnet wird, iſt wahrſcheinlich unächt (Mommſen bei Wilmans zu nr. 1038). Dagegen tritt derſelbe in den Inſchriften Diocletians hervor, in einer etwas abweichenden Form auf einer britiſchen; es heißt: Aug. semper sen. d. i. senior (C. i. l. VII, nr. 1190); in der gewöhnlichen auf einer Inſchrift der Stadt Rom (Orelli-Henzen, Insc. lat. nr. 1046); — mit dieſem Titel wird auch der Mitauguſtus Diocletians Maximian bezeichnet (C. i. l. V, nr. 2818; gefunden zu Padua). Beide Inſchriften werden mit Recht in die Zeit nach der Abdikation geſetzt. Bei Maximians Sohn Maxentius kommt der Titel zweimal vor (X, nr. 6867. 6956); nach dem Tode des Galerius findet ſich dieſe Bezeichnung in Inſcriptionen des Maximin, Conſtantin und Licinius (III nr. 5556; VIII nr. 210; X nr. 7950).

2) Von Conſtantin (zu den älteſten Inſchriften, in denen er dieſe Bezeichnung führt, gehören VI nr. 1707; VIII nr. 210, die noch vor 314 abgefaßt ſind) iſt der Titel auf deſſen Söhne übergegangen; (Conſtans III nr. 1982. 2771. 4180. Conſtantius VI, 1 nr. 1158. 1161. II nr. 2005. III nr. 445. Conſtantin der jüngere heißt auf einer Inſcription sempiternus Augustus (nr. 1082 bei Wilmans). Auch Magnentius hat dieſen Titel uſurpirt. Er findet ſich dann bei allen ſpäteren Imperatoren, auf Münzen zuerſt bei Julian und überhaupt ſehr ſelten (bei Valens Eckhel VIII S. 152, bei Zeno, Beiträge zur älteren Münzkunde, herausgegeben von Pinder und Friedländer Bd. I S. 131). — Daß ſich auch Juſtinian dieſes Titels in den Inſtitutionen bediente, hat wahrſcheinlich veranlaßt, daß die deutſchen Kaiſer ſeit Friedrich I. denſelben gebraucht haben.

wo er alle ſeine Feinde niedergeworfen hatte [1]). Wie weit war man aber noch von den Zeiten entfernt, in welchen dieſer große Kampf zwiſchen Aſien und Europa ausgefochten werden ſollte. Dem Kaiſer lagen andere innere Fragen vor, welche ſchon bisher ſeine ganze Aufmerkſamkeit beſchäftigt hatten, und deren Schlichtung in die fernſte Zukunft reichen mußte.

1) Conſtantius hat ſich dieſes Titels außer in dem Briefe an Schapur auch in ſeinem an das Concil zu Rimini gerichteten Schreiben vom 27. Mai 359 bedient (Hilarii Frgta. VI. p. 683).

Zweites Capitel.

Conſtantius und die Kirche.

Die wichtigſte von allen Fragen, die für das innere römiſche Reich obſchwebten, entſprang aus den Beziehungen zwiſchen der kaiſerlichen Gewalt und dem Chriſtenthum. Ihre Sache war eine gemeinſchaftliche, aber keineswegs identiſche; ſie waren Verbündete, die, von verſchiedenen originalen Principien ausgehend, doch auf das Engſte vereinigt waren, ohne ihre beſonderen Principien aufzugeben. Die chriſtliche Kirche, die von dem Kaiſerthum gerettet worden war und das Reich umfaßte, war zu einer ihr eigenthümlichen, alle Provinzen beherrſchenden Autorität gelangt. Man konnte wohl erwarten, daß die ſchon einmal erhobene Frage, was denn die Kirche mit dem Kaiſerthum zu thun habe, wieder erwachen würde. Wie ſollte dann die kaiſerliche Gewalt der Kirche gegenüber beſtehen? Aber zunächſt ſchien doch Alles mehr dahin zu neigen, daß die Kirche dem Rechte des Imperators unterworfen blieb. In dieſem Falle würde eine Verſchmelzung zwiſchen Kirche und Staat entſtanden ſein, welche das innere Leben der erſteren abſorbirt und ihrer weiteren Ausbildung Grenzen gezogen hätte. Hält man an dieſem Standpunkt feſt, ſo erſcheinen die inneren Streitigkeiten der Chriſten unter einander hochbedeutend für das gegenſeitige Verhältniß der

beiden Gewalten. Auch an ſich aber darf man ſie nicht verdammen.

In einer Periode allgemeiner literariſcher Cultur, in der Mitte zwiſchen entwickelten philoſophiſchen Schulen, welche alle die höchſten Probleme ebenfalls erwogen, konnte das Chriſtenthum ſich nicht behaupten, ohne daß die Ideen des urſprünglichen Glaubens zugleich eine mehr begriffliche Geſtalt, wie ſie in den anderen Syſtemen vorwaltete, annahmen.

Wenn aber die chriſtliche Religion vor Allem das Verhältniß der Gottheit zu dem Menſchen betraf, worüber ſchon die alten Philoſophen Meinungen, die von dem populären Glauben abwichen, ausgebildet hatten, denen nun die chriſtliche Lehre mit dem Anſpruch unbedingter Wahrheit entgegentrat, ſo konnte es an ſich nicht fehlen, daß, indem man das Geheimniß der Religion dem Verſtändniß näher zu bringen ſuchte, verſchiedenartige Auffaſſungen hervortraten, die einander nicht vollkommen entſprachen. Alles beruht auf der Idee von dem Verhältniß der ewigſchaffenden Kraft zu dem Göttlichen, das auf Erden unter den Menſchen erſcheint. Man identificirte die eine und das andere nicht unbedingt; aber darüber, wie die Weſenheit derſelben ſich gegenſeitig verhalte, brach ein Streit aus. Niemand leugnete ihre innigſte Verknüpfung, allein darüber, wie das Verhältniß des Vaters zum Sohne verſtanden, in den Schulen behauptet und dem Volk als Symbol verkündigt werden könne, ging man nach verſchiedenen Seiten auseinander.

Wenn die athanaſiſche Lehre den Vorzug hat, das Geheimniß ſelbſt ſtark und einfach auszuſprechen; ſo laſſen ſich doch auch die nicht von vornherein verdammen, welche eine

Vermittelung der Grundidee mit den gewohnten Vorſtellungen und Doctrinen anſtrebten. Hiſtoriſche Pflicht iſt es, den großen Gegenſatz, der gar bald die Welt umfaßte, und auf die folgenden Jahrhunderte einwirkte, wenigſtens in ſeinen Grundzügen objectiv darzuſtellen [1]). Wer wüßte nicht, wie ſchwer das iſt. Aber der Verſuch iſt unumgänglich.

Der Streit entſprang aus dem doppelſeitigen Charakter der in Nicäa gefaßten Beſchlüſſe, nach denen zwar das am meiſten beſtrittene Wort der ſtrengen alexandriniſchen Partei: Weſenseinheit, Homouſie angenommen, aber in Folge der Einwirkungen des paläſtiniſchen Biſchofs Euſebius von Cäſarea [2]) mit Beſtimmungen begleitet worden war, welche eine Auslegung auch nach der anderen Seite hin zuließen [3]). Es iſt zwar ohne Zweifel erdichtet, wenn ein ſpäterer Kirchenſchriftſteller, Philoſtorgius, behauptet, man habe die Wörter Homouſie, Weſenseinheit, und Homöuſie, Weſensgleichheit, ab-

1) Bei dieſem Vorhaben muß ich ablehnen, von unmittelbarer Offenbarung zu ſprechen, wie es in dem vor Kurzem erſchienenen Werke Broglie's, L'Eglise et l'empire Romain au IV. siècle in den Éclaircissements zum zweiten Bande ausführlich und eingehend, mit Salbung zugleich und Eleganz, aber nicht ohne lebhafte Parteinahme geſchehen iſt.

2) Die Formel des Euſebius findet ſich in deſſen Schreiben an die Mitglieder ſeiner Parochie bei Sokrates I, 8 p. 23 (p. 70 D. Migne).

3) Aus dem Schreiben des Athanaſius über das Concil ergiebt ſich, daß man über den Begriff der unwandelbaren Aehnlichkeit des Sohnes mit dem Vater einig war; um aber jeden Mißbrauch dieſer Anſicht nach der arianiſchen Seite hin abzuſchneiden, hat man das Wort ὁμοούσιος d. i. desſelben Weſens vorgezogen. Er entſchuldigt den Ausdruck, der nicht ſchriftgemäß war; die Liſt der Arianer habe dazu genöthigt, ihn anzunehmen, ἐπιστολή, ὅτι ἡ ἐν Νικαίᾳ σύνοδος ἐωρακυῖα τὴν πανουργίαν τῶν περὶ Εὐσέβιον, ἐξέθετο πρεπόντως καὶ εὐσεβῶς κατὰ τῆς Ἀρειανῆς αἱρέσεως τὰ ὁρισθέντα (p. 178 c. 21 = I. p. 454 A. Migne): δηλοῖ πᾶσίν εἶσι μάτην καὶ περὶ ἐκείνων λέγοντες, καὶ μόνον ἀφορμὰς ἑαυτοῖς εἰς ἀσέβειαν ἐπινοοῦντες. ἡ μὲν οὖν πρόφασις τῶν τοιούτων λέξεων αὕτη

sichtlich verwechselt[1]), — aber unleugbar ist es, daß die von Eusebius vorgeschlagene Formel Sätze enthält, die dem Begriffe der Wesensgleichheit mehr entsprechen, als dem der Wesenseinheit. Dieses letztere Wort wurde dennoch adoptirt, aber auch die Bestimmungen blieben, welche eine leichte Abweichung von demselben in sich schlossen und auch von solchen angenommen werden konnten, die an sich der Wesenseinheit abgeneigt waren.

Von hohem Werth war eine Vereinbarung dieser Art für den noch in vollem Gange befindlichen Kampf des Christenthums mit dem Hellenismus. Man kann nicht verkennen, daß der eine und der andere Begriff dem Hellenismus entgegenlief. Wenn überhaupt den herkömmlichen Vorstellungen von der Macht der Götter ein positiver Widerstand entgegengesetzt werden sollte, so war der Begriff des Monotheismus, den ja auch viele hellenische Philosophen anerkannten, dazu noch nicht genügend. Es war nothwendig, der christlichen Idee eine Consistenz zu geben, durch welche jede anderweit höhere Einwirkung ausgeschlossen wurde; Christus also selbst als der Ausdruck der höchsten Gottheit erschien. Darüber aber waren nun verschiedene Meinungen möglich. Die Wesenseinheit, welche gerade dieser Nothwendigkeit am besten entsprach, war doch in den heiligen Schriften nicht wörtlich ausgedrückt, sie hatte sogar für die Anbeter des Einen Gottes etwas Abstoßendes. Und es lag sehr in der Natur der Dinge, daß eine Partei sich bildete, die mehr eine Gleichheit als eine Einheit zwischen dem Vater und dem Sohne annahm.

---

1) I, c. 9.

Wenn man ſich in die Reliquien dieſer Zeiten, die freilich von der einen Seite ſehr reichlich, von der anderen ſehr ſparſam vorhanden ſind, vertieft, ſo erſcheint es als der Hauptunterſchied, daß Athanaſius von dem Begriff des Logos ausging, den er freudig und beredt in ſeinen Schriften entwickelt; Arius dagegen von dem Begriff des Sohnes Gottes; dieſe Begriffe aber fallen inſofern nicht ganz zuſammen, als der Sohn der vollkommenen Identität mit dem Gottvater nicht theilhaftig gedacht wurde, da der Ausdruck vielmehr einen Anfang vorausſetzt. Arius behauptet, daß Athanaſius zwei einander ebenbürtige Principien in der Gottheit annehme, Athanaſius, daß Arius die Gottheit des Sohnes nicht vollkommen anerkenne. Athanaſius lebt und webt in theoſophiſchen Anſchauungen; Arius giebt anthropomorphiſtiſchen Anſichten Raum. In einem Briefe, den wir von ihm übrig haben, bezeichnet er als den Grund ſeiner Verfolgung die Lehre: der Sohn habe einen Anfang, Gott dagegen ſei ohne Anfang [1]).

Mit großer Entſchloſſenheit ſetzte er ſich den Beſchlüſſen des Concils entgegen, durch welche ſeine Lehre beſeitigt werden ſollte. Er wurde damals von Conſtantin mit den beiden Biſchöfen, die ihm anhingen, ins Exil geſchickt. Seine Perſon wurde geſchont, ſeine Schriften ſollten verbrannt werden. Aber Conſtantins Grundſatz war es nun einmal, nicht bis

1) In dem Schreiben des Arius an Euſebius von Nicomedien bei Epiphanius *κατὰ αἱρέσεων* 69 VI, p. 731 und Theodoret H. eccles. I, c. 5 (4) giebt er als die Meinung ſeiner Gegner an: *ἀεὶ Θεὸς, ἀεὶ Υἱός· ἅμα Πατὴρ, ἅμα Υἱός· συνυπάρχει ὁ Υἱὸς ἀγεννήτως τῷ Θεῷ.* — Er ſelbſt definirt ſeine Anſicht dahin: *Ὅτι ὁ Υἱὸς οὐκ ἔστιν ἀγέννητος, οὐδὲ μέρος ἀγεννήτου . . ἀλλ' ὅτι θελήματι καὶ βουλῇ ὑπέστη πρὸ χρόνων καὶ πρὸ αἰώνων . . . . . διωκόμεθα, ὅτι εἴπαμεν, ἀρχὴν ἔχει ὁ υἱός.*

zu dem Aeußerſten fortzugehen, — wie in der Bekämpfung des Heidenthums, ſo in dem inneren Streit der Chriſten. Nach einiger Zeit erhielt Arius auf die Vorſtellung, daß er die Dinge gar nicht behaupte, die man ihm Schuld gebe, die Erlaubniß nach Conſtantinopel zu kommen, woſelbſt er ein Glaubensbekenntniß ablegte, das als rechtgläubig betrachtet werden konnte, obwohl das Wort von der Weſenseinheit ſich darin nicht findet [1]). Der Kaiſer ſetzte ihn wieder in ſeine Stelle ein und gewährte auch Anderen, die ihm befreundet und gleichgeſinnt waren, ſeine Gnade, ſodaß jene dritte vermittelnde Partei, die in Nicäa zurückgedrängt worden war, wieder emporkam. Dem aber widerſetzte ſich der indeß in Alexandrien zum Biſchof erhobene Athanaſius [2]), in deſſen Schriften man Tiefe der Conception und Schärfe der Beweisführung bewundert, und der damit die größte moraliſche Entſchiedenheit verband, — eine erhabene Geſtalt in der Dogmengeſchichte; ein geborener Parteiführer nicht ohne Leidenſchaft, der jedoch nie ein ſolcher zu ſein glaubte: denn nur die göttliche Wahrheit meinte er zu bekennen, auf der Welt und Religion beruhe und die der Sinn der ewigen Offenbarung ſei. Durch die Strenge, mit welcher er über dem Bekenntniß der Homouſie hielt, brachte er Aegypten und den ganzen Orient in Bewegung [3]). Denn von Nachgiebigkeit gegen die kirchlichen

1) Es findet ſich bei Sokrates I, c. 26.

2) Athanaſius wurde nach dem Tode des Biſchofs Alexander am 8. Juni 328 zum Biſchof geweiht (Larſow, Die Feſtbriefe des heiligen Athanaſius S. 26 N. 2).

3) Schleiermacher ſchreibt dem Athanaſius nicht eben Dialektik zu, aber einen inſtinctartigen, richtigen Sinn. „Denn eine dem inneren Glauben entſprechende Theorie läßt ſich eher aus ſeiner, als aus Arius Theorie entwickeln". Sämmtliche Werke XI. p. 258.

Würdenträger war bei ihm so wenig die Rede, wie in der alexandrinischen Kirche selbst. Die ganze Partei, welche wir als die homöousische bezeichnen können, die mit Arius in Frieden getreten war und denselben wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen hatte, sah in Athanasius ihren gefährlichsten Feind. Man brachte mancherlei Vergehungen zur Sprache, die er begangen habe und forderte ihn dreimal vor orientalische Synoden. Einmal vermied er zu erscheinen [1]); ein ander Mal hielt er die Vorwürfe, die man ihm machte, mit stolzer Unnachgiebigkeit aus. In dieser und einer folgenden wurde die Amtsentsetzung über ihn ausgesprochen [2]), was jedoch keine besondere Wirkung hatte. Und der Kaiser Constantin, an den er sich wandte, mochte ihn nicht verurtheilen, da das Meiste, was man ihm vorwarf, unerwiesen blieb. Da trat man aber mit einer Anklage gegen ihn auf, welche bei einem römischen Kaiser den größten Anstoß erregen mußte. Constantinopel war jetzt, wie ehedem Rom, von der Zufuhr ägyptischen Getreides abhängig. Athanasius wurde beschuldigt, er habe sich für mächtig genug erklärt, um die Ausfuhr von Alexandrien nach Constantinopel zu verhindern. Das glaubte der Kaiser. Es war die empfindlichste Drohung, die ihm geschehen konnte, und unerträglich war es ihm, daß es einen Mann gab, der sich zutraute, sie auszusprechen [3]). Da nun die Wogen

1) Auf der Synode zu Cäsarea 334.

2) Auf den Synoden zu Tyrus und zu Jerusalem 335.

3) *διαβάλλουσιν Ἀθανάσιον περὶ σίτου καὶ πλοίων ἐποχῆς, ὡς Ἀθανασίου ἐπαγγειλαμένου δύνασθαι κωλύειν τὴν ἀπὸ Ἀλεξανδρείας εἰς Κωνσταντινούπολιν τοῦ σίτου μετακομιδήν.* Athanasius erklärte das für eine Verleumdung; wie vermöchte ein Privatmann, der arm sei, derartiges; aber Eusebius versicherte, daß Athanasius reich, viel vermögend und zu Allem fähig sei (*πλούσιον καὶ δυνατὸν καὶ ἱκανὸν πρὸς πάντα*).

der Bewegung in Alexandrien so hoch gingen, daß Athanasius selbst das Schlimmste zu befürchten hatte, so faßte der Kaiser den Entschluß, ihn auf eine Zeitlang nach Gallien an den Hof seines in Trier residirenden ältesten Sohnes Constantin zu verweisen[1]), — ein Akt, der für die Kirche und das Reich — man möchte sagen, verhängnißvoll geworden ist. Der unbeugsame Hierarch wurde von dem Orient in den Occident verwiesen. Er hat sich drittehalb Jahre lang in Trier aufgehalten; es ist undenkbar, daß er hier unthätig gewesen sei. Von dem regierenden Kaiser zurückgestoßen, wandte er sich an die heranwachsende Generation. Unter den occidentalischen Bischöfen mußte der Mann, der in Nicäa so viel zur Entscheidung der wichtigsten Glaubensfragen beigetragen hatte, durch seine persönliche Gegenwart und sein Gespräch einen unwiderstehlichen Eindruck machen. Eben in Gallien schlug seine Doctrin so tiefe Wurzel, daß diese Provinz eine der vornehmsten Burgen derselben geworden ist. Man hat immer behauptet, daß sein propagandistischer Eifer auch

Schreiben der Synode zu Alexandria vom Jahre 339/40 (Hefele, Conciliengeschichte I² S. 490 N. 2) bei Athanasius ἀπολογητικὸς κατὰ Ἀρειανῶν) c. 9 p. 104 = p. 266 A. Migne.

1) Diese Motivirung für die Verweisung des Athanasius findet sich in dem Schreiben des jüngeren Constantin (bei Athanasius, apol. contr. Arian. c. 87 p. 160 und hist. Arian. ad monach. c. 8 p. 276: πρὸς καιρὸν εἰς τὰς Γαλλίας ἀπεστάλθαι, ἵνα μὴ ἄρα διὰ τῆς τῶν φαύλων διαστροφῆς ἀνήκεστα ὑποστῇ). Athanasius selbst versichert in der Schrift hist. Arian. ad monachos c. 50 p. 296, daß er von Constantin nur für bestimmte Zeit und in der Absicht, ihn den Verfolgungen seiner Gegner zu entziehen, nach Gallien geschickt worden sei. — Am 27. October (2. Athyr) war Athanasius in Constantinopel angelangt, am 6. November (10. Athyr) 335 verließ er die Stadt, um sich nach Gallien zu begeben. Die Tage entnimmt man dem Chronikon, das der von William Cureton aufgefundenen syrischen Uebersetzung der Festbriefe des Athanasius vorausgeht; das Jahr ist in demselben jedoch unrichtig angegeben.

auf Britannien eingewirkt habe. Im Orient waren während seiner Verbannung seine Gegner besonders thätig. Eusebius von Nicomedien drang in Alexander, Bischof von Constantinopel, die Aufnahme des Arius in die Kirchengemeinschaft zu vollziehen. Man sah Arius durch die Straßen des neuen Rom mit einem Gefolge von Anhängern prächtig einhergehen. In diesem Augenblicke aber wurde Arius, indem er bei Seite ging, von einem plötzlichen Unfall betroffen, dem er erlag [1]). Die Athanasianer sahen darin eine göttliche Entscheidung: denn um eine solche habe der Bischof von Constantinopel in der Bedrängniß seiner Seele gebetet. Im Jahre darauf starb der Kaiser. Der jüngere Constantin hielt sich für berechtigt, Athanasius nach Aegypten zurückgehen zu lassen, mit einem Schreiben, in welchem er demselben großes Lob spendet und sich selbst als den Mitbruder der alexandrinischen Gemeinde bezeichnet [2]).

---

1) 336 u. Ä.

2) Das Schreiben des Constantin ist aus Trier vom 17. Juni datirt und gehört in das Jahr 338, da Athanasius nach Theodoret II c. 1 zwei Jahre vier Monate in der Verbannung zu Trier sich aufgehalten hat und nach dem Chronikon (Larsow, Die Festbriefe des heiligen Athanasius, S. 29) am 27. Athyr d. i. 23. November 338 nach Alexandrien zurückgekehrt ist. Wenn Athanasius in der hist. Arian. ad. monach. c. 8, p. 276 behauptet, die beiden Brüder seien darin mit Constantin einverstanden gewesen (bei Epiphanius *κατὰ αἱρέσεων* 68 c. 10, p. 725 heißt es: *ἀποστέλλεται ἐκ τῶν δύο βασιλέων* — Constantin und Constanz — *μετὰ τὴν τοῦ μεγάλου Κωνσταντίνου τελευτὴν, Κωνσταντίου συνευδοκοῦντος*); die Zurückberufung der verbannten Kleriker sei eine allgemeine, von den drei Augusti unter sich vereinbarte Maßregel gewesen, was sich auch bei Philostorgius findet (II. c. 18 *τελευτήσαντος τοῦ μεγάλου Κωνσταντίνου καὶ τῶνδε πανταχόθι μεθορίαις ταλαιπωρουμένων ἄδειαν ἀνακλήσεως εἰλητόων*), so kann das doch nur mit Vorbehalt der Einwilligung der Bischöfe in der Wiederherstellung geschehen sein; diese aber erfolgte für Athanasius dann nicht.

Ob Conſtantius, der den Oſten regierte, durch dieſe Einwirkung des Bruders von Trier her ſich nicht ſeinerſeits verletzt fühlte, ſteht dahin; die Gegner des Athanaſius, die an ſeinem Hofe Alles vermochten, ſtellten ihm die Rückkehr deſſelben als eine Eigenmächtigkeit dar: er ſei zurückgekommen ohne Einſtimmung der Biſchöfe [1]). Es war eine Schwierigkeit, die auch daher entſprang, daß Conſtantin der Große eigentlich damals keinen Nachfolger hatte, deſſen Herrſchaft das ganze Reich umfaßt hätte. Der Herrſcher Galliens ſchickte den Athanaſius, ohne die Einwilligung der Biſchöfe und ſeines Bruders nach Alexandrien zurück. Ueberhaupt ſcheint der älteſte Sohn Conſtantins des Großen eine allgemeine Autorität in Anſpruch genommen zu haben, wodurch ſich auch erklären würde, daß er in das Gebiet des Conſtans einfiel, wobei er umkam. Wie dem auch ſei, es gab im Orient einen Beweggrund, dem Athanaſius entgegenzutreten. Auch in Alexandrien ſtieß er auf Widerſpruch. Eine neue Synode in Antiochien erkannte ihn gar nicht an; die Akten derſelben ſind von Gregorius unterſchrieben, der an Stelle des Athanaſius gewählt worden war. Gregorius wurde mit bewaffneter Hand in Alexandrien eingeführt [2]).

---

1) Sokrates II c. 3 (p. 190. C. Migne): *διαβάλλειν αὐτὸν βασιλεῖ ὅτι μὴ κρίναντος τοῦ κοινοῦ συνεδρίου τῶν ἐπισκόπων, ἑαυτῷ ἐπιτρέψας τὴν ἐκκλησίαν κατελάμβανεν;* der Arianer Philoſtorgius berichtet über das Verhalten des Athanaſius nach ſeiner Rückkehr: *εὐθὺς ἀπὸ τῆς νεὼς εἰς ἐκκλησίαν χωρῆσαι καὶ τὸν θρόνον ἀναλαβεῖν, μηδένα λόγον τῶν ἀποκηρυξάντων πεποιηκότα.*

2) Nach dem Chronikon (Larſow S. 30), entfloh Athanaſius am 23. Phamenoth d. i. 19. März 339 aus Alexandrien; der Einzug des Gregorius fand vier Tage ſpäter ſtatt. Es geſchah, wie man aus der *ἐπιστολὴ ἐγκυκλική* des Athanaſius (c. 30 p. 90 = p. 227 C. M.) entnimmt, in der Oſterzeit. Hefele, Conciliengeſchichte I² S. 495 ff. nimmt, auf die Angabe

Athanasius mußte aufs Neue entfliehen. Wohin aber konnte er sich wenden! Er wußte wohl, daß der Occident für ihn war, — nicht allein die Bischöfe und das Volk, bei denen seine Auffassung, einfacher und tiefer, größeren Eingang fand, als die von dem Geiste der griechischen Dialektik durchdrungene Ansicht des Arius. Vor Allem aber: der römische Stuhl erklärte sich für ihn. Auch die Gegner hatten sich an den römischen Bischof Felix gewendet, und dieser hatte dann ein Provinzialconcilium in Rom versammelt, welches sich für Athanasius aussprach. Die große dogmatische Zwistigkeit gewann hierdurch noch ein anderes kirchliches Interesse. Auf der einen Seite standen die orientalischen Führer, durch welche Athanasius verurtheilt und verbannt worden war, auf der andern die Occidentalen, die seiner Lehre anhingen und seine Wiedereinsetzung in das Patriarchat von Alexandrien forderten. Welches Recht hatten nun die Occidentalen, in die Beschlüsse orientalischer Synoden einzugreifen. Wollte man einen Anfang der allgemeinen Autorität, die der römische Stuhl nachher erworben hat, angeben, so würde man von diesem Moment ausgehen müssen. Denn Alles lag daran, ob das Ansehen des römischen Bischofs sich in streitigen Fragen auch über den Orient erstrecke. Indem der römische Stuhl sich für Athanasius erklärte, verband sich der Anspruch einer die beiden Reichshälften umfassenden kirchlichen Autorität mit der Annahme der Satzungen des nicäischen Concils, wie sie vorlagen. Im Occident hielt man

der von Maffei herausgegebenen Historia acephala sich stützend, das Jahr 340 an. Als unzweifelhaft ergiebt sich aus den Festbriefen des Athanasius, daß derselbe zu Anfang des Jahres 341 sich bereits in Rom aufhielt; die Synode von Antiochia fällt aber erst in den Sommer 341.

es für nothwendig, ein allgemeines Concil zu berufen, in welchem die obschwebenden Fragen entschieden werden könnten. Es erhellt nicht, ob es der römische Bischof war, der diese Forderung erhob; aber dahin ging das einmüthige Verlangen der occidentalischen Bischöfe [1]; und diese rissen dann den jungen Constans, der zur Zeit im Occident die imperatorische Macht ausübte, mit sich fort, — nicht ohne den persönlichen Einfluß des Athanasius. Was Constans verlangte, gab Constantius nach; ein allgemeines Concil wurde nach Sardika berufen. Sardika war die Metropole von Dacia mediterranea [1], das zu Illyrikum gerechnet wurde, also zu dem Gebiet des Constans, nahe den Grenzen von Thracien, welches zu dem Gebiete des Constantius gehörte. Hier nun versammelte sich das Concil zu Ende des Jahres 343 [2]. Doch trug es, wie einst das nicäische, den momentanen Anlaß seiner Zusammensetzung deutlich zur Schau. Die Mehrzahl bildeten die occidentalischen Bischöfe [3]. Sie traten nicht allein in den dogmatischen Satzungen, sondern in kirchlicher Beziehung dem

1) In den Akten der Synode werden zwei Provinzen Dacia: Dacia und Dacia ripensis nebst Dardania angeführt; das eine Dacien erscheint noch ohne nähere Bezeichnung.

2) Aus dem neunzehnten Osterbriefe des Athanasius, der spätestens im Februar 347 abgefaßt ist, ergiebt sich, daß Athanasius zu Anfang des Jahres 347 wieder in Alexandrien war (in der Uebersetzung bei Larsow S. 149 heißt es: „Gott hat uns aus der Ferne gleichsam von den Enden der Erde herbeigeholt und mit Euch wiederum vereinigt"); da er erst zwei Jahre nach der Synode von Sardika dahin gekommen ist, so kann die Synode nicht später, als im Jahre 344 zusammengetreten sein. Das syrische Chronikon setzt sie in das Jahr 343 (Larsow S. 31 N. 1).

3) Man nimmt an, daß die Angabe des Sokrates und Sozomenos, zu Sardika seien gegen 300 Occidentalen versammelt gewesen, auf dem Mißverständniß einer Stelle des Athanasius beruhe, und berechnet nach den vorliegenden Berichten die Zahl der Occidentalen auf 94, die der Orientalen auf 76.

Athanasius bei. Der aus ähnlichen Gründen verjagte Bischof Paulus von Constantinopel forderte mit Athanasius zugleich seine Wiederherstellung; und dieser Meinung waren die Occidentalen überhaupt; sie begrüßten Athanasius ohne alle Rücksicht auf die im Orient gegen ihn gefaßten Beschlüsse, als ihren Bruder. Daran nun nahmen die Orientalen, die dann eintrafen, soviel Anstoß, daß es zwischen den beiden Parteien gar nicht zu einer mündlichen Verhandlung gekommen ist. Die Orientalen zogen sich nach Philippopel, der Hauptstadt der Provinz Thracien, zurück, sodaß beide Parteien dort, wie in Sardika selbst, nur schriftlich mit einander verhandeln konnten. Wie schwer es sein würde, die beiden Reichstheile zu vereinigen, trat gleich bei dieser ersten Versammlung nach Nicäa hervor. Die Occidentalen bestanden auf den Rechten eines ökumenischen Concils und forderten die Herstellung der im Orient verjagten Bischöfe auf ihre Sitze; dem aber stellten sich die Orientalen entgegen. Sie bemerkten, es sei allezeit des Herkommens gewesen, daß der Occident sich den im Orient gefaßten Beschlüssen gefügt habe, sowie hinwiederum der Orient den Dekreten der occidentalischen Synoden. Für das Eine, wie für das Andere führten sie Präcedenzfälle an.

Hiemit aber waren die Occidentalen nicht zufrieden. Und eine innere Schwierigkeit hatte es allerdings, den Provinzialsynoden die Entscheidung über die Orthodoxie eines ihrer Mitbrüder, dessen bischöfliche Existenz davon abhing, zu überlassen. Sie kamen darauf, und zwar mit Beziehung auf die Prärogative, die dem römischen Stuhle von dem heiligen Petrus her überkommen sei, die hier zuerst in einer wichtigen Verhandlung ernstlich betont wird, daß der in der Provinz

Verurtheilte, wenn er eine gute Sache zu haben glaube, ſich an den römiſchen Biſchof wenden könne, der dann einen neuen Gerichtshof einſetzen ſolle [1]). Ein anderer Canon verfügt, wenn ein in der Provinz zur Abſetzung verurtheilter Biſchof erkläre, ſeine Sache in Rom führen zu wollen, ſo ſolle ihm kein Nachfolger gegeben werden, bis ein Urtheil des römiſchen Stuhles ergangen ſei [2]). Man ſieht leicht, von welcher Tragweite dieſe Canones für die Autorität des römiſchen Stuhles ſind: wenn ein ökumeniſches Concil, welches das Geſammturtheil der Kirche ausgeſprochen hätte, faktiſch nicht zu Stande kam; ſo wurde das Urtheil des römiſchen Stuhles als die allgemein gültige Entſcheidung anerkannt, in welchem ſich alſo mit einem Mal die kirchliche Einheit aller Provinzen repräſentirt.

Von den Biſchöfen gedrängt, machte es Conſtans ſeinem Bruder Conſtantius zur Bedingung des zwiſchen ihnen beſtehenden Friedens, daß die verjagten Biſchöfe wirklich in ihre Diöceſen wiederhergeſtellt würden. Es ſchien, als hänge der innere Friede des Reiches von dieſer Sache ab. Selbſt die orientaliſchen Biſchöfe gaben dem Conſtantius zu erkennen, daß die Nachgiebigkeit in dieſem Punkte nützlicher ſei, als die Fortſetzung des Haders. Athanaſius kehrte nun nach

1) Canon 3: quod si aliquis episcoporum judicatus fuerit in aliqua causa, et putat, se bonam causam habere, ut iterum concilium renovetur, si vobis placet, sancti Petri apostoli memoriam honoremus, ut scribatur ab his, qui causam examinarunt, Julio Romano episcopo, et si judicaverit renovandum esse judicium renovetur et det judices.

2) Canon 4: ut cum aliquis episcoporum depositus fuerit episcoporum judicio qui in vicinis locis commorantur, et proclamaverit, agendum sibi negotium in urbe Roma, alter episcopus in ejus cathedra post appellationem ejus, qui videtur esse depositus, omnino non ordinetur nisi causa fuerit in judicio episcopi Romani determinata.

Aegypten zurück mit verdoppelter Autorität, da er den gesammten Occident auf seiner Seite hatte [1]). Kaiser Constantius hat ihm das nie vergeben. Schon im Privatleben empfindet man Nichts schwerer, als zu einer Handlung, die man nicht will, durch fremden Einfluß genöthigt zu werden. Einem Fürsten, den sein ganzes Selbstgefühl auf den Gebrauch seiner Macht, wie er es für gut hält, anweist, kann Nichts unerträglicher sein. Und sagen wir es gerade heraus, auch die kirchliche Autorität ist eine Macht; diese trat jetzt der kaiserlichen Macht selbst entgegen. Constantius betrachtete Athanasius als einen Rebellen, vor dessen Einwirkung er benachbarte Fürsten, wie die Herrscher der Axumiten nachdrücklich gewarnt hat; denn die Anwesenheit eines solchen in ihrem Lande würde ihnen zum Verderben gereichen [2]); er hielt dafür, daß nur Athanasius seinen Bruder zu den Schritten bewogen habe, die zu einem inneren Kriege hätten führen können. In diesem Zustand der Dinge wurde Constans von der Empörung des Magnentius betroffen und vernichtet. Daß Athanasius oder auch nur seine Partei damit etwas zu schaffen gehabt hätten, davon läßt sich keine Spur entdecken. Aber das Uebergewicht, welches Magnentius über alle occidentalischen Provinzen erlangte, und die Gefahr, in welche Constantius selbst dabei gerieth, hatten doch auch auf die Stellung des Athanasius eine starke Rückwirkung. Als

1) Im Jahre 347, sein Einzug in Alexandrien fand am 24. Paophi statt = 21. October.

2) *μὴ διαφθείρῃ τοὺς παρ' ὑμῖν, μὴ μόνον τὰς ἐκκλησίας συγχέων καὶ θορυβῶν, ἀλλὰ καὶ τοῖς κατὰ τὸ ἔθνος ἐκ τούτων ἀνατροπὴν καὶ ἀνάστασιν παντελῆ προξενῶν.* Schreiben des Constantius in der Schrift des Athanasius *πρὸς τὸν βασιλέα Κωνστάντιον ἀπολογία* (c. 31 p. 250 = p. 687 A. M.).

der vornehmste Opponent des Constantius wurde er von Magnentius um ein Einverständniß angegangen, welches leicht veranlassen konnte, daß auch Libyen und Aegypten auf die Seite des Magnentius getreten wären. Man hat es dem Athanasius in dieser Zeit selbst zum Vorwurf gemacht, er habe von Magnentius Botschaften empfangen und demselben auf Briefe geantwortet. Athanasius hat das Letzte in Abrede gestellt, nicht das Erste[1]); die Botschafter des Magnentius habe er gut aufgenommen, weil es seine Freunde von der Zeit seines Exils in Gallien her gewesen seien: es waren, wie man schon damals sagte, Katholische, d. h. in Beziehung auf die Kirchensatzungen Anhänger des Athanasius. Constantius sah jetzt in dem großen Kirchenoberhaupte seinen geschworenen Feind; er hat gesagt, er habe noch mehr gewünscht, des Athanasius Meister zu werden, als des Magnentius selbst.

So hatte denn das Unternehmen des Constantius im Jahre 350 nicht allein einen politischen, sondern auch einen kirchlichen Zweck. Er erließ den Befehl, Athanasius mit dem Tode zu bestrafen, wo man ihn auch finde[2]). Aber damit

---

1) Athanasius in der apol. ad Const. c. 8 ff. p. 237 ff. Wie viel dem Constantius daran lag, Athanasius damals von jedem feindseligen Schritt fernzuhalten, zeigt sein a. a. O. c. 22 mitgetheiltes Schreiben, so wie, was derselbe in der Hist. Arian. ad mon. c. 51 berichtet.

2) Sokrates I, 26: *κελεῦσαι ἀναιρεθῆναι αὐτὸν ἔνθα ἂν εὑρίσκοιτο.* Auch von Athanasius wird das angedeutet; mit Sicherheit ergiebt es sich aus dem Schreiben des Constantius an die Alexandriner (bei Athanasius apol. ad Constantium c. 30, p. 249). Es heißt darin mit Beziehung auf Athanasius Flucht: *ὡς ἔστι γε καὶ ὑπὲρ τῶν βαρβάρων ὑφελέσθαι, μή τινας αὐτῶν δυσσεβεῖν ἀναπείσῃ;* und später: *Ἀθανάσιον γῆν πρὸ γῆς ἀπεληλᾶσθαι, ὥς ποτε ἂν ἐκεῖνος τὴν ἀξίαν ἐκτίσειε, καὶ εἰ δέκατόν τις τοῦ ζῆν προσαφέληται*, vergl. c. 32.

überschritt er doch wieder die Grenze seiner Macht; oder vielmehr die Bestimmung dieser Grenze trat in Frage. Nach dem Siege über Magnentius war der Kaiser mächtig genug, um auf einem Concilium, das er nach Arles berief, seine Intention durchzusetzen [1]). Aber dies Concilium wurde gleich in Gallien nicht anerkannt. In dieser Provinz lebte einer der kräftigsten Gegner der kirchlichen Absichten des Kaisers, Hilarius von Poitiers, ein Mann, der von dem Heidenthum abgewichen war, weil er in der Philosophie und den Doctrinen der gräco-römischen Schulen keine Befriedigung fand. Mit vollem Bewußtsein hatte er sich dem athanasischen Bekenntniß angeschlossen, welches seinem zweifelnden Gemüthe allein Beruhigung verschaffte. Diese Richtung waltete unter den gallischen Bischöfen vor; sie haben überhaupt den Bischof Saturninus, der die Synode im Sinne des Kaisers geleitet hatte, aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Und da auch der Nachfolger des Felix [2]), der römische Bischof Liberius, an dessen Meinung festhielt [3]); so blieb dem Kaiser nichts anderes übrig, als wie dieser bereits gefordert hatte, ein allgemeines Concilium nach Mailand, wo er damals Hof hielt, zu berufen [4]). Die Frage, die es galt, war nicht ganz einfach. Schon in Arles war die persönliche Angelegenheit von der dogmatischen getrennt worden; man war nur über die Priorität der Berathung streitig gewesen. Die

1) 353. — Constantius hielt sich vom October 353 (Ammian XIV, 5, 1.) bis zum Frühjahr 354 in Arelate auf (ebd. c. 10, 1).

2) Er hatte den bischöflichen Stuhl vom 6. Februar 337 bis 12. April 352 inne. Liberius folgte am 22. Mai d. J.

3) Schreiben des Liberius an den Kaiser in Hilarii Frgta. V, p. 671.

4) 355 n. Ä.

Anhänger des Athanasius hatten vor Allem die Doctrin sichern wollen, ehe über die Person gesprochen werde. Aber der Kaiser meinte, wenn durch die Annahme des homousiastischen Bekenntnisses die Autorität des Athanasius erneuert sei, so werde es ihm unmöglich werden, mit den andern Anklagen, die er gegen denselben im Sinne hatte, durchzudringen. — Die Sache des Dogmas und die persönlichen Angelegenheiten des Athanasius waren so enge verbunden, daß sich eine Sonderung schwerlich durchführen ließ. Wenn der Kaiser nun aber in Arles vermieden hatte, der Bekenntnißfrage die Priorität zuzugestehen, so wartete der in Mailand versammelte Episcopat ein solches Zugeständniß nicht ab; er begann damit das homousiastische Bekenntniß ohne Weiteres einmüthig zu unterschreiben. Der Kaiser konnte dagegen nichts thun; dennoch machte er den Versuch, seine Anklage des Athanasius mit Beistimmung der Bischöfe ins Werk zu setzen, die er zu diesem Zwecke nach dem kaiserlichen Palaste beschied.

Vor dem Kaiser wurden Rede und Antwort gewechselt, und da die Freunde des Athanasius die Rechtsbeständigkeit der gegen denselben vorgebrachten Beschuldigungen in Zweifel zogen, so erklärte der Kaiser: er selbst stehe für die Wahrheit derselben ein[2]). In aller Form sprach er dann das Verdammungsurtheil über Athanasius aus, der sein persönlicher Feind sei und alle Schonung verwirkt habe. Er rief aber da-

1) Sulpicius Severus Chron. II, c. 39, 2: a nostris petebatur, ut priusquam in Athanasium subscribere se cogerentur, de fide potius disceptarent.

2) Nach Athanasius (Hist. Arian. ad mon. c. 76 p. 308, p. 785 B. Migne) sagte Constantius: *ἐγὼ κατήγορός εἰμι νῦν Ἀθανασίου, δι' ἐμὲ πιστεύσατε οἷς ἐὰν λέγουσιν οὗτοι.*

mit einen Widerspruch hervor, auf den er doch wahrscheinlich nicht gefaßt war. Man hat ihm gesagt: zur Durchführung seiner Feindseligkeit dürfe er sich der Bischöfe nicht bedienen; ein kirchlicher Würdenträger dürfe nur nach kirchlichem Herkommen gerichtet werden; dazu gehöre aber vor allen Dingen dessen persönliche Verantwortung. Ein neuer Moment, wenn ich nicht irre, für die Entwicklung der großen Angelegenheiten. Das altrömische Kaiserthum beruhte vor Allem auf einer oberst-richterlichen Autorität. Dem setzte man nun zwar nicht eine principielle Verwerfung dieses Rechtes entgegen, aber man wollte es an ein Rechtsverfahren, wie es der Verfassung der Kirche entsprechend sei, geknüpft wissen; der Unumschränktheit der weltlichen Gewalt stellte sich eine kirchliche Opposition entgegen. Was Constantin vereinigt hatte, trat unter Constantius auseinander. Man besitzt eine in der Hauptsache unleugbar authentische Aufzeichnung über ein Gespräch zwischen dem Kaiser, von dem alle folgenden ihren Titel genommen haben, und dem römischen Bischof, dem Vorgänger der späteren Päpste [1]). Danach fordert der Kaiser den Bischof auf, sich von Athanasius, der auf früheren Synoden für schuldig erklärt worden sei, loszusagen; er bezeichnet ihn als einen Mann von gar nicht auszusprechender Ruchlosigkeit. Liberius verwirft dagegen die bereits ergangenen partiellen Urtheilssprüche: denn sie seien nur unter dem Eindruck der kaiserlichen Autorität und aus Furcht vor ihr erfolgt. Niemals sei Athanasius verhört; die Urtheile über ihn seien erst dann gefällt worden, wenn er nicht mehr anwesend gewesen sei. Der römische Bischof verlangte

1) Bei Theodoret II c. 16.

die Berufung eines neuen kirchlichen Gerichtshofes, der in Alexandrien selbst stattfinden und zu welchem der Kaiser alle bereits mit dem Exil belegten Bischöfe einberufen solle. Dem Urtheile eines solchen Gerichtshofes sich zu unterwerfen, erklärt er sich sehr bereit. Der Kaiser bemerkt: er werde doch nicht den öffentlichen Frieden stören wollen; Athanasius spotte der Gerechtigkeit schon allzulange. Darauf entgegnet Liberius: es würde heißen, den Frieden brechen, wenn man einen Mann verdamme, der vielleicht unschuldig sei. Jedermann werde glauben, er werde dem Privathaß aufgeopfert.

Man sieht wohl: die Idee des kirchlichen Gerichts in freier Zusammensetzung und allgemeiner Uebereinstimmung trat als ein wichtiges Moment der Autorität des Kaisers gegenüber, der auch gar nicht in Abrede stellte, daß er Athanasius wegen jener Verbindung desselben mit Constans hasse. Einer der Anwesenden, der Bischof von Civita Vecchia, machte die ironische Bemerkung: Liberius zeige sich nur deshalb so standhaft, um den römischen Senatoren sagen zu können, daß er den Kaiser im Wortgefechte überwunden habe. Möglich, daß sich das so verhielt; — aber dadurch wird doch das Gewicht der Rede und Gegenrede nicht geschmälert. Der kaiserlichen Allgewalt trat die kirchliche Ueberzeugung unbezwinglich, gleichsam ebenbürtig gegenüber. Liberius ließ sich durch das Versprechen, ihn nach Rom zurückgehen zu lassen, wenn er sich füge, nicht beugen; er unterwarf sich dem Exil, welches über ihn verhängt wurde; denn die Bischöfe von ihren Sitzen verbannen zu können, darin bestand die vornehmste Prärogative der kaiserlichen Machtvollkommenheit.

Der Moment ist, wie angedeutet, von universalhistori-

ſcher Wichtigkeit; in den kaum vereinigten Gewalten ſieht man den Zwieſpalt entſtehen, der die folgenden Jahrhunderte beherrſchen ſollte; das Verhältniß zwiſchen der morgenländiſchen und abendländiſchen Kirche, zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Autorität, Kaiſer und Papſt.

Damals ſtand nicht der Biſchof von Rom, ſondern der Führer der homouſiaſtiſchen Partei, Athanaſius, im Vordergrunde der Gegenſätze. Durch die Einwendungen, die ihm im Abendlande gemacht worden waren, ließ der Kaiſer ſich nicht abhalten, den Dekreten der orientaliſchen Synoden gemäß die äußerſte Strafe über Athanaſius zu verhängen. Der Dux Syrianus wurde beauftragt, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen. Athanaſius, der mit der feſten Zuverſicht, nur das Rechte und Gottgefällige gethan zu haben, ſein Bisthum verwaltete, wurde, als er einſt um Mitternacht die Vigilien eines bevorſtehenden Feſtes in der Kirche des Theonas feierte, von der Feindſeligkeit kaiſerlicher Truppen überraſcht [1]). Syrianus ließ die Kirche mit ſeinem wohlgerüſteten Kriegsvolk umgeben; die Kirchthüren wurden mit Gewalt geöffnet; im Tumult, der hierüber entſtand, ſetzte ſich Athanaſius auf ſeinen biſchöflichen Stuhl, nur damit beſchäftigt, die Andacht fortzuſetzen, um nach Beendigung derſelben das Volk nach Hauſe gehen zu laſſen. Aber mit jedem Moment wuchs die Verwirrung an. Doch behielten die ihm befreundeten Kleriker ſoviel Beſinnung, daß ſie ihn nicht in die Hände der kaiſerlichen Truppen fallen ließen; er wurde gerettet, man weiß

1) Am 5. Januar 356 kamen der Dux Syrianus und der Notar Hilarius nach Alexandrien (Hist. aceph. bei Larſow S. 35); in der Nacht vom 8. zum 9. Februar erfolgte das Eindringen in die Kirche.

nicht wie, und war im Stande zu entfliehen [1]). Bald darauf wurde seine Stelle mit einem ergebenen Anhänger des Kaisers besetzt.

Kommen wir aber auf den Gang der allgemeinen kirchlichen Streitigkeiten zurück, so findet sich nicht, daß dem Kaiser auf seiner Reise nach Rom Schwierigkeiten aus seiner Entzweiung mit dem Bischof erwachsen wären. Und als er dann der Pacification Galliens durch Julian die Befestigung der Donaugrenzen hinzugefügt hatte, schritt er, bei seinem Sinne beharrend, im Jahre 357 zu neuen Erörterungen des Kirchenstreites. Er versammelte zu Sirmium eine Anzahl Orientalen und Occidentalen. Unter jenen war der Bischof Marcus von Arethusa, unter diesen Valens von Mursa und Hosius von Corduba, — von denen der letztere nur sehr ungern gekommen war. Man machte hier Entwürfe zur Vereinigung der beiden Parteien, unter denen die sogenannte dritte Formel von Sirmium für die Folgezeit die wichtigste geworden ist.

In dieser Formel nun ist der Ausdruck der Wesenseinheit — das Schlagwort der Athanasianer vermieden; aber eine Wesensähnlichkeit oder vielmehr Wesensgleichheit in allen Dingen, ausgenommen die Geburt, wird darin be-

1) Man entnimmt die Umstände aus der Erzählung des Athanasius selbst (apol. ad Const. c. 21 ff., p. 245 ff. apologia de fuga sua, c. 24, p. 265) und einer dem Präfekten von Aegypten, Maximus, von der katholischen Gemeinde zu Alexandrien übergebenen, bereits am 12. Februar des nämlichen Jahres abgefaßten Aufzeichnung (*διαμαρτύρια δεύτερα*, — bei Migne in den Opera Athanasii I, p. 792.) In der zweiten Schrift erscheint die Gewaltthätigkeit noch größer, als in der ersten: *ὁ ἐπίσκοπος ἑλκόμενος παρ' ὀλίγον διεσπάσθη. παραλυθεὶς γοῦν μεγάλως καὶ ὡς νεκρὸς γενόμενος οὐκ οἴδαμεν ποῦ γέγονεν ἀφανὴς παρ' αὐτῶν* (p. 793 D.).

hauptet. Die Formel war darauf berechnet, daß ſie von beiden Parteien unterſchrieben werden konnte. Was man nach dem Vorangegangenen nicht hätte vermuthen ſollen, ſelbſt der römiſche Biſchof Liberius wurde vermocht, ſie zu unterſchreiben. In Mailand war er ſtandhaft geweſen; in Sirmium gab er nach. Der Kaiſer hatte hierauf nichts dagegen, daß er nach Rom zurückging, einen indeß emporgekommenen Gegenbiſchof vertrieb und ſeine Stelle wieder einnahm. Aber dieſer Erfolg genügte doch dem Kaiſer nicht; er bedurfte einer Beiſtimmung der geſammten Kirche. Da er aber den Streit zwiſchen Orientalen und Occidentalen nicht von Neuem erwecken wollte, ſo berief er zwei Synoden, welche zu gleicher Zeit tagen ſollten, die eine in Nicomedia, die andere in Ariminum. Die erſte kam wegen eines Erdbebens, das dort eintrat[1]), nicht zu Stande; ſie wurde nach Seleucia in Iſaurien verlegt. In Ariminum verſammelten ſich vierhundert occidentaliſche Biſchöfe. Auch einige Orientalen waren zugegen, doch mit dem Vorſatz, über die Sache des Athanaſius zu ſchweigen; die Rede war nur von den kirchlichen und dogmatiſchen Streitfragen.

In ſeinem Anſchreiben geht Conſtantius davon aus, daß von einer feſten Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten das Heil der Völker weit und breit abhänge; für das Eine und das Andere zu ſorgen, ſei die Pflicht der Biſchöfe[2]). Auf

1) Am 24. Auguſt 358. (Ammian XVII. 6, 2).

2) de fide atque unitate tractari debere cognoscat vestra sinceritas et operam dare, ut ecclesiasticis rebus ordo competens praebeatur. Discurret namque prosperitas ubique populorum et concordia fida servabitur. Schreiben des Conſtantius vom 27. Mai 359 in Hilarii Opera ed. Migne II, p. 698 (Frgt. Hil. VII).

dieſen Grund wurden die Glaubensangelegenheiten ſelbſt vorgenommen und die in Sirmium vereinbarte Formel dem Concil zur Annahme vorgelegt [1]). Dies aber erklärte ſich mit einer Majorität, die an Einmüthigkeit grenzte, dagegen; es wollte von der Homouſie, dem athanaſiſchen Begriff, nicht zu der Homöuſie, die man in Sirmium beliebt hatte, übergehen. Die Verſammlung ordnete eine Geſandtſchaft an den Kaiſer ab, wie dieſer es ſelbſt verlangt hatte; er ſah dieſelbe aber nicht als eine eigentliche Geſandtſchaft, ſondern als eine Commiſſion an. Lange ließ er auf eine Erklärung warten, was man begreift, da er eben mit den Rüſtungen zum perſiſchen Kriege beſchäftigt war.

Als er endlich die Sache in die Hand nahm, waren die Abgeſandten zu ſchwach, ſeinen Wünſchen Widerſtand zu leiſten; ſie willigten in eine Formel ein, die der in Sirmium abgefaßten ſehr ähnlich war [2]). Der Praefectus Praetorio von Italien Taurus erhielt den Auftrag die in Rimini noch Verſammelten zur Unterſchrift derſelben anzuhalten und die hartnäckig Widerſtrebenden ins Exil zu ſchicken. Die Biſchöfe verloren darüber den Muth der Oppoſition; nur zwanzig hielten an dem Begriff von der Weſenseinheit feſt; aber auch dieſe beharrten zuletzt nicht bei ihrem Widerſpruch [3]).

1) Die Formel, welche dem Concil zu Ariminum vorgelegt wurde, findet ſich bei Athanaſius de synodis Arimini et Seleuciae celebratis. c. 8 p. 577 = 693 c. M.

2) Es geſchah am 10. Oktober 359. Hilarii Frgta. VIII, p. 690 (p. 702 Migne). Die Formel wird von Theodoret Hist. eccles. 17 mitgetheilt.

3) Sulpicius Severus Chron. II, 43, 4 ſchildert, wie die Meiſten „imbecillitate animi“ nachgeben; und Hilarius wirft dem Kaiſer vor: conclusos urbe Ariminensi minis terres, fame debilitas, hieme conficis, dissimulatione depravas.

Dergeſtalt war nun aber die occidentaliſche Kirche, ſowie der Biſchof von Rom dahin gebracht, den Einheitsbeſtrebungen des Kaiſers nachzugeben, und es blieben nur noch die orientaliſchen Biſchöfe übrig, die in Seleucia zuſammen gekommen waren [1]). Die Homöuſiaſten mochten die Mehrzahl bilden. Neben ihnen aber waren auch Homouſiaſten erſchienen [2]). Von größerer Bedeutung aber iſt, daß hier eine dritte Partei zu Worte kam, welche das Princip des Arianismus reiner repräſentirte, als es in der homöuſiaſtiſchen Formel geſchah. Der geiſtvolle Biſchof von Cäſarea in Paläſtina, Acacius, brachte in Vorſchlag, eine neue Formel abzufaſſen und dabei wurde er von dem kaiſerlichen Palaſtbeamten, der zugegen war, des Namens Leonas unterſtützt, nicht grade aus beſonderer Vorliebe für die Meinung des Acacius, ſondern weil dies der einzige Weg war, eine andere ihm widerwärtige Beſchlußnahme zu verhindern. Die verſammelten Väter geriethen hierüber in Aufregung, das Concil wurde aufgelöſt; Acacius begab ſich mit einigen anderen Delegirten nach Conſtantinopel. Unter ſeiner Einwirkung kam dort eine neue Verſammlung hauptſächlich aus bithyniſchen Biſchöfen zu Stande, die kein Bedenken trug, die in Rimini durchgedrungene oder wie Sozomenus ſagt, aufgezwungene Formel gleichfalls anzunehmen [3]). Sie fügte dieſer Annahme noch die Erklärung hinzu: dieſe Formel

1) Das Concil wurde am 27. September 359 eröffnet.

2) Hilarius, der auf der Synode anweſend war, giebt die Zahl der Homöuſiaſten auf 105, der Anomäer auf 19 an; Homouſiaſten waren die aus Aegypten erſchienenen Biſchöfe mit Ausnahme des häretiſchen von Alexandria (contra Constantium Imper. c. 12 p. 592 = 590 A. Migne). Im Ganzen waren zu Seleucia 160 Biſchöfe verſammelt. (Athanaſius, de synodis c. 12).

3) 360 n. Ä.

ſolle die einzige ſein, der eine Geltung zukomme; weder eine frühere noch eine ſpätere ſolle ihr zur Seite geſtellt werden dürfen [1]). Die ſirmiſche Formel erhielt auf dieſe Weiſe eine gewiſſe Sanktion für Orient und Occident, — eine Sanktion freilich, die lediglich auf der Dazwiſchenkunft des Kaiſers beruhte.

Conſtantius ſtand damals auf der Höhe ſeiner kirchlichen und politiſchen Macht. Niemand könnte in Abrede ſtellen, daß er ein großes Intereſſe verfocht, wenn er die Einheit der Kirche zu behaupten oder herzuſtellen ſuchte. Aber ebenſo wenig kann man ſich die Augen dagegen verſchließen, daß die Mittel, die er anwandte, der Natur der Kirche nicht entſprachen, indem ſie der eingeborenen Autonomie derſelben den kaiſerlichen Willen auferlegten. Der Gegenſatz erſcheint einerſeits in dem Satze, wie ihn damals der Biſchof Hoſius ausgeſprochen hat, dem Kaiſer ſei die weltliche Gewalt übertragen, den Biſchöfen die geiſtliche [2]); andererſeits in der Auffaſſung des Kaiſers von der biſchöflichen Pflicht, die öffentliche Ordnung nicht zu ſtören. Der Kaiſer hatte jetzt äußerlich die Oberhand behalten; aber es verſteht ſich, daß ſich allenthalben dem erzwungenen Gehorſam zur Seite eine Oppoſition bildete, welche in der Tiefe der Ueberzeugung wurzelte und die weiteſten Dimenſionen annahm. Das Auffallendſte iſt, daß Conſtantius, bei allen ſeinen Gewaltſchritten, des Gegners, den er haßte

1) Sozomenos IV, 24: *παρὰ ταύτην τὴν γραφὴν ἀποκεκηρῦχθαι πᾶσαν ἄλλην ἢ γενομένην ἢ μέλλουσαν.* Vergl. Athanaſius de synodis c. 30 fin.

2) *μὴ τίθει σεαυτὸν εἰς τὰ ἐκκλησιαστικά· μηδὲ σὺ περὶ τούτων παρακελεύου· ἀλλὰ μᾶλλον παρ' ἡμῶν σὺ μάνθανε ταῦτα. σοὶ βασιλείαν ὁ θεὸς ἐνεχείρισεν· ἡμῖν τὰ τῆς ἐκκλησίας ἐπίστευσε . .* (bei Athanaſius hist. Arian. ad mon. c. 44, p. 293.)

und verfolgte, noch nicht Meister geworden war; er vermochte des Athanasius nicht habhaft zu werden.

Wir fragen, wie das geschehen ist. Was rettete den Bischof oder vielmehr, wie hat er sich gerettet?

Die Antwort ist: es gab damals eine Stätte der Zuflucht, welche die kaiserliche Gewalt nicht erreichte. Sie wurde von den Anachoreten der obern Thebais gebildet. In den Anachoreten stellte sich das eigenste religiöse Motiv der Epoche dar.

Die ascetische Hingebung an die theosophisch-christliche Idee konnte nicht anders, als dazu führen, daß mancher der Bande der Gesellschaft, wie sie bei der damaligen Ausbildung der imperatorischen Autorität zugleich über den Staat und die kirchlichen Einrichtungen zur Erscheinung kamen, entledigt zu werden wünschte. Die kirchliche Genossenschaft war doch noch nicht die volle Repräsentation des christlichen Bewußtseins; sie besaß insofern keine absolute Unabhängigkeit, da die Provinzialverwaltungen und das Kaiserthum selbst einen überall durchgreifenden Einfluß ausübten. So viel sich auch von dem allgemeinen Standpunkt aus, nach welchem der Mensch der Gesellschaft angehört, dagegen sagen läßt, so ist es doch zu begreifen, daß der nach Gottähnlichkeit strebende religiöse Sinn sich eine Freistatt suchte, wo er, weder durch eigenes Bedürfniß, noch äußerliche Einwirkung behindert, sich für sich selbst frei entwickeln und in der Einsamkeit, so zu sagen, ausleben zu können meinte. Aus der uralten Lebensbeschreibung von Antonius, dem Stifter des Mönchthums, die von jeher dem Athanasius zugeschrieben worden ist [1]), entnehmen wir, daß das Eremitenthum vor Allem

1) Das erste Zeugniß für die Aechtheit stammt von Gregor von Nazianzus; die gegen dasselbe vorgebrachten Einwendungen wollen doch nach meinem

darauf berechnet war, sich von allem Zusammenhang mit dem Staate loszureißen. Man wollte weder Unrecht thun noch Unrecht leiden, und kein Scheltwort der kaiserlichen Steuerbeamten vernehmen [1]). Die religiöse Beschaulichkeit, fern von allen Beziehungen zu den öffentlichen oder communalen Angelegenheiten, machte ihren Charakter aus. Die alte Unabhängigkeit der Wüste erneuerte sich gleichsam in den Heiligen und für heilig gehaltenen Männern. Zu denen nun nahm Athanasius seine Zuflucht. Sie hatten bereits eine Gemeinschaft unter sich eingerichtet, deren Gründung man dem Pachomius zuschreibt, dessen Athanasius gleichwohl nicht gedenkt; sie gaben ihm dadurch eine von den Verfolgungen des Kaisers oder den Verordnungen des Staates nicht zu erreichende Sicherheit.

Athanasius hätte menschlichem Ansehen nach untergehen müssen, hätte er nicht bei den Eremiten der oberen Thebais einen Zufluchtsort gefunden, aus dem er dann und wann nach Alexandrien zurückkehren konnte. Schon das genügte, um das religiöse Leben der großen Partei, die sich an ihn anschloß, zu erhalten.

Das anachoretische Cönobitenthum bildete eine christliche Genossenschaft außerhalb des Machtbereiches der Imperatoren, unabhängig von jeder Verbindung mit der Welt und durch die Meinung der Heiligkeit, die sich damit verknüpfte, unantastbar. Diese Anachoreten boten den von den verdammenden Urtheilen Heimgesuchten gleichsam ein Asyl dar.

Dafürhalten nicht viel besagen. Wenigstens sieht man daraus, daß Athanasius schon damals allgemein als der Verfasser dieser Schrift betrachtet wurde.

1) οὐκ ἦν γὰρ ἐκεῖ ὁ ἀδικῶν ἢ ἀδικούμενος, οὐδὲ μέμψις φορολόγου (vita s. Antonii c. 44, p. 662).

Das Eremitenweſen gehörte ſchon zu den Elementen, die ſich dem Kaiſerthum opponirten, ohne dieſem Beſorgniſſe einzuflößen.

Unter Conſtantius ließ ſich Alles dazu an, als würde dem Kaiſerthum das unbedingte Uebergewicht zufallen. Seine Macht bildete ſich nach allen Seiten hin aus. Jetzt war er im Begriff, einen Feldzug gegen die Perſer zu unternehmen, welcher entſcheidend auf immer werden zu müſſen ſchien. Jedoch nicht von dorther, noch auch von der Kirche, weder von einem Papſt, noch von einem dogmatiſchen Hierarchen ſollte ihm nachhaltiger Widerſtand erwachſen. Ein ſolcher entſprang nochmals aus dem ſcheinbar beſiegten Heidenthum.

Drittes Capitel.

Der Hellenismus und der Ideenkreis Julians.

Inmitten der kirchlichen Streitigkeiten hatte Constantius doch auch den alten Götterdienst mit energischem Eifer bekämpft.

Im Jahre 346 war unter der Autorität der beiden Augusti Constantius und Constans ein Edikt ergangen, in welchem sie verfügten, daß die Tempel außerhalb der Mauern der Städte auch fortan unverletzt bestehen sollten, denn sie seien ein Sitz von Festlichkeiten, deren man das Volk nicht berauben wolle [1]). Es scheint, daß dies Edikt Unzuständigkeiten veranlaßte, denen man in einem Reskript vom Dezember desselben Jahres abzuhelfen suchte. Darin wird die Absicht ausgesprochen, den Menschen die Gelegenheit zu nehmen, zu sündigen; die Tempel sollen sämmtlich geschlossen werden; Opfer wurden bei Lebensstrafe verboten [2]).

Dann trat die Empörung des Magnentius ein; obwohl

---

1) Edikt vom 1. November 346. (Cod. Theod. XVI, 10, 3.) Ich folge den Datirungen in der Ausgabe des Cod. Theodos. von Hänel (Leipzig 1837), obwohl dabei nicht alle Schwierigkeiten, die Godefroy und Pagi zur Sprache gebracht haben, gehoben sind.

2) Cod. Theodos. XVI, 10, 4.

ebenfalls ein Chriſt, hat er doch die nächtlichen Opfer erlaubt [1]). Hätte er den Platz behalten, ſo würde das Heidenthum im Occident ſchwerlich unterdrückt worden ſein; nachdem er aber gefallen war, zögerte Conſtantius keinen Augenblick, die vorgekommenen Neuerungen wieder zu verbieten. Das eigentlich iſt der Sinn des Edikts vom November 353, durch welches die Anordnungen des Jahres 346 wiederhergeſtellt wurden.

Vornehmlich richtete ſich der Eifer des Kaiſers auf die Abſtellung der noch ſehr im Schwange gehenden abergläubiſchen Verſuche, die Zukunft zu erforſchen. In dem erſten ſeiner Edikte, die ſich hierauf beziehen, ſchlägt Conſtantius beinahe den Ton eines geiſtlichen Oberen an [2]); Niemand befrage einen Haruſpex oder Augur; die verkehrten Ausſprüche der Augurn ſollen abgethan und begraben ſein [3]). Aber mit der Warnung verbindet er zugleich die ſchärfſten Maßregeln; wer der Verordnung widerſtrebt, ſoll mit dem Tode beſtraft werden. In einem ſpäteren Erlaß erklärt er alle die, welche mit magiſchen Künſten umgehen, für Feinde des menſchlichen Geſchlechts; wer ſich der Theilnahme an denſelben ſchuldig mache, den ſolle ſelbſt die Ehrenſtelle, die er bekleidet, nicht einmal die Würde des Comes, vor der Tortur ſchützen [4]). Aus einer Notiz bei Ammian erſieht man, mit welcher peinlichen Aufmerkſamkeit in dieſer Hinſicht die Heiden wenigſtens in

1) aboleantur sacrificia nocturna Magnentio auctore permissa. Geſetz des Conſtantius vom 23. November 353. Cod. Theod. XVI, 10, 5.

2) Vom 25. Januar 357. Cod. Theod. IX, 16, 4.

3) sileat omnibus divinandi curiositas.

4) Edikt vom 5. Juli 358 Cod. Theod. IX, 16, 6.

der Nähe des Hofes überwacht wurden und in welche Bedrängniß sie geriethen [1]).

Schon früher als die erwähnten Edikte, am 20. Februar des Jahres 356, ist das entscheidendste von allen erlassen worden; das Opfern wurde in demselben bei Todesstrafe verboten [2]).

Was Constantin doch nur theilweise angeordnet und Constantius selbst nur zögernd und unter gewissen Beschränkungen verfügt hatte, wurde nun von ihm mit rücksichtsloser Strenge ausgesprochen: Opfer zu vollziehen wurde für ein todeswürdiges Verbrechen erklärt. Constantin hat dem Christenthum anfangs nur die Freiheit des Bekenntnisses zurückgeben, später das Uebergewicht in der Administration vindiciren wollen; das Edikt des Constantius war darauf berechnet, ihm die Alleinherrschaft zu verschaffen. Einen schneidenden Contrast bildete es aber, daß die altherkömmliche Religion, der man die Bedingungen ihrer Ausübung entzog, doch noch von einem großen Theil der Population festgehalten wurde. Sie zog ihre Nahrung aus den hergebrachten Gewohnheiten, aus den Erinnerungen der Vorzeit, hauptsächlich aus den literarischen Studien.

Bei den lateinischen Autoren, die aus dieser Zeit stammen, namentlich den Lobrednern der Kaiser, walten die Ideen des republikanischen und des imperialistischen Rom vor. Und noch umfassender war der Widerstand des mit der allgemeinen Cultur verschmolzenen Hellenismus. Ueberall wurden die Klassiker

1) Ammian XIX, c. 12; die hier erzählten Vorfälle gehören in das Jahr 359 u. Ä., also in das Jahr nach dem Erlaß des oben erwähnten Gesetzes.

2) poena capitis subjugari praecipimus eos quos operam sacrificiis dare vel colere simulacra constiterit. Cod. Theod. XVI, 10, 6.

geleſen; es gab eine Anzahl von Inſtituten, in denen ſich der alte gräco-romaniſche Geiſt repräſentirte und fortbildete.

Das vornehmſte Bollwerk des Hellenismus bildeten die Rhetorenſchulen, welche ſich über das ganze Reich hin ausbreiteten. Dieſe Schulen, zum Unterricht der Jugend beſtimmt, hatten eine förmliche Organiſation. Die Rhetoren waren unter öffentlicher Autorität berufen und obwohl in ſtetem Widerſtreit unter einander doch zu einer Klaſſe, die ein nicht geringes Anſehen beſaß, vereinigt. Das Herkommen war, daß nach dem erſten Unterricht, den ein Grammatiker ertheilte, die Rhetorenſchulen beſucht wurden, in denen man eine gewiſſe Befähigung zu den Staatsämtern erwarb. Dieſem Zweck dienten auch beſondere Rechtsſchulen. Dieſe aber hatten immer ihren Mittelpunkt in Rom; für die übrigen, nach Theilnahme an der höheren Bildung verlangenden Klaſſen der Bevölkerung kam es nur auf die Rhetoren an. Die berühmteſten von ihnen wurden aus weiter Ferne von den Lernbegierigen aufgeſucht.

Aus dieſen Schulen nun war damals ein neues philoſophiſches Syſtem hervorgegangen, das dem Chriſtenthum entgegentrat und gar bald auch zu einer politiſchen Macht erwuchs. Anknüpfend an die alte Philoſophie, ſuchte es den veränderten Bedürfniſſen und Geſinnungen der Zeit gerecht zu werden. Wir dürfen nicht verſäumen, ihm ein Wort der Erörterung zu widmen.

Auf der von Platon und Ariſtoteles gelegten Grundlage waren in Griechenland in einem Moment bürgerlicher Unruhen andere Schulen entſtanden, welche ſyſtematiſch entwickelt, nach Rom vordrangen und hier Jahrhunderte lang die

Geiſter anregten und beſchäftigten; die Stoa behielt die Oberhand. Die Lehrmeinungen der Stoiker aber waren nicht rein theoretiſcher Art, wie ſich ja die Entſtehung der Schule von dem Bedürfniß einer Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten herſchrieb [1]); dieſe — oder wenn wir ſo ſagen dürfen: der Staat — konnten ihrer nicht entbehren, ebenſowenig, wie die Stoiker des Verhältniſſes zu demſelben. Zuerſt die Oppoſition gegen das Kaiſerthum, dann aber auch das Kaiſerthum ſelbſt beruhten auf philoſophiſchen Ueberzeugungen, die ſich auf eine oder die andere Weiſe mit dem Götterglauben ausglichen; ſie haben die innere Thatkraft genährt und gehoben. Damit aber war es nun im Laufe des dritten Jahrhunderts zu Ende gegangen. Wir kennen den unaufhörlichen gewaltſamen Wechſel der Autorität, der ſchon in jener Zeit als ein neuer Bürgerkrieg bezeichnet worden iſt. Das geſammte öffentliche Leben wurde tumultuariſch, verwirrt, unſicher. Für eine auf philoſophiſchen Ueberzeugungen beruhende Theilnahme an demſelben gab es keinen Platz mehr. Eine Schule entſtand, deren Prinzip es war, davon völlig zu abſtrahiren.

Aus dem Leben des Plotinus, des Begründers dieſer Schule, die man die neuplatoniſche nennt, wie es von ſeinem Schüler Porphyrius beſchrieben iſt, nimmt man mit Erſtaunen ab, wie mannigfaltig über alle Bezirke des öſtlichen Reiches hin der Verkehr war, in welchem die Gelehrten, beſonders die Philoſophen mit einander ſtanden. Plotin, aus Lykopolis in Aegypten, der ſeine Studien in Alexandrien gemacht hatte, lebte dann von der Zeit des Philippus bis zur Regierung des Clau-

1) Vergl. Weltgeſchichte 3. Aufl. II, 2. S. 155.

dius in Rom [1]). Unter seinen Anhängern befand sich ein Senator, der von den Amtspflichten, die er haben mochte, abstrahirte, seine Sklaven freiließ, aller seiner Habe sich entäußerte. Diesen stellte Plotin den anderen als Muster auf und suchte sie auf dieselbe Bahn zu leiten. Das Leben des Plotinus selbst in seiner Einfachheit, tiefen Zurückgezogenheit und dabei doch einer thätigen Fürsorge für eine ihm anvertraute Jugend, in deren vorübergehenden Beziehungen und Erlebnissen er gesunden Verstand und Menschenkenntniß bewährte, ohne sich dadurch in seinen philosophischen Betrachtungen im Mindesten stören zu lassen, ist in seiner Art einzig. Es schien, als schäme er sich, daß er einen Körper habe. Mit Widerwillen wies er die Bitte, sich malen zu lassen, zurück: denn sei es nicht genug, das Schattenbild zu tragen, mit dem uns die Natur umgeben hat? Nur in Geist und Seele sah er das wahrhaft Seiende. Seinen Tod bezeichnete er als den Moment, in welchem er das Göttliche, das in ihm sei, zu dem Göttlichen im All hinüberführen wolle. Sein philosophisches System knüpft an die Lehre Platos von den Ideen als dem wahrhaft Seienden und an die Annahme an, daß eine Idee der Ideen alle wieder zur Einheit zusammenfasse. Aber in der höchsten Idee sieht Plotin zugleich eine Substanz, den Schöpfer der intelligiblen und der sinnlichen Welt. Die menschliche Seele steht durch ihre Verbindung mit der materiellen Welt in der nächsten Beziehung zu dieser; aber

1) Plotin war im 13. Regierungsjahre des Septimius Severus 205 n. Ä. geboren; er kam im Jahre 244/5 nach Rom, nachdem er an dem orientalischen Feldzuge Gordians in der Absicht Theil genommen hatte, die Lehren der Magier kennen zu lernen, und starb 270. Auch diese chronologischen Angaben verdankt man der Schrift des Porphyrius.

ſie iſt verpflichtet, die Gemeinſchaft mit dem Körper zu fliehen; nicht der Körper hat die Seele, ſondern der Seele iſt der Körper beigegeben, aus deſſen Gemeinſchaft ſie ſich losreißen muß, um von dem Werdenden zu dem Seienden zu gelangen; ſie berührt ſich mit der Gottheit ſelbſt und kann dieſelbe durch innere Vertiefung und Ekſtaſe erreichen. Von der Ewigkeit der Welt, dem Einen, welches Alles iſt und zugleich das einzig Wirkliche, ſodaß Alles ſich auf dies Höchſte bezieht und ſich mit demſelben zu vereinigen beſtreben muß, hat Plotin einen lebendigen, tiefen und alles Andere ausſchließenden Begriff; er ſpricht denſelben mit einer Ruhe aus, welche die vollſte Ueberzeugung athmet. Auch in der polemiſchen Discuſſion zerſtreut er den Leſer nicht; indem er ſtreitet, lehrt er zugleich [1]). Man verliert niemals das Ganze ſeiner Anſicht, in der er lebt und webt, aus den Augen.

Mit der beſtehenden Staatsordnung, die ſeinem Ideal nicht entſpricht und nicht entſprechen kann, iſt er doch keineswegs unzufrieden; er rühmt die Inſtitute, durch welche die Verbrechen beſtraft werden.

Was wir von Plotin übrig haben, beſteht in einer Reihe von Abhandlungen, in denen viele Wiederholungen derſelben Gedanken vorkommen. Einzeln kann man ſie nicht ohne Theilnahme und Bewunderung leſen; ſie erinnern zuweilen, wenn ich ſo ſagen darf, an die Stille eines Gebirgsſees bei unbewegter Luft.

Von ſeinen Zeitgenoſſen wurden, wie Eunapius verſichert, Plotins Schriften den platoniſchen vorgezogen [2]). Plotin

1) Wie im 9. Buche der zweiten Enneade, in welcher er der Lehre der Gnoſtiker, daß der Demiurg und die Welt böſe ſeien, ſich entgegenſetzt.

2) *βίοι φιλοσόφων* ed. Boissonade (1849) p. 455, 37.

erweitert die dialektischen Ergebnisse der platonischen Dialoge durch Herbeiziehung der Lehren des Aristoteles, er erwähnt in seinen Erörterungen Anaxagoras, Empedokles und selbst Pythagoras. Aber dabei ist doch Plato von Niemand so hoch angeschlagen worden, wie von Plotin. Er feierte dessen Geburtstag, nicht seinen eigenen; er hat den Gedanken gehabt, der Beschaulichkeit eine Stätte für seine Anhänger zu bereiten, die er Platonopolis nennen wollte.

Man darf nicht vergessen, daß der Lehrer Plotins, Ammonius Sakkas, zuerst Christ gewesen war. Die Lehrsätze dieses Ammonius waren es eben, zu denen sich Plotin bekannte. Darin lag, wenn wir so sagen dürfen, das vornehmste Problem der damaligen geistigen Welt, ob und wie sie die christlichen Ideen in den Kreis der allgemeinen Cultur aufnehmen oder sich aneignen würde. Ich entferne mich wohl nicht zu weit von meinem Gegenstand, wenn ich ein allgemein bekanntes Beispiel in Erinnerung bringe. Es liegt in der Sage vom Vogel Phönix vor, wie sie in dieser Zeit ausgebildet war [1]). Einmal knüpft dieselbe an die altbabylonischen Vorstellungen von einem paradiesischen Lande jenseit der Grenzen der bekannten Welt, wie sie in der Sage von Xisuthros erscheinen, an [2]), dann aber an die Lehre von der

1) Die altägyptische Form der Sage, wie sie bei Herodot, Horapollo (II, 57), Achilles Tatius (III, 24) vorkommt, weicht von dieser späteren Gestaltung derselben wesentlich ab; sie kennt das Verbrennen nicht und ebenso wenig die Neubildung des jungen Phönix aus den Ueberresten des Körpers des alten; sie bietet demnach für die symbolische Auslegung, deren hier gedacht wird, keinen Anhalt und hat vielmehr einen chronologisch-astronomischen Sinn.

2) Ein solches paradiesisches Land bezeichnet schon Ovid (Amor. II, 6, 49 ff.) als den Aufenthalt der volucres piae und insbesondere des Phönix (v. 54).

Unsterblichkeit und Auferstehung, d. h. der Unvergänglichkeit der geistigen Existenz; denn das soll versinnbildet werden, wenn die Sage den Phönix, der als ein Vogel des Phöbus gedacht wird, nachdem seine Zeit vorüber ist, aus dem Feuer wieder verjüngt aufsteigen und sein Gefieder voll und glänzend entfalten läßt [1]).

Ueberall erkennt man bei Porphyrius, der ein umfassendes Werk gegen die Christen geschrieben hat, doch die Einwirkung der christlichen Ideen. Sein ethisches Princip, welches auf die Rettung der Seele von dem Bösen hinzielt, lautet unverkennbar an die Principien und Bestrebungen des Christenthums an.

In formaler Hinsicht war Porphyrius ein Schüler jenes mit Zenobia befreundeten Longinus, der in der Epoche gleichsam eine beherrschende Stellung unter den Gelehrten einnahm, eine lebendige Bibliothek, wie man sagte, dessen literarisches Urtheil für Jedermann maßgebend war [2]). In dessen Schule werden die schriftstellerischen Vorzüge, welche Porphyrius besitzt, Verständlichkeit, Gewandtheit und Anmuth des Ausdrucks entwickelt worden sein. Porphyrius stand in der Mitte der Gelehrsamkeit seiner Zeit [3]); er widmete seinen Fleiß chronologischen Zusammenstellungen der ältesten Ge-

1) In dem Gedicht de Phoenice, das dem Lactantius zugeschrieben wird, heißt es v. 170: aeternam vitam mortis adepta bono. Die Kirchenschriftsteller beziehen sich in ihren Erörterungen der christlichen Lehre von der Auferstehung häufig auf die Sage vom Phönix. (Tertullian de resurr. anim. c. 13. Gregor von Nazianz in dem carm. paraen. ad virg. Ambrosius, Hexaemeron V. c. 23: doceat nos haec avis — Phoenix — exemplo sui resurrectionem credere.)

2) Eunapius a. a. O. p. 456, 14.

3) Eunapius schreibt ihm ποικίλη παιδεία zu p. 457, 2.

ſchichte, er beſchäftigte ſich viel mit grammatiſchen Erklärungen der alten Dichter, beſonders des Homer. Eine Reihe von Jahren hindurch war er der vertraute Hausgenoſſe und Freund Plotins. Er verſtand ihn nicht allein, ſondern wußte ihn auch anderen verſtändlich zu machen. In der Schule, die Plotin um ſich geſammelt hatte, wurde er ſein Nachfolger und ſein Interpret in der Literatur.

Porphyrius verwirft die populären Vorſtellungen, die man nicht mit der Idee der Gottheit verwechſeln müſſe; die wahre Gottesverehrung ſetzt er in die gottverwandte Geſinnung; der wahre Tempel Gottes iſt ihm die Seele des Weiſen. Dabei aber läßt er ſich doch die poſitiven Religionen, die græco-romaniſche, jüdiſche, aſſyriſche, brahmaniſche gefallen; von einer allgemeinen Religion wie die chriſtliche, ſpricht er nicht; die wahre Religion ſetzt er in die Abſtraktion, die bei allen Glaubensformen möglich iſt. Seine Theorie iſt und bleibt doch immer philoſophiſcher Natur, welche nicht einmal Theologie iſt, geſchweige Religion.

Der dritte in dieſer Reihe, der aber erſt den für das ganze Syſtem und ſeine Wirkung in der Welt entſcheidenden Schritt gethan hat, iſt Jamblichus. Man darf ihn nicht der Oberflächlichkeit zeihen: auch bei Jamblichus wird man, wenn man ihn ſtille vor ſich hin lieſt, von der Tiefe ſeiner Anſchauung über das Verhältniß der Seele zu dem wahrhaft Göttlichen betroffen; ſie hat eine innere Verwandtſchaft mit demſelben. Wenn nun aber Porphyrius das Daſein der Götter gleichſam nur als eine Vorausſetzung betrachtet hatte, ſo widerſpricht ihm Jamblichus, der in einer ſeiner geleſenſten Schriften, die gegen Porphyrius gerichtet iſt, dieſen deshalb angreift, weil er es für möglich halte, daß die Götter nicht

exiſtiren, was ſich doch nimmermehr annehmen laſſe [1]). Die Seele ſei durch ihre Natur an das Göttliche geknüpft; von der Verbindung mit dem Leibe losgeriſſen, ſei ſie ein Theil des Göttlichen ſelbſt. Aber von der Rückwirkung des materiellen Zuſatzes, der in dem leiblichen Daſein liege, könne ſie nur durch die Hülfe der Götter befreit werden; ſie löſen die Seele von den Uebeln, denen ſie durch das Verhängniß unterworfen iſt. In Bezug auf die Götter ſelbſt aber hält Jamblichus an den herkömmlichen populären Vorſtellungen feſt. Er meint nur: man müſſe, wie ſchon die Alten gethan, Plato und Pythagoras, bei den Prieſtern, namentlich den Aegyptern nachfragen; er ſpricht von ägyptiſchen Propheten. Er legt zugleich eine Rückkehr zu der Vorliebe Plutarchs für eine ſymboliſche Erklärung der göttlichen Erſcheinungen an den Tag. Wenn Porphyrius einmal den Glauben an die Gottheit der Sonne und des Mondes durch den Nachweis, daß dies Weltkörper ſeien, beſtritten hatte, ſo vindicirt ihnen Jamblichus, der das nicht leugnet, doch auch göttliche Kräfte, in welche er ihr Weſen ſetzt [2]). Die geſammte Anſchauung der populären Götterlehre wird keineswegs verworfen, ſondern erläutert; ſie hat zugleich einen ſymboliſchen Charakter, wodurch dann das Studium der alten Autoren neue Geſichtspunkte gewinnt; die homeriſchen Gedichte werden von Jamblichus in allegoriſch-religiöſem Sinne erklärt. Die allgegenwärtige Wirkſamkeit der Götter, welche er vorausſetzt, macht es ihm leicht, die Augurien und jene ganze Wiſſenſchaft von der Erforſchung der Zukunft, an welcher damals die gebildete

1) Ich meine die Schrift περὶ μυστηρίων, die unter dem Namen des Jamblichus uns überliefert worden iſt.

2) I, 17.

Welt noch festhielt, zu bestätigen und aufrechtzuerhalten. Einmal in diese Bahnen eingetreten, entwickelt Jamblichus ein ungewöhnliches Talent. Manche seiner Aussprüche sind so treffend, daß sie ihm den Namen des Göttlichen verschafft haben; er gründete eine Schule, die sich nach seinem Tode noch mehr mit Mantik und Theurgie durchdrang und dem Aberglauben, den man für vernichtet hielt, plötzlich wieder neues Leben gab. Die Ideen der großen Philosophen, welche von dem Gegensatz gegen den Glauben an die Götter ausgegangen waren, wurden mit demselben vereinigt; beide sollten sich durchdringen. So geschah es, daß die ganze Macht der alten Bildung sich dem Christenthum entgegensetzte und eine starke Partei gründete, welche den Orient weit und breit einnahm. Die vornehmste Förderung aber, die sich ihr damals darbot, bestand darin, daß der nächste Anverwandte des Kaisers, ebenfalls ein Enkel des Constantius Chlorus, Julian, dessen wir schon gedacht haben, und der ein selbstständiges Recht auf den Thron in Anspruch nahm, ihr beitrat und damit die Aussicht auf eine große Zukunft eröffnete [1]). Wir müssen uns vor Allem diese Persönlichkeit und ihre inneren Antriebe vergegenwärtigen.

Julian war von einem Manne erzogen worden, der die Tradition des Alterthums conservirte und ursprünglich dazu bestimmt gewesen war, mit der Mutter Julians Homer und Hesiod zu lesen — ein gelehrter Eunuch, von ernster

1) Von Julius Constantius, dem Vater Julians, heißt es bei Libanius I, p. 524, 16: δικαιότερος δὲ τοῦ σχοντὸς τὴν βασιλείαν ἔχειν, was Reiske mit den Worten erklärt: Designat Constantinum Magnum, cui, ut e secundo matrimonio nato, minus jus regni erat, quam patri Juliani, qui e prima Constantii Chlori conjuge natus erat.

und würdiger Gesinnung. Ihm wurde Julian, als er sieben Jahre alt war, übergeben [1]). Schon war die Mutter gestorben [2]) und der Eunuch nahm nun bei dem Sohne die Thätigkeit auf, zu der er für die Mutter berufen worden war. Julian gedenkt in dem Misopogon dieses Pädagogen, seines Grammatistes, der ihn von den Theatern, Wettspielen und anderen Schaustellungen dadurch abhielt, daß er ihm sagte, im Homer könne er das Alles besser lesen [3]). Abgesehen von dieser Warnung vor Zerstreuungen — was konnte einem jungen Menschen Besseres begegnen, als von Anfang an auf dies Studium der Autoren geführt zu werden, welche ihm das altgriechische Leben unmittelbar vergegenwärtigten. Seinen Homer hatte Julian später unaufhörlich auf der Zunge. Er athmete doch sozusagen die frische geistige Luft; und er konnte dann, wie er selbst einmal sagt, unter dem Sternenhimmel seine Gedanken zu den göttlichen Dingen erheben. Der alte Lehrer wies ihn zugleich auf die klassischen Philosophen hin, bei denen er lernen werde, besser zu werden, vielleicht nicht als Andere, aber besser, als er selbst noch sei. Der aufwachsende Knabe entnahm seine moralischen Antriebe und universalen Anschauungen nicht von dem Christenthum, sondern von den alten Griechen, von denen abzustammen er sich rühmte.

Es bedarf nach meinem Dafürhalten Nichts weiter, um Julians Hinneigungen zu den altgriechischen Lehren und Diensten zu erklären. Aber diese bedurften einer unmittel-

---

1) Die Mutter Julians Basilina war eine Tochter des Julianus aus dem Geschlecht der Anicier; sie starb wenige Monate nach der Geburt Julian's.

2) Um das Jahr 339. Julian, *Μισοπώγων* p. 352 C.: *μετ' ἐνιαυτὸν ἕβδομον αὐτῷ παρεδόθην.*

3) p. 351 ff. Spanheim.

baren Beziehung zu dem übrigen Dichten und Trachten der Zeit. Eine ſolche bot ſich Julian durch die Bekanntſchaft mit der neuplatoniſchen Philoſophie dar, welche ihm dann — ſo iſt die Ueberlieferung — bei dem Eintritt in die rhetoriſch-ſophiſtiſchen Studien durch Aedeſius, einen Schüler des Jamblichus, zu Theil wurde. Der Meiſter dieſer Schule war damals Maximus von Epheſus, von dem man weiß, daß er die tiefſinnigen Anſchauungen der Neuplatoniker, in welchen die Seele mit dem All gleichſam Eins wurde, mit magiſchen und theurgiſchen Lehren oder auch Verſuchen in Verbindung brachte.

Es erhellt nicht mit Beſtimmtheit, ob Julian den Philoſophen zu ſich beſchieden oder ſich ſelbſt zu demſelben begeben hat[1]) — genug, er wurde in den Geſichtskreis eines Mannes gezogen, der die Anſchauungen des Jamblichus weiter entwickelt hatte[2]).

Maximus wird von denen, die ihn kannten, als ein Mann geſchildert, in deſſen lebensvollen Augen ſich ſeine Seele abſpiegelte; durch die Harmonie des Ausdrucks ſeiner Worte und ſeiner Erſcheinung war er für alle, welche ihn ſahen oder hörten, unwiderſtehlich[3]).

---

1) Das Letztere berichtet Eunapius. Die abweichende Ueberlieferung bei Sokrates (III c. 1) und Sozomenos (V c. 2) leitet Kellerbaum (in den Jahrbüchern für Philologie, Bd. LX, p. 217 N. 56) aus einem Mißverſtändniß von Worten des Libanius (I, p. 408, 4 ff.) her.

2) Die Verbindung Julians mit Aedeſius und Maximus fällt in das Jahr 351. Vergl. Sievers Studien zur Geſchichte der römiſchen Kaiſer. S. 229. 237.

3) Eunapius, der ſein Schüler war, ſagt von ihm p. 473: *δι' ἀμφοῖν τῶν αἰσθήσεων ἁρμονία γέ τις ἐπῆν καὶ ἀκούοντι καὶ ὁρῶντι, καὶ ὁ συνὼν ἐπλήττετο, οὔτε τὴν ὀξυκινησίαν φέρων τῶν ὀμμάτων οὔτε τὸν δρόμον τῶν λόγων.*

Wenn nun die Neuplatoniker die Verehrung der alten Götter mit den Studien, welche man in den Rhetorenschulen betrieb, vereinigten, so schloß sich ihnen Julian mit dem Eifer eines jungen Gelehrten, der nach literarischem Ruhm Verlangen trägt, an. Daß er dabei von dem Christenthum förmlich abgefallen wäre, findet sich nicht. Aber seine Studien mußten ihn zu einer immer steigenden Entfremdung von demselben führen; namentlich als er unter Vermittlung der Kaiserin Eusebia ein halbes Jahr in Athen zubringen konnte [1]). Eben in Athen wirkten die Cärimonien des alten Cultus um so nachhaltiger auf ihn, weil sie unterdrückt wurden. Eunapius versichert, Julian sei, wie er selbst, von einem Hierophanten, der zu dem alten priesterlichen Geschlecht der Eumolpiden gehörte, in die eleusinischen Mysterien eingeweiht worden. Sein Uebertritt war zugleich von der Mystik der neuplatonischen Schule angehaucht. Julian überredete sich, in dem Tempel der Pallas Eingebungen dieser Göttin empfangen zu haben [2]), denen er jedoch Anfangs nur zweifelnd folgte. Er wollte abwarten, ob die Verkündigungen, die ihm geworden waren, sich bewähren würden. Durch den weiteren Gang seiner Erlebnisse wurde er in der Ueberzeugung von der Existenz und Wahrhaftigkeit der alten Götter bestärkt. Wir gedachten oben der Audienz, die er bei der Kaiserin hatte, die seine Studien begünstigte, in denen

1) Der Aufenthalt Julians in Athen ist in den Sommer des Jahres 355 zu versetzen, vergl. Teuffel in Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft IV. p. 151. Rode, Geschichte der Reaktion Kaiser Julians gegen die christliche Kirche S. 39. Note 1.

2) ἡ Ἀθήνη παρέστηκεν πανταχόθεν τοὺς φύλακας ἐξ Ἡλίου καὶ Σελήνης ἀγγέλους λαβοῦσα (ep. ad Athen. p. 275).

sie wenig verfängliche Liebhabereien sah. In Wahrheit ein psychologisch höchst eigenartiges Phänomen, daß Julian, der vor der Kaiserin mit gesenkten Augen dastand, doch den entscheidenden Impuls, um die Anträge anzunehmen, von einer vermeintlichen Aufforderung seiner Götter entnommen hatte [1]). Was er that, that er zwar aus eigenem Entschluß, aber auch deshalb, weil er meinte, daß der Wille der Götter es andeute. Diese Hinneigungen waren in das tiefste Geheimniß gehüllt [2]); nur der Sklave, dem die Verwaltung der Bibliothek anvertraut war, wußte darum [3]).

Wir können nicht nachweisen, wie Julian die äußere Pflicht und die innere Hinneigung mit einander ausglich. Offenbar ist es, daß er sich in seinen literarischen Beschäftigungen nur der letzteren hingab. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir aus seinen Schriften die Gedanken zusammenstellen, die das Wesentliche seiner Abweichung in sich einschließen und die Gesinnungen aussprechen, in denen er überhaupt lebte; daß ihre letzte Fassung einer späteren Epoche angehört, kann nicht hindern, ihren intellektuellen Ursprung in eine frühere, noch mit dem Reiz des Geheimnisses umkleidete Zeit der Durchbildung zu setzen. Der Anflug von politischer Tendenz, den sie athmen, giebt ihnen dann noch eine besondere Bedeutung für den Zusammenhang der persönlichen Ansprüche Julians mit seinen Theorien. Greifen wir zunächst zu einem während saturnalischer Zerstreuungen verfaßten Festspiel: man möchte es als Fastnachtsspiel bezeichnen, worin ein Gelage der Götter geschildert

1) ad Athen. 277 A.: τὰ τῶν θεῶν ἐσήμαινε ταύτη.
2) Eunapius: πάντας λανθάνων, ὅτι θεραπεύει θεούς.
3) a. a. O. p. 277 B.

wird, bei welchem die berühmteſten Heroen früherer Epochen mit einander um den Preis kämpfen [1]). Zuletzt erſcheint auch Conſtantin, der größer ſein will, als Alexander, weil er nicht gegen unregelmäßige Heerhaufen wie dieſer, ſondern gegen die tapferſten Nationen geſtritten, größer als Trajan, weil er Gebiete wieder unterworfen habe, die dieſer zuerſt bezwungen hatte; ungleich ſchwerer aber ſei es wiederzugewinnen, als zu erwerben [2]). Worte, die nicht eben viel bedeuten, dann aber in eine ſehr ernſte Demonſtration gegen das Chriſtenthum auslaufen.

Die Götter weichen vor Conſtantin mit Abſcheu zurück; er findet Zuflucht bei den Perſonificationen des Wohllebens und der Zuchtloſigkeit [3]). In ſeinen Schutz aber nimmt ihn der Sohn, wie es heißt, mit ſeinem Anerbieten allgemeiner Sündenvergebung [4]). Was dem Chriſtenthum hier vorgeworfen wird, iſt nicht größere Strenge oder Heiligkeit, ſondern das Gegentheil. Die Lehre von der Sündenvergebung wird in einem Sinne aufgefaßt, wie die Lehre von der Gnade im Zeitalter der Reformation von den Gegnern derſelben. — Die Götter wollen von dieſer Art Entſündigung Nichts hören; ſie ordnen die Beſtrafung Conſtantins und die Züchtigung ſeines Nachfolgers an, der ſich mit dem Blute ſeiner nächſten Verwandten befleckt hat. Endlich geſtehen ſie dem Conſtantin Vergebung zu, weil ſie auf das Verdienſt ſeiner Altvordern

---

1) Die Schrift führt den Titel *Καίσαρες*; ſie iſt abgefaßt im Dezember des Jahres 362 (Rücke, Julianus II. S. 283).

2) p. 329 B.

3) *τρυφή* und *ἀσωτία*.

4) p. 336 A.

Rückſicht nehmen [1]). Denn von allen Cäſaren hat eigentlich Claudius Gothicus als hochherzig und patriotiſch die Aufmerkſamkeit der Götter am Meiſten auf ſich gezogen: deſſen Geſchlecht haben ſie zur Hegemonie d. i. zum Kaiſerthum von vornherein beſtimmt [2]). Zu dieſem Geſchlecht aber gehört Julian ſelbſt; er iſt der Sohn des Julius Conſtantius, welcher bei dem Eintritt des Kaiſers Conſtantius getödtet wurde. Ihm wird gewährt, den Gott Mithras zu erkennen, der ſein Führer ſein ſoll, wenn er vom Dieſſeit abberufen wird [3]).

Dem allgemeinen Götterdienſt wird alſo die Anbetung des Mithras ſubſtituirt.

Dieſe Beziehung tritt auch in der kleinen, dem Helios gewidmeten Schrift Julians wieder zu Tage [4]). Dem König Helios, zu deſſen Gefolge er zähle, ſpricht Julian ſeinen Dank dafür aus, daß er aus dem Geſchlecht ſtamme, welchem das Imperium der Welt zugefallen ſei. Uebrigens aber bewegt ſich

---

1) *αἱμάτων συγγενῶν τιννύμενοι δίκας, ἕως ὁ Ζεὺς διὰ τὸν Κλαύδιον καὶ Κωνστάντιον ἔδωκεν ἀναπνεῦσαι.*

2) *ἠγάσθησαν αὐτὸν τῆς μεγαλοψυχίας καὶ ἐπένευσαν αὐτοῦ τῷ γένει τὴν ἀρχήν, δίκαιον εἶναι νομίσαντες, οὕτω φιλοπατρίδος ἐπὶ πλείστων ἀνδρὸς εἶναι τὸ γένος ἐν ἡγεμονίᾳ.*

3) *Σοὶ δέ, πρὸς ἐμὲ λέγων ὁ Ἑρμῆς, δέδωκα τὸν πατέρα Μίθραν ἐπιγνῶναι. — πεῖσμα καὶ ὅρμον ἀσφαλῆ ζῶντί τε σεαυτῷ παρασκευάζων καὶ ἡνίκα ἂν ἐντεῦθεν ἀπιέναι δέῃ, μετὰ τῆς ἀγαθῆς ἐλπίδος ἡγεμόνα θεὸν εὐμενῆ καθίστα σεαυτῷ* (p. 336 C.).

4) *εἰς τὸν βασιλέα Ἥλιον πρὸς Σαλούστιον* (or. IV) p. 130 ff. Spanheim. Julian ſagt ausdrücklich (p. 155 B.): „in der Sonne verehren wir den Mithras", was der allgemeinen Auffaſſung der Zeit entſpricht, wie denn zahlreiche Inſchriften von der Zeit des Commodus her (C. i. lat. VI nr. 701 ff.: Mithrae Soli invicto) Mithras und Helios identificiren. Die Abhandlung über den Helios iſt von Julian im Winter 361/362 abgefaßt worden.

die Schrift in den höchſten Regionen mythologiſch-philoſophiſcher Abſtraction. Julian betrachtet Helios als den gemeinſamen Vater aller Menſchen; von Helios — und zugleich von den anderen Göttern ſtammen die Seelen [1]).

Neben Helios nimmt er aber noch ein göttliches Urweſen an, welches nicht erſcheint. Die geſammte Welt, welche durch die Vorſicht der Gottheit zuſammengehalten wird, ſtammt aus dem Ewigen, ohne geboren zu ſein und wird bis in alle Ewigkeit dauern [2]). Das innerſte Weſen derſelben iſt die Sonne. Der Urgrund von Allem iſt das Eine und Einfache, das Julian Gott nennt, wie die Schule überhaupt [3]). Von dieſem Einen ſtammt Alles, was gut und vollkommen iſt. Dies göttliche Urweſen ließ in der Mitte der geiſtigen Kräfte aus ſich den Helios hervorgehen, in allen Dingen ihm gleich [4]). Helios iſt unvergänglich und hat die oberſte Gewalt über alle mit Intelligenz begabten Weſen. Was in der höchſten Einheit ſich findet, theilt er ihnen mit, wie er es empfangen hat. Auch über die über die Welt erhabenen Götter übt er das Principat des Guten aus; er erfüllt ſie mit der Idee des Guten [5]).

---

1) p. 113 C.

2) *ὁ θεῖος οὗτος καὶ πάγκαλος κόσμος ὑπὸ τῆς ἀλύτου συνεχόμενος τοῦ θεοῦ προνοίας ἐξ ἀϊδίου γέγονεν ἀγεννήτως ἔς τε τὸν ἐπίλοιπον χρόνον ἀΐδιος* (p. 132 C.).

3) Er bezeichnet es als *τὸ ἐπέκεινα τοῦ νοῦ*, wie ſchon Plotin, als das *ἕν* und ſagt von ihm: *αὐτὴ ἡ μονοειδὴς τῶν ὅλων αἰτία πᾶσι τοῖς οὖσιν* (p. 132 D.).

4) p. 132 D.: *κατὰ τὴν ἐν αὐτῇ μένουσαν πρωτοῦργον οὐσίαν μέσον ἐκ μέσων τῶν νοερῶν καὶ δημιουργικῶν αἰτιῶν ἥλιον θεὸν μέγιστον ἀνέφηνεν ἐξ ἑαυτοῦ πάντα ὅμοιον ἑαυτῷ.*

5) *τὴν ἐν τοῖς νοεροῖς θεοῖς παρεδέξατο δυναστείαν ὧν τἀγαθόν ἐστι τοῖς νοητοῖς θεοῖς αἴτιον ταῦτα αὐτοῖς τοῖς νοεροῖς νέμων.*

Daß nun aber diese Gedanken aus der philosophischen Abstraction des Alterthums unmittelbar hervorgegangen seien, läßt sich doch nicht annehmen [1]).

Unleugbar scheint mir, daß hiebei die vornehmsten Controversen berührt werden, welche damals die christlichen Theologen beschäftigten. Die Stellung, die Julian dem Sonnengott, dem Mithras anweist, entspricht der christlichen Doktrin von dem Sohne Gottes dem Vater gegenüber [2]). Julian überträgt den Begriff der Homousie auf das von ihm angenommene Verhältniß des Helios zu der einfachen absoluten Urkraft [3]). Nur bringt er damit auch die Götterwelt überhaupt in Verbindung; sie steht aber eine Stufe niedriger als Helios, von welchem sich ihre Intelligenz und ihre Beziehung zu dem Guten herschreibt.

Damit ist jedoch die große Frage über die Schöpfung der Materie, ihre Gestaltung und Form noch nicht erörtert.

In einer Rede über die Göttermutter entwickelt Julian, immer freilich unter mannichfaltigen mythologisch-philosophischen

1) Julian selbst bezieht sich in dieser Schrift auf Jamblichus, den er als göttlich und als Freund der Gottheit bezeichnet; man darf daraus schließen, daß er die Schriften dieses Autors seiner Abhandlung zu Grunde gelegt hat (vgl. Zeller, Philosophie der Griechen III, 2. S. 691, N. 5).

2) In einem Schreiben an die Alexandriner, das eigentlich gegen Athanasius gerichtet ist (ep. LI, p. 97 in Juliani Epist. ed. Heyler), drückt Julian seine Verwunderung darüber aus, daß man Jesus, den Niemand gesehen habe, für den Theos Logos erkläre und dagegen das Wesen, das Jedermann sehe, bei dessen Verehrung man sich wohl befinde, das lebendige, beseelte, mit Geist erfüllte Abbild der höchsten Intelligenz, des Vaters, den großen Helios (*μέγαν Ἥλιον, τὸ ζῶν ἄγαλμα καὶ ἔμψυχον καὶ ἐννοῦν καὶ ἀγαθοεργὸν τοῦ νοητοῦ πατρός*) nicht verehre.

3) Helios hat als Sprößling des ersten und größten Guten von Ewigkeit her um das bleibende Wesen desselben bestanden: *ὑποστὰς αὐτοῦ περὶ τὴν μονιμὸν οὐσίαν ἐξ ἀϊδίου*. Vergl. die S. 82 N. 4 angeführte Stelle.

Abſchweifungen, ſeine Vorſtellungen hierüber [1]). Sie beziehen ſich auf das Verhältniß des Unkörperlichen zu dem Verkörperten, welches ſich eben in dem Verhältniß der Materie zu der Form ausſpricht. Geiſt und Seele enthalten das Urbild der Formation der Materie: es muß ein geiſtiges Motiv geben, um der Materie Form zu verleihen. Die peſſinuntiſche Rhea nun iſt die Mutter der intelligenten und wirkſamen Götter, welche die erſcheinende Welt beherrſchen [2]). Dann und wann erinnert auch das an die chriſtlichen Ideen. Rhea iſt Jungfrau, aber ſelbſt Mutter der Götter [3]). Sie wirkt zuſammen mit den reinen Weſenheiten und von dieſen empfängt ſie die geſammte Urkraft und breitet ſie über die geiſtige Welt aus; ſie iſt der Urſprung unſerer Seelen.

Die allgemeinen und perſönlichen Ideen Julians treten in dem Gebet hervor, das er an die Göttermutter richtet. Er bittet ſie, den Menſchen die größte Glückſeligkeit zu gewähren, welche in der Erkenntniß Gottes liege. Dem Volke der Römer vor Allem möge ſie verſtatten, daß es den Makel der Götterloſigkeit von ſich abwiſche und zugleich, daß das römiſche Reich noch Jahrtauſende lang beſtehe. Ihm ſelbſt aber möge ſie verleihen wahre Erkenntniß im Dienſte der Götter, Vollkommenheit in bürgerlichen und militäriſchen Geſchäften, Tapferkeit und Glück, und ein glorreiches Ende in der ſichern Erwartung, daß er zu ihnen aufſteige.

---

1) *εἰς τὴν μητέρα τῶν θεῶν.* Rücke II S. 171 ſetzt die Abfaſſung der Abhandlung in den März des Jahres 363.

2) *ἡ τῶν κυβερνώντων τοὺς ἐμφανεῖς νοερῶν καὶ δημιουργικῶν θεῶν πηγή — ἡ πάσης κυρία ζωῆς, πάσης δὲ γενέσεως αἰτία, γεννῶσα τὰ πάντα* p. 166 A.

3) *αὕτη καὶ πάρθενος ἀμήτωρ καὶ μήτηρ θεῶν ὄντως οὖσα πάντων.*

Unmittelbar an die höchſten Potenzen ſchließt ſich Asklepios an, den Zeus aus ſich ſelbſt geiſtig erzeugt hat, und der durch die belebende Macht des Helios auf Erden in menſchlicher Geſtalt erſchienen ſei — zuerſt in Epidaurus, dann überall zu Waſſer und zu Lande; er rettet die mit Fehlern behafteten Seelen und Körper [1]). Julian verſichert, er ſelbſt ſei mehr als Ein Mal durch denſelben errettet worden.

Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber mir will doch ſcheinen, daß, wie man bei Helios an das Verhältniß Gottes des Sohnes zu dem Vater, bei der Gottesmutter an die Jungfrau Maria erinnert wird, ſo der allenthalben gegenwärtige Heiland das Vorbild des Asklepios ſei. Gleichwohl werden überall die chriſtlichen Ideen mit Heftigkeit verworfen; das ideale Gebäude der Vorſtellung über irdiſche und himmliſche Gewalten ſchließt an die alte Götterwelt an, deren Exiſtenz und volle Wirkſamkeit vorausgeſetzt wird. Auf dieſer Grundlage ſind nun die Anſichten Julians nicht ohne Originalität und Schwung. Asklepios heilt den Leib, den Geiſt bilden die Muſen, verbunden mit Asklepios, Apollo und Hermes Logios. Ares und Enyo treten ihnen im Kriege, Hephäſtus in den Künſten zur Seite [2]). Allem ſteht Pallas vor mit Zeus, die mutterloſe Jungfrau. Sie iſt nicht, wie die Fabel ſagt, aus dem Haupte des Zeus ent-

1) ὁ Ζεὺς ἐξ ἑαυτοῦ τὸν Ἀσκλήπιον ἐγέννησεν. εἰς δὲ τὴν γῆν διὰ τῆς Ἡλίου γονίμου ζωῆς ἐξέφηνεν ... ἐνοειδῶς μὲν ἐν ἀνθρώπου μορφῇ ..... ἐφάνη ... ἐπὶ πᾶσαν ὥρεξε τὴν γὴν τὴν σωτηρίαν ἑαυτοῦ δεξιάν ... ἐπανορθοῦται ψυχὰς πλημμελῶς διακείμενας καὶ τὰ σώματα ἀσθενῶς ἔχοντα. Julian bei Cyrill. Spanheim p. 200 A.

2) πάντα Ἀθηνᾶ μετὰ τοῦ Διὸς πάρθενος ἀμήτωρ πρυτανεύει.

ſprungen, ſondern aus Helios, ganz aus dem Ganzen[1]). Bei dieſer Auffaſſung der Göttermythen legt Julian einen das Höchſte anſtrebenden Idealismus an den Tag. Der Menſch iſt bei ihm, wie bei Plotin, nicht ſowohl ein Körper, der eine Seele hat, als eine Seele, die einen Körper beſitzt. Der Beruf der Menſchen iſt: Gott gleich ſein. Der Hellenismus übertreffe hierin das Chriſtenthum: er erziehe zur Tapferkeit. Aus ſeinem Standpunkt bekämpft Julian nicht allein die Chriſten, ſondern auch die philoſophiſchen Sekten, welche ſich von dem poſitiven Götterglauben abwenden: Epikuräer, Skeptiker, Cyniker. Er iſt ein Dogmatiker des göttergläubigen Hellenismus. Er meint, wie ſchon jenes Gebet bezeugt, daß das Chriſtenthum durch ſeine Doctrin überwunden werden könne. Denn von dem Daſein der Götter iſt er durch die Eingebungen, die er erfahren hatte, über allen Zweifel hinaus überzeugt; er ruft ihre Hülfe an, um das Reich der Gläubigen von den Gottloſen zu reinigen.

Ein Ereigniß von höchſter Wichtigkeit iſt es, daß in den Zeiten, in welchen das Chriſtenthum mit dem Imperium verbunden die Oberhand gewonnen hatte, ein Mann nach dem Imperium trachtete und es erlangte, der ſich den dem Chriſtenthum feindſeligen Tendenzen ſo ganz hingab.

---

1) *ὅλην ἐξ ὅλου τοῦ βασιλέως ἡλίου προβληθῆναι, συνεχομένην ἐν αὐτῷ.*

Viertes Capitel.

Empörung und Kaiſerthum Julians.

Die entgegengeſetzten Elemente wirken zuſammen: die Unterdrückung des Götterdienſtes und die Reaktion deſſelben in einer neu aufkommenden Philoſophie; das Eingreifen des Imperators in die innern Kämpfe der chriſtlichen Doctrinen und die Regungen des Widerſtandes derſelben im Gefühl der Unabhängigkeit der Kirche; die dem Kaiſerthum innewohnende Intention, ſeine Macht ungetheilt zu erhalten und nach allen Seiten hin geltend zu machen; und die Schwierigkeit, beinahe Unmöglichkeit, in der es ſich befindet, das Uebergewicht der Waffen im Orient und Occident zu behaupten. Was den früheren Kaiſern oftmals die ſchwerſten Sorgen erregt und die Erhebung einer Nebenmacht auf den Grund einer abgeſonderten Kriegführung herbeigeführt hatte, beſtimmte immer aufs Neue die Politik und die Ereigniſſe. Auch die größte und gewaltigſte Begebenheit der Zeit, die beginnende Bewegung der germaniſchen Völker wirkte darauf ein. Eben auf der Abwehr derſelben beruhte der Anſpruch auf Unabhängigkeit, welchen Julian, den der Kaiſer nach Gallien geſchickt hatte, zu erheben in den Fall kam. Wir müſſen auf die Kriegshandlungen Julians, die wir ſchon berührten, noch einmal zurückkommen, da ſie für das damalige Stadium des Kampfes zwiſchen Römern und Germanen nach beiden Seiten hin bezeichnend ſind und zugleich den ſpäteren Unternehmungen Julians zur Grundlage dienen.

An dem Oberrhein drangen die Alemannen eben gegen den Limes vor; an dem mittleren hatten andere Germanen in Folge der Verwickelungen in der Zeit des Magnentius den Rhein überschritten. Wie Libanius es ausdrückt, das bisher römische Land bauten die Germanen selbst als ihr eigenes an; zum Anbau des eigenen verwandten sie die als Sklaven weggeführten Römer. Die römischen Castelle und Städte sahen sich für ihre Lebensmittel auf den engsten Umkreis beschränkt; und in ganz Gallien konnte man nichts anderes als ein weiteres Vordringen der Germanen erwarten [1]). Diesem Zustand nun ein Ende zu machen, dazu war der junge Cäsar bestimmt. Aber er hatte zu gleicher Zeit mit der Unbotmäßigkeit der ihm beigegebenen Heerführer zu kämpfen; er beklagt sich über nichts mehr, als über den unzureichenden Umfang seiner Vollmachten. Dennoch errang er in dem ersten Feldzuge genügende Erfolge; im zweiten drang er, zum Oberfeldherrn ernannt, in das Machtgebiet der Alemannen vor.

Bei Straßburg traf er mit einem trefflich gerüsteten Heere derselben zusammen [2]). Der Kampf, der sich entspann, ist für die Kriegführung der beiden Theile so charakteristisch, daß wir dabei wohl einen Augenblick verweilen dürfen. Die Kataphrakten und berittenen Bogenschützen der Römer, welche bei Mursa gegen Sachsen und Franken entschieden hatten, richteten gegen die Alemannen nicht viel

1) Libanius ἐπιτάφιος ἐπ' Ἰουλιανῷ I, p. 533 ff. Reiske.

2) Im Spätsommer 357. Wir sind glücklich genug, eine Schilderung von Ammian zu besitzen. Julian selbst hatte, wie sich aus Eunapius (Frgt. 9 bei Müller Fgts. Hist. Graec. IV, p. 16) und Libanius or. XIII (προσφωνητικὸς Ἰουλιανῷ) p. 412 (τὴν συγγραφὴν, ἣν ὧν αὐτὸς ἔπραξας, συνέθηκας, ὁ αὐτὸς γενόμενος καὶ στρατηγὸς καὶ συγγραφεύς) ergiebt, seine gallischen Feldzüge beschrieben.

aus; der eigentliche Kampf war zwischen den Fußvölkern; diese aber hielten einander das Gleichgewicht. Die Alemannen, auf ein Knie gesenkt, wiesen jeden Angriff der Römer ab, die ihrerseits zurückwichen, aber immer wieder Stand hielten. Endlich schritten die Alemannen zu dem Versuch, das schwankende Glück durch einen entschlossenen Hauptangriff zu entscheiden. Ihre vornehmsten Führer, die hier Optimaten heißen, in denen man aber vielleicht die Principes des Tacitus wiedererkennen darf, traten in einen Haufen zusammen, in welchem sich auch die Könige befanden, denen sich ein zahlreiches Gefolge beigesellte [1]). Es gelang ihnen, die gegenüberstehenden römischen Schlachtreihen zu durchbrechen und bis an das Prätorium vorzudringen, das von der Legion der Primani in dichten, aneinanderschließenden Aufstellungen vertheidigt wurde. Die Germanen geriethen mit ihnen ins Handgemenge. Aber hier zeigte sich nochmals die Ueberlegenheit der römischen Taktik und Bewaffnung. Die Legionarien waren mit Schutzwaffen wohl versehen und darauf eingeübt, den Feinden, welche auf sie eindrangen, mit dem Schwerte beizukommen. Hiezu boten ihnen nun die in wildem Kampfeseifer heranstürmenden Alemannen, die darauf nicht vorbereitet waren, eine gute Gelegenheit dar; indem sie die Schwergepanzerten unvorsichtig angriffen, wurden sie im Einzelkampfe in der Seite verwundet und stürzten zusammen. Neue Schaaren folgten nach; aber als sie so viele — vielleicht ihre besten Männer — niedergestreckt und mit dem Tode ringen sahen, gaben sie dem Gefühle

1) Exsiluit subito ardens optimatium globus, inter quos decernebant et reges, et sequente vulgo ante alios agmina nostrorum irrupit. Ammian XVI, 12, 49.

Raum, daß sie hier niemals obsiegen würden; sie wendeten sich zum Rückzug, der eben so rasch ausgeführt wurde, wie der Anlauf gewesen war. Bei dem Uebergang über den Rhein kamen ihrer viele um.

Julian ist damals in dem Rausch des Sieges von den Truppen zum Augustus ausgerufen worden; er hat das aber mit scharfen Worten als eine Anmaßung zurückgewiesen; dies sei, sagte er, nicht das Ziel weder seiner Hoffnungen noch seiner Wünsche. Er rechnete es sich zum Ruhme an, daß er den in Folge der Schlacht in seine Hände gerathenen Alemannenkönig Chnodomar nicht in den Städten von Gallien gleichsam zur Schaustellung seiner Siege herumgeführt, sondern an den Kaiser selbst habe überantworten lassen [1]).

Der Sieg Julians über die Alemannen traf mit den Siegen des Kaisers über Quaden und Sarmaten zusammen. Die Grenzen des Reiches waren am Oberrhein und an der Donau wiederhergestellt. Die vornehmste Aufgabe der Kriegführung entsprang dann aus dem Zustand der Rheingrenze, wo zwar die Städte und Castelle selbst noch in den Händen der Römer waren, die Germanen aber das umliegende Land eingenommen hatten. Um nun den Ueberresten der römischen Einwohner Lebensmittel zu verschaffen, die sie aus dem Lande nicht ziehen konnten, ließ Julian Getreide in Britannien verladen, und es von da in die Rheinmündungen bringen. Dann aber wurde es zweifelhaft, ob die germanischen Nationen, welche die beiden Ufer eingenommen hatten, die Schiffe ruhig würden rheinaufwärts

1) Julian epist. ad Athen. p. 279 C. Ammian XVI, 12, 66: ductus ad comitatum imperatoris missusque exinde Romam in castris peregrinis, quae in monte sunt Caelio, morbo veterni consumptus est.

fahren laſſen. Der Praefectus Praetorio Florentius hatte die Abſicht, die benachbarten Germanen durch ein paar tauſend Pfund Silbers zu vermögen, dieſe Fahrt nicht zu beunruhigen. Der Kaiſer war wenigſtens nicht dawider; er erlaubte es, ſofern Julian es nicht für ſchimpflich halte [1]). Wie hätte aber, ſo ſagt Julian, er es nicht für ſchimpflich halten ſollen, da ſelbſt der Kaiſer, der immer mit den Barbaren friedlich wegzukommen ſuchte, es für ſchimpflich zu halten ſchien. Julian erblickte vielmehr in einem Kriegszuge ein geeignetes Mittel, jeden möglichen Widerſtand zu verhindern.

Aus ſeinen Worten muß man ſchließen, daß er ſich mit den ſchon angeſiedelten Saliern geſchlagen, dann aber mit ihnen vertragen hat. Die Chamaven, die hartnäckiger waren, vertrieb er aus ihren Sitzen. Er machte dabei eine große Anzahl von Gefangenen. So übertrieben es nun auch iſt, wenn man Julian mit Julius Cäſar hat gleichſtellen wollen, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß er ſich um das römiſche Reich das Verdienſt erworben hat, das Uebergewicht der römiſchen Waffen an den Grenzen längs des Mains und des Rheins wiederherzuſtellen.

Das hatte nun aber nach der anderen Seite hin, wie ſchon ſo oft, verſchiedenartige Rückwirkungen. Conſtantius ſchlug die Verdienſte Julians bei Weitem nicht ſo hoch an, wie dieſer ſelbſt; er ſchrieb die Erfolge vornehmlich ſeinen eigenen Anordnungen zu. Der Handlungen Julians wurde in ſeiner Umgebung mit Mißachtung gedacht. Man glaubte zu bemerken, daß es bei dem Kaiſer nicht zur Empfehlung gereiche, wenn in der Umgebung Julians Jemand ſich ihm

1) *πράττειν κελεύσας, εἰ μὴ παντάπασιν αἰσχρόνιμον φανείη* a. a. O. p. 280 B.

angelegentlich anschloß; Leute dieser Art wurden abberufen. Constantius wollte über seine gallischen Truppen so gut verfügen, wie über die illyrischen. Der eigentliche Ursprung einer ernstlichen Entzweiung aber lag nicht in diesen Zufälligkeiten, sondern in allgemeinen Verhältnissen der beiden Reichshälften.

Der persische Krieg war wieder ausgebrochen, soviel wir vernehmen, auf Veranlassung eines abtrünnigen Römers. Von dem vertheidigungsunfähigen Zustand der Grenzen unterrichtet, fiel Schapur II., der ein gutes Recht auf Armenien und die Euphratländer überhaupt zu haben glaubte, im Frühjahr 359 in Mesopotamien ein. Die Römer vermochten nicht, ihr Gebiet ungeschmälert zu erhalten. Schapur rückte am oberen Tigris vor. Es gelang ihm, die von Constantius in Stand gesetzte Grenzfeste Amida, trotz der tapfersten Gegenwehr, bei der besonders gallicanische Legionen sich auszeichneten, einzunehmen. Noch behaupteten die Römer Armenien; aber im Jahre 360 erneuerte Schapur seine Angriffe und eroberte eine für die Grenzen wichtige Festung Bezabda in der Nähe von Nisibis. Wir kennen die Bedeutung von Nisibis. Von dem Besitz dieser Feste hing die Autorität der Römer im Orient überhaupt ab. Constantius trug kein Bedenken, den Kampf mit der Energie, die ihm eigen war, aufzunehmen.

Will man sich eine Vorstellung von den Ansichten und Hoffnungen bilden, die hierüber erwachten, so muß man das „Itinerarium Alexanders des Großen", das eben in dieser Zeit zum Gebrauche des Constantius verfaßt worden ist, lesen. Es gründet sich auf den Gedanken, daß in Schapur ein zweiter Darius niederzukämpfen sei. Auch jenes An-

schreiben Schapurs an Constantius, dessen wir gedachten, eine Art von Manifest, in welchem er die Ansprüche der Achämeniden auf Thracien und Macedonien geltend machte, beruhte auf derselben Combination. Julian theilte sie ursprünglich, wie aus seinem Panegyrikus auf Constantius hervorgeht. Jetzt aber hatte das Unternehmen eine für ihn selbst unangenehme Rückwirkung.

Einer der wichtigsten Momente der Kriegführung im römischen Reiche lag darin, daß die Waffen im Osten und Westen zu großen Unternehmungen verbunden werden mußten. Niemals aber war der Krieg mit den Persern gefährlicher, die Gegenwehr gegen sie nothwendiger, die Aussicht, die sich an einen glücklichen Ausgang des Kampfes knüpfte, großartiger gewesen, als in diesem Augenblick. Und da nun eben an jenen Grenzen die gallicanischen Legionen sich besonders hervorgethan hatten, so ist es begreiflich, wenn Constantius am Vorabend eines entscheidenden Unternehmens gegen die Perser auf die Truppen zurückgriff, die in Gallien standen.

Ammian erzählt, daß Constantius seinem Cäsar Julian vier Cohorten von den Hülfsvölkern: Herulern, Batavern, Petulanten, Celten [1]) und überdies eine Anzahl auserlesener Mannschaften aus den anderen Truppentheilen abgefordert habe. An sich liegt in diesem Verlangen nichts Ungebührliches. Aber man darf sich auch nicht wundern, daß es in den damaligen occidentalischen Legionen ebensowohl Widerstand fand, wie einst das gleiche Verlangen in den Zeiten des Alexander Severus. Wenigstens zum Theil waren sie unter

1) Diese Truppenabtheilungen werden auch in der Notitia dignitatum zusammen genannt und in derselben (in part. Occid. V, 160 ff. Seeck) unter den auxilia palatina aufgeführt.

der Bedingung in Dienſt genommen worden, nicht jenſeits der Alpen verwendet zu werden; ſie fühlten ſich als Provinzialmilizen; viele unter ihnen hatten Weib und Kind, die ſie nicht verlaſſen wollten. Ihr vornehmſtes Argument aber war: ihre Anweſenheit in Gallien ſei wegen der Nähe tapferer und mächtiger Barbaren eine Nothwendigkeit für das geſammte Reich. Ueberdies: ſie waren nicht zufrieden damit, von einem entfernten Auguſtus abzuhängen; ſie meinten, ein ſolcher nehme ihre Verdienſte nicht wahr und ſei nicht im Stande, dieſelben zu belohnen. In ihrem eigenen Intereſſe wünſchten ſie, den Cäſar, unter dem ſie dienten, aller Beſchränkungen, denen er unterlag, entledigt und ihn zum Auguſtus erhoben zu ſehen. Noch immer galten die Einſchränkungen, über die ſich Julian von Anfang an beklagt hatte. Und wenn der Ehrgeiz Julians durch den Ruhm ſeiner Kriegshandlungen erhöht wurde, ſo regten dieſe doch auf der andern Seite die Eiferſucht des Kaiſers an, nicht etwa in geringerem Grade, weil Julian ſein nächſter Verwandter war, ſondern in einem um ſo höheren. Man wird dabei an das Verhältniß von Tiberius zu Germanicus erinnert, in welchem die aus der Sache entſpringende Eiferſucht eines Auguſtus, der das Ganze beherrſcht, gegen einen Cäſar, der ſich in glücklichen Kriegen einen Namen erwarb, gleich im Beginn der Monarchie zur Erſcheinung kam. In Conſtantius ſtellte ſich die Nothwendigkeit der Einheit dar, das Intereſſe eines Provinzialoberhauptes dagegen in Julian. Zwiſchen beiden beſtanden ohnehin in der Tiefe die bitterſten Antipathien. Von Julian erzählt man, auf die Erinnerung daran, daß er verwaiſt von Conſtantius erzogen worden, habe er geantwortet, daß er ja eben von Conſtantius ſelbſt

zur Waiſe gemacht worden ſei [1]). Aus den Schriften Julians erhellt ſogar ſeine Meinung, daß ſein Vater ein beſſeres Recht an das Imperium gehabt habe, als Conſtantin und deſſen Linie. Meiſter von Gallien und Britannien, wurde Julian beſonders von der Erinnerung an Conſtantius Chlorus, deſſen Enkel er war, lebendig berührt. In ſeiner Umgebung bildeten ſich nun zwei Parteien: während den Einen die Treue gegen den Kaiſer über Alles ging, ſchloſſen ſich die Anderen den Anſprüchen des Cäſar an. Die Erſteren entfernten ſich und kehrten zu Conſtantius zurück, unter ihnen der oben erwähnte Praefectus Praetorio Florentius. Julian giebt ihnen Schuld, den Kaiſer gegen ſeine Stellung in Gallien eingenommen zu haben. Um ſo näher trat er den Anderen, die ihn dann wieder darin beſtärkten, ſich mit den zur Widerſetzlichkeit gegen den Kaiſer hinneigenden Truppentheilen zu verbinden. Im Lager waren insgeheim Schriften ausgeſtreut worden, in denen man ſich darüber beſchwerte, daß Conſtantius Gallien verderben und Julian entehren wollte [2]). Kaiſerliche Commiſſare waren angelangt, um den Abmarſch der Truppen aus Gallien zu leiten. Julian wurde aufgefordert, ſich ſelbſt in das Lager der Truppen zu verfügen; denn ſonſt werde der Kaiſer nicht ihm, ſondern nur ſeinen Commiſſarien die Ausführung ſeiner Befehle zuſchreiben. In dieſer Kriſis iſt nun in Julian die religiöſe Abweichung, der er huldigte, zur offenen Wirkſamkeit gelangt. Indem er ſich entſchloß, unter die Truppen zu gehen,

1) Zonaras XIII c. 10 p. 21 C.

2) Julian berichtet über dieſe Vorfälle in der epist. ad Athen. p. 283 ff.

um ſcheinbar die Befehle des Kaiſers zur Ausführung zu bringen, brachte er doch den alten Göttern Opfer dar, wie er ſagt: für ſeine eigene Wohlfahrt, noch mehr aber für die allgemeine Wohlfahrt und Freiheit und für das Wohl von Gallien, welches der Kaiſer den Feinden ſchon zweimal preisgegeben habe. In dem Lager hat Julian wirklich die Aufforderung an die Truppen gerichtet, ſich zum Abmarſch fertig zu halten. Anfangs ſchwiegen ſie; dann aber zeigte ihr tumultuariſches Gebahren, wohin ihre Abſicht ging. Aus einem Zeichen am Himmel, das Julian nach einer Anrufung des höchſten Gottes gewahrte, glaubte er zu erkennen: er ſolle den Truppen folgen und ihren Willen thun [1]). Den gegen den Palaſt heranſtürmenden Mannſchaften, die nunmehr Ernſt damit machten, ihn zum Auguſtus auszurufen, leiſtete er noch immer einen freilich ſchon weichenden Widerſtand. Von Diadem oder Krone wollte er nichts hören, aber er nahm eine goldene Kette an, die man ihm darbrachte: ſie wird mit dem celtiſchen Worte Maniake bezeichnet, was eben ein Abzeichen der höchſten Würde bedeutet [2]). Der Verſuch der Freunde des Conſtantius, die Anhänglichkeit der Truppen an den Kaiſer zu erwecken, bewirkte das Gegentheil; ſie erregten dadurch vielmehr die Wuth gegen ſich ſelber [3]).

Zur vollen Empörung meinte jedoch Julian auch jetzt

1) a. a. O. p. 285 C.

2) Julian p. 284 D: *οὔτε τὴν πρόσρησιν οὔτε τὸν στέφανον προσιέμην.* Libanius p. 554, 21: *φεύγοντος τὴν ταινίαν τὴν χρυσῆν καὶ καταφεύγοντος ἐπὶ τὸν ἀρχαῖον νόμον.* Nach Julians eigener Erzählung legte er ſich ſelbſt die Kette an (*τινός μοι στρατιώτου δόντος μανιάκην περιεθέμην*); nach den anderen Autoren einer von den Kriegsleuten.

3) Julian wurde im Frühjahr 360 zum Auguſtus ausgerufen.

noch nicht zu schreiten: er bewog die Truppen, das, was geschehen war, an Constantius zu berichten.

Wir haben ein Schreiben Julians an den Kaiser übrig, aus welchem wir seine Absichten, wie er sie nunmehr faßte, deutlich kennen lernen[1]). Er wiederholt darin die Beweggründe der Legionen, deren wir gedachten, sich nicht aus Gallien abführen zu lassen. Eine geringfügige Beihülfe an Truppen läßt er den Kaiser noch hoffen. Zugleich stellt er Bedingungen für seine Autorität in der Provinz. Er will dem Kaiser zwar zugestehen, die Praefecti Praetorio zu ernennen, aber die Ernennung aller anderen Civil- und Militärbeamten will er sich selbst vorbehalten. Und auch zur Praefectur sollte der Kaiser Männer von anerkanntem Verdienst und billiger Sinnesweise ernennen.

Man könnte nun wohl die Frage aufwerfen, ob Constantius nicht seinerseits auf diese Anforderungen hätte eingehen sollen; aber hätte er eingewilligt, so würde er seinem Vetter in Gallien zu einer Selbständigkeit verholfen haben, wie sie einst Albinus dem Septimius Severus gegenüber eine Zeitlang besessen hatte; zugleich hätte er die Prätension der occidentalischen Truppen, im Orient keine Dienste zu leisten, die mehr als einmal erhoben war, anerkannt.

Constantius befand sich damals in Cappadocien; er war einen Moment unschlüssig, ob er nicht den Feldzug gegen die Perser aufgeben und sich mit seiner ganzen Macht nach dem Occident wenden sollte. Es ist nicht der schlechteste Zug in seinem Leben, daß er es vorzog, Armenien im römischen Gehorsam zu befestigen und dann gegen die Perser vorzu-

1) Bei Ammian XX, 8, 5.

gehen. Zugleich aber schickte er einen höheren Beamten, den Quästor Leonas, (es ist ohne Zweifel derselbe, der ihn bei der Synode von Seleucia vertreten hatte), nach Gallien, um Julian zu benachrichtigen, daß er das in Paris Geschehene nicht ratificiren könne; Julian möge seinen hochfliegenden Ehrgeiz bezähmen und sich innerhalb der einem Cäsar gesetzten Schranken halten, wenn ihm anders an seinem und seiner Umgebung Wohlergehen gelegen sei. Ueberdieß vollzog er verschiedene Ernennungen, nicht jedoch allein zur Praefectur, sondern auch zu einigen anderen wichtigen Aemtern in Civil und Militär, die Julian sich vorbehalten hatte [1]).

Als Leonas mit dieser Botschaft, die doch eine vollkommen abschlägige war, bei Julian ankam, erklärte ihm dieser, er werde sie den Truppen vorlegen; Leonas warnte ihn davor: denn vor die Volksmenge der Soldaten solle man Dinge dieser Art nicht bringen [2]). Julian aber blieb bei seinem Entschluß; die Antwort der Soldaten war, daß sie mit beinahe einstimmiger Acclamation Julian zum Augustus ausriefen.

So standen aufs Neue zwei Augusti einander gegenüber. Doch war es nicht einfach ein Gegensatz zwischen dem herrschenden Augustus und einem zur Selbständigkeit emporstrebenden Oberbefehlshaber an der Spitze der Legionen, wie so oft. Julian hatte noch andere Hülfsquellen seiner Macht oder Stützen seiner Unternehmung. Selbst die Truppen des Magnentius haben dazu gehört. Die Reste derselben waren nicht eigentlich vernichtet; sie hatten einen Theil der

1) Ich folge der Erzählung des Ammian XX, 9, 4, mit der Victor Epit. 65 übereinstimmt.

2) Zonaras p. 21 D.

Landſtraßen inne und unaufhörlich hörte man von ihren Raubanfällen: denn nur mit Gewalt konnten ſie ſich Lebensmittel verſchaffen. Mit dieſen nun — es iſt kein Zweifel daran, da es einer der beſten Freunde Julian's berichtet — trat der aufſtrebende Imperator in Verbindung; indem er ſie für ſich gewann, beruhigte er zugleich das Land [1]). Daß hiebei die religiöſen Differenzen mitgewirkt haben, iſt nicht zu bezweifeln. Julian erzählt, Conſtantius habe ihm einen Biſchof zugeſchickt; aber der habe ihn nur des Lebens verſichert; von ſeiner Stellung als Cäſar ſei weiter keine Rede geweſen [2]). Wie hätte jedoch Julian überhaupt auf die Ermahnungen eines Biſchofs Rückſicht nehmen ſollen? Eben in dieſem Moment kam ſein Rücktritt zu dem alten Götterglauben ihm vollkommen ins Bewußtſein.

Wenn Conſtantius nichts mehr verfolgte, als Augurien und Eingeweideſchau, ſo war Julian überzeugt, daß der Wille der Götter ſich in dieſen Wunderzeichen unzweifelhaft zu erkennen gebe. An deren faktiſcher Exiſtenz hielt er feſt; er opferte insgeheim der Bellona. Wer will ſagen, ob der Götterdienſt ſeinen Ehrgeiz erweckte oder ſein Ehrgeiz ihn zum Götterdienſt forttrieb. Ob und welche Maßregeln Conſtantius gegen Julian ergriffen hat, erfahren wir nicht mit Beſtimmtheit. Julian behauptet, Conſtantius habe die Germanen, denen er Julian als ihren Feind darſtellte, aufgereizt und ihnen Gallien preisgegeben; die Briefe darüber ſeien in ſeine

1) Libanius in dem *Ἐπιτάφιος ἐπ' Ἰουλιανῷ* Reiske I, p. 557: *οἱ Μαγγεντίῳ συναράμενοι τοῦ κινδύνου τὰς ὁδοὺς κατειλήφεσαν, ἀδίκοις τροφόμενοι πόροις, τούτους ἐφ' ὅπλα καλέσας καὶ δοὺς ἄδειαν φανῆναι, τοὺς μὲν τοῦ παρανομεῖν ἀπήλλαξε, τοὺς δὲ ὁδοιπόρους τῶν φόβων.*

2) Der Sendung des Leonas gedenkt Julian nicht.

Hände gefallen; ferner habe der Kaiser in Bregenz, wo die Landstraßen vom Orient und von Italien her sich kreuzten, große Vorräthe an Getreide aufgehäuft [1]). Er zweifelte nicht, daß es auf eine unverzügliche Offensive gegen ihn abgesehen sei. Wenn er sich aber in Gallien einschließen lasse, während die kaiserliche Kriegsmacht ihn in der Front angreife und die der Barbaren von anderen Seiten auf ihn eindringe, so würde er mit Schimpf und Schande zu Grunde gerichtet werden. Um dies zu verhüten, schritt er nun selbst unverweilt zum Angriffe. Er wandte sich nach Illyrien, von wo Constantius die Truppen zum Kriege nach Armenien und Mesopotamien abgeführt hatte. Julian fand nirgends Widerstand; er fühlte sich glücklich, daß er die geschlossenen Tempel wieder eröffnen und den unterbrochenen Opferdienst wiederherstellen konnte [2]). Wir haben aus dieser Zeit einen Brief von ihm an den wirksamsten seiner Lehrer, Maximus von Ephesus, in welchem er demselben sagt, er habe sich an die Götter gewendet, weil sie den unterstützen, der sie verehre; sein Heer sei größtentheils gottesfürchtig, d. h. den alten Göttern ergeben [3]). An der Spitze dieses Heeres meinte er stark genug zu sein, um mit Constantius zu unterhandeln und die Selbständigkeit zu erkämpfen.

Aber Constantius hatte in diesem Augenblick noch eine sehr feste Stellung. Er war im Frühjahr 361

1) p. 286 A. Auch bei Libanius p. 558 findet sich die Angabe, daß die Germanen von Constantius aufgefordert seien, in das römische Gebiet einzufallen.

2) Libanius I, p. 560, 7: *ἀνεῳγνυτο νεὼς ὁ τῆς Ἀθηνᾶς καὶ οἱ τῶν ἄλλων θεῶν τοῦ βασιλέως ἀνοίγοντός τε καὶ τιμῶντος ἀναθήμασι, καὶ αὐτοῦ τε θύοντος καὶ τοὺς ἄλλους παρακαλοῦντος.*

3) Ep. XXXVIII, S. 69 bei Heyler.

wieder ins Feld gegangen; die Könige von Armenien und Iberien hielt er in Pflicht. Daß er, indem sich Gallien regte, nicht daran denken konnte, zu einer großen orientalischen Unternehmung zu schreiten, versteht sich von selbst. Und auch von der persischen Seite war zunächst nichts weiter zu fürchten; Schapur war, durch seine Wahrsager gewarnt, davon abgestanden, in diesem Jahre einen Einfall in das römische Gebiet zu machen. Es kam zu den gewöhnlichen Kämpfen an den Grenzen, die zu nichts führten. Constantius blieb wenigstens nicht im Nachtheil. Man rühmte später in Nisibis: er habe doch keinen Fußbreit Landes den Persern überlassen. Er konnte nun, da er am Euphrat und Tigris einigermaßen freie Hände hatte, den Gedanken fassen, sich gegen Julian zu wenden. Ammian theilt eine Rede mit, die der Kaiser den versammelten Centurien, Manipeln und Cohorten bei Hierapolis gehalten habe, in der er dann auf die Undankbarkeit und den Frevel Julians hinweist, der wegen unbedeutender Vorfälle den inneren Krieg entzünde, und die Erwartung ausspricht, vor dem Feldgeschrei der Treuen werde das Heer Julians zurückschrecken und in Asche zerstieben [1]). Es war ihm bereits gelungen, Italien und Afrika zu sichern; auch der römische Senat hatte sich für ihn erklärt; das feste Aquileja war noch in seiner Hand; er gab sich nicht ohne Grund der Hoffnung hin, das Glück werde ihm ebenso zur Seite stehen, wie in den bisherigen bürgerlichen Unruhen. Wäre das der Fall gewesen, hätte er gesiegt, so würde er das römische Imperium in den Formen, in denen es sich jetzt bewegte, erneuert und verstärkt haben. Es kann kaum ein

1) XXI, 13, 10 ff.

Zweifel sein, daß er auch seinen religiösen Intentionen noch weiteren Raum gemacht haben würde. In diesem Augenblick aber ist er von dem Schicksal der Sterblichen betroffen worden; einer Krankheit, die er anfangs nicht achtete, ist Constantius in Mopsukrene an der Landstraße, die nach Tarsus führt, am 5. Oktober des Jahres 361 erlegen [1]).

Constantius ist bei allen Gewaltsamkeiten, die er ausgeübt hat, doch eine große Gestalt in der Verflechtung der Ereignisse. Er kannte nichts, als die Prärogative des Kaiserthums, das er mit der christlichen Religion vereinigte, dergestalt jedoch, daß die Kirche von der höchsten Gewalt abhängig sein und bleiben sollte. Die Idee des römischen Kaiserthums meinte er in dieser Form über die Welt zu verbreiten. Von allen, die diesen Gedanken gefaßt haben, ist er der erste und wohl auch der einzige, der seiner Verwirklichung nahe kam; inmitten der mit einander ringenden Elemente waffenmächtig, Meister der bürgerlichen und kirchlichen Verwaltung schwankte er keinen Augenblick darüber, was er zu thun habe. Entgegengesetzte Regungen waren ihm fremd. Aber von einem individuellen Willen, der doch wieder auf einem persönlichen Interesse beruht, kann das Menschengeschlecht nicht geleitet, noch auf die Länge beherrscht werden. Mit

1) Am 5. Oktober nach Ammian XXI, 15, 3; nach Anderen (Fasti Idat. und Chron. Pasch.; Sokrates II g. E.) am 3. November. Diese letztere Angabe halten Tillemont (n. LII sur Constance) und Sievers (Das Leben des Libanius, p. 88, N. 16) für richtig. Nach der Historia acephala (bei Larsow, Die Festbriefe des heiligen Athanasius p. 38) erließ der Präfekt von Aegypten am 3. Chojak = 30. November 361 eine Bekanntmachung, daß Constantius gestorben sei und Julian sich im alleinigen Besitze des gesammten Reiches befinde (nuntiavit mortem Constantii Imperatoris et quod solus Julianus tenuit universum imperium). Dadurch scheint die bei Ammian vorkommende Datirung bestätigt zu werden.

dem Tode des Conſtantius trat eine Veränderung von Grund aus ein. Die höchſte Autorität ging an den Mann über, der eben niedergekämpft werden ſollte, der von gerade entgegengeſetzter Geſinnung war und den Entſchluß hatte, ſie zur Geltung zu bringen. — In dem Moment der Kriſis, in dem ſich Julian rüſtete, einen Kampf auf Leben und Tod zu beſtehen, empfing er die Nachricht, daß ſein Feind geſtorben ſei und ſelbſt die Verſicherung, er ſei von dieſem am Ende ſeines Lebens als ſein Nachfolger bezeichnet worden. Im December 361 langte Julian in Conſtantinopel an [1]). Das Volk, das von ſeinen religiöſen Abweichungen noch wenig Notiz genommen hatte, empfing ihn mit Befriedigung, denn ein Thronſtreit war glücklich vermieden, und mit Neugierde. Sich ſelbſt in vollkommenen Beſitz der Regierung zu ſetzen, war nun das erſte Beſtreben Julians. Unter Rechtsformen, die aber ſelbſt von ſeinen Freunden nur als Schein angeſehen wurden, ſchaffte er alle die bei Seite, die er als ſeine perſönlichen Gegner betrachtete, den früheren Magiſter officiorum Palladius, ſowie den damaligen, Florentius, den früheren Praefectus Praetorio Taurus und einen zweiten Florentius, damals Conſul; den Director des kaiſerlichen Haushaltes, ſowie den Vorſteher des allgemeinen Staatshaushaltes [2]). Der letzte iſt ohne Zweifel dem Haſſe der Truppen, denen er in dem perſiſchen Feldzuge zum Vorwurf gemacht hatte, ihre Dienſte entſprächen nur ſehr ſchlecht ihren Anforderungen an die Schatzkammer, aufgeopfert worden [3]). Denn

1) Am 11. December hielt er ſeinen Einzug (Ammian XXII, 2, 4).

2) Man muß die beiden Stellen des Ammian XXII, 3, 8 (vergl. Wagner z. St. T. II, p. 436) und XX, 11 mit einander verbinden.

3) Der comes rei privatae und der comes sacrarum largitionum.

Julian ſelbſt hatte derſelbe einſt in Gallien, indem er ihn mit Geld verſah, die beſten Dienſte geleiſtet. Der vornehmſte von Allen war Euſebius, der das Heft der Gewalt eigentlich in Händen gehabt hatte[1]); er mußte ſeine ausgeſprochene Feindſchaft gegen Julian mit dem Tode büßen. Einige Helfershelfer der Gewalt, die bei der Verfolgung der Anhänger des Magnentius und des Silvanus Grauſamkeiten ohne Zahl ausgeübt hatten, ſind lebendig verbrannt worden. Das gleiche Schickſal hatte auch der Anführer des Widerſtandes, der in Aquileja geleiſtet worden war, aber ein Ende nahm, ſobald man von der wirklich eingetretenen Thronveränderung ſichere Kunde erhielt. Die Beamten des Hofes, die ſich überhaupt der Beſtechlichkeit und Gewinnſucht ſchuldig gemacht und unter Anderem an den Tempelſchätzen vergriffen hatten, wurden ſammt und ſonders aus dem Dienſte entlaſſen. Rückſichtslos und gewaltſam ſetzte dergeſtalt das neue Regiment ſich ein. Noch blieb übrigens Alles in dem gewohnten Gange: Julian erſchien im Senat, deſſen Deliberationen er, wie herkömmlich, leitete. Er nahm Theil an den Ceremonien des Amtsantritts der Conſuln; man ſah ihn ſelbſt in der Mitte der Honorati einherſchreiten; er wohnte den circenſiſchen Spielen bei und ſprach die bei der Befreiung der Sklaven gewöhnlichen Formeln aus. Die vacant werdenden höheren Beamtenſtellen beſetzte er angemeſſen und nach Verdienſt. So ſtellte er auch die tüchtigſten Männer an die Spitze der Heerlager. Er hielt die Grenzbefeſtigungen in Stand, namentlich an der Donau, und trug Sorge, daß die Truppen mit den erforderlichen Lebensmitteln reichlich verſehen wurden.

1) Er war praepositus sacri cubiculi.

Noch war das Reich sehr furchtbar; von allen Seiten langten Botschaften der benachbarten Völkerstämme an, die um die Erhaltung des Friedens baten. Aber schon zeigten sich die Vorboten anderer Zeiten.

Einst, als der Kaiser in Verhandlungen mit dem Senat begriffen war, wurde ihm die Meldung gemacht, daß Maximus von Ephesus angelangt sei, um seinen Schüler auf dem Throne zu besuchen. Der Kaiser sprang auf und eilte dem Kommenden raschen Schrittes entgegen; man sah, wie er den Philosophen umarmte und küßte, — was doch den Mitgliedern des Senats unziemlich vorkam; zurückgehend führte er Maximus, dem er eine gewisse Ehrfurcht bewies, in den Senat ein[1]). An dem Urheber seiner hellenistischen Ideen lag ihm mehr, als an allen Anderen. Eine Zeitlang trug er Bedenken, mit seiner religiösen Tendenz offen hervorzutreten. Wären nun die Lehrer des Volkes in ihren Bekenntnissen unter einander und mit diesem vollkommen einig gewesen, so würde er nachdrücklichen Widerstand zu fürchten gehabt haben. Aber die Entzweiung zwischen den Homousiern, die durch die Strenge, welche Constantius zu Gunsten der Homöusier angewandt hatte, verletzt waren, und die daraus entstandene Aufregung eröffnete ihm den Weg. Er ließ Deputationen der verschiedenen Parteien vor sich kommen und ermahnte sie, ihre Zwistigkeiten mit Stillschweigen zu bedecken; ein Jeder möge — so fügte er hinzu — seine religiöse Ueberzeugung herzhaft

1) Ammian XX, 7, 3 und Libanius I, p. 174 erwähnen diesen Vorfall; der erstere, indem er Julians Verhalten tadelt: exsiluit indecore et qui esset, oblitus. Maximus war von Julian nach Constantinopel beschieden worden; später hat er, wie andere Philosophen, denselben auf seinem persischen Feldzug begleitet. Eunapius p. 476.

bekennen. Sein Anhänger Ammian bemerkt, daß er dies nur deshalb gethan habe, um bei den Neuerungen, die er vorhatte, von den getrennten Christen weniger Widerstand zu finden, als wenn sie einmüthig gewesen wären [1]). Mag sich dies nun so verhalten oder nicht, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß die arianische Entzweiung dem Versuche einer Erneuerung des hellenistischen Götterdienstes den Weg gebahnt hat.

Welche Bewandtniß hat es mit diesem Versuch, durch den Julian, obgleich als Abtrünniger gebrandmarkt, einen unvergänglichen Namen erlangt hat?

Julian ist dazu nicht etwa durch die in der damaligen christlichen Kirche bemerkbaren Mängel veranlaßt worden. Er hat eine Schrift gegen das Christenthum verfaßt, von der sich Fragmente erhalten haben [2]). Man nimmt dieselben mit Neugierde zur Hand. Aber was man darin liest, z. B. die Behauptung: die Christenlehre bestehe aus dem Schlechtesten, was sich bei den Juden und Hellenen finde, ist doch so dürftig und unbegründet, daß es unmöglich ein wesentliches Motiv für den Abfall bilden konnte [3]).

---

1) Ammian XXII, 5, 4: quod agebat ita obstinate, ut dissensiones augente licentia non timeret unanimantem postea plebem.

2) Die Fragmente der Schrift sind neuerdings von Johannes Neumann gesammelt und geordnet worden (Juliani Imperatoris contra Christianos quae supersunt, Leipzig 1880), der dieselben auch ins Deutsche übersetzt hat. Eine übersichtliche Angabe des Inhalts findet sich bei Rode, Geschichte der Reaction Kaiser Julians gegen die christliche Kirche p. 98 ff. und eine Zusammenstellung der allgemeinen Gesichtspunkte in der Polemik Julians gegen das Christenthum bei Naville, Julian l'Apostat et sa philosophie du polythéisme p. 175 ff.

3) *ἐπείσθην, ὅτι τῶν Γαλιλαίων ἡ σκευαρία πλάσμα ἐστὶν ἀνθρώπων καὶ κακουργίας σύντεθέν* (Spanheim p. 39 A., Neumann

Und daß eine abenteuerliche Sympathie für das Vergangene und Abgelebte — eine Art von heidnischer Romantik — einen übrigens verständigen Fürsten bethört haben sollte, läßt sich vollends nicht denken. Auch ist das Alles nur negativ; die Richtung Julians aber war eine sehr positive. Sie beruht auf einer Verbindung der neuplatonischen Ideen, wie sie bei Jamblichus erscheinen, mit einer eingeborenen Hinneigung zum Wunderbaren, — nicht allein des griechischen, sondern auch des orientalischen Götterdienstes. Wir haben schon davon gehandelt: Julian hatte es allen Ernstes auf eine Restauration des alten Götterdienstes, den er für den einzig richtigen hielt, abgesehen. Eigentliche Verfolgungen hat er über die Christen nicht verhängt; er entfernte sie jedoch von den Stellungen, die seine beiden Vorgänger denselben am Hofe, im Staate und in der Armee verliehen hatten [1]). Um ihnen aber alle indirekte Wirksamkeit abzuschneiden, erließ er ein selbst seinen Freunden und Anhängern sehr anstößiges Edikt, durch welches er — wie er denn überhaupt die gesammte Lehrthätigkeit unter seine Aufsicht nahm [2]) — die Christen von dem Lehramt in den grammatischen sowohl wie den rhetorischen und sophistischen Schulen auszuschließen

p. 168, 2 ff.). ὁμολογήσαντες μὲν οὐδὲν τῶν καλῶν οὐδὲ τῶν σπουδαίων οὔτε τῶν παρ' ἡμῖν τοῖς Ἕλλησιν οὔτε τῶν παρὰ τοῖς Μωσέως Ἑβραίοις, δρεπόμενοι τὴν ἀθεότητα μὲν ἐκ τῆς Ἰουδαϊκῆς ῥᾳδιουργίας, φαῦλον δὲ καὶ ἐπισεσυρμένον βίον ἐκ τῆς παρ' ἡμῖν ῥᾳθυμίας καὶ χυδαιότητος. τοῦτο τὴν ἀρίστην θεοσέβειαν ἠθέλησαν ὀνομάζεσθαι.

1) Sokrates Hist. eccles. III, 13.

2) In dem Edikt vom 17. Juni 362, Cod. Theodos. XIII, tit. 3, l. 5 behält er sich für die von den Curialen aufgestellten Lehrer das Recht der Bestätigung vor: judicio ordinis probatus decretum curialium mereatur. Hoc decretum ad me tractandum referetur.

dachte[1]). Die Studien in dieſen Schulen wurden als unentbehrliche Mittel zur Ausbildung der heranwachſenden Generation betrachtet und hielten die Beſchäftigung mit den Muſtern des klaſſiſchen Alterthums aufrecht. Aber Julian ging davon aus, daß auch die alten Autoren göttergläubig geweſen und ihre Schriften unter dem Einfluß der Götter entſtanden ſeien; — wie ſollten ſie nun von Männern ausgelegt werden können, welche den Götterglauben verleugnen? Dieſe würden den poſitiven Inhalt nothwendig in den Hintergrund drängen oder verdunkeln; ſie würden die Schriften bekämpfen, welche ſie erläutern. Er dachte alſo die Chriſten von den Schulen fernzuhalten, in denen die gelehrte Bildung ſich fortpflanzte. Er hat kein Hehl damit, daß die Wiedereröffnung der Tempel, die er verfügte[2]), auch dazu beſtimmt geweſen ſei, die, welche ſich daſelbſt einzufinden vermeiden würden, als Gegner der Götter erkennen zu laſſen. Die Sache iſt von großer hiſtoriſcher Bedeutung. Denn eben darauf beruhte die allgemeine Wirk-

1) Ammian XXII, 10, 7. Illud erat inclemens, obruendum perenni silentio, quod arcebat docere magistros rhetoricos et grammaticos ritus christiani cultores, vergl. XXV, 4, 21, an welcher Stelle den angeführten Worten hinzugefügt wird: ni transissent ad numinum cultum. — Der Gegner Julians, Gregor von Nazianzus, macht ihm an erſter Stelle dies Edikt zum Vorwurf (*κατὰ Ἰουλιανοῦ βασιλέως στηλιτευτικὸς λόγος πρῶτος* c. 5, p. 79).

2) Ammian XXII, 5, 2: planis absolutisque decretis aperiri templa arisque hostias admoveri ad deorum statuit cultum. Das Edikt, durch welches Julian anordnete, daß den Tempeln der ihnen entzogene Beſitz zurückerſtattet werden ſolle (Hist. aceph. c. 9. bei Migne, Opera Athanasii II, p. 1445: imperatoris praeceptum propositum est, quo jubebatur reddi idolis et neocoris et publicae rationi quae praeteritis temporibus illis sublata sunt), wurde am 14. Februar 363 in Alexandrien bekannt gemacht.

ſamkeit der chriſtlichen Lehren, daß ſie ſich mit den philoſophiſchen Doctrinen der alten Welt auseinanderſetzten. Es iſt das Beſtreben der Cultur der folgenden Epochen; wir ſind noch heute darin begriffen; hätte Julian ſeine Abſicht durchgeführt, ſo hätte von alledem nicht die Rede ſein können. Er ſagt einmal: wer die Alten nicht in ihrem Sinne leſe, möge Matthäus oder Lucas exponiren [1]). Er wollte das Chriſtenthum zu einer armſeligen Sekte machen, welche an der allgemeinen Cultur der Welt keinen Theil habe. Bei alledem aber war er doch ſchon in ſeinen Theorien von den Glaubensanſchauungen der Chriſten keineswegs unabhängig, und praktiſch ahmte er die gemeinnützigen Inſtitutionen nach, durch welche die Chriſten den ſocialen Bedürfniſſen entgegenkamen.

Julian ſelbſt ſpricht aus [2]): hauptſächlich durch Wohlthätigkeit und würdige Haltung der Prieſter ſei das Chriſtenthum in Aufnahme gekommen. In einem Schreiben an einen Oberprieſter in Galatien fordert er dieſen auf, dafür zu ſorgen, daß dieſem Beiſpiel auch von Seiten der Helleniſten nachgeeifert werde.

Die Prieſter der Götter ſollen angehalten werden, gut zu leben; ſie ſollen mit ihren Angehörigen die Götter eifrig verehren; ſie ſollen kein unehrbares Handwerk treiben, die Schauſpiele nicht beſuchen, ſich in keiner Schenke treffen laſſen. Ferner aber: man ſoll öffentliche Herbergen für Fremde, die der Unterſtützung bedürfen, anlegen, wie es bei den Chriſten der Fall ſei. Dafür beſtimmt der Kaiſer eine anſehnliche Quantität Getreide und Wein.

1) ep. XLII. in der Ausgabe der Briefe Julians von Heyler.
2) ep. XLIX, p. 89. Heyler.

Wir werden versichert, er habe in allen Städten Schulen zum Unterricht in den helleniſtiſchen Doktrinen und zugleich zu einer denſelben entſprechenden Erziehung einzurichten[1]), ſelbſt kloſterähnliche Aſyle, für die, welche in der Zurückgezogenheit leben wollten, anzulegen beabſichtigt[2]).

Julian hatte überhaupt eine Art hierarchiſcher Verfaſſung im Sinn. Den Prieſtern bewilligte er eine gewiſſe Unabhängigkeit dem höheren Beamtenſtande gegenüber; ein Magiſtrat ſollte, wenn er in eine Stadt kam, nicht vom Prieſter empfangen werden. In deren Mitte gedachte nun der Kaiſer eine allumfaſſende Autorität auszuüben: die Würde eines Pontifex Maximus ſollte zu voller Geltung gebracht werden[3]). An der Spitze einer helleniſtiſchen Rechtgläubigkeit meinte Julian eine Autorität zu erlangen, durch welche der Kaiſer zugleich faktiſch das religiöſe Oberhaupt der Welt geworden wäre. Julian war nicht allein abtrünnig vom Chriſtenthum; er plante eine Vernichtung deſſelben und ſeine Erſetzung durch ein entgegengeſetztes Syſtem. Beamtenthum, Bildung und Religionsübung ſollten unter ſeiner Führung dem wiederhergeſtellten Götterdienſt ausſchließend zu

---

1) Wir entnehmen dies aus Gregor von Nazianzus, a. a. O. p. 138 (= p. 647 C. Migne): *διδασκαλεῖα μὲν ἱδρύσασθαι κατὰ πᾶσαν πόλιν ἑτοῖμος ἦν, βήματά τε καὶ προεδρίας καὶ ὑφεδρίας, Ἑλληνικῶν τε δογμάτων ἀναγνώσεις καὶ ἀναπτύξεις, ὅσαι τε ἦθος ῥυθμίζουσι, καὶ ὅσαι τῆς ἐπικρύψεως.*

2) *ἀγνευτήρια καὶ παρθενῶνας.*

3) *ἐμὲ δοκοῦντα γε εἶναι διὰ τοὺς θεοὺς ἀρχιερέα μέγιστον, ἄξιον μὲν οὐδαμῶς πράγματος τοσούτου, βουλόμενον δὲ εἶναι καὶ προσευχόμενον ἀεὶ τοῖς θεοῖς.* Aus dem Fragment eines Schreibens, das Julian ebenfalls an einen Oberprieſter gerichtet hat) p. 298 D. Spanheim). Auch in dieſem Schreiben dringt Julian auf ein würdiges Verhalten der Prieſter; ſelbſt über ihre Lektüre ertheilt der Kaiſer darin Vorſchriften.

eigen werden. Zugleich ſchlug in Julian eine Ader von ethiſchem Ernſt, den er namentlich bei ſeinem Aufenthalt in der lebensluſtigſten und beweglichſten der Hauptſtädte des Reiches, in Antiochien, zum Ausdruck brachte. Die Schrift, die er da verfaßt hat, der Miſopogon iſt nicht allein ſatiriſch gemeint; obwohl ſie dieſen Ton anſchlägt, iſt ſie in der That eine ſehr ernſte Mahnung und Zuchtrede. Es iſt nach meinem Dafürhalten die koſtbarſte Reliquie aus Julians literariſcher Verlaſſenſchaft. Mit überlegenem Geiſte ſetzt er ſich darin der Mißachtung entgegen, die er ſich durch ſein Verhalten in Antiochien zugezogen hatte. Man machte ihm einen Vorwurf daraus, daß er von den ſtädtiſchen Vergnügungen, die dort von Altersher im Schwange gingen, keine Notiz nehme und ſich, zurückgezogen und einſam, nur ſeinen Arbeiten widme. Julian weiſt dieſen Vorwurf nicht zurück; er nimmt ihn an. Es iſt für das Kaiſerthum überhaupt charakteriſtiſch, wenn Julian die Bezeichnung als großer König ablehnt; denn er beſitze Nichts, was er ſein nennen könne. Er betrachtet das Imperium, ebenſo wie die meiſten ſeiner Vorgänger als ein Amt. Mit beſtem Humor begegnet er den Beleidigungen, die ihm widerfuhren.

Es macht ihm keinen Eindruck, daß die Bürger während ſeiner Anweſenheit die Tempel beſſer beſuchen, als früher: denn es geſchehe nur in der Abſicht ihm zu gefallen. Er mißbilligt die Ovationen, die man ihm dabei zu Theil werden läßt. Er ſelbſt kam nur wenig in die Tempel und zwar nur des Gebetes wegen. Der Kaiſer rüſtete ſich in Antiochien zu dem Feldzug gegen Perſien, den er vorhatte; aber populär wurde er daſelbſt nicht. Bei ſeiner Abreiſe hat er erklärt, er werde, wenn er zurückkomme, ſeine Reſidenz nicht

Städte, die sich in einer gewissen Unabhängigkeit hielten. Einige von denselben wurden zerstört; andere erklärten, daß sie dem zufallen würden, der die Oberhand behalte, wie das immer ihre Gewohnheit gewesen sei. Diese Entscheidung herbeizuführen, war nun eben die Absicht Julians. Er bestand die Schwierigkeiten, die ihm die Sümpfe und Kanäle des babylonischen Gebietes entgegensetzten, unverdrossen: denn in den Mühen und Entbehrungen die der Feldzug auferlegte, meinte er vor Niemandem Etwas voraus zu haben [1]); sein Gedanke war, von dem Euphrat nach dem Tigris zu gelangen und dann in die alten achämenidischen Gebiete vorzudringen. Wir erfahren, daß hiebei seine gelehrte Belesenheit seiner Unternehmung sehr zu Statten kam. Er erinnerte sich aus seiner Lektüre, daß es einen Kanal gebe, auf welchem man aus dem Euphrat in den Tigris kommen könne, — derselbe, den man unter dem Namen Nahar-Malcha kennt. Damals war er verschüttet, aber von einem Gefangenen höheren Alters, der darüber erstaunte, wie gut der römische Imperator über die Landschaft unterrichtet war, erkundete man seine Lage. Es gelang ihn zu reinigen und fahrbar zu machen. Das gehörte aber dazu, um eine Einfahrt durch die Mündung des Tigris, welche kaum zu überwindende Schwierigkeiten gehabt hätte, zu vermeiden. Bei der Eroberung des festen Castells Pirisabora (Firuz Schapur [2]), welches von Schapur zur Abwehr der Römer an geeigneter Stelle erbaut worden war, wendete der Kaiser eine Vorkehrung an, von der er aus Polybius wußte, daß sie im dritten punischen Kriege

1) Das giebt auch Gregor von Nazianz an: *συμβαδίζων τῷ στρατῷ καὶ σῖτα αἱρούμενος σχέδια* (a. a. O. c. 71, p. 109).

2) Ritter, Erdkunde X, p. 147.

vorgekommen war; sie führte damals nicht zum Zweck; aber das von Demetrius Poliorcetes erfundene Belagerungswerkzeug, das man Helepolis nannte, bewirkte doch die Eroberung des Platzes, und man konnte nun daran gehen, den Tigris Ctesiphon gegenüber zu überschreiten.

Es ist nicht sowohl erlaubt, als vielmehr eine Pflicht, die Unternehmungen Julians nach der Ueberlieferung zu schildern, welche sich sogleich damals unter den einverstandenen Zeitgenossen bildete und von einem der vornehmsten derselben, dem hellenistischen Sophisten Libanius, der die Sache für seine eigne hielt und sich alle Mühe gab, die Vorfälle von denen, die daran Theil genommen hatten, zu erfahren, wiedergegeben worden ist[1]). Man lernt die Idee kennen, welche nicht allein bei dem Zuge überhaupt, sondern in jedem Stadium desselben vorgewaltet hat; zunächst den Uebergang über den Tigris selbst. Andere Autoren legen Werth auf eine für das eigene Heer berechnete Kriegslist Julians, der ein paar Schiffe allen anderen voraus gehen ließ und, da diese von den Feinden in Brand gesteckt wurden, den zögernden Truppen zugerufen habe, der Feuerschein sei nur ein verabredetes Zeichen, durch welches man die Gewißheit erlange, daß die Bemannung der Schiffe dort ans Land gestiegen sei. Davon weiß Libanius nichts[2]); er schildert den Hergang bei weitem großartiger und zugleich eingehender. Er macht darauf aufmerksam, daß es, als die Flotte in den Tigris eingelaufen war und das Heer

1) Libanius berichtet über diese Begebenheiten in dem λόγος ἐπιτάφιος ἐπὶ Ἰουλιανῷ.

2) Auch ein anderer Zeitgenosse, Rufus, schweigt davon; ich komme in dem Artikel der Analekten über Zosimus darauf zurück.

auf dem rechten Ufer dieſes Fluſſes, Cteſiphon gegenüber erſchien, eine Lebensfrage wurde, wie man über den Strom hinüberkommen ſolle. Denn auch zurückgehen konnte man nicht, da die Landſchaften, die man durchzogen hatte, wüſt gelegt worden waren; das jenſeitige Ufer aber, ſteil und nicht unbewehrt, wurde durch eine ſtarke Anzahl perſiſcher Kriegsſchaaren vertheidigt. Kein Kalchas, ſagt Libanius, kein Tireſias hätte hier einen Ausweg zeigen können; der Kaiſer habe einen gefunden. Man muß ſich erinnern, daß die beiden Heere einander ſehr nahe gekommen waren: denn Coche, wo die Römer Stellung genommen, und Cteſiphon, welches die Perſer inne hatten, gehörten urſprünglich beide zu dem alten, damals zerſtörten Seleucia. In Coche vergnügten ſich die Römer mit Kampfſpielen, denen die Perſer von der anderen Seite her zuſahen, nicht ohne Eiferſucht, aber mit lebendigſter Theilnahme; ſie wiederholten gleichſam den Jubel, der den Sieger begrüßte [1]). Libanius weiß auch davon nichts, daß Julian bei dieſem Waffenſpiel den Zweck gehabt habe, den Perſern die Erwartung eines nahe bevorſtehenden Angriffs zu benehmen; er ſagt nur, Julian habe zeigen wollen, daß er guten Muthes ſei; zugleich aber Alles zu dem großen Unternehmen vorbereitet. Nach gehaltener Mahlzeit, ſo erzählt Libanius, beruft der Kaiſer die oberſten Heerführer zuſammen; er ſtellt ihnen die Nothwendigkeit vor, in die jenſeitigen Landſchaften zu gelangen, welche noch unverwüſtet ſeien. Alle Anderen ſchweigen; einer der Führer aber, und zwar eben der, welcher die oberſte

1) Auch in dem λόγος περὶ τῆς ἑαυτοῦ τυχῆς erwähnt Libanius dieſer Spiele (I, p. 90).

Stelle einnimmt, weist den Kaiser auf die Schwierigkeit des Uebergangs und die Zahl der Feinde, von denen sie erwartet würden, hin; Julian erwidert: zögern könne ihnen nicht helfen; denn die örtliche Schwierigkeit bleibe dieselbe, und die Zahl der Feinde werde dann nur noch größer werden. Er betraut einen Anderen mit der obersten Anführung [1]). Die Schiffe füllen sich mit Kriegsvölkern an, den Kaiser sieht man stillstehen und den Blick nach dem Himmel richten; von da, so heißt es ausdrücklich, entnahm er die Parole, die er den Tribunen und Centurionen mittheilte, diese aber den gemeinen Soldaten; er läßt dabei keine Spur von Unruhe blicken. Dem entspricht dann die Ausführung. Libanius ist nicht weit entfernt davon, diese als ein Wunder anzusehen. Bei Nacht sei durchgeführt worden, was bei Tage kaum möglich gewesen wäre; den Feinden zum Trotz, die über ihren Häuptern gelagert waren, seien die Truppen die Höhe hinaufgeklimmt, gleich, als ob ein Gott sie emporgehoben und an der Hand hinaufgeführt habe. Man sieht, in welchem Lichte die Unternehmung im Ganzen und bis ins Einzelne betrachtet wurde. Bei jedem Schritte setzte man die Mitwirkung der hellenischen Götter voraus; kein Zweifel ist, daß auch der Kaiser in Vorstellungen dieser Art lebte. Es gelang vollkommen, die Feinde zu überraschen. Viele wurden im Schlaf getödtet; die aus dem Schlaf Aufspringenden ebensogut überwältigt wie die anderen. Ein gräßliches Gemetzel entstand, das von Libanius in stark aufgetragenen Farben

1) So der von Reiske (I, 606) wiederhergestellte Text — ἕτερον ἄνδρα ἐκέλευσεν (ἡγεῖσθαι). Durch den corrumpirten Text ist Gibbon zu unhaltbaren Vermuthungen verleitet worden, wie sie sonst nur selten bei ihm vorkommen.

beſchrieben wird; ein weites Feld wurde mit Todten bedeckt. Hätten die Römer ſich nicht bei der Beraubung der Gefangenen aufgehalten, ſo würden ſie Cteſiphon mit Einem Schlage haben nehmen können. Erſt am andern Morgen rückte eine perſiſche Reiterſchaar aus der Stadt heran. Aber ohne Mühe, faſt durch einen Zufall wurde ſie zurückgewieſen. So bekam das römiſche Heer freie Hand, den Fluß zu überſchreiten.

Von einer vor den Mauern der Stadt vorgefallenen Schlacht lieſt man bei Libanius Nichts. Ein Verſuch, ſie durch Belagerung einzunehmen, von welchem Andere erzählen, wird ſchon dadurch ausgeſchloſſen, daß die Abſicht des Kaiſers dahin ging, die Truppen unverzüglich in das feindliche Gebiet zu führen.

Der Kaiſer forderte die Beſatzung auf herauszukommen, um ſich mit ihm zu ſchlagen. Sie antwortete: das ſei Sache ihres Königs; den möge er aufſuchen. Indem nun Julian alle ſeine Gedanken dahin richtete, traf ein perſiſcher Geſandter bei ihm ein mit dem Antrage auf Stillſtand und Abſchluß einer Symmachie zwiſchen den beiden Reichen [1]): daſſelbe, was einſt Caracalla den Parthern vorgeſchlagen hatte. Der Geſandte wendete ſich zunächſt an einen Bruder ſeines Fürſten, der ſich im römiſchen Lager befand, des Namens Hormisdas. Dieſer ging dann mit befriedigten Mienen, in der Hoffnung, eine Belohnung zu erlangen, zu Julian. Der aber befahl ihm, dem Geſandten keinerlei Antwort zu geben, und auch in dem römiſchen Heere nicht verlauten zu laſſen, daß ihm ein ſolcher Antrag geſchehen ſei; ſonſt werde

1) Libanius p. 608, 5: *φίλην ἔχειν καὶ σύμμαχον τὴν αὐτῶν ἀρχήν.*

es die Luſt zum Vorrücken verlieren. Er ſelbſt war entſchloſſen, den Kampf fortzuſetzen; ſeine Idee war, wie Libanius verſichert, das ganze perſiſche Reich, er ſagt nicht, zu erobern, aber zu durchziehen und bis nach Indien vorzudringen; ſein Ehrgeiz war, Arbela wiederzuſehen, wenn man auch darüber eine große Schlacht liefern müßte [1]). Jene nach Adiabene beſtimmte Heeresabtheilung zu erwarten, hielt er nicht für nöthig. Dieſen Grund hatte es, wenn er die Transportſchiffe, die er mit ſich geführt hatte, verbrennen ließ; er ſelbſt meinte, ihrer nicht zu bedürfen und wollte ſie auch nicht in die Hände der Feinde gerathen laſſen. Man möchte faſt bedauern, daß Julian ſeine Abſicht nicht durchſetzte. Mochte es ausfallen, wie es wollte, ſo würde die Geſchichte reicher an einer kühnen Invaſion geworden ſein, die mit dem Unternehmen des Darius Hyſtaspes gegen die Scythen, des jüngeren Cyrus gegen das Innere von Perſien, neuerer nicht zu gedenken, verglichen werden könnte. Zur Ausführung eines ſolchen Unternehmens hätte jedoch auch eine Armee gehört, die von den Ideen des Kaiſers vollkommen durchdrungen geweſen wäre und ebenſo Alles an ein ideales Ziel geſetzt hätte. Und in dem Heere Julians hatten doch auch die oberſten Befehlshaber ein Wort mitzureden. Anfangs ſchien es, als ob ſie der Meinung des Kaiſers beipflichten würden. In dieſer Vorausſetzung wurde jener Befehl ausgeführt [2]). Aber dann überwog doch die Meinung der Bedächtigeren. Man beſchloß den Tigris aufwärts weiter zu ziehen, freilich nun

1) ἐπεθύμησε Ἄρβηλα ἰδεῖν καὶ διελθεῖν, ἢ ἄνευ μάχης ἢ καὶ μαχησάμενος (p. 609, 5). πρὸς τὴν Ὑρκανίαν ἔτεινε τὸν λογισμὸν καὶ τοὺς Ἰνδῶν ποταμούς.

2) τὰ πλοῖα πρὸς τὴν προτέραν βουλὴν ἀφεῖτο πυρί.

ohne die Schiffe, die jetzt sehr nützlich gewesen wären. Die Absicht war alsdann, nach Adiabene vorzurücken, wo man ein Zusammentreffen mit der dahin beorderten zweiten Abtheilung erwarten konnte. Das Unternehmen Julians verliert damit seinen religiös-helleniſtiſchen Anflug, wie denn auch Libanius von Stund an keine weiteren Nachrichten enthält. Das Intereſſe beſchränkte ſich jetzt auf die Erhaltung oder Vernichtung des römiſchen Heeres in einer der ſchwierigſten Lagen, in welche eine Invaſionsarmee gerathen kann. Indem die Römer an den Grenzen aller cultivirten Lande, in unfruchtbaren, unwegſamen Regionen vordrangen, rückten die Perſer in wohlgeordneten Schlachthaufen heran. Gleich bei dem erſten Erſcheinen derſelben wagten die Römer, in einem grasreichen Thale gelagert, nicht ſich dem Schlafe hinzugeben. Den erſten Angriff, den die Perſer dann unternahmen, warfen ſie mit ihrer überlegenen Taktik zurück; aber einen Sieg konnte man das nicht nennen.

Und die volle Ueberlegenheit der barbariſchen Kriegsweiſe über die Taktik der Römer trat hervor, als ſie in einem länglichen Viereck, aus ihrem Lager aufbrechend, dahinzogen und die Perſer in den Stand kamen, ſie von den Höhen, die ſie inne hatten, zu durchbrechen. Julian konnte ſich die gräßliche Lage, in der er ſich befand, nicht mehr verbergen; er ſoll vor der Schlacht eine Erſcheinung gehabt haben, wie Brutus vor der Schlacht bei Philippi. Eine Geſtalt, in der er den Genius des römiſchen Gemeinweſens zu erkennen meinte, die ihm zuerſt erſchienen war, als er von Gallien aufzubrechen gedachte, trat wieder vor ihn hin, diesmal mit verhülltem Haupt; ſie entfernte ſich mit dem Ausdruck des Schmerzes [1]).

1) Ammian XXIV, 2, 3.

Wunder kann man in dieſen Erſcheinungen nicht ſehen; ſie ſind pſychologiſcher Natur, eine unbewußte Rückwirkung der Ereigniſſe auf die Zuſtände der Seele. In Kurzem geſchah das Unvermeidliche. Im Begriff, nach einer gefährdeten Poſition zu eilen, ohne ſeinen Panzer, vernahm Julian, daß perſiſche Reiter mit den Elephanten in ſeinem Centrum eingebrochen ſeien. Er flog dahin zurück und hatte noch die Genugthuung, die Feinde zurückweichen zu ſehen. Aber in dieſem Moment hat ihn ein perſiſches Wurfgeſchoß getroffen, das ihm in die Leber drang, — eine Verwundung, die ſich bald als tödtlich erwies.

Die Rede, die Ammian dem Sterbenden in den Mund legt, iſt ohne Zweifel erdichtet; aber es kommen Gedanken vor, die Julian hegte, z. B. daß die Seele mehr Werth habe, als der Körper, und die Trennung des edleren Theiles von dem ſchlechteren mit Freuden begrüßt werden müſſe. Er ſtarb, wie er gelebt hatte, als ein neuplatoniſcher Philoſoph [1]).

Man hat von repräſentativen Menſchen geſprochen; in Niemand aber haben ſich jemals die auseinandergehenden, einander widerſprechenden Tendenzen einer Zeit ſtärker repräſentirt als in Julian die der ſeinen. Es war die Epoche des größten Umſchwungs, inwiefern eine neue Religion an die Stelle der alten trat. Julian war in der neuen erzogen, und man kann behaupten, er habe ſich niemals von ihr vollſtändig losgeriſſen. Indem er die Beſtrebungen der helleniſtiſchen Welt in ſich aufnahm, dachte er doch zugleich die Geſichtspunkte, welche dem neuen Glauben angehörten, feſtzuhalten.

1) In der Nacht (Ammian XXV, 3, 23. Magnus bei Müller, Hist. Graec. Frgta. IV S. 6) vom 26. auf den 27. Juni 363.

Er unternahm, dem wiedererneuerten Götterglauben eine Form zu geben, die den praktiſchen Ideen des Chriſtenthums entſprach. Die polytheiſtiſchen localen Culte ſuchte er den moraliſchen Principien und der kirchlichen Disciplin, wie ſie bei den Chriſten eingeführt waren, zu unterwerfen. Die Eingebungen der Pallas Athene, von denen er träumte, ſind doch nur ein Abbild chriſtlicher Inſpirationen. Er war zugleich Philoſoph und Kaiſer, und nach beiden Seiten von dem Ehrgeiz ergriffen, etwas Außerordentliches zu leiſten. In den Kreis der Studien, welche die damaligen Schulen beherrſchten, gezogen, trachtete er nach der Ehre, in demſelben zu glänzen; und zwar nicht den höchſten Preis hat er darin errungen; aber ſeine Schriften zeugen doch von einer reichen Begabung und angeborenem Talent. Unter den Hervorbringungen der Zeit gebührt ihnen eine der erſten Stellen. Die Widerſprüche, die in denſelben vorkommen, erklären ſich dadurch, daß ſie Producte ſeiner verſchiedenen Lebensperioden ſind: die einen der des Anſchluſſes und der Unterwerfung, die anderen: der offenen Oppoſition und der eigenen Herrſchaft. Julian war der erſte Grieche auf dem kaiſerlichen Throne. Lateiniſch drückte er ſich nur unvollkommen aus [1]). Aber die Ueberlieferung von der altrömiſchen Tugend und Tapferkeit hielt er mit Enthuſiasmus feſt; er wollte ein Alexander der Große, und zugleich Decius Mus, überhaupt ein alter Römer ſein. In ſeiner Staatsverwaltung übertraf er ſeine Vorgänger an Milde und Nachſicht [2]). Ob er der Aufgabe der Regie-

1) Eutrop. und Ammian XXVI, 5, 7 (latine disserendi sufficiens sermo).

2) Der Erleichterungen, welche Julian in Beziehung auf die Auflagen und öffentlichen Laſten eintreten ließ, gedenken Ammian XXV, 4, 15,

rung, namentlich in finanzieller Hinsicht gewachsen war, kann bezweifelt werden, wie es damals bezweifelt worden ist [1]). Die legislative Autorität nahm er mit dem Ernste eines alten Gesetzgebers in Anspruch. Aber wir wissen, daß er dieselbe in einem Gegensatz zu alledem ausdrückte, was seine Vorgänger gegründet hatten. Man würde Julian Unrecht thun, wenn man seine Handlungen blos aus politischen Gesichtspunkten herleiten wollte. Schon der Abfall von Constantius gegen sein feierlich gegebenes Wort würde sich nicht genügend erklären lassen. Denn wie hätte er außer Acht lassen können, daß er der natürliche Erbe des alternden Augustus war. Wie hätte er nicht in seiner nachherigen Haltung inne werden sollen, daß er Institutionen bekämpfte, welche eine unüberwindliche Lebenskraft in sich trugen. Endlich, wie hätte er den Angriff auf Persien unternehmen sollen, von dessen damaliger Widerstandsfähigkeit er kaum einen Begriff gehabt zu haben scheint. Er wurde immer von zwei tiefen Impulsen bestimmt, gegen welche ihm alles Andere in Schatten trat. Der eine war die Ueberzeugung, daß er es sei, dem vermöge seiner Herkunft die Krone gebühre; er wollte sie nicht erben, sondern dem entreißen, der sie mit Unrecht besitze. Der andere aber lag in dem Ideenkreis der Neuplatoniker, dem er sich selbst mit wundergläubigem Eifer hingegeben hatte. Er meinte mit den alten Göttern im Bunde den Sieg über Persien davon zu tragen, was die

---

Mamertinus panegyr. X, c. 10, 2 ff. und Gregor von Nazianzus a. a. O. c. 75. Die Erinnerung daran blieb lange bewahrt, wie die Worte des Ambrosius in seiner im Jahre 392 gehaltenen Rede de obitu Valentiniani c. 21, p. 1180 beweisen: ex hoc laudant provinciae Julianum.

1) Eutrop. X, 16: mediocrem habens aerarii curam.

Entſcheidung des älteſten und umfaſſendſten Kampfes, der die Welt entzweit hatte und noch entzweite, in ſich geſchloſſen hätte. In dieſem Gedanken verband ſich bei ihm Philoſophie und Imperium. Nach einem ewig dauerndem Ruhme dürſtete ſein Herz. Dieſer wäre ihm zu Theil geworden, wenn er mit einem ſiegreichen Heere Indien, das noch als die Grenze des Erdkreiſes betrachtet wurde, erreicht und dieſes Land und das römiſche Reich, das heißt, nach den Begriffen der Zeit den Erdkreis überhaupt den alten Göttern zurückgegeben hätte. Eben dieſen wäre ſein Sieg zugeſchrieben worden.

Wie Libanius ihn in jenem Moment des Ueberganges über den Tigris geſchildert hat, ſo war er in ſeiner Seele geſonnen. Sein Zug nach Perſien ſollte gleichſam die Wahrheit ſeines Götterdienſtes erproben. Mit ſeinem Ableben ging ſein ganzes Syſtem zu Grunde.

Man kann den Eindruck nicht beſchreiben, den die Nachricht vom Tode Julians in der orientaliſch-griechiſchen Welt hervorbrachte. Alle ſeine Freunde und Anhänger wurden von einem herben Schmerzgefühl durchzuckt. Am unmittelbarſten fühlten ſich die philoſophiſchen Helleniſten durch den unerwarteten Todesfall betroffen.

Libanius erzählt, mitten in rhetoriſchen Studien beſchäftigt, ſei er bei dieſer Nachricht, von Schmerz überwältigt, in Thränen ausgebrochen. In der erſten Rede, die er nach dem Tode Julians hielt, klagte er: die Geſetze ſeien aufgelöſt, durch welche die Uebelthaten verhindert wurden, oder wenn dies nicht der Fall ſei, ſo würden ſie doch niemals mehr ausgeführt werden [1]). Wie einſt durch

1) *μονῳδία εἰς Ἰουλιανόν.* I, p. 507 ff.

den Tod Hectors Ilion dem Untergang nahe gebracht worden, ſo ſtehe nach demjenigen Julians die Herrſchaft der Nachkommen des Aeneas, das ſchönſte Gebilde der Welt, nicht mehr auf feſtem Grunde. Er iſt in ſeiner Seele ſelbſt betroffen von dem Ereigniß: denn Julian ſei bei keinem Gotte vorbeigegangen; er habe die Altäre aller Götter und Göttinnen mit dem Blut der Opferthiere benetzt und doch haben die Götter ihn, wie durch eine Lockſpeiſe verführt, in den Tod gezogen.

Die göttergläubige Welt hatte überhaupt in dem Unternehmen Julians ein Zeugniß des Daſeins der alten Götter geſehen; — die Niederlage war der Beweis ihrer Nichtigkeit vor aller Welt, während das Kreuz, wie Athanaſius rühmt, ſich allezeit ſiegreich erwies.

Fünftes Capitel.

Valentinian I. und Valens.

So verhielt es sich nicht, daß das römische Reich durch dies Ereigniß in seinem wesentlichen Bestand erschüttert worden wäre; das war selbst weniger der Fall, als zur Zeit der Katastrophe Valerians, der von den Persern gefangen wurde. Denn seitdem hatte das Reich eine feste bürgerliche und militärische Organisation erhalten. Dieser war dann auch eine kirchliche hinzugefügt worden, welche den Bedürfnissen der Mehrheit genügte und entsprach. Nirgends regte sich offener Ungehorsam; keine Provinz ließ ein Gelüste danach blicken sich loszureißen, oder hätte Kräfte dazu gehabt. Dennoch war die Wirkung des in Persien erfolgten Unglücks unberechenbar; das große Amt, welches der Imperator verwaltete, war erledigt. Es bedarf nur eines kurzen Rückblicks, um wahrzunehmen, daß eine Vacanz wie diese noch niemals vorgekommen war. Seit Nerva war das Imperium durch die Form der Adoption von einem Kaiser auf den anderen übergegangen. Dann hatten sich die Kaiser sozusagen selbst eingesetzt. Septimius Severus hatte es über seine Gegner erobert; so war es auch fortan geschehen, ohne Ausnahme seit Philippus Arabs. Der Untergang des einen war immer mit dem Emporkommen des

anderen identiſch. Durch Conſtantin bildete ſich die Idee einer Dynaſtie, aber mit Julian, der ihr angehörte und das ſehr gut wußte, brach dieſe wieder ab.

Julian, der mit Sicherheit auf Erfolg rechnete, hatte ſelbſt verſäumt einen Cäſar zu ernennen. Aber einen Imperator mußte das Reich haben; die imperatoriſche Gewalt war ſeit Jahrhunderten der Eckſtein des öffentlichen Lebens. Je weiter der Umfang des Amtes reichte, deſto nothwendiger wurde die Beſetzung deſſelben durch eine bedeutende und geeignete Perſönlichkeit. Ich weiß nicht, ob man nicht darin ein Moment der Selbſtändigkeit des Reiches den Imperatoren gegenüber erblicken darf. Nicht nach perſönlichen Anſprüchen, ſondern nach den innern Bedürfniſſen des Reiches mußte der Thron beſetzt werden. Damals nun befanden ſich die Legionen, von denen bisher die Erhebung neuer Imperatoren ausgegangen war, in einer Stellung, welche nichts als ihr nahes Verderben vorausſehen ließ. Nach dem Tode Julians traten die oberſten Führer ſogleich über die Ernennung eines Imperator in Berathung [1]). Man hat mit Recht bemerkt, daß man nicht ſowohl daran denken dürfe, ein Reichsoberhaupt zu wählen, als vielmehr nur einen Mann, der das Heer aus der verzweifelten Lage, in der es ſich befand, noch retten könne. Zu einer eigentlichen Wahl iſt es überhaupt nicht gekommen. — Wie damals geſagt worden iſt: die Truppen fühlten ſich wie Seeleute im Sturm, die ihren Steuermann verloren haben. Ein ſolcher ſchien Flavius Jovianus zu ſein, der früher in der

1) Ammian XXV, 5, 1: principio lucis secutae, quae erat quintum Kal. Julias (27. Juni 363), hostibus ex omni latere circumfusis, collecti duces exercitus advocatisque legionum principiis et turmarum super creando principe consultabant.

Leibwache gedient hatte und jetzt eine der ersten Stellen unter den Haustruppen einnahm[1]). Wie wenig das die allgemeine Stimme war, erhellt daraus, daß ein anderer Führer sich bewogen fand, zu dem Feinde überzugehen, um nicht unter Jovian stehen zu müssen. Der aber wurde von dem Heere im Allgemeinen anerkannt. Auch das religiöse Moment hat ohne Zweifel auf seine Erhebung Einfluß gehabt. Man erzählt, er habe, als er zum Imperator ausgerufen werden sollte, die Einwendung gemacht, er sei ein Christ und wolle ein hellenistisches Heer nicht anführen, worauf die Massen antworteten: auch sie seien Christen[2]). Er mußte nun unternehmen, die Truppen nach dem Tigrisufer, das man verlassen hatte, und dann weiter den Fluß entlang nach dem römischen Gebiete zurückzuführen. Wie wäre das aber möglich gewesen unter den Augen eines siegreichen und zur Rache entflammten Feindes. Das Maß des Unglücks wurde erst dadurch erfüllt, daß die Legionen und deren gegenwärtiger Führer ihre Rettung nur in einer Abkunft mit Schapur sehen konnten. Es wäre unnütz gewesen, andere Möglichkeiten zu erwägen; Schapur, der seinen Vortheil vollkommen verstand, nöthigte Jovian, in eine Ab-

---

1) Er war beim Tode des Constantius protector domesticus (Ammian XXI, 6, 10), damals nach Ammian XXV, 5, 4: domesticorum ordinis primus. Den Oberbefehl über die Domestici führte der comes domesticorum; unter ihm stand ein tribunus; unter diesem die decem primi; ein solcher war Jovian, als er zum Augustus ausgerufen wurde. Durch eine Constitution aus späterer Zeit, vom Jahre 422 (Cod. Theod. VI, 24, 7), haben die decem primi senatorischen Rang in der Reihe der consulares erhalten.

2) Rufinus Hist. eccles. I c. 1. Sokrates III c. 22. Sozomenos VI c. 3. Zonaras XIII c. 14, p. 27 B. Isidorus Hispalensis Chronikon p. 450 Ronc. Sehr ausführlich wird über diesen Vorgang von Theodoret IV c. 1 p. 946 (p. 1124 A. Migne) berichtet. Eine Modifikation der gewöhnlichen Erzählung findet sich im Chron. Pasch. p. 552, 21.

kunft auf dreißig Jahre einzuwilligen, durch welche die Gebiete am oberen Tigris mit ihren Städten und Caſtellen ſammt und ſonders aufgegeben und die Arſaciden in Armenien außerhalb des römiſchen Schutzes erklärt wurden. Es war der Kampfpreis, um den Jahrhunderte lang Parther, Perſer und Römer geſtritten hatten; er fiel jetzt in die Hände der Perſer. Vor Allem Niſibis, um welches ſo oft geſchlagen worden, mußte abgetreten werden [1]); Schapur ließ ſeine Feldzeichen daſelbſt aufrichten; die Einwohner mußten zufrieden ſein, daß ihnen erlaubt wurde, ihre Behauſungen zu verlaſſen; die Garniſonen der Caſtelle waren glücklich, ſich mit dem geſchlagenen Heere wieder vereinigen zu können. Es war eine Entſcheidung, durch welche die weiteren Geſchicke Aſiens beſtimmt worden ſind. In Kurzem gerieth der größte Theil von Armenien, Artaxata ſelbſt, unter die Herrſchaft der Perſer zurück.

Jovian, dem die Verträge, die er einging, ſo unvermeidlich ſie auch ſein mochten, doch perſönlich zur Laſt gelegt wurden, war noch weit entfernt davon, als Imperator auch im Occident anerkannt zu ſein, als er in Dadaſtana, einem Caſtell an der Grenze zwiſchen Galatia prima und Bithynien unerwartet in Folge eines Schlaganfalls verſtarb [2]). Die Frage, die ſieben Monate früher im Angeſicht des Feindes tumultuariſch entſchieden worden war, erhob ſich von Neuem in den Reihen deſſelben Heeres, aber in der Mitte eines pacificirten Landes, in unmittelbarer Nähe von Conſtantinopel

1) Auch Singara wurde an die Perſer abgetreten; die Grenze zwiſchen dem perſiſchen und römiſchen Gebiet lief 70 Stadien weſtlich von Niſibis. Vgl. Sievers, Studien zur römiſchen Kaiſergeſchichte. S. 267.

2) In der Nacht vom 16. zum 17. Februar 364. (Tillemont, note III sur Jovien).

zu Nicäa. Die charakteriſtiſche Verſchiedenheit der diesmaligen Wahl von der vorigen lag darin, daß jetzt die vornehmſten Führer des Heeres, wie es ſcheint, ohne untergeordnete Befehlshaber, aber mit den großen Verwaltungsbeamten, alſo die Machthaber in Civil und Militär zuſammentraten, um ein neues Oberhaupt zu wählen. Man hätte wohl auf einen Verwandten Jovian's oder auch einen Sprößling des conſtantiniſchen Hauſes zurückgreifen können. Aber dieſe Beziehungen waren in Vergeſſenheit gerathen; die Lage der Dinge erforderte gebieteriſch die Wahl eines Mannes von bewährten, würdigen Eigenſchaften. Eine Ueberlieferung meldet, zumeiſt ſei einer der angeſehenſten Heerführer, zugleich Präfectus Prätorio, Salluſtius[1]), wie denn von ihm ſchon vor der Wahl Jovians die Rede geweſen war, in Vorſchlag gebracht worden; aber er habe die Wahl abgelehnt und ſelbſt Valentinian vorgeſchlagen, einen Mann von hoher perſönlicher Auszeichnung, aber von geringſter Herkunft[2]). Man erzählt, ſein Vater Gratian habe Seile zum Verkauf herumgetragen und dabei, als ihm einige Soldaten die Waare entreißen wollten, fünf auf ein Mal, ſie ſich doch nicht wegnehmen

1) Saturninus Salluſtius Secundus. Valentinian und Valens haben ihm wegen ſeiner Verdienſte um das Gemeinweſen (ob egregia in rempublicam merita) ſpäter in Rom eine Statue errichtet, deren Inſchrift erhalten iſt. C. i. l. VI, nr. 1764.

2) Daß Valentinian von Salluſtius in Vorſchlag gebracht ſei, wird in einem Fragment aus Eunapius berichtet (nr. 30 bei Müller): *Σαλούστιος, ἔπαρχος πραιτωρίων προεβάλετο βασιλέα Βαλεντινιανόν.* Die Angabe kehrt im Chron. Pasch. p. 555, 12 wieder. Unter den Beförderern der Wahl des Valentinian wird Salluſt von Philoſtorgius (VIII, 8) genannt; er erſcheint als ſolcher auch bei Ammian XXVI, 2, 1). Die Erzählung von der Ablehnung der Wahl für ſich ſelbſt und für ſeinen Sohn findet ſich bei Zoſimus III c. 36 und Zonaras XIII c. 14 p. 29 B.

laſſen; die Mannhaftigkeit und Geſchicklichkeit, die er hiebei bewies, habe ihm den Weg ins Heer eröffnet, wo er bis zu den höchſten Stellungen aufſtieg und einen Namen und ein Vermögen erwarb, das ſeinen Nachkommen zu Gute kam [1]). Er war zu Cibalä anſäſſig, einem Knotenpunkte der Landſtraßen, welcher eben dadurch eine nicht geringe Bedeutung bekam. Hier traf die Straße, die von Murſa nach Sirmium und von da nach Salona führte, mit der nach Noricum zuſammen. Da hatte Conſtantin den erſten entſcheidenden Sieg über Licinius davongetragen; es geſchah wahrſcheinlich in Folge dieſes Sieges, daß Gratian emporkam. Unbedingt hielt er jedoch nicht an Conſtantins Hauſe feſt; er hat den Magnentius bei ſich aufgenommen und bewirthet, ſodaß Conſtantius ihn als ſeinen Feind betrachtete und zurückſetzte. Deſſen älteſter Sohn nun war Valentinian, der, wiewohl er von Anfang an eine eigenthümliche militäriſche Begabung an den Tag legte, zunächſt ſich doch nicht in der hohen Stellung, die er erreicht hatte, behaupten konnte. Wenn wir recht unterrichtet ſind, wurde er auf Antrieb des Heermeiſters des Conſtantius, Barbatio, aus Gallien entfernt und nach Hauſe geſchickt [2]). Das macht es aber wieder erklärlich, daß er dann im Dienſte Julians um ſo mehr emporkam, obgleich er ein Chriſt war. Man berichtet, er habe die Beſprengung, mit der man ihn bei dem Eintritt in einen Tempel der Tyche zu reinigen meinte, für eine Befleckung gehalten und ſich dafür an dem Tempeldiener mit ſtarker

1) Er war zuletzt comes castrensis in Britannien (Ammian XXX, 7, 3).

2) Ammian XVI, 11, 7.

Faust gerächt [1]). Aber Julian konnte ihn nicht entbehren; er nahm ihn auf seinem Feldzug gegen Persien mit sich. In dem engsten Vertrauen stand Valentinian dann mit Jovian, der ihn nach Gallien schickte, um seine Anerkennung daselbst zu bewirken. Der Versuch war unglücklich, aber die Ergebenheit, welche Valentinian bewies, verschaffte ihm die wichtige Stellung eines Anführers der zweiten Schule der Scutarier [2]).

In dieser Eigenschaft war er in Ancyra zurückgeblieben, als er Nachricht von dem Vorhaben des Heeres bekam. In jedem Augenblick bedachtsam und überlegt, hütete er sich, sich zu beeilen. Er wußte, daß jene Meinungsäußerungen Nichts bedeuteten, wenn sie nicht durch die Wahl der Legionen bestätigt wurden.

Vor seiner Ankunft gab es mancherlei Regungen nach einer anderen Seite hin im Heere; aber einige Freunde Valentinian's verstanden dieselben zurückzudrängen. Er vermied den Schalttag, der eben eintrat, als einen Tag ungünstiger Vorbedeutung für Handlungen von dieser Wichtigkeit. Er selbst erschien nicht öffentlich, ließ aber auch nicht zu, daß

---

1) Diese Erzählung findet sich bei Sozomenos VI c. 6, p. 226 und Theodoret IIII c. 5 (*τὸν τῇ χειρὶ τὸν νεωκόρον πατάξαντα*). Aber schon Ambrosius sagt von Valentinian (consolatio de obitu Valentiniani c. 51, p. 1188): militiam sub Juliano et tribunatus honores fidei amore contempsit, wie denn auch Zosimus IV c. 2 berichtet, daß Valentinian zur Zeit Julians wegen seines Glaubens (*ὡς διὰ τὴν Χριστιανῶν θρησκείαν περὶ τοὺς θείους θεσμοὺς ἀσεβήσαντος.*) angefeindet worden sei.

2) Die scholae — es gab ihrer neun und sie zählten zusammen 3500 Mann — standen unter dem magister officiorum und bildeten die Palastwache (Procop Goth. IV. c. 27: *οἱ ἐπὶ τοῦ παλατίου φυλακῆς τεταγμένοι.* Anecd. c. 24: *ἐπὶ φυλακῇ τοῦ παλατίου, κατέστησαν*), die scholae scutariorum waren dem Range nach die ersten unter den neun.

Andere, die etwa Nebenbuhler sein konnten, sich dem Heere zeigen durften. Erst den Tag darauf betrat er die zum Vortrag an die Legionen vorbereitete Bühne [1]).

Die Truppen wurden als eine Art von plebejischer Volksversammlung betrachtet; sie erscheinen bisweilen unter dem Titel der demokratischen Menge; in unserem Falle haben sie in aller Form votirt — soviel man sieht, durch förmliches Abstimmen in der Weise der Comitien [2]). — Es wird versichert, die Stimmen aller Anwesenden seien auf Valentinian gefallen. In der That ist das die erste eigentliche Kaiserwahl, zu der es jemals gekommen ist. Sie traf einen der würdigsten und tapfersten Männer, einen solchen, der das allgemeine Vertrauen genoß. Valentinian sprach nur selten, aber gediegen und in den besten Formen; von aller Schwelgerei hielt er sich fern.

Die Tapferkeit seiner Hand und seines Schwertes war mit seinem Unterscheidungsvermögen verbunden; er hatte eine angeborene Gabe, das Richtige zu treffen. Eben von denen wurde er empfohlen, die seine Nebenbuhler hätten sein können. Noch aber war nicht Jedermann befriedigt. Es braucht nicht gerade einer feindseligen Gesinnung zugeschrieben zu werden, wenn man in den Erwählten drang, sich sogleich einen eventuellen Nachfolger zu ernennen. Das rührte vielmehr allem Anschein nach daher, daß die beiden letzten Todesfälle das Reich einer einstweiligen Ermangelung des Oberhauptes ausgesetzt hatten. Nach dem Tode Jovians war das sehr ungeduldig

1) Am 26. Februar 364.

2) Ammian XXVI, 2, 2: Valentinianus permissus tribunal adscendere celsius structum comitiorum specie voluntate praesentium secundissima rector pronuntiatur imperii.

empfunden worden, da die Ankunft Valentinian's ſich zehn Tage lang verzögert hatte. Aber Valentinian war entfernt davon, dieſer Aufforderung Gehör zu geben. Man hat ſich immer des Wortes erinnert, das er damals geſprochen hat. „In eurer Macht ſtand es", ſagte er, „da es keinen Imperator gab, mir die Zügel der Reichsregierung anzuvertrauen oder auch nicht; nachdem ihr das aber einmal gethan habt, ſo kommt es mir zu, nicht euch, über die allgemeinen Angelegenheiten Beſchluß zu faſſen" [1]).

Er nahm die imperatoriſche Gewalt als eine einheitliche, ihm allein gehörige in die Hand. Aber auch er überzeugte ſich, wie denn Jedermann die Anſicht gehabt zu haben ſcheint, daß eine einzige Kraft nicht fähig ſein werde, nach allen Seiten hin Widerſtand zu leiſten. Er ſchritt dazu, ſich einen Genoſſen des Reiches zu ernennen; nur that er das aus eigener Bewegung, bereits im vollkommenen Beſitz der ausſchließenden Autorität. Seinem Bruder Valens hatte er im erſten Moment eine der wichtigſten Stellen im neuen Hofhalt gegeben; er entſchloß ſich kurze Zeit darauf, denſelben an ſeine Seite zu ſetzen [2]). So erklärte er den in einer Vorſtadt von Conſtantinopel verſammelten Truppen; Niemand hätte ſich dagegen auszuſprechen gewagt, — hatten ſie doch ſelbſt eine ſolche Maßregel gefordert. Bei der obwaltenden Unzuverläſſigkeit und mannigfaltigen Entzweiung hätte Valentinian keinem Anderen dieſe Begünſtigung erweiſen können; von dem Bruder allein

1) In dieſer Faſſung findet ſich die Aeußerung Valentinians bei Theodoret IV c. 5; in verwandter bei Philoſtorgius VIII c. 8, Sozomenos VI c. 6 und Ammian XXVI, 2, 7.

2) Am 28. März 364 (Ammian XXVI, 4, 3.

meinte er keine Nebenbuhlerſchaft fürchten zu müſſen[1]); mit dem Purpur bekleidet und das Diadem um ſeine Schläfe gewunden, kehrte Valens in demſelben Wagen mit ſeinem Bruder Valentinian in den Palaſt zurück; ſie waren nun beide Imperatoren. Nachdem in der Hauptſtadt das Eine und Andere verfügt worden war, um die neue Gewalt zu befeſtigen, begaben ſich die beiden Kaiſer, noch vereinigt, nach Thracien, um den Streifzügen der Gothen ein Ende zu machen. Von da gelangten ſie nach Naiſſus[2]). Hier hat Valentinian den größten Gedanken ins Werk geſetzt, den er überhaupt gehabt hat: er realiſirte die Reichsgemeinſchaft durch die Beſtimmung, die er ſeinem Bruder gab. Aus der allgemeinen Lage ging hervor, wie es auch Conſtantius gefühlt hatte, daß es für den römiſchen Imperator beinahe unmöglich war, das Reich zugleich im Morgenland und im Abendland zu vertheidigen. Für jeden der beiden Reichstheile bedurfte es einer beſonderen Repräſentation der höchſten Gewalt. Dieſe Theilung iſt nun dort in Naiſſus, vielleicht ohne daß man viel davon redete, eingeleitet worden. Es war zunächſt nur eine Theilung der Legionen zwiſchen beiden Heerführern. Die Comites, eine durch dieſen Titel bevorzugte Klaſſe der Duces, wurden die Einen dem einen, die Anderen dem anderen Imperator zugewieſen; ſie ſelbſt und zugleich ihre Truppen[3]). Die Gewalt lag, wie wir ſahen, in den

1) Wie es bei Symmachus heißt (or. I in laud. Valent. c. 11): ne aut in uno staret spes imperii aut in duobus esset causa certandi.

2) In Conſtantinopel hielten ſich Valentinian und Valens einen Monat auf (Photius, v. Athan. c. 13 fin.), während des Aprils; im Juni finden wir ſie (nach den Datirungen der Geſetze) in Naiſſus.

3) Ammian XXVI, 5, 1: Naessum advenerunt, ubi .... partiti sunt comites .... militares partiti numeri.

Händen der Legionen; die Theilung derſelben zwiſchen den beiden großen Machthabern hatte doch etwas von einer Reichstheilung an ſich oder bereitete dieſe vor. Nachdem die beiden Brüder bis Sirmium vereinigt geblieben [1]), begab ſich Valens nach Conſtantinopel zurück, um den Orient zu vertheidigen, wobei ihm die dort ſtationirten Truppen zufielen. Valentinian ging nach Mailand, welches ſeit Conſtantius als die Hauptſtadt des Occidents angeſehen wurde [2]).

Man erſtaunt doch, daß das Haus Conſtantins, das ſo lange und eingreifend regiert hatte, mit einem Mal in Vergeſſenheit gerathen war. Denn ganz vernichtet war es durch den Tod Julians noch nicht. Noch lebte ein früher zurückgeſetzter, dann flüchtig gewordener Sproſſe des conſtantiniſchen Geſchlechtes, von dem man wiſſen will, Julian habe ihn ſelbſt einmal als ſeinen Nachfolger bezeichnet, des Namens Procop [3]). Aber bei jenen Berathungen des Heeres war ſeiner nicht gedacht worden; und erſt die Strenge der Staatsverwaltung, welche Valens nun im Orient einrichtete, bewirkte einen Umſchwung der Meinung zu ſeinen Gunſten [4]). Es kam ſoweit,

1) Philoſtorgius legt Werth darauf, daß Valentinian τὰ τῆς βασιλείας ὑπόσα εἰς κόσμον καὶ τὴν ἄλλην ἐτέλει θεραπείαν dem Valens zuertheilt habe (VIII c. 8). Ammian ſagt nur: diviso palatio (XXVI, 5, 4).

2) Im September und Oktober hielt Valentinian ſich in Aquileja auf; im November erreichte er Mailand, wie auch Valens gegen Ende des Jahres in Conſtantinopel anlangte (Chron. Cod. Theod. p. LXXII).

3) Ammian XXIII, 3, 2: Julianus dicitur ante aras, nullo arbitrorum admisso, occulte paludamentum purpureum propinquo suo tradidisse Procopio mandasseque arripere fidentius principatum si se interisse didicerit apud Parthos vergl. XXVI, 6, 3. Als ein falſches Gerücht bezeichnet Ammian, daß Julian kurz vor ſeinem Tode den Procop zu ſeinem Nachfolger erklärt habe. Zoſimus hat hierüber einen abweichenden Bericht.

4) Procop wurde nach den Fasti Idat. am 28. September 365 zum

daß die jüngste Tochter des Constantius und ihre Mutter Faustina bei Procop einen Rückhalt suchten und fanden und ihm dadurch eine nicht unbedeutende Parteistellung verschafften [1]). Sie begleiteten ihn auf den Zügen, die er unternahm, um nicht allein auf Constantinopel beschränkt zu sein, Er brachte Nicäa und Chalcedon in seinen Besitz. Einen glücklichen Moment hatte Procop, als er den Truppen, die Valens wider ihn heranschickte, muthig entgegenritt und sie aufmerksam machte, wie unrecht es sei, daß sie dem Geschlecht, das, von den alten Kaisern herstammend, zuletzt regiert habe, einen Pannonier vorziehen wollten, der von seiner Pflicht abgewichen sei. Die Truppenschaar ging wirklich zu ihm über, sodaß Constantinopel und Bithynien schon damals ein kleines Reich für sich zu bilden anfingen. Und gar nicht ohne Gefahr war die Sache, da Procop auch mit den Gothen in Verbindung stand. Dagegen kam es Valens zu Statten, daß einer der begütertsten Großen des Reiches, Arbetio, obwohl er ein Anhänger des Constantius gewesen war, mit Procop, den er zu fürchten Anlaß hatte, zerfiel und hierauf in den weiteren Bewegungen in Phrygien und Lycien, die derselbe vornahm, soviel Einfluß auf dessen Truppen ausübte, daß diese nun wieder ihre Schilde als Zeichen der Ergebung an ihre Arme hängten und zu Valens übergingen. Die Treulosigkeiten der Truppen entschieden über den Besitz des Thrones.

Augustus ausgerufen, womit die Notiz bei Ammian (XXVI, 5, 8), Valentinian habe die Nachricht von der Erhebung Procops am 1. November in Paris erhalten, zusammenstimmt.

1) Von Procop haben sich einige Münzen erhalten, welche christliche Embleme zeigen, — das Labarum und das Monogramm XP.

Procop wurde von ſeinen eigenen Leuten dem Valens ausgeliefert und von dieſem unverzüglich hingerichtet [1]). Sein Kopf wurde an Valentinian geſchickt; wo er hindurchgetragen wurde, unterwarfen ſich die Bevölkerungen.

Seinerſeits führte Valentinian noch einen anderen großen Gedanken durch, welcher dahin zielte, die Erbfolge auf dem Throne für ſein Haus ſicher zu ſtellen.

Als er einſt lebensgefährlich erkrankte, hatten die Heerführer bereits überlegt, wer etwa an ſeine Stelle zu ſetzen ſei.

Bei einem kameradſchaftlichen Gelage wurde von den Galliern Ruſticus Julianus vorgeſchlagen, der als Proconſul von Afrika ſich ſtreng bis zum Blutdurſt erwieſen hatte [2]); Andere zogen den oberſten Anführer des Fußvolkes, Severus, vor, der mildere Formen beſaß und überhaupt nicht ungeeignet ſchien, zur höchſten Stellung aufzuſteigen. Von einer Rückſicht auf den Bruder Valentinians oder auch den aufwachſenden Sohn deſſelben war dabei nicht die Rede. Nach ſeiner Geneſung ließ es nun Valentinian ſeine erſte Sorge ſein, Velleitäten dieſer Art auf immer ein Ende zu machen. Daß ihn darin ſeine Gemahlin und deren Mutter unterſtützt haben, wird ausdrücklich überliefert und verſteht ſich gleichſam von ſelbſt [3]). Denn eine Veränderung in der Regierung würde

1) Procop wurde nach den Fast. Idat., deren Angabe durch die allgemeinere Zeitbeſtimmung bei Sokrates II, c. 9 fin.: περὶ τὰ τελευταῖα τοῦ Μαΐου μηνός beſtätigt wird, am 27. Mai 366 getödtet. Das Chron. Pasch. p. 557, 2 ed. Bonn. bezeichnet den 20. Juni als den Todestag Procops.

2) quasi adflatu quodam furoris bestiarum more humani sanguinis avidus. Ammian XXVII, 6, 1.

3) Victor, epit. 45: Gratianum filium hortatu socrus et uxoris Augustum creavit.

ihnen persönlich verderblich geworden sein. Aber Valentinian konnte eine directe Succession nur durch dasselbe Mittel einführen, durch das er selbst emporgekommen war; er wandte sich an die Legionen. Wenn man überhaupt damals die versammelten Truppen gleichsam als das Volk von Rom betrachtete, so ging Valentinian darin so weit wie möglich; er hat in den Truppen die Majestät des römischen Volkes anerkannt. Doch veranlaßte er nicht eigentlich eine Wahl, wie bei jenen militärischen Comitien in Nicäa. Er erschien in Gesellschaft der vornehmsten Würdenträger auf dem Tribunal, seinen noch sehr jungen Sohn Gratian an der Hand[1]; seine Absicht war jedoch nicht etwa, den Truppen einfach seine Willensmeinung anzukündigen; ein Mitwissen des Heeres, sagte er, genüge ihm noch nicht; er wünsche vielmehr, daß es seinen Entschluß billige und bekräftige. Wir dürfen bei der hohen Bedeutung des Schrittes, der von der Wahl zur Erblichkeit führte, die Motive nicht übergehen, mit welchen derselbe begründet wurde[2]. Valentinian hob vor Allem die Nothwendigkeit hervor, die öffentliche Ruhe nach allen Seiten zu sichern. Der junge Mensch werde, dafür könne er bürgen, dem Beispiel seiner Vorfahren nacheifern; er werde die göttliche Gnade besitzen; diese aber werde dafür sorgen, daß die Macht des römischen Reiches unerschüttert bestehe. Er verknüpfte hierbei die Liebe, die man dem öffentlichen Gemeinwesen, mit der Pietät, die ein Jeder dem angestammten Hause schuldig sei; der Schutz Gottes belohne die

1) Gratian war im Jahre 359 (am 18. April nach der Fast. Idat.; am 20. Mai nach dem Chron. Pasch. p. 54, ed. Bonn) geboren; also zur Zeit seiner Erhebung zum Augustus, welche am 24. Augustus 367 erfolgte (Fast. Idat.), etwas über acht Jahre alt.

2) Ammian XXVII, 6, 6.

Pietät. Die Rede des Kaisers wurde von den Truppen, die bereits darauf vorbereitet waren, mit wetteiferndem Jubel aufgenommen. Und dadurch ist auch, was man kaum hätte vermuthen sollen, eine regelmäßige Erbfolge wirklich eingeleitet worden; die Familie der Gratiane hat — freilich in unregelmäßiger Folge — das Reich ein Jahrhundert hindurch in Besitz gehabt.

Das Meiste lag dann daran, daß sich die Herrscherfamilie fähig zeigte, das Amt des Imperators nach beiden Seiten hin auszuüben, wie Valens im Osten, so Valentinian im Occident, worauf es ja bei jener Theilung der Truppen in Naissus hauptsächlich abgesehen war. Valentinian hatte den Haß der von Julian zwar besiegten, aber keineswegs unterworfenen Alemannen dadurch auf sich gezogen, daß er ihnen Geschenke von geringerem Werth anbot, als sie erwarten durften. Einen Kaiser dieser Art wollten sie nicht anerkennen. Noch im Jahre 365 entsprang der Grenzkrieg aufs Neue. Dann bot die Eisdecke, mit der sich der Rhein überzog, den Alemannen die beste Gelegenheit, den Fluß zu überschreiten; sie drangen bis an die obere Seine vor, wo sie der Römer Meister wurden, obwohl diese Germanen bei sich hatten, die von einem der tapfersten Heerführer angeführt waren. Aber der Anlauf, der einst bei Straßburg zurückgewiesen worden war, trug hier den Sieg davon. Sie durchstreiften die gallischen Provinzen und nahmen ihre Richtung gegen Paris. Bei Chalons an der Marne kam es zu einer neuen Schlacht; in dieser aber behielten die Römer unter der Anführung des Heermeisters Jovinus den Platz [1]).

1) 366. Jovinus war magister equitum (Ammian XXVII, 2, 1).

Auch dieser Anfall der Alemannen konnte als vollkommen abgeschlagen betrachtet werden.

Im Jahre 368 unternahm Valentinian, nachdem er die Erbfolge gesichert, einen Angriffskrieg gegen die Alemannen mit gallischen, illyrischen und italischen Streitkräften. Gratian begleitete seinen Vater; doch blieb er bei dem entscheidenden Feldzuge in Solocinium zurück [1]). Nie war Valentinian tapferer und kecker erschienen; die Alemannen wurden in ihrem eigenen Gebiete bezwungen. Vater und Sohn kehrten nach Trier zurück, welches in jener Zeit die Metropole der belgischen Provinzen wurde. Valentinian ließ es sein vornehmstes Geschäft sein, die Grenzbefestigungen, die einst Drusus angelegt hatte, wieder zu erneuern; die Castelle, die er in bestimmten Zwischenräumen errichtete, erstreckten sich von Rhätien bis an die Nordsee [2]). Die Alemannen, welche ihm Geißeln gestellt hatten, waren ihm darin nicht entgegen: denn es war eine bloße Maßregel der Vertheidigung. Als aber Valentinian im folgenden Jahre den Versuch machte, Castelle auch jenseits des Rheins, namentlich eins auf den Berghöhen bei Heidelberg anzulegen, fand er erbitterten Widerstand [3]). Die Geißeln, die in den Händen der Römer waren, wurden von den Alemannen ihrem Schicksal überlassen; ein alemannischer Heerhaufen zerstörte die Verschanzung. Mit Recht widmet man diesen Befestigungen noch heute Aufmerksamkeit; sie sind Denkmale der Behauptung des linken Rheinufers durch die

1) Ammian XXVII, 10, 10: Gratiano apud signa Jovianorum retro detento.

2) Ammian XXVIII, 2, 1. Symmachus or. I in laud. Valent. c. 21.

3) Ammian XXVIII, 2, 5: in monte Piri munimentum exstruere disposuit.

Germanen. Aus dieſer Zeit der alemanniſchen Kriege, in denen die Römer allen Anſtrengungen zum Trotz das rechte Rheinufer verlaſſen mußten, wird ſich das merkwürdige Denkmal im Odenwalde herſchreiben, das wir die Rieſenſäule nennen. Hier an dem Abhange des Gebirges waren eben römiſche Baumeiſter beſchäftigt geweſen, aus den großen Felsblöcken, die man dort findet, Säulen zu einem Tempel oder zu einem Palaſt zuzubereiten. Dabei wurden ſie überraſcht. Eine Säule war ſchon vollkommen bearbeitet; ſie mußte jedoch liegen bleiben; es iſt die Rieſenſäule. An anderen hatten ſie gearbeitet; noch erkennt man die Stellen, wo Säulen hinweggenommen waren, Einſchnitte, wo ſie herausgearbeitet werden ſollten. Nach ſo vielen Jahrhunderten ſieht es noch aus wie ein geſtern verſuchtes Werk, das ſofort zur Ruine geworden iſt. Zuletzt — im Jahre 374 — hat Valentinian in einen Frieden mit den Alemannen gewilligt, in welchem er den Zuſtand an den Grenzen, wie er jetzt geworden war, anerkannte.

Mit den Franken, die immer mächtiger wurden, war er in freundſchaftliche Verbindung getreten, wie ſich ſchon daraus ergiebt, daß ein Franke von militäriſcher Auszeichnung, Merobaudes in ſeine Dienſte trat. In dieſen Kreis der imperatoriſchen Thätigkeit gehört es, wenn auch in Britannien die Picten und Scoten, die über die Grenzen gekommen waren, da die Herrſchaft des neuen Hauſes nicht gerade befeſtigt erſchien, von einem der vornehmſten Heerführer Valentinians, dem Comes Theodoſius, in einigen glücklichen Feldzugen zurückgetrieben wurden [1]). Der Kaiſer lebte vollkommen im

1) Im Jahre 368 und den nächſtfolgenden.

Bewußtſein ſeiner Pflicht, die Marken des Reiches, nicht längs dem Rheine allein, ſondern auch an der oberen Donau zu behaupten. Auch jenſeit der Donau machte er den Verſuch, eine Burgfeſte aufzurichten, was die Quaden nicht geſtatten wollten, ſodaß auch der Heermeiſter von Illyrien, ein Freund und Förderer Valentinians, Equitius, davon abſtand. Aber in Valentinians Umgebung walteten jetzt andere Rathſchläge vor, und da die mit den Quaden verbündeten Sarmaten geſchlagen wurden, begab ſich Valentinian ſelbſt an die Donau, um die Quaden niederzuwerfen. Die Römer waren in dieſen Regionen damals allenthalben im Vortheil; die Quaden, welche in die Provinz eingefallen waren und ihren Weg durch Grauſamkeiten bezeichnet hatten, waren durch einen Uebergang des Kaiſers in ihr Gebiet auf ihre Sicherheit bedacht zu nehmen genöthigt. Sie ſchickten eine Geſandtſchaft in das Lager bei Bregetio (Komorn), um mit dem Kaiſer zu verhandeln. Daß ſie ſich die Errichtung von Caſtellen in ihrem Gebiet hätten gefallen laſſen ſollen, ließ ſich nicht erwarten. Dieſe unaufhörliche, niemals zu beſeitigende Bewegung an den Grenzen ſcheint doch auf den Kaiſer tiefen Eindruck gemacht zu haben. Als den Charakterfehler Valentinians hat man immer ſeine aufbrauſende Hitze bezeichnet. Als nun die Geſandten der Quaden vor ihn kamen, um ihre Erhebung damit zu entſchuldigen, daß man eine Feſte in ihrem Gebiete habe anlegen wollen — ſie erſchienen in dürftiger Geſtalt, Gnade flehend, mit gebeugtem Nacken; aber ſie waren entſchloſſen von ihrem Rechte nichts aufzugeben — gerieth er in eine heftige Wallung. Was ihn in Aufregung ſetzte, war die Nothwendigkeit, in der ſich ein römiſcher Kaiſer und Gebieter der Welt befinde, mit

Leuten von ſo armſeligem Ausſehen in Verhandlung zu treten. Die Aufregung hat ihn in dieſem Moment übermannt. Indem er noch ſprach, verſagten ihm plötzlich Stimme und Athem; er war vom Schlage getroffen [1]), der ſeinem Leben bald darauf ein Ende machte. Es war am 17. November 375 [2]).

Eine hochbedeutende Erſcheinung in der Reihe der römiſchen Imperatoren; Valentinian hat die Uebertragung des Imperiums auf eine bisher noch nicht vorgekommene Weiſe ins Werk geſetzt und auf demſelben Wege ſeinem Hauſe einen Anſpruch auf die zukünftige Erbfolge begründet. Er hat dann die Theilung der Provinzen des Reiches in zwei von einander möglichſt unabhängige, aber doch zuſammenhängende militäriſche Gebiete, Orient und Occident, zuerſt durchgeführt. Dafür iſt es wichtig, daß er ſeinem Bruder Titel und Rang eines Auguſtus zugeſtand; denn Irrungen, wie ſie zuletzt unter Conſtantius und Julian vorgekommen waren, wollte er nicht veranlaſſen. So trug er auch kein Bedenken, mit den benachbarten germaniſchen Nationen, nicht allein den Franken, ſondern auch den Burgundionen, die er gegen die Alemannen herbeizog, in Verbindung zu treten. Nur dadurch wurde es ihm möglich, die Grenzen an dem linken Ufer des Rheins und am rechten der Donau zu behaupten. Jenſeits derſelben aber vorzudringen oder nur feſten Fuß zu faſſen, mißlang ihm. Das ſchmerzliche Gefühl, daß er mit aller Anſtrengung ſeinen Zweck nicht erreichen konnte, führte ſeinen Tod herbei.

---

1) tamquam ictus e caelo. Ammiam XXX, 6, 3.

2) Sokrates IV c. 26. Fast. Idat.; die Angabe Ammians (XXX, 6, 6) Valentinian ſei geſtorben: anno imperii minus centum dies secundo et decimo führt auf eben dieſen Tag.

Unwillkürlich wenden wir unſern Blick auf den Kaiſer des Oſtens, Valens, der ſich in ähnlichen und eher mehr als minder bedeutenden Unternehmungen bewegte, wie ſein Bruder.

Schon in Folge ſeiner Thronbeſteigung war er mit den Gothen in die heftigſten nachbarlichen Zerwürfniſſe gerathen. Die Gothen, welche mit Julian in beſtem Vernehmen geſtanden hatten, ſodaß ſie ihm ſelbſt Hülfstruppen zu ſeinem Zuge gegen die Perſer ſtellten, hatten als echte Germanen keinen Begriff davon, daß die höchſte Gewalt durch ein Votum der Legionen von einem Haus auf das andere übertragen werden könne; alte Freunde des conſtantiniſchen Hauſes, nahmen ſie Partei für Procop, der ſich als den Fortſetzer deſſelben darſtellte, und erſchienen bewaffnet innerhalb der römiſchen Grenzen, um ihn zu unterſtützen. Auf die Anfrage, wie ſie dazu kämen, ihr Bündniß mit dem römiſchen Reiche zu brechen und den Beherrſcher deſſelben anzugreifen, legten ſie Schreiben Procops vor, in denen dieſer erklärte, er habe als Anverwandter des conſtantiniſchen Geſchlechtes die ihm gebührende höchſte Würde angenommen[1]). Auch Marcellus, der nach dem Tode Procops die Sache des conſtantiniſchen Hauſes vertheidigte, erfreute ſich ihres Beiſtandes. Aber Valens, ein kleiner Mann von kräftigem Körperbau, dunkler Geſichtsfarbe, nicht gerade für hohe Ideen empfänglich, beſaß doch eine große praktiſche Energie und Tüchtigkeit. Er wußte ihnen den Rückweg zu verſperren; er fing ſie gleichſam wie in einem Netze und vertheilte ſie in die Städte des Landes, ohne ſie jedoch geradezu zu Gefangenen zu machen. Der Führer der Gothen, Athanarich, forderte die Freilaſſung ſeiner

1) Ammian XXVII, 5, 1.

Landsleute: denn er habe sie dem Kaiser — er meinte Procop — zu Hülfe gesandt. Valens erwiderte: sie seien gekommen, seine Feinde zu unterstützen. Darüber brach dann der Krieg aus [1]).

In drei aufeinanderfolgenden Feldzügen ging Valens über die Donau; er durchzog die Ebene; die Gothen wichen in das Gebirge [2]). Einmal jedoch im dritten Feldzug kam es zu einem Treffen zwischen ihm und Athanarich, in welchem die Römer den Platz behielten. Hierauf baten die Gothen, denen der Verkehr mit den römischen Nachbarn ein Bedürfniß war, um Frieden. Die Unterhandlungen fanden ein Hinderniß darin, daß Athanarich nicht auf römischem Boden erscheinen wollte, was ihm durch einen seinem Vater geleisteten Eid verboten wäre — noch auch Valens es für anständig hielt, auf gothischen Grund und Boden zu kommen. Man verabredete eine Zusammenkunft auf dem Flusse, über die wir zwei Berichte besitzen. Nach dem einen, bei Ammian, wurde sie auf zwei Booten in der Mitte des Flusses, abgehalten; der Kaiser kam von der einen, der Gothenfürst, der den Titel Richter führt, von der anderen Seite; hier sei dann der Friede vereinbart worden [3]).

Eine hievon abweichende Erzählung finden wir bei Themistius, der diese Begebenheiten in einer Rede an Valens gefeiert hat, und deshalb, weil er der Zusammenkunft beiwohnte, besondere Rücksicht verdient [4]). Ihm zufolge nähert sich Valens

1) Eunapius Frgt. 37 bei Müller. Zosimus IV c. 10.

2) In den Jahren 367—369.

3) Ammian XXVII, 5, 9.

4) αὐτόπτης ἐγενόμην orat. X p. 134 D. ed. Hardouin. ἐρῶ ὧν αὐτὸς γέγονα θεατής p. 136 D.

auf ſeiner Trireme dem jenſeitigen linken Donauufer. Auf dieſer Trireme trifft Athanarich mit dem Kaiſer zuſammen [1]); auf dem rechten Ufer des Fluſſes ſtehen die Römer in der Pracht ihrer Schlachtordnung, auf der linken ſtellen ſich die Gothen in großen Haufen mit flehentlichen Geberden dar. Athanarich erſcheint nicht ſowohl in der kriegeriſchen als der richterlichen Eigenſchaft eines germaniſchen Königs, er iſt der Wortführer und Fürſprecher der Gothen; er iſt überhaupt mehr ein Mann der Rede, als der Waffen [2]). Er wirft ſich dem römiſchen Kaiſer zu Füßen und beginnt mit einer Anſprache, die den Gothen auf dem anderen Ufer bereits zu lang wird und ihren Verdacht erweckt. Athanarich ſpricht ſeine Mutterſprache; ein Dolmetſcher iſt zugegen, um ſie dem Kaiſer verſtändlich zu machen. Was ſie nun miteinander verabredet haben, davon weiß Themiſtius nichts. Eine Unterwerfung in aller Form war es ohne Zweifel nicht. Weder von dem Jahrgeld, das die Römer den Gothen zu zahlen pflegten, das man in der übrigen Welt zum Verdruß der Römer als Tribut bezeichnete, noch auch von anderen dargebrachten Geſchenken war etwas wahrzunehmen. Der Kaiſer hob Athanarich auf und begrüßte ihn als Freund [3]).

Der begab ſich ſtolz und zuverſichtlich zu den Gothen zurück, auf die er dann gleichſam herabſah. Das germaniſche Königthum, wenn es überhaupt dieſen Namen verdient, tritt doch hier in ſehr eigenthümlichen Formen auf. Auch andere Fürſten der Weſtgothen werden erwähnt; Athanarich erſcheint unter ihnen als Oberrichter, der die allgemeinen Angelegenheiten

1) ἡ μία ναῦς, ἐφ' ἧς ὁ βασιλεὺς τὰς σπονδὰς ἐποιήσατο p. 132 D.
2) ἐν τῷ συνεῖναι μᾶλλον σοφώτερον ἢ ἐν τοῖς ὅπλοις. p. 134 c.
3) p. 134 D.

in seiner Hand hat. Sie vertheidigen die Sache des früheren von dem römischen Heere verleugneten Kaiserhauses. Wahrscheinlich ist es der volle Untergang desselben gewesen, durch welchen sie vermocht wurden, vor dem Nachfolger, der ihnen auch durch die Waffen überlegen ist, zurückzuweichen. Der Hauptgegenstand der Verhandlung war die Regelung des internationalen Verkehrs, der unter Constantin wenig beschränkt gewesen war, wie denn auch Julian jede Art von Entzweiung mit ihnen vermieden hatte. Diesen Verkehr nun meinte Valens in der bisherigen Weise nicht fortgehen lassen zu können, weil er, da die Gesinnungen doch einmal feindlich waren, jeden Augenblick den Krieg wieder ausbrechen zu sehen fürchten mußte. Es wurden also zwei Städte bestimmt, auf welche der Verkehr beschränkt sein sollte [1]). Nur auf diese Weise glaubte Valens vor zufälligen Friedensbrüchen sicher zu sein. Aber ein eigentlicher Friede von wirklicher Zuverlässigkeit war damit doch nicht zu Stande gebracht. Der Rhetor weiß nichts hierüber zu berichten, als die Herstellung der militärischen Grenzbefestigungen, die dann bis an die Ausflüsse der Donau ausgedehnt werden. Nirgends habe es an Castellen gefehlt, den Castellen nicht an Mannschaften und Besatzungen von hinreichender Zahl, noch auch diesen an den erforderlichen Waffen im besten Zustande.

Wenn es nun bald darauf dennoch zu neuen Irrungen kam, so entsprangen diese aus den eigenen Verhältnissen der gothischen Nachbarn. Athanarich war zugleich der Repräsentant des altgothischen Götterglaubens, der hier wie überall mit der Rechtsverfassung auf das Engste verknüpft gewesen

1) Themistius p. 135 D.

sein wird; er wollte Nichts von dem Christenthum hören, welches schon seit einem Menschenalter unter den Gothen um sich griff. Die gothischen Christen aber, die an den Concilien im römischen Reich Theil genommen, hatten einen Rückhalt am römischen Kaiser, zumal sie sich, wie dieser selbst, zu dem arianischen Glauben bekannten. Ein gothischer Bischof, Ulfilas, war Mitglied der Synode von Constantinopel, auf welcher der Politik des Constantius gemäß die homoiusiastische Doctrin nach der in Sirmium festgesetzten Fassung angenommen worden war [1]).

In den ersten Conflicten mit den Oberhäuptern, die aus dieser oder vielleicht auch aus irgend einer anderen Ursache entsprungen sein können, behielt nun Athanarich anfangs die Oberhand. Dann aber wandte sich der überwundene Häuptling des Namens Fritigern an Valens und wurde von ihm unterstützt, sodaß das Uebergewicht nun wieder auf seiner Seite war. Es war ein Zustand nicht geradezu offener Feindseligkeit, aber doch auch keineswegs eines gesicherten Friedens, da ein Theil der Westgothen auf römischer Seite stand und die Fortschritte der Religion, welche Athanarich verfolgte, immer neuen Hader veranlaßten. Sehr ernstlich aber, mit aller seiner Macht konnte Valens in diese Zwistigkeiten nicht eingreifen, da er seine Streitkräfte noch nach einer andern Seite hin anstrengen mußte. Der Krieg mit Persien war trotz des von Jovian geschlossenen Friedens oder viel-

1) So versichern Sokrates (II c. 41) und Sozomenos (IV c. 24). Vgl. die Abhandlung von Waitz, Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila. Hannover 1840, in welcher die von einander abweichenden Zeugnisse der Autoren ruhig und klar mit einander verglichen werden. Daß eine Verfolgung der Christen stattgefunden, möge sie nun eine erste oder eine zweite gewesen sein, wird als eine unzweifelhafte Thatsache erwiesen.

mehr in Folge deſſelben wieder ausgebrochen. Armenien war darin den Perſern preisgegeben worden; bei der Einnahme der Provinz aber ereigneten ſich ſo gräßliche Gewaltſamkeiten, daß die Römer dem nicht ſo ganz theilnahmlos zuſehen oder auch nur den Verwicklungen, die daraus entſpringen mußten, fremd bleiben konnten. Im Jahr 373 drangen die Kataphrakten und Bogenſchützen der Perſer wieder in das römiſche Gebiet. Valens ſetzte ihnen ein Heer entgegen, bei dem wir den einſt von Julian gefangenen, dann in römiſche Dienſte übergetretenen Alemannenkönig Vadomar finden, ohne Zweifel doch mit einem Gefolge von Landsleuten, ſodaß Germanen und Perſer unmittelbar auf einander ſtießen. Die Römer blieben im Vortheil; und ſoviel muß das gewirkt haben, daß ſie auch wieder in Armenien Einfluß gewannen. Gegen den armeniſchen König aber, ihren urſprünglichen Schützling, der dann zwiſchen ihnen und den Perſern ſchwankte, verfuhren ſie mit derſelben verſchlagenen Grauſamkeit, die ſie gegen die Quaden und Alemannen ausübten. Darüber brach dann die alte Feindſeligkeit wieder aus; Perſer und Römer ſtanden einander mit gezücktem Schwert gegenüber [1]). Mit den Perſern in offenem Krieg, mit den Gothen in einem zweifelhaften und wenigſtens nicht als friedlich zu bezeichnenden Verhältniß, wurde nun Valens von einem Ereigniß betroffen, welches als ein welthiſtoriſches betrachtet werden kann; es wird als der Anfang der Völkerwanderung betrachtet.

1) Sapor ultra solitum asperatus, quod ad expeditionem accingi rectorem compererat nostrum ... Surenae dedit negotium ut ea quae Victor comes susceperat et Urbicius armis repeteret, si quisquam repugnaret .... Haecque .. maturata confestim nec emendari potuerunt nec vindicari, quia rem Romanam alius circumsteterat metus totius Gothiae. Ammian XXX, 2, 7.

Ich nehme Anſtoß an dieſem Ausdrucke — denn ſehr unſicher ſind die Combinationen mit der Geſchichte von Oſtaſien, welche zur Begründung deſſelben herbeigezogen werden; — und was von den Wanderungen der germaniſchen Völker ſelbſt behauptet wird, entſpringt großentheils aus einer ſehr unhiſtoriſchen Auffaſſung des germaniſchen Alterthums. Die Begebenheit, die in den hiſtoriſchen Geſichtskreis tritt, vollzieht ſich nach wie vor an den Confinien des römiſchen Reiches. Aber dabei ſind doch Einwirkungen von Verhältniſſen nicht zu verkennen, welche über den Geſichtskreis und den Machtbereich deſſelben weit hinausreichen.

Vorlängſt hatten ſich die Gothen, die zwiſchen Dnjeſtr und Donau angeſiedelt waren, in zwei verſchiedene völkerſchaftliche Gruppen geſondert, wie denn die einen unter dem Namen: Greuthungen, Steppenbewohner, die anderen unter dem Namen Therwingen d. i. Bewohner der Waldgegenden erſcheinen. Während nun die letzteren, die von der einheimiſchen Tradition als die weſtlichen — Wiſigothen — bezeichnet werden, in die eben berührten Beziehungen zu den Römern geriethen, dehnten die Greuthungen ihre Herrſchaft weit nach Oſten hin aus. Man darf vorausſetzen, daß in Folge der langen und mannigfaltigen Verbindungen mit den Römern, wie vieles Andere, ſo auch Mannszucht und Waffenübungen auf die Gothen übergegangen ſind, und ihnen eine unzweifelhafte Ueberlegenheit über die benachbarten Stämme verſchafft haben, ſodaß ſie auf die Idee gerathen konnten, eine Art von Reich, das ſogar Imperium genannt wird, in dem öſtlichen Europa aufzurichten. Neben dem gedankenvollen, auf eine friedliche Autorität bedachten Athanarich im weſtlichen er-

ſcheint ein waffenmächtiger Eroberer im öſtlichen Theile der gothiſchen Völkerſchaften, des Namens Hermanarich.

Beide Stämme haben ihre Könige, der erſte aus dem Geſchlecht der Amaler, der zweite aus dem der Balthen, unter denen aber die erſten den Vorrang beſaßen; ſie erſcheinen als die Oberhäupter der ganzen Nation. Ein ſolches war Hermanarich. Wir beſitzen ein an ſich ſteriles und dunkles Verzeichniß der Völkerſchaften, welche Hermanarich ſich unterwarf; aber es iſt inſofern wichtig, als es Stämme, von denen wir hier zuerſt hören, in den Zuſammenhang der Geſchichte bringt.

Nach dieſem bei Jordanes aufbehaltenen Verzeichniß hat Hermanarich die Eſthen unterworfen; der Autor giebt Namen ſarmatiſchen und ſlaviſchen Urſprungs an; es kann kein Zweifel ſein, daß er auch Völkerſchaften von finniſcher und tſchudiſcher Herkunft namhaft macht; die Sitze dieſer Völker erſtrecken ſich bis an die obere Wolga und die Oka hin [1]). Daß ſie ſämmtlich geradehin Unterthanen des Hermanarich geworden ſeien, läßt ſich nicht denken. Er ſtand mit ihnen wahrſcheinlich in einer ähnlichen Beziehung, wie die römiſchen Kaiſer zu ihren Nachbarn. Hermanarich bezwang auch germaniſche Völkerſchaften, wie die Heruler; die Vandalen waren ſchon von ihnen ausgeſtoßen; in dem Drängen dieſer Bewegungen rückten die Burgundionen nach dem Gebiet der Alemannen, wo Kaiſer Valentinian ſich ihrer Hülfe bedient hat. Wenn aber eine Anzahl von Völkern ſich unterwarf, anſchloß oder wich, ſo gab es auch andere, welche Widerſtand leiſteten; bei weitem die vornehmſten derſelben ſind die Hunnen.

1) Jordanes, Getica c. 23.

Ich verschiebe, von den Völkern des altaischen Sprachstammes, von welchem alle ostasiatischen und centralasiatischen Sprachen herstammen, zu handeln: denn erst in einer späteren Zeit werden ihre Bewegungen von universaler Wichtigkeit. Ebenso aber nehme ich von den Hypothesen Abstand, nach welchen die Hunnen aus dem chinesischen Reiche verjagt worden sein sollen: denn die Identität der chinesischen Hiongnu mit den Hunnen ist doch eigentlich niemals bewiesen worden. Bei den alten Historikern und Geographen findet sich der Stamm der Hunnen schon im zweiten Jahrhundert, in armenischen Jahrbüchern schon im dritten; Tiridates besiegt und jagt sie bis an das Land, welches den Namen Hunk führt [1]). Mich überzeugen die aus den Sprachresten mit gelehrter Zuverlässigkeit angeführten Beweise, daß die Hunnen uralisch-finnischer Herkunft sind, wie die Ungarn und Avaren. Sie saßen an der Wolga und wurden der verwandten Stämme z. B. der Avaren Meister, so daß sie stark genug waren, um es mit den Ostgothen aufzunehmen, die eben auch in die Unabhängigkeit der finnischen Völker eingriffen. In den Hunnen erscheint ein von der Culturwelt unberührtes, eigenartiges, naturwüchsiges Volkswesen, recht eigentlich ein Nomadenvolk, mit Zügen von angeborener Wildheit, der Mann mit seinem kleinen Roß gleichsam zusammengewachsen, noch gewaltsamer als die Völker, welche von einer Epoche zur andern das cultivirte Europa und Asien angefallen haben.

Plötzlich gelangten die Hunnen zur Ueberlegenheit der Waffen in dem östlichen Europa. Hermanarich, von allen

1) Schafarik, Slawische Alterthümer I, S. 321 ff.

Seiten angegriffen, überraſcht und gefährdet, gab ſich ſelbſt den Tod [1]). Das Imperium, das er hatte ſtiften wollen, gelangte nun faktiſch an die Hunnen. Die Greuthungen erkannten ihre Oberherrſchaft an, behielten aber dabei die Könige alten Stammes. Die Hunnen warfen ſich dann auf die Weſtgothen, welche, wie wir berichteten, unter einander entzweit waren. Athanarich, nicht im Stande, ihren Angriff abzuwehren, zog ſich mit ſeinem Heere, d. h. dem Stamme, der ihm treu blieb, in das transſilvaniſche Gebirge zurück, deſſen Einwohner vor ihm wichen, — weder ein Widerſacher der Römer, noch auch ihr Freund; nicht mehr ein Verfolger der Chriſten unter ſeinen Landsleuten, aber der neuen Religionsgenoſſenſchaft keineswegs zugethan; obwohl ein Feind der Hunnen, nicht geſonnen, mit ihnen zu ſtreiten; eine barbariſche Natur, von einer gewiſſen Gediegenheit und Größe. Im Gegenſatz mit ihm erſcheint Fritigern, der Vorfechter der Chriſten, bisher unterſtützt von den Römern, aber durch dies neue Verhältniß gewitzigter, als ſein Gegner, unternehmend und ſchlau. Er wünſchte durch den großen Strom, durch den er von den Römern getrennt wurde, vor den Anfällen der Hunnen geſchützt zu werden. So bot er den Römern ſeine Bundesgenoſſenſchaft an, wenn ſie ihm hinüberzukommen geſtatten wollten. Ob Bedingungen feſtgeſtellt worden ſind und welche dies waren, läßt ſich bei der Einſeitigkeit und Vieldeutigkeit der hierüber vorliegenden Nachrichten nicht ausmachen. Das Ereigniß iſt, daß im Gedränge eines ſiegreichen Anfalls durch eine fremde faſt mehr noch wilde, als barbariſche Nation ein Theil der Gothen über die Donau hinüberging, unter Connivenz des

1) Um das Jahr 373—74 u. Ä.

römiſchen Kaiſers und Mitwirkung ſeiner höheren Beamten aus dem Militärſtand [1]). Es ſcheint, als hätten die Römer in den Gothen Bundesgenoſſen zu finden gemeint; die Hülfe einer kriegeriſchen Volksgenoſſenſchaft war ihnen willkommen, wie es ja einleuchtet, daß die Römer mit den ihnen verbundenen Gothenſtämmen ein gemeinſchaftliches Intereſſe gegen die Hunnen hatten. Allein in welches Verhältniß ſollten ſie ſelbſt unter einander treten. Die kaiſerlichen Heerführer erwarteten Unterwürfigkeit; die Gothen, die ja freiwillig herübergekommen waren, wollten ſich keiner fremden Willkür fügen. Ueber die Lieferung von Lebensmitteln, welche die Gothen verlangten, die die Römer aber an die widerwärtigſten Bedingungen knüpften, kam es zu Mißverſtändniſſen, welche, indem man ſich noch zu vereinigen ſtrebte, Feindſeligkeiten veranlaßten. Einige der vornehmſten gothiſchen Führer, unter ihnen Fritigern, waren von dem Statthalter Lupicinus zu einem Gaſtmahl nach Marcianopel entboten worden und nicht ohne ihr Gefolge dahin abgegangen. Indeſſen trafen vor den Thoren der Stadt Abgeordnete des Lupicinus mit gothiſchen Schaaren zuſammen. Hier aber brach die gegenſeitige Antipathie beider Theile in Thätlichkeiten aus, die dann auf jene gaſtliche Zuſammenkunft zurückwirkten. Wie oft waren ſeit der Begegnung Julius Cäſars mit den Uſipetern und Tenchterern germaniſche Völker dadurch in Nachtheil gerathen, daß ſich die Römer an ihren Oberhäuptern vergriffen! Alemannen und Quaden hatten das ſoeben erfahren; und die Vermuthung konnte ſich regen, da die Einwohner von Marcianopel eine feindſelige Stimmung

1) Im Jahre 376. Fast. Idat. Oroſius VII c. 38: tertio decimo anno imperii Valentis.

an den Tag legten, daß Fritigern und seine Gefährten von Lupicinus festgehalten und vielleicht selbst am Leben bedroht werden würden. Die Gothen wollten nicht auch erleben, was anderen germanischen Stämmen widerfahren war. Der an den Thoren ausgebrochene Streit setzte sich in der Stadt fort. Fritigern, der selbst Verdacht schöpfte, erinnerte, daß nur seine Rückkehr zu den Gothen diese beruhigen könne, und setzte durch, daß er wieder entlassen wurde[1]). Die spätere Sage läßt ihn, durch die Ermordung der mit ihm in die Stadt Gekommenen aufgeschreckt, mit bloßem Schwert davonreiten[2]). Genug, das Gastgebot, das dazu bestimmt gewesen war, die Gemüther mit einander zu vereinigen, führte zum Ausbruch des offenen Krieges. Die Gothen durchzogen das Land weit und breit und setzten sich gewaltsam in den Besitz der Lebensbedürfnisse, deren sie nicht entbehren konnten. Als Verbündete waren sie herübergekommen; aber bei dem ersten Zerwürfniß, das sich hätte voraussehen lassen, verwandelten sie sich in Feinde.

Kaiser Valens befand sich damals in Antiochien, noch immer damit beschäftigt, seine Ansprüche gegen Persien durchzuführen. Aber die Nachricht von den Feindseligkeiten, die seine Hauptstadt bedrohten, machte ihn anderen Sinnes; er ließ sich zu den Zugeständnissen herbei, die die Perser verlangten, ordnete den Rückzug der armenischen Truppen nach Constantinopel an und begab sich selbst dahin[3]).

1) Ammian XXXI, 5, 4.

2) Jordanes, Getica c. 28.

3) Ammian, XXXI, 6, 7: confestim Victore magistro equitum misso ad Persas, ut super Armeniae statu pro captu rerum componeret impendentium. Vgl. Eunapius Frgt. 42 bei Müller IV, p. 32 b und Zosimus IV c. 21. Im Juli (Cod. Theod. X, 16, 3) und zu An-

In der Hauptstadt war man wegen der Nähe der Gothen nicht wenig aufgeregt, zumal da die früher in Thracien Angesiedelten, Männer von Bedeutung und Ansehen, sich in der Umgegend Gewaltthätigkeiten hatten zu Schulden kommen lassen. Der Kaiser wurde bei den circensischen Spielen — denn das Ansehen derselben hatte sich von der alten Hauptstadt in die neue verpflanzt — mit unwillkommenen Ausrufungen begrüßt; man forderte Waffen für das Volk, dann werde es sich schon selbst vertheidigen; der Kaiser, der darin ein Zeichen der Zuneigung zu dem constantinischen Hause zu erkennen glaubte, soll mit heftigen Drohungen geantwortet haben [1]). Um seiner Hauptstadt sicher zu sein, mußte er die altangesiedelten Gothen beruhigen und sich mit den neu herübergekommenen schlagen. Der Moment war einer der bedeutendsten in diesem Völkerkampfe. Den Westgothen folgten auch ostgothische Schaaren, wie die Namen der Feldherrn bezeugen; Hunnen und Alanen schlossen sich ihnen an, die Taifalen erhoben sich zum Aufstand. Valens und mit ihm sein Neffe Gratian fühlten wohl, daß ihr Haus und ihr Reich auf dem Spiele stehe. Sie waren entschlossen, ihre Heere in Illyrikum zu vereinigen; man durfte hoffen, daß dieselben verbunden und wohlgeführt noch fähig sein würden, sich dieses verderblichen Anfalls zu erwehren. Wäre nun die Vereinigung wirklich vollzogen worden, dann würden die Römer wahrscheinlich in den Stand gekommen sein, die Gothen zur Unterwerfung

fang August (Cod. Theod. VII, 6, 3) des Jahres 377 hielt sich Valens in Hierapolis auf, von wo aus er die Unterhandlungen mit den Persern geführt haben wird; zu Ende September war er wieder in Antiochien; am 30. Mai 378 traf er in Constantinopel ein und zwölf Tage darauf, am 11. Juni, brach er von da gegen die Gothen auf (Sokrates IV c. 38. Fast. Idat.).

1) Sokrates Hist. eccles. IV c. 38 S. 285 (S. 566. B. Migne).

unter ihre Landeseinrichtungen zu zwingen. Dazu hätte eine einheitliche Leitung des gesammten Kriegswesens gehört. Aber der Zufall wollte, daß die Lentienser, ein alemannischer Stamm, von dem Vorhaben Gratians, seinem Oheim zu Hülfe zu kommen, unterrichtet wurden, und von dem germanischen Gemeingefühl ergriffen, ohne Rücksicht auf den bestehenden Frieden in das römische Gebiet einbrachen. Gratian wurde dadurch veranlaßt, seine Waffen gegen die Lentienser zu wenden, die er in der Gegend von Colmar traf und besiegte. Er verfolgte sie dann über den Rhein, wo er sie, da sie ihre Zuflucht nach unzugänglichen Höhen nahmen, von allen Seiten einschloß und zur Unterwerfung nöthigte. An sich ein sehr erwünschter Erfolg, der aber insofern kein Glück brachte, als Gratian dadurch abgehalten wurde, rechtzeitig nach Illyrikum vorzurücken. Valens wurde selbst durch die Nachricht von dem Siege des Gratian angespornt, an seiner Stelle den Angriff unverweilt zu unternehmen, von dem er einen ähnlichen Ausgang erwartete. Daß er dabei, wie man gesagt hat, von Eifersucht gegen den Neffen, dem der erste Flaum auf der Wange wuchs, ergriffen worden sei, läßt sich kaum denken. Aber wahr ist, daß es in seiner Umgebung Männer gab, welche ihren eigenen Erfolg, den sie voraussetzten, nicht mit Fremden theilen mochten, die noch herbeikommen sollten [1]). Der ursprüngliche Plan war dahin gegangen, die Gothen, die für einen Angriff auf die Städte, wohin man die Lebensmittel geflüchtet hatte, eben um sie ihnen zu entziehen,

1) Ammian XXXI, 12, 7: vicit funesta principis destinatio et adulabilis quorundam sententia regiorum, qui ne paene jam partae victoriae, ut opinabantur, consors fieret Gratianus, properari cursu celeri suadebant.

nicht vorbereitet waren, in unwegsame Gebirge zu drängen, wie jene Lentienser, und sie zu unterwerfen oder zu vernichten. Dieser Plan aber wurde verlassen, wahrscheinlich doch in Folge der Eröffnung, die Fritigern an den Kaiser gelangen ließ, daß er den Frieden wiederherstellen könne, wenn Valens in unmittelbarer Nähe erscheine. Der Kaiser wurde bewogen, in das offene Land vorzurücken, was die Gothen am meisten wünschten. Den Mittelpunkt der beiderseitigen Stellungen bildete jetzt Adrianopel, wo sich die Schätze des Kaisers befanden. In der Nähe dieser Stadt hatten die Gothen eine Wagenburg geschlagen, in welcher Alles aufgehäuft war, was sie an Raub aus dem Lande zusammengebracht hatten. Dem Kaiser kam es nicht allein darauf an, die große Stadt vor dem drohenden Feinde sicher zu stellen; er hoffte diesen im Angesicht derselben zu vernichten. Die Gothen sind nicht gegen Adrianopel herangerückt, die Römer aber gegen die Wagenburg der Gothen, sodaß es eben hiebei zu dem entscheidenden Treffen gekommen ist [1]).

Soviel man aus den entweder sehr verwickelten oder sehr einsilbigen Nachrichten abnehmen kann, lag die Entscheidung darin, daß die Römer, auch jetzt noch durch mehr wohlberechnete, als ernstgemeinte Botschaften Fritigerns aufgehalten, mit ihrem Angriff solange zögerten, bis die Reiterei der

1) Am 9. August 378 (quintum Iduum Augustarum. Ammian XXXI, 12, 10. Fast. Idat.: τῇ ἐννάτῃ τοῦ Αὐγούστου μηνός. Sokrates IV, c. 38 S. 260, was von Valesius unrichtig übersetzt ist: die tertio idus Augusti). Nach den Fasti Idat. (II S. 94 Roncallius) fand die Schlacht 12 Millien von Adrianopel statt, was mit der Angabe Ammians (XXXI, 12, 3) zusammentrifft, das Heer des Valens sei bei seinem Marsche von Adrianopel in der Richtung auf Nike zu beim achten Meilenstein der Wagenburg der Gothen ansichtig geworden. Nike war von Adrianopel 15 Millien entfernt (Ammian XXXI, 12, 3).

Gothen, von ihren verſchiedenen Streifzügen her zuſammengerufen, wirklich bei der Wagenburg erſchien. Die römiſche Reiterei, hierauf nicht vorbereitet, verſagte den Dienſt oder wurde dergeſtalt auseinander geworfen, daß das römiſche Fußvolk, ohne einen Rückhalt auf den Flanken zu haben, dem Anfall der Gothen gegenüberſtand. Dieſe waren zu verdoppelter Anſtrengung angefeuert, weil ſie über die Donau herübergekommen waren, und wenn ſie ſich ſchlagen ließen, nichts vorausſahen als Tod oder Gefangenſchaft. Auch das römiſche Fußvolk wußte aber, worauf es ankam; es hat ſich auf das Tapferſte geſchlagen. Man wird an die blutigſten der alten Schlachten erinnert, in denen Mann gegen Mann kämpfte, wie einſt in den latiniſchen Kriegen oder bei Munda. Aber dem doppelten Angriff der gothiſchen, jetzt ebenfalls mit guten Waffen verſehenen Fußvölker und ihrer Reiterei erlagen die Römer [1]). Von Kaiſer Valens will man wiſſen, er habe ſich

1) Der Hauptmoment der Schlacht liegt darin, daß die römiſche Reiterei bei ihrem Angriff Nichts leiſtete. Wie und wodurch das aber geſchehen iſt, findet ſich bei Ammian nicht, bei dem ſie eigentlich wie durch Naturereigniß verſchwindet. Hiedurch werden nach Ammian die römiſchen Fußvölker iſolirt und unterliegen den Pfeilen und dem Schwert. Es iſt das Umgekehrte von dem, was bei Murſa vorfiel, wo die orientaliſche Reiterei des Conſtantius die Oberhand über die römiſch-barbariſche des Magnentius davon trug. Ammian erklärt nun aber nicht, wie ſo die römiſche Reiterei in dieſen Nachtheil gerieth. Man findet das bei Oroſius (VII c. 33), der dieſen Zeiten doch ſchon ziemlich nahe ſteht, mit größter Beſtimmtheit: impetu Gothorum perturbatae Romanorum equitum turmae nuda peditum deseruere praesidia. Noch anders wird dieſer Vorfall bei Sokrates erzählt (IV, c. 38). Ihm zufolge weigerte ſich die Reiterei der Römer, an der Schlacht ernſtlichen Antheil zu nehmen: τῶν ἱππέων προδεδωκότων καὶ οὐχ ἁψαμένων τῆς μάχης. Alles das wird aber erſt verſtändlich, wenn man das plötzliche Erſcheinen der von ihrem Streifzuge anrückenden gothiſchen Reiterei (Ammian XXXI, 12, 23: Gothi de industria cunctabantur, ut inter fallaces indutias equites sui redirent, quos adfore sperabant), als Motiv der Unthätigkeit der römiſchen betrachtet. Man kann nicht anders denken, als daß ſie durch den Anfall der

in ihre Mitte geworfen, um mit ihnen zu leben oder zu ſterben; er iſt ſeit jener Schlacht nicht mehr geſehen worden[1]). Das Unglück, das der oſtrömiſche Kaiſer bei Adrianopel erlitt, läßt ſich mit der Niederlage der Altrömer bei Cannä vergleichen. Doch waren die Gothen des Kriegsſchauplatzes lange nicht ſo mächtig geworden, wie in jenen Zeiten die Karthager.

---

gothiſchen auseinandergetrieben wurde und das Fußvolk, als es nun ebenfalls angriff, ohne Deckung der Reiterei ſich dem feindlichen Anſturm ausgeſetzt ſah.

1) Nach Ammian (XXXI, 13, 12 ff.) wurde er im Treffen verwundet und kam ſogleich um (spiritu mox consumpto decessit). Dieſer Nachricht fügte das Gerücht hinzu, der Kaiſer ſei verwundet noch in eine nahe ländliche Hütte gebracht und in wundärztliche Behandlung genommen, die Hütte aber von Barbaren angezündet worden, denen jedoch die Anweſenheit des Kaiſers unbekannt geweſen ſei; auf dieſe Weiſe ſei er (§ 14—17) umgekommen. Aus Libanius nehmen wir ab, daß ihm die erſte Nachricht zugegangen iſt; er erzählt, man habe dem Kaiſer ein Pferd vorgeführt und ihn gebeten, ſich zu retten; er habe aber verſchmäht, auf demſelben zu entfliehen, er wolle nicht leben nach dem Tode ſo vieler Anderer (*ὡς οὐκ ἀξιοῖ ζῆν ἐπὶ τοσούτοις πεμένος. περὶ τῆς Ἰουλιανοῦ τιμωρίας* II S. 30 Reiske vergl. I S. 117). In verwandtem Sinne erzählt Sokrates (IV c. 38), Valens habe ſein kaiſerliches Gewand abgelegt, um nicht erkannt zu werden, und ſei dann in der Mitte ſeines Fußvolks gefallen. Sokrates hat aber noch eine andere Nachricht, nach welcher Valens in eine Hütte flieht, die von den Barbaren angezündet wird, wobei der Kaiſer umkommt. Dies wird von Victor (ep. XXXVI) als hiſtoriſches Faktum behauptet. Damit ſtimmen Hieronymus (in ſeiner um 380 geſchriebenen Chronik, vergl. Oroſius VII c. 23) und Rufinus (Hist. eccles. II c. 15) überein. Nach einer dritten Nachricht, die ſich bei Philoſtorgius (IX, 17) findet, war der Kaiſer im Kampfe zurückgeworfen; in dieſer Verlegenheit (*πάσῃ συσχεθεὶς ἀμηχανίᾳ καὶ ἀπορίᾳ*) flieht er in eine Hütte, die dann von den Barbaren angezündet wird. Die Heiden ſahen in dem Ereigniß ſogar ein Glück, weil der Kaiſer nicht in die Hände der Barbaren gerathen war; die eifrigen Katholiken eine Strafe des Himmels, weil der Kaiſer nicht einmal eines Begräbniſſes gewürdigt worden ſei (Hieronymus und Oroſius: caruit sepultura). Dieſe letzten Beziehungen verſchwinden bei Philoſtorgius. Ich folge der Nachricht, welche der kriegskundige Geſchichtſchreiber, der unbetheiligte Rhetor und ein ſonſt wohl unterrichteter Kirchenhiſtoriker mittheilen, ſie iſt zugleich die ehrenvollſte für das Kaiſerthum.

Ammian hat beſchrieben, wie die Gothen nun zunächſt Adrianopel mit wildem Anlauf beſtürmten; ſie hofften die Geldvorräthe und die Koſtbarkeiten des Valens daſelbſt zu erbeuten. Aber ſie fanden den hartnäckigſten Widerſtand; ſie ſelbſt waren ohne Belagerungswerkzeuge, und da ſie ſich unbeſchützt den Mauern näherten, ſo wurden ihnen von den wohlbewaffneten Zinnen her die größten Verluſte beigebracht. Bei dieſem Anfall abgeſchlagen, wendeten ſie ſich unmittelbar gegen Conſtantinopel. Die Befeſtigungen der Stadt waren durch Conſtantius vollendet worden; ſie erfüllten jetzt den Zweck, zu dem ſie aufgerichtet waren; auch hier ſtießen die Gothen auf energiſchen Widerſtand. Was denſelben zunächſt unüberwindlich machte, war die Anweſenheit von Saracenen, die einſt mit Julian in Verbindung getreten und jetzt zur Vertheidigung der neuen Reichshauptſtadt herbeigekommen waren. Unter den Orientalen zeigte ſich die wildeſte Kriegswuth; man hat geſehen, wie ein Saracene, der einem Gothen die Kehle durchſtach, das herausſtrömende Blut mit ſeinem Munde auffing und in ſich ſchlürfte. Jetzt wichen die Gothen auch hier zurück, aber das Land war weit und breit in ihren Händen. So endigte die Regierung des Valens, noch unglücklicher ſelbſt, als die Regierung Julians.

Die beiden Niederlagen, welche die Römer unter Julian und unter Valens erlitten haben, können als die Markſteine ihrer Präpotenz in der Welt betrachtet werden. Durch die erſte waren die feſten Plätze verloren gegangen, welche immer eine kraftvolle Einwirkung auf Hochaſien möglich erſcheinen ließen. Ein Einbruch der Feinde war nicht erfolgt, aber man hatte die Mittel verloren, um einen ſolchen mit Nachdruck zurückzuweiſen. Die Niederlage an der Donau

hatte noch ſchwerere Folgen. Der Mittelpunkt des Reiches war dadurch unmittelbar bedroht. Eine ſtarke germaniſche Völkerſchaft befand ſich im vollen Beſitz der Uebergänge über den Strom; man konnte nicht anders erwarten, als daß andere Stämme ebenfalls eindringen und die Völkerfluthen, welche das römiſche Reich bisher abgewehrt hatte, ſich über daſſelbe ergießen würden.

Auch in dem Inneren des Reiches haben Julian wie Valens gehäſſige Erinnerungen zurückgelaſſen; Julian durch den Verſuch, die Macht des Heidenthums wiederherzuſtellen, Valens durch eine auffallende Begünſtigung der arianiſchen Glaubensabweichungen, mit denen er jedoch nicht durchdrang. Ueberhaupt lag am Tage, daß die Erwartungen, welche die Thronbeſteigung des Hauſes der Gratiane erweckt hatte, unerfüllt geblieben waren.

Nach der in Perſien erlittenen Niederlage kam es um ſo mehr darauf an, den alten Limes den Germanen gegenüber zu behaupten. Dem Kaiſer Valentinian ſelbſt war dies in großem Umfang gelungen, an der oberen Donau, am Rhein, ſelbſt in Britannien. Valens aber war unfähig geweſen, einem durch allgemeinere Verwickelungen, als die ſonſt gewöhnlichen hervorgerufenen Einbruch der Gothen Widerſtand zu leiſten. Die Verbindung der beiden Reichshälften, wie ſie damals beſtand, war dabei geſcheitert.

Sechstes Capitel.

Kaiſer Theodoſius I.

Man kann ſich nicht verbergen, daß der Beſtand und die Fortdauer des Reiches in Frage kamen. Das Imperium im Orient war durch den Tod des Valens gleichſam vakant geworden. Denn wie hätte der junge Gratian, dem ein kleiner Feldzug im Weſten gelungen war, fähig ſein ſollen, die Regierung des Orients in die Hand zu nehmen. Wem aber ſollte nun dieſe anvertraut werden? In den großen Gemeinweſen lebt ein Geſammtbewußtſein, welches in gefährlichen Kriſen auch zu dem rechten Mittel, ihnen zu begegnen, führen kann. Schon mehr als Ein Mal waren dem römiſchen Reiche die trefflichſten Heerführer und Regenten aus Spanien gekommen. Die allgemeine Stimme bezeichnete auch jetzt einen geborenen Spanier, Sohn des erwähnten Comes Theodoſius, den jungen Theodoſius, der ſich ſchon ſelbſt durch einen Sieg über die Sarmaten an der Donau berühmt gemacht hatte, als den geeigneten Mann. Gratian ernannte denſelben zu ſeinem Mitgenoſſen im Reich. Der Vater hatte ein unglückliches Ende genommen. Er hatte ſich das Verdienſt erworben, einen Empörer, der ſich in Mauretanien erhob und ſich ſelbſt zum Imperator zu machen

gedachte, niederzuwerfen, aber das gereichte ihm zum Verderben; durch den Einfluß der Factionen, die an dem Hofe des jungen Gratian herrschten, ist er zum Tode verurtheilt und hingerichtet worden [1]). Jetzt aber hatte eben die entgegengesetzte Tendenz die Oberhand. Es ist vielleicht die größte Handlung Gratians, daß er sich entschloß, den jungen Theodosius zu seinem Mitkaiser zu ernennen. Gratian übte dabei dasselbe Recht aus, mit welchem Valentinian einst den Valens zu seinem Reichsgenossen ernannt hatte. Auffallend ist es immer, daß Gratian einem Manne, der seinem Geschlechte fremd war und der in der That Grund hatte ihn zu hassen, diese höchst außerordentliche Ehre erwies. Man darf wohl urtheilen, daß Theodosius nach den Erfahrungen, die sein Vater gemacht hatte, Bedenken getragen haben würde, einen Beruf anzunehmen, wie der war, dessen glückliche Ausfüllung jenem den Tod zugezogen hatte. Einer ähnlichen Besorgniß wurde er nur dadurch enthoben, daß er zugleich zum Augustus ernannt wurde; er brauchte dann das Recht des Schwertes, das in der Hand des Imperators war, nicht zu fürchten und ebensowenig dieser den Streit mit einem durch eine spontane Bewegung emporgetragenen Imperator. So wurde Theodosius neben Gratian zum Augustus erhoben [2]). Die Gebiete, die Valens besessen hatte, fielen sämmtlich dem Theodosius zu. Dazu gehörten aber nicht allein

1) Theodosius, der ältere, war in der zweiten Hälfte des Jahres 372 nach Afrika geschickt worden (Sievers, Studien zur Geschichte der römischen Kaiser S. 288); sein Tod fällt in das Jahr 376.

2) Die Erhebung erfolgte zu Sirmium am 19. Januar 379 (Fast. Idat. Chron. Pasch. S. 561, 2. Marcellinus Comes S. 266); Sokrates V, c. 2 giebt abweichend und wahrscheinlich unrichtig den 16. Januar an.

Thracien, Macedonien, Griechenland — darüber konnte keine Frage entstehen —; wohl aber erscheint es zweifelhaft, wie sich die beiden Reiche über die Balkanländer, wenn der Ausdruck verstattet ist, verstanden haben. Die richtigste Annahme ist wohl, daß Pannonien, Noricum, Dalmatien beim Occident blieben, Dacien, Mösien, Dardania und Prävalitana an das orientalische Reich kamen[1]). Ich wage auszusprechen, in der damaligen Epoche kam auf die Theilung soviel nicht an: denn wenn jemals, so erschien hierbei das Imperium nicht als Herrschaft, sondern als ein Amt, welches zur Vertheidigung und Behauptung des Reiches bestimmt war. Die beiden Reichshälften mußten einander unterstützen. Die Befugnisse der Imperatoren waren nur eben der Ausdruck der Amtsgewalt. Die erste Frage war dann, ob und wie Theodosius vermögen werde, die Autorität im Orient zu behaupten.

Wenn es seine nächste Aufgabe war, die eingedrungenen Gothen zu unterwerfen oder zu pacificiren, so gerathen wir über die Art und Weise, wie er das voll-

1) In dem gelehrten Werke von H. Richter: Das weströmische Reich unter den Kaisern Gratian, Valentinian II. und Maximus S. 499 und S. 692 Note 27 wird angenommen, daß Obermösien und Dacien bis auf Weiteres bei dem westlichen Reiche geblieben seien, eine Annahme, die auf einer Nachricht des Zosimus beruht, die meines Erachtens verworfen werden muß.

Ich verwerfe in gleicher Weise eine von Theodoret (H. eccles. V c. 5) herbeigezogene, abermalige Kriegshandlung des Theodosius im Jahre 378, durch welche Gratian veranlaßt worden sei, ihn zum Mitaugustus zu ernennen. Die Worte bei Themistius (or. XIV, S. 182 C.) und Pacatus, (pan. XII, c. 10, 2.), aus denen Richter (S. 497 und Note 26) die Wahrheit dieser Ueberlieferung beweisen will, beziehen sich doch nur auf einen Sieg über die Sarmaten, von denen hier gar nicht die Rede ist. Es muß also ein früherer gewesen sein, wie ein solcher im Jahre 374 erwähnt wird (Ammian XXIX. 6, 15, Zosimus IV, c. 16). Die Erinnerung an diesen frühern Sieg bewirkte, daß Theodosius zum Augustus berufen wurde.

zog, in eine beinahe verlegene Ungewißheit. Denn gar Manches wird berichtet, was auf eine lebhafte kriegerische Thätigkeit und militärische Vortheile, die er über die Gothen erfocht, schließen läßt; es ist aber wenig verständlich und nicht sehr bedeutend. Zugleich aber haben wir daneben eine Rede des Themistius übrig, durch welche der Kaiser wegen seiner Siege beglückwünscht wird. Das Auffallende ist nun, daß in dieser zur Verherrlichung des Kaisers sorgfältig ausgearbeiteten Lobrede doch von Kriegsthaten und erfochtenen Siegen eigentlich gar nichts vorkommt. Themistius war gleich nach der Erhebung des Theodosius von der Stadt Constantinopel, in der er eine der obersten Stellen bekleidete, zur Beglückwünschung desselben abgesendet worden. Zufällige Umstände, namentlich Krankheitsanfälle, an denen der Redner litt, hielten ihn ab, in dem ersten Gewirr der Lage sich selbst zu Theodosius zu begeben, doch hat er ihm einen Entwurf der Rede, die er zu halten beabsichtigte, zugeschickt, der besonders durch die Zurückhaltung bemerkenswerth ist, die Constantinopel gegen den Erwählten Gratians und des Heeres beobachtete. Die Hauptstadt meinte, bei der Erhebung eines neuen Kaisers auch ein Wort mitreden zu können, versprach aber die goldene Krone, wenn er nach erfochtenen Siegen in die Stadt käme [1]).

Bei einer zweiten Rede, welche nach Herstellung des Friedens in Constantinopel gehalten wurde, sollte man um so mehr erwarten, es würde etwas von Waffenthaten darin vor-

1) *βεβαιοῦσα τὴν ψῆφον τῆς ἀναῤῥήσεως*: or. XIV, S. 182 A. — Der Einzug des Theodosius in Constantinopel fand im November des Jahres 380 statt; am 14. nach den Fasti Idat., am 24. nach Sokrates V c. 6 fin. und dem Chron. Pasch. S. 561, 4, das jedoch das Jahr unrichtig angiebt.

kommen[1]); aber Themiſtius ſetzt den Sieg des Kaiſers in ſeinen Erfolg, der jedoch nicht der Tapferkeit, ſondern der Klugheit zugeſchrieben wird. Er erzählt von der Geſandtſchaft, welche ein angeſehener Beamter Saturninus im Auftrage des Kaiſers an die Gothen unternommen und glücklich durchgeführt habe[2]). Die Gothen, die bei Anderen als übermüthig geſchildert werden, erſcheinen ſehr gefügig. Eine Anzahl ihrer Fürſten begleitet den Geſandten, der ihnen Vertrauen eingeflößt hat, zu dem Kaiſer, dem ſie dann zu Füßen fallen, und deſſen Hoheit ſie anerkennen.

Kein Menſch wird annehmen wollen, daß dies ohne Bedingung geſchehen ſei. Denn gerade die Abweiſung einer an ſich natürlichen Forderung hatte die Sachen ſoweit geführt. Die Gothen waren von Valens und den römiſchen Machthabern an ſeiner Seite beleidigt und verletzt worden. Sie ſtanden aber bereits in Verhandlungen mit Valens, als es zur Schlacht kam, die für ſie entſchied, ohne aber die Erfüllung ihres Begehrens herbeizuführen. Dieſes aber iſt von Theodoſius geſchehen. Was würde es, ſagt Themiſtius, den Römern genützt haben, wenn ſie Thracien mit gothiſchen Leichnamen angefüllt hätten? Wie viel beſſer, daß dies Land jetzt und zwar von den Gothen ſelbſt angebaut werde. Man wiſſe, daß ſie ihre Schwerter in Pflugſchaaren verwandelt haben; ſie würden nun als Bundesgenoſſen der Römer leben[3]). Einige gothiſche Abgeſandte waren ſelbſt zugegen und hörten die Rede mit an;

1) Es iſt die ſechszehnte in der Sammlung, die im Januar 383 gehalten worden iſt. In der Rede wird bereits der Erhebung des Arkadius zum Auguſtus (S. 204 C.) und der Quinquennalien des Theodoſius (S. 285 C.) gedacht.

2) S. 208 ff.

3) S. 211 B. In verwandter Weiſe drückt ſich Pacatus aus, pan. XII

ich kann nicht anders urtheilen, als daß sie hiſtoriſch anzunehmen iſt, da ſie die ganze Haltung der Politik des Theodoſius darlegt. Manche blutige Scharmützel mögen vorgefallen ſein, man kann ihrer aber vergeſſen. Das Ergebniß iſt, daß die Gothen in den vollen Beſitz von Thracien gelangten und als Föderati der Römer erſcheinen [1]). Schon unter Conſtantin war ein ſolches Verhältniß begründet worden, aber die Gothen waren jenſeits der Donau geblieben; das Reſultat der ſeitdem eingetretenen Umwandlungen war nun, daß ſie dieſſeit des Fluſſes in Thracien Sitze empfingen, ebenfalls als Föderati, d. h. ſie behielten ihre unabhängige Nationalität, erkannten aber den Kaiſer als den Oberherrn des Reiches, Beſitzer von Grund und Boden an; ſie konnten fortan mit ihm gemeinſchaftliche Sache machen.

Wir erfahren, daß der Richter unter den Gothen Athanarich, der ſich einſt geweigert hatte, den römiſchen Boden zu betreten, zuletzt doch durch Theodoſius bewogen worden iſt, nach Conſtantinopel zu kommen [2]). Die Tradition weiß

---

c. 22, 3: Dicamne ego receptos ad servitium Gothos, castris tuis militem, terris sufficere cultorem.

1) Die Zeitbeſtimmung für die Dedition der Gothen geben die Fast. Idat. an: Universa gens Gothorum cum Rege suo in Romaniam se tradiderunt die V. Non. Octobr. d. i. 11. October 382. Vergl. Comes Marcellinus bei Roncall. II, S. 268.

2) Themiſtius or. XV S. 190 D: ἀκουτὶ ἐφελκυσας τὸν Γετῶν ἡγεμόνα· καὶ ἦκες σοι ἐθελόντης, ἱκέτης εἰς τὴν πόλιν τὴν βασιλίδα. Die Rede iſt im Januar 381 gehalten. Der Eintritt Athanarichs in Conſtantinopel fand am 11. Januar 381 ſtatt; er ſtarb am 25. deſſelben Monats (Fast. Idat.). Auf dies Ereigniß beziehen ſich die Worte des Ambroſius im Prolog zum 3. Buche ſeiner Schrift de spiritu sancto § 17: Constantinopolis hostem ipsum judicem regum, quem semper timere consueverat, deditum vidit, supplicem suscepit, morientem obruit, sepultum possidet.

von dem Eindruck zu erzählen, den der Anblick der Kaiserstadt auf den einfachen Gothenhäuptling gemacht habe. Alle seine Gothen habe er mit sich herübergeführt und, als er kurz darauf starb, sei von diesen der Kaiser gleichsam auch als der Nachfolger ihres Königs angesehen worden [1]). In den Verzeichnissen der Truppen finden wir Schaaren von Franken, Gothen und selbst Vandalen in Syrien und Aegypten erwähnt, die dort feste militärische Positionen erlangt hatten [2]). Ein mißvergnügter Beamter im Finanzwesen beklagt, daß Theodosius durch den Aufwand für fremde Truppen veranlaßt worden sei, die orientalischen Reichsgebiete auszusaugen und zu diesem Behuf die Einkünfte zu verpachten.

Noch eine andere Angelegenheit von entscheidender Bedeutung lag dem neuen Kaiser vor: die religiöse.

Von größtem Belang war das Regiment des Julianus Apostata gerade dadurch gewesen, daß er von jedem direkten Einfluß auf die Parteiungen unter den Christen Abstand nahm. Durch den Tod des Constantius, der die Partei, die er ergriffen hatte, bis nahe zum Siege führte, empfing der große Streit einen neuen Charakter. Die von ihm zurückgedrängten und verfolgten Meinungen konnten wieder frei aufathmen und waren noch stark genug, um mächtig aufzutreten. Julian gab den verbannten Bischöfen die Er-

1) Jordanes, Getica c. 28.

2) In der Notitia dignitatum, die etwa zwanzig Jahre später zusammengestellt ist, finden wir eine ala Francorum (c. 31, 21), eine cohors Alamannorum (63) und eine der Chamaven (61) unter dem dux der Thebais; eine ala Vandilorum, die kaum anders, als mit den Vandalen identificirt werden können, unter dem comes rei militaris in Aegypten (c. 28, 25), eine cohors Gothorum unter dem dux Syriae (c. 23, 32); unter dem von Thracien alae von Franken, Alemannen und Sachsen (c. 32, 35 ff.).

laubniß, in ihre Provinzen und Städte zurückzukehren [1]). Dieſer Erlaubniß hat ſich auch Athanaſius bedient; er kam nach Alexandrien zurück und übte die kirchliche Autorität wieder aus [2]); er nahm griechiſche Frauen in die chriſtliche Gemeinſchaft auf. Hierüber wurde nun freilich Julian ſehr mißvergnügt. Auch er verhing Verfolgungen über Athanaſius, welcher der Feind der Götter ſei [3]). Aber unmittelbar nach ſeinem Tode hörte dieſer Vorwurf auf, ein Tadel zu ſein. Jovian ſchrieb ſelbſt an Athanaſius; er rühmt, daß derſelbe unter den Gefahren der Verfolgung, von dem Schwerte bedroht, an der Wahrheit und dem rechten Glauben feſtgehalten habe. Mit einem gewiſſen Schwunge des Ausdrucks ſtellt er den Biſchof in ſeinen Würden wieder her [4]); er wünſcht, von ihm ſelbſt belehrt zu werden, und erwartet die Gnade Gottes von ſeinen Gebeten. Athanaſius kam aus ſeiner Verborgenheit hervor und trat in ſeine alte Stellung ein; ſein Anſehen war durch die Ungerechtigkeiten, die er erfahren hatte, noch gewachſen. Aber indem die homouſiaſtiſche Lehre wieder in ihrer vollen

---

1) Das Edikt Julians, welches am 8. Februar 362 zu Alexandrien verkündet wurde, ſchrieb vor: episcopos omnes factionibus antehac circumventos et exsiliatos reverti ad suas civitates et provincias (Hist. aceph. S. 39 Larſow).

2) Das erachtete Julian im Widerſpruch mit ſeinem Edikt; ep. 26 ad Alexandrinos: *ὑφ' ἡμῶν τοῖς Γαλιλαίοις τοῖς φυγαδευθεῖσιν ὑπὸ τοῦ μακαρίστου Κωνσταντίου, οὐ καθόδον εἰς τὰς ἐκκλησίας αὐτοῖς, ἀλλ' εἰς τὰς πατρίδας συνεχωρήσαμεν.*

3) Von Julian wurde Athanaſius zuerſt aus der Stadt Alexandrien, dann aus ganz Aegypten verbannt (ep. 51, S. 98 Heyler).

4) *ἀναπτᾶταί σε ἡμετέρα βασιλεία. καὶ ἐπανελθεῖν βούλεται πρὸς τὴν τῆς σωτηρίας διδασκαλίαν.* Schreiben Jovians in den Opera Athan. S. 622 (S. 814 B. Migne).

Strenge auftrat, ereignete ſich, daß der Arianismus alle Annäherungen an dieſelbe abſtreifte. Im Gegenſatz gegen die Homoiuſiaſten, welche von Conſtantius gefördert worden waren, bildete ſich eine Sekte aus, die ſich die anomöiſche nannte und auch ihrerſeits geiſtvolle und kräftige Vertreter fand, die nicht mehr von der Autorität des Staates zurückgedrängt wurden.

Nach dem Tode Julians nun waren es dieſe beiden Parteien, die orthodoxe homouſiaſtiſche und die arianiſche heterouſiaſtiſche, welche einander auf dem großen Schauplatz der chriſtlichen Theologie begegneten. Wir haben hier dieſe Streitigkeiten nicht in ihrem dialektiſchen Verlauf zu betrachten, ſondern nur, inwiefern ſie mit dem Imperium in Verbindung ſtanden, Einwirkungen auf daſſelbe ausübten und Rückwirkungen erfuhren. Eine Zeitlang ſuchte Valens die mittlere homoiuſiaſtiſche Doktrin aufrechtzuerhalten. Eigentlich dies war der Sinn eines kleinen Concils der conſtantinopolitaniſchen und bithyniſchen Kirchenhäupter, die eine Ausgleichung der heterouſiaſtiſchen und homoiuſiaſtiſchen Lehren an die Hand zu geben ſuchten, dabei jedoch den größten Widerſpruch erweckten. Der Kaiſer wurde durch den Biſchof Eudoxius von Conſtantinopel bewogen, Partei für die arianiſche Meinung ſelbſt in ihren weiteren Abweichungen zu nehmen und alle die zu verfolgen, welche dieſem Biſchof die Kirchengemeinſchaft verſagten. Aber auf der andern Seite war nun auch geſchehen, daß die conſequentere und tiefere Doktrin, wie ſie Athanaſius bekannte, allenthalben wieder Boden gewann. Sie hatte nicht allein die Mehrzahl der Biſchöfe, ſondern, was mehr ſagen will, die intelligenteſten Kirchenlehrer auf ihrer Seite.

Es war die Zeit der in ihrer vollſten Kraft ſtehenden theologiſchen Durchbildung, von der es charakteriſtiſch iſt, daß ſie durch Männer geſchah, welche ſämmtlich die grundlegenden Studien, wie ſie in den alten Schulen fortgepflanzt wurden, gemacht hatten. Baſilius genannt der Große und Gregor von Nazianz hatten denſelben in der nämlichen Zeit zu Athen obgelegen, als ſich auch Julian daſelbſt aufhielt. Wohl der bedeutendſte unter ihnen iſt eben dieſer Baſilius, ein Mann, der lange zwiſchen der helleniſtiſchen Cultur und dem Chriſtenthum geſchwankt hatte; dann aber ein eifriger ascetiſcher Presbyter geworden und wiewohl nicht ohne tumultuariſche Bewegungen zum Bisthum von Cäſarea in Cappadocien aufgeſtiegen war; ſeine anſehnlichen Beſitzthümer hatte er bereits verſchenkt. Er hatte die homoiouſiaſtiſche Formel nicht unterſchrieben; als nun Valens in ihn drang, ſich den Heterouſiaſten beizugeſellen, ſpottete er aller Bedrohungen — denn nehmen könne man ihm Nichts mehr, und das Exil fürchte er nicht, da die ganze Erde Gottes ſei — worauf ihm Valens Nichts weiter zu Leide that [1]). Aber es leuchtet ja ein, daß auf dieſe Weiſe die Homoiuſianer in das Lager der Homouſianer getrieben wurden; die Anfeindungen des Valens trugen am Meiſten dazu bei, der athanaſiſchen Doctrin die Oberhand im Reiche zu verſchaffen.

Im Occident war der Arianismus ohnehin bei Weitem weniger verbreitet; und wie dort Baſilius, ſo trat demſelben hier Biſchof Ambroſius von Mailand entgegen. Auch er gehörte zu einer der vornehmſten Familien des Landes; ſein Vater war Präfectus Prätorio, er ſelbſt hatte bereits unter

1) Sozomenos VI, c. 16.

dem Titel Consular die Provinzen Aemilia und Ligurien verwaltet. Aber Homoiusianer war er niemals gewesen; das nicänische Symbol verstand er nur in dem strengen Sinne des Athanasius. Basilius und Ambrosius sind Beispiele der Art und Weise der Ausbildung religiös angelegter Männer im Getümmel dogmatischer Meinungen und politischer Stellungen.

Bei dem einen und dem anderen erkennt man, daß das belebende Motiv mit der Opposition gegen die Allgewalt des Kaiserthums in religiösen Beziehungen zusammenfiel. Es beruhte auf der selbständigen inneren Entwicklung der Kirche. Für dies Princip trat nun im Abendlande noch eine andere Macht in die Schranken, das römische Bisthum.

Wir berührten, wie schon Liberius die jurisdictionelle Autonomie der Kirche dem Kaiser gegenüber zu verfechten den Muth hatte. Einer der eifrigsten Anhänger des Liberius, solange dieser selbst an seinen Grundsätzen festhielt, der Presbyter Damasus, bestieg nach dem Tode desselben im Jahr 366 den päpstlichen Stuhl[1]). Wie in Cäsarea und Mailand, geschah es nicht ohne die heftigsten Unruhen, welche in ihrem Verlauf an die alten Kämpfe des Forums erinnern, daß Damasus seinen Nebenbuhler Ursinus überwand. Jedoch hatte Ursinus immer eine große Partei in der Hauptstadt. Schon einmal exilirt, kehrte er wieder zurück und erhob Anklagen der anzüglichsten Art gegen Damasus, die wahrscheinlich zu einer Verurtheilung desselben geführt haben würden, hätte er nicht an den Kaiser appellirt. Gratian sprach ihn dann frei. Aber von seinen Beamten wurden die Beschuldigungen, die gegen ihn vorgebracht waren, nicht

1) Liberius starb am 24. September 366.

aufgegeben. Schon durch die Nothwendigkeit, ſich vor dem Kaiſer zu Gericht zu ſtellen, noch mehr dadurch, daß das freiſprechende Urtheil deſſelben doch nicht überall anerkannt wurde, provocirt, erhob ſich Damaſus zu einer ſcharfen und energiſchen Aufſtellung der Lehre, daß die Geiſtlichen nur von Geiſtlichen gerichtet werden könnten [1]).

Bei dieſer Prätenſion kam dem römiſchen Stuhle die damalige Lage des Imperiums im Occident weſentlich zu Statten.

Gleich nach dem Tode Valentinians I. hatten ſich hier mannigfache Regungen der Selbſtändigkeit erhoben, die nur dadurch unterdrückt wurden, daß die Führer des Heeres, um zunächſt dieſes ſelbſt im Zaum zu halten, den Beſchluß faßten, den zweiten Sohn des Verſtorbenen, einen Knaben von vier Jahren Valentinian II., zum Auguſtus auszurufen [2]). Der umſichtige Gratian ließ ſich das gefallen; es war ihm eben recht, einen präſumtiven Thronfolger neben ſich zu haben. Weder an dem älteren noch an dem jüngeren der

1) Man hat die Anerkennung der geiſtlichen Gerichtsbarkeit über die Geiſtlichen aus einem Edikt Valentinians I. hergeleitet, deſſen Wortlaut uns von Ambroſius (ep. 21 c. 2 S. 861) mitgetheilt wird: in causa fidei vel ecclesiastici alicujus ordinis eum judicare debere qui nec munere impar sit nec jam dissimilis. Was das ſagen will, ergiebt ſich aus Sozomenos VI, c. 7, nach welchem Valentinian auf ein Geſuch der Biſchöfe von Helleſpont und Bithynien, eine geiſtliche Streitigkeit in einer kirchlichen Verſammlung austragen zu dürfen, geantwortet hatte: in Glaubensſachen ſei er nicht Richter; die Prieſter ſollen überall zuſammenkommen dürfen, wo ſie wollen, — was doch noch weit entfernt davon iſt, daß Geiſtliche allein vor Geiſtlichen zu Gericht ſitzen ſollen. Ich finde keinen überzeugenden Beweis, daß ſchon Valentinian eine Conceſſion ausgeſprochen habe, welche erſt im Laufe der Zeit zu Stande gekommen iſt. Man ſchloß das mehr aus ſeinen Worten, als daß es deutlich in denſelben ausgedrückt worden wäre.

2) 22. Dezember 375. (Fast. Idat.).

beiden Imperatoren nun fand der römiſche Stuhl energiſchen Widerſtand.

Sie hatten Nichts dawider, wenn ein kleines römiſches Concil zuſammentrat, welches die Anſprüche geiſtlicher Gerichtsbarkeit ohne alle weitere Rückſicht aufſtellte und den Kaiſer aufforderte, dem geiſtlichen Rechte durch ſeine Beamten und ſelbſt gegen den Willen derſelben freien Lauf zu laſſen. Die Sache war um ſo weit ausſehender, da eine Anzahl von hohen Geiſtlichen, ſelbſt Biſchöfe, in den benachbarten Provinzen gegen Damaſus Partei genommen hatten und nun durch das geiſtliche Gericht heimgeſucht werden ſollten. Sie ſollten ſich Alle vor dem römiſchen Stuhl ſtellen, ſelbſt Geiſtliche höheren Ranges, Metropolitane. Es erging in der That ein Edict Gratians und Valentinians II., durch welches den Anſprüchen des römiſchen Stuhles nachgegeben wurde. Dabei blieb man aber nicht bei dem vorliegenden Fall allein ſtehen; man kam auf jene Satzungen der Occidentalen in Sardika zurück. Und wenn damals alle die, welche man von ihren Sitzen um einer Glaubensirrung willen verdrängt hatte, ermächtigt worden waren, die Hülfe des römiſchen Stuhles anzurufen, vor den die Gegner ſich zu ſtellen haben ſollten, ſo gewannen dieſe Anſprüche jetzt ein erneuertes Anſehen; die eigentlich jurisdictionellen und die auf die Glaubensſtreitigkeit bezüglichen wurden mit einander verſchmolzen.

Wenn es nun ſchon von großer Bedeutung war, daß die kaiſerliche Autorität im Occident dem nicht entgegentrat, ſo lag doch noch bei Weitem mehr daran, welches die Haltung des neuen Kaiſers im Oſten ſein würde. Theodoſius, deſſen Vorgänger eine beinahe feindſelige Stellung gegen den römiſchen

Stuhl beobachtet hatte, entſchloß ſich, ſeine Zuſtimmung zu den Anſprüchen deſſelben kund zu geben. Theodoſius war ſoeben erſt durch die Taufe in aller Form zum Chriſtenthum übergetreten. Dann erließ er, eben von einer Krankheit geneſen, im Jahr 380 im Verein mit Gratian und Valentinian II. ein Edict, in welchem ſie ſich zu der Religion bekennen, die der heilige Petrus die Römer gelehrt habe und welche namentlich der römiſche Biſchof Damaſus bekenne [1]). Die homouſiaſtiſche Formel wird darin als der katholiſche Glaube bezeichnet; wer ſich ihm entgegenſetze, habe wie die göttliche Rache, ſo auch die Beſtrafung des Kaiſers zu erwarten.

Ich ſtehe nicht an, dieſe Vereinbarung für eine der wichtigſten Grundlagen der Conſolidation der geiſtlichen und weltlichen Gewalten zu erklären. Darauf kam ja ſeit der Allianz der beiden Autoritäten Alles an, wie ſie ſich zu einander verhalten würden.

Wer wollte ſich noch heute zum Richter über die gegen Papſt Damaſus erhobenen Beſchuldigungen aufwerfen; auch die Tradition, nach welcher der Apoſtel Petrus als der Gründer der päpſtlichen Autorität angeſehen wird, kann man auf ſich beruhen laſſen und von der Vorausſetzung einer beſonderen göttlichen Fügung abſtrahiren. Aber der Erkenntniß darf ſich die Hiſtorie nicht verſchließen, daß ein Moment gekommen war, in welchem die Autoritäten, die es noch gab, ihre Zwiſtigkeiten beſeitigen und ſich zu einer gemeinſchaftlichen großen Politik vereinigen mußten, wenn das römiſche Reich und der Glaube, die nicht mehr ohne ein-

1) Es iſt aus Theſſalonike vom 28. Februar 380 datirt. Cod. Theodos. XVI, 1, 2.

ander gedacht werden konnten, Bestand haben und sich in den Stürmen, die von allen Seiten her drohten, behaupten sollten. Die Wirksamkeit, welche Damasus dabei entwickelte, giebt ihm eine hervorragende Stellung in der Reihe der römischen Bischöfe. Aber noch tiefer greifend war die Haltung, die Theodosius annahm. Er zögerte nicht, das nicänische Dogma nach der Auffassung des Athanasius zum obersten Kirchengesetz auch im Orient zu erheben.

Zunächst ging er daran, die Kirche von Constantinopel in diesem Sinne zu reformiren. Er entfernte den arianischen Bischof von dem bischöflichen Sitz mit unbedingter Autorität, nicht ohne Gewaltsamkeit und übertrug das Amt an Gregor von Nazianz, der ihm bereits vorgearbeitet hatte. Auch Gregor war ein Cappadocier, von vornehmer Herkunft und im vollkommenen Besitz der damaligen Bildung und der rhetorischen Form. Eine Zeit lang hatte er die athanasische Doctrin in dem Hause einer, wie er sagt, ihm geistig und leiblich verwandten Familie auseinandergesetzt [1]) und durch die Eindringlichkeit und den Schmuck seiner Reden so großen Eindruck gemacht, daß sie selbst von Zuhörern anderer Gesinnung besucht wurden. Der Arianismus, der in Constantinopel herrschend gewesen war, wurde nun in die Vorstädte gewiesen [2]).

In den beiden Reichstheilen wurden dann im Jahre 381 bischöfliche Synoden gehalten, welche dieser Richtung einen allgemeinen Ausdruck gaben; im Westen in Aquileja, im Osten in Constantinopel selbst. Der eigentliche Urheber

1) orat. XXVI. § 17 (I. S. 1249 B. Migne): *οἰκός τις ἀνέπαυσεν ἡμᾶς εὐσεβὴς καὶ φιλόθεος . . . συγγενῶν τὸ σῶμα, συγγενῶν τὸ πνεῦμα . . . παρ᾽ οἷς καὶ ὁ λαὸς οὗτος ἐπάγη, κλέπτων ἔτι τὴν διωκομένην εὐσέβειαν.*

2) 26. Dezember 380 (Sokrates V, c. 7 g. E.).

des Concils von Aquileja war Ambroſius und wenngleich nicht Präſident, ſo doch der intellectuelle Führer der Verſammelten [1]). Sie vereinigten ſich in einer herben Verurtheilung der Homoiuſier, welche Ehebrecher der Wahrheit ſeien.

Noch bei weitem wichtiger iſt das Concil, welches Theodoſius nach Conſtantinopel berief [2]). Als ökumeniſches kann es doch nicht betrachtet werden; die einhundertundfünfzig Biſchöfe, die auf demſelben erſchienen, gehörten ſämmtlich dem Orient an. Von ökumeniſcher d. i. univerſaler Bedeutung aber iſt es in der That. Bemerkenswerth iſt ſchon der dritte Canon, in welchem der Kirche von Conſtantinopel der nächſte Rang nach Rom zuerkannt, alſo der höhere Rang von Rom doch anerkannt wurde [3]). Aber von der umfaſſendſten Bedeutung iſt das Concil dadurch, daß es Alles verwarf, was nach der heterouſiaſtiſchen Seite hin abwich, ebenſo aber Alles, was, den nicäniſchen Begriff noch übertreibend, der Idee der Dreieinigkeit entgegenlief. Auch in Bezug auf dieſe Doctrin hatte Athanaſius noch in ſeinen letzten Jahren, indem ſich mannigfaltige Streitfragen darüber regten, ob der heilige Geiſt ein Geſchöpf ſei oder nicht, das Syſtem dadurch vollendet, daß er die Trias als Monas faßte; in der Trias dürfe man nur Ein in ſich ſelbſt gleichartiges Weſen erkennen [4]). Wenn man ſich einmal auch nur als Leſer in den Tiefſinn dieſer Anſchauungen verliert, ſo erſcheint der Verſuch, die Idee des heiligen Geiſtes von der Homouſie zu trennen,

1) Das Concil wurde am 3. September 381 eröffnet. Die Akten desſelben finden ſich bei Ambroſius S. 786 ff. ed. Bened. erhalten.

2) Dies Concil trat im Mai 381 zuſammen. Sokrates V, c. 8.

3) Canon III: *τὸν Κωνσταντινουπόλεως ἐπίσκοπον ἔχειν τὰ πρεσβεῖα τῆς τιμῆς μετὰ τὸν τῆς Ῥώμης ἐπίσκοπον.*

4) Athanaſius iſt am 2. Mai 373 verſtorben.

vollends unzuläſſig; er würde die Gottheit nach verſchiedenen Seiten hin in ſich ſelbſt ſpalten.

So hatten dieſe Lehre auch Baſilius von Cäſarea und Gregor von Nazianz angenommen; ſo wurde ſie jetzt in Conſtantinopel proclamirt.

Den Anhängern derſelben ſollen einem Edict der drei Kaiſer vom Juli deſſelben Jahres zufolge alle Kirchen übergeben werden[1]). Die ausſchließende Geltung der nicäniſchen Lehre, eingeſchloſſen die vom heiligen Geiſt, wurde als die excluſiv kirchliche bezeichnet. Die beiden Concilien von Aquileja und von Conſtantinopel brachten die Identität der weltlichen und geiſtlichen Intereſſen zur Anſchauung. Von beiden Seiten her, der politiſchen wie der kirchlichen, war ſie, wie angedeutet, ein unbedingtes Bedürfniß. Für die Univerſalität des Reiches, welches noch als ein einziges betrachtet wurde, war die Gleichmäßigkeit des bürgerlichen und geiſtlichen Gehorſams unerläßlich. Darauf beruht nun die Stellung des Theodoſius überhaupt. Er brachte den Orient ein Mal durch die friedliche Abkunft, die er mit den Gothen traf, das andere Mal durch die dem Occident gleichartige kirchliche Verfaſſung, die er durchführte, in eine fürs Erſte geſicherte Ordnung. Im Occident dagegen brach eine Bewegung aus, die Niemand erwarten konnte und die Alles zu zerrütten drohte.

Des Flavius Gratianus — denn den Namen Flavius legten ſich dieſe Imperatoren der Reihe nach alle bei — hat die Nachwelt immer mit einer gewiſſen Sympathie gedacht. Er iſt es doch, welcher der ſchon mehr

1) Cod. Theod. XVI, 1, 3.

als ein Mal verſuchten Trennung des Oſtens und Weſtens durch die Erhebung des Theodoſius eine Grundlage gab, kraft welcher ſie ſich ſpäter behauptet hat. Er hat das Meiſte beigetragen, dem nicäniſchen Bekenntniß nach ſeiner orthodoxen Auslegung das Uebergewicht in der Welt zu verſchaffen. Ob er den Titel Pontifex Maximus in aller Form niederlegte, mag dahin geſtellt bleiben. Die darüber vorhandenen Nachrichten lauten ſehr fabelhaft, und wenigſtens in den erſten Jahren Gratians findet ſich dieſer Titel noch immer[1]). Aber in dem Verhältniß, in welches Gratian zu dem römiſchen Stuhl und der Geiſtlichkeit überhaupt getreten war, ließ ſich derſelbe nicht länger behaupten. Und allem heidniſchen Anflug bei ſeiner Regierung entſagte er dadurch, daß er die bisherigen Beiſteuern der Imperatoren zu den altrömiſchen Gebräuchen, die noch in Uebung waren, verweigerte. Genug, in ihm erſcheint ein erblicher, katholiſcher, abendländiſcher Imperator. Und wenn Theodoſius ſich mit den Gothen verſtändigte, ſo war Gratian dem inſofern vorausgegangen, als er dem Franken Merobaudes eine autoritative Stellung in dem Palaſt anvertraute. Merobaudes kann als der erſte Franke betrachtet werden, der zu einem hiſtoriſchen Namen gelangte. Jene Subſtitution Valentinians II., deren wir flüchtig gedachten, war vornehmlich ſein Werk. Auf ihm

1) In ſeiner Dankſagung für die Verleihung des Conſulats, das er 379 bekleidete, bezeichnet Auſonius den Kaiſer Gratian als Auguſtus und Pontifex (c. 15: Augustus sanctitate, pontifex religione); und in einer Inſchrift der Stadt Rom vom Jahre 370 (C. i. l. VI. nr. 1175) erſcheint Gratian mit ſeinem Vater und Oheim zugleich als Pontifex maximus. Die ſpaniſche Inſcription hingegen, in welcher Gratian zur Zeit ſeines dritten Conſulats, d. i. im Jahre 374 den Titel Pontifex maximus erhält (Orelli nr. 1118), wird im Corp. inscr. lat. Vol. II S. 44* nr. 452 nach dem Vorgange von Henzen für eine Fälſchung erklärt.

beruhte die Erhaltung der Dynastie. Aber dabei tritt doch auch wieder die Thatsache hervor, daß diese in Gallien selbst vielen Widerstand fand, wie schon in der Zeit Valentinians, so noch mehr nach dessen Abgang. Das Ansehen, das Merobaudes besaß, wirkte selbst auf die Stimmung der Legionen, die es als einen Eingriff in ihre Rechte betrachteten, wenn die Germanen in dem Dienste des Kaisers zu einer Stellung erhoben wurden, vor dem die ihre sich beugen mußte. Das Selbstgefühl der Legionen, die ja bisher noch immer über den Thron verfügt hatten, sträubte sich dagegen, was dann zuerst in der der unmittelbaren Einwirkung des Hofes am wenigsten zugänglichen Provinz, in Britannien, eine empörerische Bewegung veranlaßte. Die britannischen Legionen entschlossen sich, den vornehmsten ihrer Anführer, Magnus Maximus, zum Imperator zu ernennen. Maximus war mit dem Comes Theodosius bei der Niederwerfung der früheren Bewegungen in Britannien thätig gewesen; man erzählt wohl, er habe es nicht ertragen mögen, daß der jüngere Theodosius, sein Kamerad in jenen Feldzügen, zum Augustus erhoben wurde, während er in Britannien in einer untergeordneten Stellung verbleiben mußte[1]). Er selbst hat das immer geleugnet; von den Legionen sei er zur Annahme dieses Titels gleichsam gezwungen worden.

Von denselben Gefühlen, wie die britannischen Legionen, waren auch die Legionen am Rhein erfüllt; als Maximus im Jahre 383 herüberkam, traten sie allgemein auf seine Seite. Wohl setzte sich ihm Gratian entgegen, aber bei dem ersten Zusammentreffen brachen in seinem eigenen Lager Unbotmäßigkeiten aus. Die Truppen, auf welche Gratian rechnete,

1) Zosimus IV, c. 35.

gingen selbst zu dem stärkeren Gegner über [1]). Er war genöthigt, das Feld zu räumen, fand jedoch auch in den Städten keine Aufnahme. Eine solche, die ihm der Präses der lugdunensischen Provinz in Lugdunum gewährte, führte zu seiner Ermordung im August des Jahres 383 [2]). Merobaudes tödtete sich selbst, als er sich in dringender Lebensgefahr sah.

Mit diesem einen Schlage war die bisherige Regierung in Gallien vernichtet. Milder als bisher aber wurde sie nicht; Maximus fing an mit der Strenge, die hiezu erforderlich war, die Geldsummen einzutreiben, mit denen die zu ihm übergetretenen Legionen befriedigt werden konnten.

Auch die religiöse Irrung wurde durch den Thronwechsel nicht unmittelbar berührt. Maximus war Christ und selbst ein Anhänger des nicänischen Bekenntnisses. Seine Meinung ging dahin, die Stellung Gratians vollständig einzunehmen; dessen jüngerer Bruder Valentinian, der sich in Italien behauptete, sollte nach Trier kommen, um mit ihm eine friedliche Abkunft zu treffen. Diese hätte aber wohl keine andere sein können, als eine Unterordnung von Italien unter die Hoheit des Maximus, wozu dann die Prälaten der Kirche, die mit diesem Hause in die engste Verbindung auch in Bezug auf die Beschränkung der kaiserlichen Rechte getreten waren, die Hand nicht bieten wollten.

1) a suis destitutus ac proditus. Ambrosius, Enarr. in Psalm. LXI, S. 961 ed. Bened. (S. 1230 B. ed. Migne): suorum magis proditione quam hostium vi peremptus est. Rufinus Hist. eccles. II, c. 14.

2) 25. August (Anonymus Cuspiniani, bei Roncallius: Vetustiorum latinorum scriptorum chronica, II, N. VIII S. 103—131 und in der Edition von Mommsen in den Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Bd. I, S. 657 ff. Comes Marcellinus S. 268 Ronc.).

Sehr bedeutend ist die Haltung, welche der Bischof von Mailand, Ambrosius bei diesem Anlaß annahm. Er besonders widersetzte sich dem Begehren des Maximus und unternahm selbst eine Gesandtschaft nach Trier, um den Usurpator davon abzubringen. Dabei wurde er von vornherein nicht mit aller der Rücksicht empfangen, die er erwarten durfte. Maximus vermied ein eingehendes Gespräch mit ihm; er wollte die Gesandtschaft nur eben als eine offizielle betrachten. Auch dabei aber behauptete Ambrosius die ganze Würde eines Kirchenfürsten; er vermied seinerseits selbst die religiöse Gemeinschaft, die in der gemeinsamen Feier des Abendmahls lag [1]). Maximus scheint sich wenig darum gekümmert zu haben; er wandte sich vielmehr an Theodosius, in dem er noch immer den alten Kriegsgefährten sah. Er schickte an ihn nicht etwa eine Gesandtschaft in den damals gewohnten diplomatischen Formen, sondern einen Mann seines Vertrauens, der von Jugend auf mit ihm in Verbindung gestanden hatte, wahrscheinlich also auch Theodosius kannte, — einen älteren Kameraden von persönlichem Gewicht. Durch diesen ließ er dem Kaiser in Constantinopel die engste Bundesgenossenschaft gegen jeden, der das Reich anfeinden werde, anbieten; aber zugleich, wenn er seine Freundschaft ablehne, offenen Krieg ankündigen [2]). Und soviel Gewicht hatte diese gleichsam zweischneidige Erklärung, daß es zu einer Abkunft kam, in

1) Ambrosius berichtet über diese und seine zweite Gesandtschaft an Maximin ep. 24, S. 888 ed. Bened.

2) Nach Zosimus IV, c. 37, auf den wir hier allein angewiesen sind, war der Gesandte *πρεσβύτης τῶν ἐκ νεότητος αὐτῷ (Μαξίμῳ) προσεδρευσάντων. ἤτει ἡ πρεσβεία σπονδὰς καὶ ὁμόνοιαν καὶ ὁμαιχμίαν κατὰ παντὸς πολεμίου Ῥωμαίοις· ἢ ἀπειθοῦντι δυσμένειαν καὶ μάχην προήγγελλε.*

deren Folge Gallien, Spanien und Britannien an Maximus überlassen und dieser neben Theodosius und Valentinian als römischer Kaiser anerkannt wurde; die Bildsäulen der drei Kaiser sollten allenthalben aufgerichtet werden [1]).

Wie sehr sich Maximus in Allem den Begriffen der herrschenden Rechtgläubigkeit anschloß, beweist seine Behandlung der Priscillianisten, — Priscillianus verband manichäische Lehren mit strenger Asceſe — die von Gratian verschont, von Maximus dagegen zuerst auf einer Synode in Bordeaux im Jahre 384 verurtheilt, dann, da sie sich an den neuen Hof wandten, unter dem Einfluß einiger spanischen Priester einem gräßlichen Verfahren zum Opfer fielen.

Für die christliche Legende ist es immer ein charakteristisches gutes Zeugniß, daß sie den Heiligen, den sie hauptsächlich feiert, Martin von Tours, als Gegner dieser Gewaltsamkeiten auftreten läßt. Ueberhaupt bietet die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts ein eigenthümliches Schauspiel des christlich-römischen Lebens dar: die Verbindung der weltlichen Autorität in ihren abwechselnden Phasen mit der geistlichen; das Emporkommen einer lateinischen Theologie, welche zugleich Philosophie und Kirchenregiment ist; die Grundlegung einer Rechtgläubigkeit, welche die späteren Jahrhunderte beherrscht und eine ausschließende Autorität im ganzen Umfange des Reiches in Anspruch nimmt; eine Verbindung von Tiefsinn und Gewalt, neben denen alles Entgegenstehende zu Grunde geht; in der Mitte dieser Gährungen die Begründung einer geistlichen Hoheit des römischen Stuhles, bei der Entscheidung der kirchlichen

1) Das Abkommen ist wahrscheinlich im Jahre 385 zu Stande gekommen, vergl. Sievers, Studien zur Geschichte der römischen Kaiser S. 307.

Fragen durch Kaiser Theodosius die erste durchgreifende Rückwirkung der occidentalischen Tendenzen auf den Orient; ein legitimer Kaiser, welcher jugendlich rechtgläubig und doch tapfer das Kaiserthum von seinen heidnischen Traditionen losreißt, und ein anderer illegitimer, von versteckter, beinahe verrätherischer Natur, der doch auch der Rechtgläubigkeit anhängt; Ketzergerichte und Massenbestrafungen der Ungläubigen; zwischen ihnen ein Heidenbekehrer ersten Ranges, angesehen wie ein Prophet des alten Testaments, unbeugsam, aber den Gewaltsamkeiten, die man ausübt, abhold. Alles kam eben zusammen auf. Es erwuchs aus den geheimen Trieben des damaligen Lebens der Welt und culminirte in der Zerstörung des Heidenthums der Stadt Rom. Das Heidenthum der Hauptstadt und der Hellenismus waren in ihrem Wesen sehr verschieden von einander, aber sie gingen mit einander zu Grunde. Priscillian war gefallen, der Ermordete wurde als Märtyrer gefeiert. Eine eigenthümliche Gestalt ist der Bischof von Corduba, der die Priscillianisten zuerst angeklagt hat, dann zu ihnen übergegangen ist; er wurde in hohem Alter, dürftig und arm, exilirt[1]). Maximus war Herr und Meister in Gallien. Mit einem ansehnlichen Kriegsheer versehen, bedrohte er unaufhörlich Valentinian II., dem er selbst an kirchlichem Ansehen weit überlegen war, da Justina und Valentinian noch immer Ansprüche des Arianismus aufrechterhielten. Aber hierin widerstrebte ihnen Ambrosius. Doch ging er darum keineswegs zu Maximus über. Bei einem zweiten Besuch, den er in Gallien machte, in der Absicht, die sterblichen Ueberreste Gratians, die noch nicht gehörig beerdigt worden waren, zu feierlicher Bestattung nach Italien zu bringen, gerieth er mit

1) Ambrosius Epist. 25, § 12 S. 891.

Maximus in das bitterſte Zerwürfniß; er hielt feſt an ſeiner Treue gegen das Haus Valentinians. Maximus wurde dadurch noch mehr gereizt. Aus einem Schreiben deſſelben an Valentinian ſieht man, daß er die Vertheidigung des nicäniſchen Bekenntniſſes auf das Eifrigſte in ſeine Hand nahm. Er warnte den Mitgenoſſen im Reich, ſich nicht an der Wahrheit der Religion zu verſündigen; ſie ſei Gottes Werk, der ſie beſchützen werde. In demſelben Sinne ſchrieb er an den römiſchen Biſchof Siricius, von dem er vorausſetzen mußte, daß er ſich der Parteinahme für den Arianismus, deren ſich Juſtina und Valentinian ſchuldig machten, mit pontificalem Ernſte entgegenſetzen werde [1]). Gewiß konnte er auf die Beiſtimmung der Katholiken zählen, wenn er die Waffen gegen die Arianer ergriff; er hat immer behauptet, daß Theodoſius auf ſeiner Seite ſei. Und inſofern läßt ſich das nicht geradezu leugnen, als Theodoſius gegen die Glaubensabweichung Valentinians faſt dieſelben Gedanken und zwar in denſelben Wendungen äußerte wie Maximus. Wenn die religiöſe Differenz vorwaltete, ſo durfte Maximus hoffen, Valentinian zu vertreiben und ſich des zweiten Reichstheiles ebenſo zu bemeiſtern, wie des erſten. Als er im Herbſt des Jahres 387 in Italien eindrang, wurde ihm kein nennenswerther Widerſtand geleiſtet. Im September finden wir Valentinian noch in Mailand [2]). Aber ſeines Bleibens war daſelbſt nicht; er wendete ſich, wie allgemein angegeben wird, nach Theſſalonike und ſuchte von da aus die Hülfe des Theodoſius nach [3]).

1) Baronius, Annales ecclesiastici Bd. V zum Jahre 387. XXXIII ff. und LXV.

2) Nach der Datirung des Geſetzes im Cod. Theodos. IV, 28, 8 war Valentinian am 8. September 387 noch in Mailand.

3) Sozomenos V c. 13 fin. Sokrates V c. 12. Zoſimus IV c. 43.

Nicht durch Trägheit und Schwelgerei, wie man wohl behauptet hat, wurde Theodosius gehindert, dem verjagten Reichsgenossen sofort beizustehen. Das wahre Hinderniß lag in der Religion. Valentinian wurde, soviel wir erfahren, durch förmlichen Unterricht von den Anwandlungen des Arianismus losgerissen und, sobald er nur wieder katholisch war, traten in Theodosius Erwägungen ein, die ihn zum Kriege vermochten [1]). Er selbst gehörte insofern der valentinianeischen Succession an, als er das Imperium von Gratian empfangen hatte. Seitdem aber war er mit dem Bruder desselben dadurch in die engste Verbindung getreten, daß er sich mit seiner Schwester Galla vermählt hatte.

Nach einer freilich nicht sehr gut verbürgten Nachricht, die wir aber nicht verwerfen dürfen, ist diese Verbindung eben damals geschlossen worden [2]); genug, das Haus der Gratiane war sein eigenes; er durfte es nicht zu Grunde richten lassen. Und unmöglich konnte er es auf die Errettung der Gebiete Valentinians allein absehen; der Gedanke mußte dahin gehen, der Gewaltherrschaft des Maximus überhaupt ein Ende zu machen. Wenn es wahr ist, daß Maximus das Selbstgefühl der römischen Legionen gegen die Aufnahme der Barbaren in das Heer aufgerufen und sich dadurch den Weg zum Imperium gebahnt hatte, so stellte sich ihm Theodosius insofern geradezu entgegen, daß er mit den Gothen in der engsten Verbindung war und blieb. Wie erstaunten die Provinzialen, als der Imperator mit einem Heere heranzog, das aus Gothen bestand, die den römischen Dienst gelernt hatten und regel-

1) Theodoret Hist. eccles. V, c. 15: τῇ ψυχῇ τὴν θεραπείαν προσήνεγκε.

2) Zosimus IV, c. 44.

mäßig vollzogen [1]). Sie wurden dadurch der Nothwendigkeit überhoben, ſelbſt zu den Waffen zu greifen, ohne daß ſie jedoch von dem Heere des Imperators Etwas zu fürchten gehabt hätten. Nicht allein die Föderaten hatte Theodoſius bei ſich, ſondern auch viele, die als Kriegsgefangene oder freiwillig in ſeine Dienſte getreten waren. Schon nahm er eine überlegene Stellung ein. Er hatte zwar nicht, wie er beabſichtigte, ein Bündniß mit den Perſern zu Stande gebracht, aber doch einen Frieden mit ihnen geſchloſſen, auf den er ſich verlaſſen konnte. Nach dieſer Seite hin hatte er die Hände frei. Einige Fahrzeuge ſtanden ihm zu Gebote, auf denen Valentinian und die Flüchtlinge, die denſelben begleiteten, nach Italien zurückkehren konnten. Von großem Werthe war es, daß er Franken und Sachſen auf ſeiner Seite hatte. Sie ſahen in Maximus, wenngleich er ſich ihnen annäherte, doch einen natürlichen Feind. Sowie er die Grenzen von einem Theil der Truppen entblößte, kamen ſie über den Rhein. Die Römer des Maximus gingen hinüber, um ſich zu rächen; hiebei aber geriethen ſie in Verlegenheiten, die an die Varusſchlacht erinnern; ſie erlitten eine Niederlage [2]).

Maximus ſuchte nun die Poſitionen in Illyrikum zu behaupten, wohin er ſeit der Flucht Valentinians vorgedrungen war. Aber eben hiebei erreichte ihn Theodoſius mit überlegenen Streitkräften [3]).

---

1) Pacatus paneg. XII c. 32, 4 ff.

2) Bei Gregor von Tours Hist. eccles. Franc. II c. 9 iſt hierüber der ausführliche Bericht eines gleichzeitigen Autors, des Alexander Sulpicius erhalten.

3) Theodoſius befand ſich nach der Datirung eines Geſetzes (Cod. Theod. XII, 1, 119) am 21. Juni 388 zu Stupi in Dardania. Die Kämpfe mit Maximus fallen demnach in den Sommer dieſes Jahres.

Bei Siscia auf einer Inſel, die von den Flüſſen Sau, Kulpa und Odra gebildet wird, wurde Maximus von der germaniſch-römiſchen Reiterei, die ſich in den Fluß warf und ihn ungehindert durchſchwamm, überraſcht und geſchlagen. In einer zweiten Feldſchlacht fand Theodoſius hartnäckigeren Widerſtand. Die Gegner erwieſen ſich ſehr tapfer, wurden aber endlich überwunden und in der Verwirrung der Flucht niedergemetzelt. Schon früher war Theodoſius im Lichte einer legalen Superiorität erſchienen: er rückte heran, weniger um Maximus zu ſchlagen, als ihn zu beſtrafen. Als er nun durch ein paar glückliche Waffenthaten das Uebergewicht in den Grenzprovinzen erlangt hatte, ward er in den römiſchen Colonien z. B. jenem Aemona, dem Hauptplatz auf der Straße von Aquileja nach Celeja, mit Freuden als Erretter aufgenommen. Die Anhänger des Maximus gingen zu ihm über; die Heerführer ſeiner Truppen traten in Verbindung mit Theodoſius. So konnte es geſchehen, daß Maximus in Aquileja ſelbſt, indem er noch im Purpur prangte und ſeine Befehle gab, überraſcht, der Inſignien der Autorität beraubt und vor Theodoſius geführt wurde. Der ſcheint ein Mitgefühl für den alten Kameraden, der ſein Reichsgenoſſe geweſen war und jetzt gefeſſelt vor ihn gebracht wurde, empfunden zu haben. Aber was der Kaiſer vermied, vollzog die Truppe, die dem Uſurpator alles Unglück der letzten Jahre zur Laſt legte. Im Juli oder Auguſt 588 wurde er hingerichtet[1]). Nicht die Orthodoxie — denn auch Maximus war orthodox — behielt den Sieg, ſondern die Verbindung der Orthodoxie mit der Legalität.

1) Nach den Fast. Idat. am 28. Juli, nach dem Anon. Cuspin. und Sokrates V c. 14 am 28. Auguſt.

Der beste der Kriegsgehülfen und Befehlshaber des Maximus, Andragathius, damals in einer maritimen Unternehmung begriffen, stürzte sich bei der Nachricht von dem Tode desselben in die See [1]). Dem Leben des Sohnes des Maximus wurde durch den Angriff eines Franken, des Namens Arbogast, ein Ende gemacht [2]).

Theodosius rettete den Valentinian nicht allein, sondern er entschloß sich, ihm die westlichen Provinzen wiederum zu überlassen; er begnügte sich mit dem ihm einst zugestandenen dritten Theile des Reiches; aber er war durch seine Handlungen Herr und Meister der Situation geworden; er war der große Mann der Epoche.

Der Arianismus konnte als vollkommen niedergekämpft betrachtet werden; nun setzte sich dem Kaiser eine andere Feindseligkeit entgegen, die noch tiefer in der allgemeinen Verflechtung der Dinge begründet war: in dem Verhältniß des Heidenthums zum Christenthum. Unmittelbar nach dem Tode Jovians waren die Opfer bei Nachtzeit wieder verboten worden [3]); bei Tage duldete man sie. Von Valens bemerkt Libanius, daß er die Tempel geschont und selbst geschützt hätte. Und ein solches Verhältniß bestand auch unter Theodosius, von dem Themistius rühmt: er habe Philosophie und

1) Die Erzählung kommt nicht nur bei Zosimus (IV c. 47) und Marcellinus Comes, sondern auch bei Orosius VII c. 35 und Sokrates V c. 14 vor; eine Andeutung davon findet sich auch bei Claudian in cons. IV. Honorii v. 92: sponte carina decidit in fluctus.

2) Magnus Maximus und sein Sohn Flavius Victor erscheinen auf Inschriften (C. i. l. II nr. 4911. V nr. 8056. X nr. 6968) und Münzen als Augusti; die Legende Concordia AUGGG. deutet auf die zwischen Maximus, Theodosius und Valentinian getroffene Abkunft hin.

3) Gesetz vom 9. September 364. Cod. Theod. IX, 16, 7.

Religion in eine gewisse Verbindung gebracht, indem er ihn selber zum Präfecten von Constantinopel ernannte [1]).

Die Verbote der Kaiser richteten sich hauptsächlich gegen die Haruspicien, welche ihnen auch darum verhaßt waren, weil man die Zukunft des Reiches durch dieselben zu erforschen pflegte.

Man darf sich jedoch den religiösen Gegensatz, der obwaltete, nicht als einen Alles beherrschenden denken. Die heidnischen Tempel waren offen; der Weihrauch brannte auf den Altären; lärmende Feste wurden gefeiert: es fehlte nicht an bacchanalischen Excessen [2]). Nur darauf hatte die Regierung Bedacht zu nehmen, daß kein Zusammenstoß zwischen der heidnischen und der christlichen Bevölkerung erfolgte. Die heidnischen Tempel wurden von Truppenkörpern bewacht; man sorgte dafür, daß unter diesen nicht selbst Christen verwandt wurden. Aber in Rom, welches noch immer der Mittelpunkt des alten Götterglaubens war, hatten die religiösen Gebräuche mehr zu bedeuten, da die Idee des Reiches selbst davon berührt wurde. Wir müssen dem religiösen Gegensatz, der da hervortrat, ein Wort widmen.

Noch bestanden einige Heiligthümer, welche die altherkömmliche Verehrung der Population und des Senats genossen. Es gab einen Altar der Victoria, bei welchem den Kaisern der Eid der Treue von den Senatoren geleistet wurde [3]).

---

1) Im Jahre 384 u. Ä.

2) Epiphanius, der im Jahre 374 sein Buch κατὰ αἱρέσεων schrieb (I. t. 2 c. 2), giebt in demselben (III. t. 2 p. 1092 ff., p. 860 B. ff. Migne) eine Uebersicht der damals noch bestehenden polytheistischen Kulte.

3) Augustus hatte in der von ihm erbauten Curia Julia, welche der gewöhnliche Versammlungsort des Senats war, einen Altar der Victoria mit der aus Tarent stammenden Statue der Göttin aufgestellt (Sueton Octav. 100.

Dieſen Altar hatte, ſoviel wir wiſſen, zuerſt Conſtans wegſchaffen laſſen; Conſtantius hatte ihn nicht wiederhergeſtellt[1]). In allen Anderem war, wie wir ſahen, Conſtantius ſehr gemäßigt aufgetreten. Symmachus ſelbſt ſtellt ſein Verfahren ſpäteren Kaiſern als nachahmungswürdig und muſterhaft dar. Zufrieden aber war man mit der Lage der Dinge, die ſich nun herausſtellte, weder auf der einen noch auf der anderen Seite. Die Römer forderten die Herſtellung nicht allein des Zuſtandes unter Conſtantius, ſondern auch die Beſeitigung der Eingriffe des Conſtans. Die Kaiſer dagegen nahmen Anſtand, der Religion, von der ſie abgewichen waren, wieder einen Schritt näher zu treten[2]). Man kann nicht verkennen, daß die Anſprüche und Gegenſätze tief in der Sache ſelbſt lagen. Die Kaiſer, zu deren Seite ſich jetzt der römiſche Biſchof zu einer allumfaſſenden Autorität zu erheben anfing, die der Einheit des Imperiums entſprach, ſollten doch zugleich den Dienſt der alten Götter unterſtützen. Man iſt begierig zu hören, wie die Römer ihr Verlangen auch jetzt noch befürworteten. In einem Schreiben des damaligen Präfecten von Rom, Symmachus an Valentinian II. werden dafür folgende Motive angeführt[3]). Vor Allem: man dürfe die Göttin des

Dio Caſſius LI c. 22). Er hatte zugleich angeordnet: ut priusquam consideret quisque thure ac mero supplicaret apud aram ejus dei, in cujus templo coiretur (Sueton Octav. c. 35).

1) An der Stelle in dem Schreiben des Symmachus (ep. LXV, c. 5 und c. 7) iſt die Lesart zweifelhaft. Aus dem Zuſammenhang der Darſtellung ſcheint zu folgen, daß Conſtans zuerſt den Altar aus der Curie hatte entfernen laſſen, daß derſelbe von Magnentius wiederhergeſtellt, nach deſſen Beſiegung aber von Conſtantius aufs Neue weggeſchafft worden war.

2) Unter Julian war der Altar der Victoria wiederhergeſtellt, aber auf Anordnung Gratians ſpäter beſeitigt worden (Ambroſius ep. 17 c. 10 S. 826), vgl. Heyne Opusc. acad. VI, S. 11.

3) Symmachus war 384/5 Stadtpräfect.

Sieges nicht vernachläſſigen: denn durch die Siege ſei Rom zu ſeiner Größe gebracht. Was er ſagt, ſchwankt zwiſchen eigentlicher Anbetung und Symboliſirung der Victoria; aber er bleibt dabei, daß die Götter Rom in den ſchwerſten Gefahren, namentlich den Angriffen der Gallier und Hannibals gerettet und es dann fortwährend unterſtützt haben. Und an dem einmal Herkömmlichen dürfe man nicht rütteln. Die Erinnerung an die unter beſtimmten Formen geleiſteten Eidſchwüre hindere den Bruch derſelben.

Ueberhaupt aber: der Götterdienſt ſei eigentlich der Genius der Stadt Rom. Wie der einzelne Menſch, ſo habe auch jede Corporation ihren Genius, den man ihr laſſen ſolle[1]). Alle dieſe Gründe hat er dann in jenem Schreiben an Valentinian II. entwickelt und einen Bericht darüber an deſſen Hof, der ſich damals zu Mailand befand, eingeſandt. Hier nahmen die beiden großen Feldoberſten und der Biſchof Ambroſius an der Verhandlung Theil. Ambroſius war gegen jedes Zugeſtändniß. Er behauptete, der Kaiſer werde nicht eigentlich aufgefordert, etwas zurückzugeben: denn die Wegnahme ſei durch Andere geſchehen, ſondern ein Geſchenk aus eigenen Mitteln zu machen. Das widerſtrebe aber den chriſtlichen Principien. Er werde ſich die geſammte Prieſterſchaft entfremden; wenn er dann in die Kirche gehe, werde er ſie leer finden oder man werde ihm widerſtreben[2]).

---

1) varios custodes urbibus et cultus mens divina distribuit. Ut animae nascentibus, ita populis fatales genii dividuntur (c. 8).

2) licebit tibi ad ecclesiam convenire; sed illic non invenies sacerdotem aut invenies resistentem. Ambroſius, ep. XVII, c. 12; in der Ausgabe der epistolae des Symmachus von Juret S. 321. Dieſes Schreiben iſt abgefaßt, bevor Ambroſius die Relation des Symmachus erhalten hatte.

Die beiden militärischen Befehlshaber sagten nichts dagegen; Valentinian II. sprach aus: was die christliche Religion fordere, das solle geschehen. — Auch dies ist ein Moment von historischer Wichtigkeit; sollte der Imperator seine Eigenschaft als Christ von seiner Pflicht als Regent scheiden? sollte er eine Religion des Imperiums anerkennen, die von der seinen verschieden war? Man begreift, daß er davor zurückscheute. Aber dieser Schritt selbst enthielt erst eine völlige Christianisirung des Imperiums, welchem alle Dienste, die an die römische Vergangenheit anknüpften, zuwiderliefen. Valentinian, der diese Erklärung noch vor seinem Kampfe mit Maximus gegeben hatte, hielt daran fest, als er nach dessen Sturz nun wieder zur Ausübung seiner Autorität gelangte.

Ambrosius rühmt die Haltung des jungen Fürsten. Er will nicht zugeben, daß Valentinian die circensischen Spiele, wie man sagt, geliebt habe; er habe sie vielmehr zu feiern unterlassen, ebenso die Vergnügungen der Jagd. Er habe die Eigenschaften der Jugend mit den Rathschlägen des Alters vereinigt [1]). Bald aber erhob sich auch gegen ihn eine Empörung, deren Motive, fabelhaft überliefert, historisch unerklärlich bleiben, wenn man nicht den Bericht des Ambrosius auch hier wieder zu Rathe zieht [2]). Diesem zufolge hat die erwähnte Differenz mit dem römischen Heidenthum dabei entscheidend eingegriffen. Eine aus Rom anlangende Gesandtschaft

---

Die Beantwortung derselben enthält ep. XVIII. Beide Schreiben des Ambrosius, die er selbst und Symmachus als libelli bezeichnen, wurden im Consistorium verlesen (Ambrosius ep. LVII c. 3 S. 1010 fin.).

1) annorum immaturitas et consiliorum senectus. Ambrosius consolatio de obitu Valentiniani c. 3, S. 1174 ed. Ben.

2) Ambrosius berichtet über diese Ereignisse in der eben angeführten Rede c. 19 ff.

verlangte nochmals von Valentinian die Herſtellung des altgewohnten Götterdienſtes in der Hauptſtadt [1]). Die Mitglieder des geheimen Rathes, des Conſiſtoriums waren ſämmtlich für die Erfüllung dieſer Bitte, wahrſcheinlich doch deshalb, weil der Ungehorſam der alten Capitale für den Beſitz von Italien gefährlich geworden wäre. Aber Valentinian blieb unerſchütterlich; er beharrte bei den ſchon früher gefaßten Beſchlüſſen. Er antwortete: er könne unmöglich wiederherſtellen, was ſein frommer Bruder aufgehoben habe. Jedoch auch die Mitglieder des Conſiſtoriums blieben bei ihrer Meinung. Zwiſchen dem vornehmſten deſſelben, dem Franken Arbogaſt, bei dem der Reſpect vor dem Kaiſer nicht ſoviel wog, wie die politiſche Opportunität, und dem Imperator trat eine Entzweiung ein, zu deren Abſtellung Ambroſius nach Gallien herbeibeſchieden wurde. Er ſollte bei Arbogaſt für die Treue Valentinians, d. h. doch, daß dieſer das Recht des Imperators nicht gegen ihn geltend machen würde, bürgen. Valentinian wollte ſich überhaupt den Einreden nicht fügen, welche die Truppenführer gegen ihn erhoben; er wollte Kaiſer ſein. Ehe nun Ambroſius anlangen konnte, brach in Gallien der offene Aufruhr aus. Ein Imperator wurde aufgeworfen, der Sympathien für das Heidenthum hatte und ſich auf daſſelbe ſtützte: ein Beamter, der die Cultur

1) miserat propter recuperanda templorum jura, sacerdotiorum profana privilegia, cultus sacrorum suorum Roma legatos; et quod est gravius, senatus nomine nitebantur. Der Zuſammenhang zwiſchen der Weigerung, dieſer Forderung nachzugeben, und der Kataſtrophe Valentinians tritt beſonders an folgender Stelle hervor: ante diem mortis privilegia templorum denegavit, his urgentibus, quos revereri posset. Adstabat virorum caterva gentilium, supplicabat senatus, non metuebat hominibus displicere, ut tibi soli placeret, Domine.

der Schule in ſich trug, Eugenius, welchen die Ideale und die Herrlichkeit der altrömiſchen Welt noch einmal begeiſterten.

Man kann nicht daran zweifeln, daß Arbogaſt dieſe Umwälzung ins Werk geſetzt hat, wahrſcheinlich doch, weil er von einer ihm widerwärtigen Beſchlußnahme des Kaiſers nicht abhängen wollte und einen Imperator wie Eugenius, beherrſchen zu können meinte. Es war ein Verſuch, die effective Gewalt im Reiche in die Hände eines Heerführers von germaniſchem Urſprung zu bringen. Wir werden verſichert, Arbogaſt habe einen großen Theil der römiſchen Truppen und Schaaren von Franken, die er durch ſeine Verwandtſchaft um ſich verſammelte, für ſich gehabt. Schon lange im römiſchen Dienſt, war er doch kein Chriſt; er verließ ſich auf die Hülfe der Gottheiten, die er verehrte[1]). Die Abſicht war nicht allein auf Gallien, ſondern auch auf Italien gerichtet. Und indem nun Valentinian Gallien aufgab und ſich nach Italien wendete, wurde er in Vienne von Arbogaſt überraſcht und getödtet[2]). Die Alpenpäſſe konnten dann nicht vertheidigt werden. Eugenius und Arbogaſt rückten in Italien vor[3]).

Jene dem Heidenthum zuneigende Bewegung hatte ihr eigentliches Centrum, wie es ſcheint, in Rom ſelbſt, wo eine Anzahl vornehmer Familien, wie die Prätextati und Symmachi

1) Oroſius VII, c. 35: nixus praecipuo cultu idolorum.

2) Am 15. Mai 392 nach Epiphanius περὶ μέτρων καὶ σταθμῶν c. 20; er bemerkt ausdrücklich, daß Valentinian an dem Sonnabend vor dem Pfingſttage, der in dieſem Jahre auf den 16. Mai fiel, ermordet worden ſei. Dieſem beſtimmten Zeugniß gegenüber kommen die ſelbſt in Beziehung auf das Jahr abweichenden Angaben Anderer nicht in Betracht.

3) Eine in Campanien gefundene Inſchrift (Mommſen, Insc. regni Neapol. nr. 7233) zeigt, daß dieſe Landſchaft im Oktober 392 unter der Herrſchaft des Eugenius ſtand. In dem nächſten Jahr — 393 — erſcheint Eugenius in den Inſchriften von Rom als Conſul zugleich mit Theodoſius (Roſſi, Inscriptiones christianae urbis Romae I S. 179).

noch an der Idee der untrennbaren Verbindung der römischen Oberherrschaft und des alten Götterglaubens festhielt [1]). An deren Spitze erscheint Nicomachus Flavianus, ein Mann, in dem sich die Wissenschaft des Alterthums noch einmal mit der Vorliebe für die Augurien, welche der Gründung der Stadt gleichsam vorangegangen und aufs mannigfaltigste mit ihrer Geschichte verwebt waren, durchdrang. Er war unter den letzten Kaisern zu den höchsten Würden aufgestiegen, wie er denn eben damals die Prätorialpräfectur von Italien und Illyrikum inne hatte [2]). Das hinderte ihn aber nicht, sondern veranlaßte ihn vielmehr sein persönliches Ansehen für Eugenius und Arbogast einzusetzen. Eugenius überließ die eingezogenen Einkünfte der Tempel eben ihm und seinen Glaubensgenossen [3]). Durch den Ausfall seiner Augurien hielt Flavianus sich für

1) Nach Zosimus IV c. 54 war Eugenius dem Arbogast durch Richomer bekannt geworden; dieser Richomer aber war dem Symmachus persönlich befreundet. In der Sammlung der Briefe des Symmachus finden sich sechzehn an Richomer gerichtete (l. III ep. 54—69 vgl. Juret in seiner Ausgabe des Symmachus S. 103), so daß sich eine unmittelbare Verbindung zwischen Eugenius und den römischen Familien herausstellt. Der Ursprung dieser ganzen Combination wird in Rom zu suchen sein.

2) Virius Nicomachus Flavianus war im Jahre 390 zu dieser Würde gelangt; auf Inschriften wird er als praefectus praet. Italici, Illyrici et Africae bezeichnet.

3) Paulinus v. Ambrosii c. 26: Eugenius petentibus Flaviano tunc praefecto et Arbogaste comite aram victoriae et sumptus caerimoniarum oblitus fidei suae concessit. Aus einem erst 1867 bekannt gewordenen Gedicht, welches den Scharfsinn französischer, deutscher und italienischer Gelehrten beschäftigt hat — Delisle, Morel, Haupt, Mommsen, Rossi — wird Flavian als Anhänger etruskischen Aberglaubens (v. 50 Etruscis semper amicus), Anbeter des Mithras (v. 47), des Serapis, Verfolger der Christen (v. 54: contra deum verum frustra bellare paratus, c. 78: christicolas multos voluit sic perdere demens) bezeichnet. Aus dem Gedicht (v. III ff.) ersehen wir, daß damals noch einmal die Megalesien, das Fest der Magna Mater, in altherkömmlicher Weise gefeiert worden sind.

berechtigt, dem Unternehmen des Eugenius den besten Erfolg vorauszuverkündigen [1]). Er selbst sammelte unter dem Zeichen des Hercules eine bewaffnete Schaar in Rom.

Daß es dabei auf eine Zerstörung des Christenthums abgesehen gewesen sei, läßt sich bei der Machtfülle, die dieses besaß, kaum denken. Die unmittelbare Streitfrage betraf vielmehr die Verschmelzung der Idee des Imperiums mit dem Christenthum. Diese aber lief der Fortsetzung der religiösen Spenden im Namen der höchsten Gewalt an die alten Heiligthümer entgegen. Flavianus trat als der Vorfechter der angesehenen Senatoren auf, welche dieselbe forderten. Und wie wir sahen, war darüber Arbogast mit Valentinian selbst zerfallen. Eugenius war nicht gesonnen gegen das Christenthum an sich aufzutreten, zu dem er sich bekannte. Er hoffte die Oberhäupter der Kirche für sich zu gewinnen. Aber vor Allem bei dem strengen Ambrosius, der in dieser Sache bereits Partei ergriffen hatte, mißlang ihm dies.

Wir besitzen ein Schreiben des Ambrosius, in welchem Eugenius mit ähnlichen Gründen, wie einst Valentinian bestürmt wird, jede Concession an das Heidenthum von sich zu weisen [2]). Wenn Eugenius das persönliche Bekenntniß mit der Religion des Imperiums vereinigen zu können meinte, so erinnerte ihn Ambrosius, daß Gott in das Innere des Herzens blicke; er dürfe nicht glauben, Gott zu täuschen. Bei dieser präcisen Fassung des eigentlichen Streitpunktes liegt am Tage, daß derselbe zugleich die Entscheidung über die vollkommene Oberherrschaft des Christenthums im römischen Reiche in sich begriff. Jede Abweichung von den einmal gefaßten Be-

1) Rufinus Hist. eccl. II c. 33. Sokrates VII c. 22.
2) ep. LVII, S. 1010 ed. Bened. (S. 1175 ed. Migne).

ſchlüſſen mußte den altrömiſchen Götterdienſt wieder beleben. Alles hing abermals davon ab, wie ſich der Kaiſer des Oſtens dazu ſtellen würde. Theodoſius hatte noch keinen radicaleren und tiefer greifenden Gegenſatz erfahren, als dieſen, in welchem ſich der Senat und der in Gallien aufgeworfene Imperator vereinigten: das Heidenthum und die Waffen. Eine Zeitlang hielt er nach ſeiner Gewohnheit an ſich, bis ſeine Streitkräfte, die aus Gothen, vornehmlich Foederaten, auf der einen, und aus Chriſtgläubigen auf der anderen Seite beſtanden, geſammelt waren. Doch wird man nicht Alles wiederholen dürfen, was die Legende erzählt[1]). Die Entſcheidung erfolgte, wie ſo oft, an den Uebergängen von Illyrikum nach Italien, an einem Nebenflüßchen des Iſonzo, am Frigidus[2]), nicht etwa durch unmittelbare göttliche Hülfe, ſondern, wie wir aus einem gläubigen Kirchenſchriftſteller ſelbſt erfahren, durch ſehr weltliche Mittel.

Einige mit Eugenius verbündete Schaaren hatten ſich auf Gebirgshöhen aufgeſtellt, von denen aus ſie den Truppen des Theodoſius, der ſchon die Päſſe paſſirt hatte, in den Rücken zu fallen drohten. Aber der Ausgang mochte ihnen nicht unbedenklich erſcheinen; ſie zogen es vor, dem anerkannten Kaiſer ihren Beiſtand anzubieten, wenn er ihnen militäriſche Stellungen in ſeinem Heere, wie ſie wünſchten, bewillige. Theodoſius trug kein Bedenken, darauf einzugehen: er ließ ſich, da keine anderen Schreibmaterialien vorhanden waren,

---

1) Die legendariſche Erzählung findet ſich ſchon bei Ambroſius in der enarr. zu Pſalm XXXVI, § 3 ff., S. 789 ed. Ben. (vergl. de obitu Theodosii c. 7) und ohne das chriſtliche Element der Ueberlieferung bei Claudian (de tertio consulatu Honorii v. 93 ff.), auf welchen ſich Auguſtin de civit. Dei V c. 26 bezieht.

2) In faſt gleicher Entfernung von Aquileja und Ämona.

ein Täfelchen reichen, auf welches er ſeine Verſprechungen eigenhändig niederſchrieb [1]). Ohne Zweifel hat nun dieſer Zwiſchenfall die Schlacht entſchieden. Theodoſius war in der größten Gefahr; ſeine Foederaten waren bereits beſiegt, aber nunmehr erlangte ſein Heer die Oberhand über die Truppen des Eugenius, die mit der Verfolgung jener beſchäftigt waren. Eugenius hatte in Kurzem zu triumphiren gemeint; jetzt wurde er gefangen vor Theodoſius geführt, den er vergebens um Gnade anflehte [2]). Hätte dieſer der Bitte Gehör gegeben, ſo würden doch die Truppen damit nicht einverſtanden geweſen ſein. Eugenius wurde von einem Soldaten enthauptet. Seine Anhänger wurden aufgefordert, ſich nach dem Tode des Tyrannen um den wahren Kaiſer zu ſchaaren. Theodoſius hatte einen vollkommenen Sieg errungen, der zugleich der Sieg des Chriſtenthums in Bezug auf das Verhältniß zum Imperium war. Auch in Rom mußte das nun zur Entſcheidung führen. Unmittelbar nach ſeinem Siege hat ſich Theodoſius dahin begeben. In einer uns aufbehaltenen Inſchrift werden ihm Worte des Bedauerns und der Ehrerbietung über den Tod des Flavianus, der in dieſem Kampf umgekommen war, zugeſchrieben [3]). Wir werden verſichert, Theodoſius habe den Senat aufgefordert, zum Chriſtenthum überzutreten; und auf deſſen Weigerung die Unter-

1) Sozomenos, Hist. eccl. VII, c. 24 (S. 1491 B. Migne).

2) Die Schlacht fand am 6. September 394 ſtatt (Anon. Cuspin. Sokrates V, 28).

3) eum . . vivere nobis servarique vobis, quae verba ejus apud vos fuisse plerique meministis, optavit (C. i. l. VI, nr. 1783 S. 400 ff.). Die Behauptung, daß dieſe Aeußerung vielleicht ſchriftlich mitgetheilt worden ſei, iſt unannehmbar. Ausführliche Nachrichten über des Theodoſius Anweſenheit in Rom hat Zoſimus (IV c. 59).

haltung der Ceremonien auf öffentliche Koſten abgelehnt. Es läßt ſich nicht bezweifeln, daß bei dieſem Aufenthalt die obſchwebenden Fragen definitiv entſchieden wurden. Sehr verſtändlich iſt es, wenn, wie erzählt wird, Theodoſius ſagte: der Aufwand für den Götterdienſt und die Opfer ſei zu groß; er bedürfe des Geldes für ſeine Truppen.

Das iſt der Moment, in welchem das Imperium ſich definitiv von den alten religiöſen Ideen, auf denen das Reich beruhte, losriß und den chriſtlichen die Oberherrſchaft verſchaffte.

Theodoſius ging dann nach Mailand zurück, wo der durch den Tod Valentinians zerſtörte Hofhalt wiederhergeſtellt werden mußte. Hier iſt nun ein Ereigniß eingetreten, in dem ſich die andere Seite der großen kirchlichen Bewegung kundgab [1]). Die religiöſe Gewalt, welche der Kaiſer zu einer allgemeinen Anerkennung erhob, war doch weit entfernt, ſich ihm vollkommen zu unterwerfen. Kaiſerthum und Kirche ſtanden in der engſten Verbindung. Nie war das mehr der Fall geweſen, als eben damals. Aber identiſch ſind die beiden Autoritäten mit Nichten. Ihre Grundprincipien waren von ſehr verſchiedener Natur. Wenn nun ein Widerſpruch zwiſchen denſelben zu Tage kam: welche ſollte alsdann der andern weichen, wie ſollte ihre Vereinigung möglich bleiben. Inſofern war die Verwickelung, die zu der berühmten Büßung des Kaiſers in der Kirche zu Mailand führte, von hoher hiſtoriſcher Bedeutung. Der Vorfall aber war folgender. In der Stadt Theſſalonike hatte ein kaiſerlicher Befehlshaber, der einen germaniſchen Namen trägt, bei

1) Mit Wahrſcheinlichkeit ſetzt man die Kirchenbuße des Theodoſius in das Jahr 390.

einem Anlaß, bei welchem das Recht auf seiner Seite stand — er wollte nur das einem seiner jungen Sklaven angethane scheußliche Unrecht bestrafen; der Verbrecher aber war ein Wagenlenker, den die Bürger bei den bevorstehenden circensischen Spielen nicht entbehren wollten — das Leben eingebüßt. Hierauf wurde eine Züchtigung über die Stadt verhängt, die Schuldige und Unschuldige traf und ein Blutbad genannt zu werden verdiente. Der Begriff eines christlichen Imperators kam dabei in ein großes Gedränge. Denn an sich konnte der Imperator wohl kraft der Fülle seiner unbeschränkten Macht die unverantwortliche Empörung durch maßlose Hinrichtungen rächen; aber als Christ durfte er so weit nicht gehen. Die damals versammelten Bischöfe wurden darüber unruhig; Ambrosius, als ein Mitglied des kaiserlichen Consistoriums, gerieth selbst in Verdacht, dabei mitgewirkt oder dazu absichtlich still geschwiegen zu haben. In der That hatte er aber Nichts davon erfahren; es war alles das Werk der kaiserlichen Umgebung. Sie hatte Sorge getragen, daß Ambrosius den Kaiser allein nicht sprechen konnte. In der allgemeinen Bewegung, die darüber erfolgte, erhob nun Ambrosius einen Weheruf über denselben, der durch sein Handeln aus der Communion der Kirche getreten sei [1]). So trat die eben berührte Frage in volle Evidenz. Sollte der Kaiser auf seinem Recht bestehen, aber dabei die Gemeinschaft der Kirche aufgeben? Der sieggekrönte Kaiser zog es vor, sich der Kirchenbuße zu unter-

1) Ambrosius schreibt an den Kaiser (ep. 51 S. 997 ed. Bened. c. 17): tollas hoc peccatum de tuo regno. tolles autem humiliando Deo animam tuam. Homo es et tibi venit tentatio; peccatum non tollitur nisi lacrimis et poenitentia (c. 11). offerre non audeo sacrificium, si volueris adsistere (c. 17).

werfen [1]). Ambrosius bezeichnet es als eine Eigenschaft desselben, daß er leicht in heftige Aufwallung gerathe, aber auch durch gute Worte unschwer sich besänftigen lasse [2]). In dem Augenblick der Aufwallung war jener Befehl ergangen; nachdem eine ruhigere Stimmung eingetreten war, bereute er denselben.

Die Macht des Imperators unterwarf sich der Idee des Christenthums, d. h. die kaiserliche Allgewalt wurde durch den christlichen Glauben beschränkt.

Ein großes Leben von unverlöschlichen Ergebnissen. Theodosius hatte das Reich in Grund und Boden erschüttert gefunden. Er ist als der Mann zu bezeichnen, der in den Konflikten der Zeit dasselbe aufrecht erhielt und es lebenskräftig machte. Das germanische Element, welches allenthalben vordrang, hat er nicht eigentlich besiegt, aber pacificirt; er hat es sogar gegen seine Feinde im Osten und Westen ins Feld geführt.

Nicht minder verderblich ließen sich die inneren Entzweiungen an; Theodosius wußte ihnen zu begegnen. Er hat den Arianismus überwältigt, das Heidenthum völlig ausgestoßen [3]). Dann hat er das katholische Bekenntniß befestigt.

---

1) Ambrosius gedenkt dieser Buße in seiner Rede de obitu Theodosii c. 34 S. 1207 ed. Ben.: peccatum suum, quod ei aliorum fraude obrepserat, gemitu et lacrimis oravit veniam.

2) habes naturae impetum quem si quis lenire velit, cito vertes ad misericordiam; si quis stimulet in majus exsuscites (ep. 51 c. 4). Eine verwandte Bemerkung über den Charakter des Theodosius macht der Verfasser der Epitome des Victor, ebenfalls dessen Zeitgenosse c. XLVIII: irasci sane rebus indignis, sed flecti cito: unde modica dilatione emolliebantur aliquando severa praecepta.

3) Ambrosius de obitu Theodosii c. 4 S. 1199: abscondit simulacra gentium; omnes enim cultus idolorum fides ejus abscondit,

Indem er hiebei von der Kirche unterstützt wurde, hat er auch dieser eine großartige Stellung verschafft, ohne sie jedoch zu unterdrücken, sodaß Imperium und Kirche neben einander bestehen konnten.

Man dürfte jedoch nicht behaupten, daß er dem Kaiserthum seine alte Autorität zurückgegeben hätte. Grade die beiden Verbündeten, die sich ihm anschlossen, die Kirche und die Germanen beschränkten ihn auch wieder. Die griechisch-römische Kirche, deren Einheit er mächtig förderte, entwickelte unter seiner Mitwirkung die ihr innewohnenden Antriebe zu einer Macht, die ihm selbständig zur Seite trat. Den Germanen, deren Dienste ihm und seinen Erfolgen unentbehrlich waren, gewährte er doch auch wieder Stellungen, in denen sie das Gefühl ihrer Unabhängigkeit nährten.

An eine kaiserliche Gewalt, wie sie Constantius noch einmal zur Erscheinung gebracht hatte, an eine intacte Behauptung aller Grenzgebiete mit einem kaiserlichen Einfluß und kaiserlicher Hoheit über die Kirche war nicht mehr zu denken.

Darin liegt der Charakter der Regierung des Theodosius, daß er in der Mitte entgegengesetzter Weltkräfte und unter steten Erschütterungen, welche die höchste Gewalt selbst betrafen, diese doch aufrechterhielt, unter den Beschränkungen, welche die umgestaltete Lage der Dinge auferlegte. Seine Administration und Gesetzgebung mußten den großen Zwecken dienen, die er keinen Augenblick aus den Augen verlor.

---

omnes eorum caerimonias obliteravit. — Das wichtigste der darüber erhaltenen Gesetze ist das vom 8. September 392 (Cod. Theod. XVI, 10, 12).

In seiner Sinnesart vereinigten sich stolze Ruhe und wohlbedachter Entschluß. Bedenken und Zögerungen gingen immer den großen Handlungen, zu denen er schritt, voraus. Aber dann ergriff er allezeit die geeignetsten Mittel und wurde dabei vom Glücke begünstigt, so daß er das Vorbild der christlichen Imperatoren der Folgezeit geworden ist.

Theodosius war ein geborener großer Herr von höchstem Adel, in einer ansehnlichen Landschaft der bedeutendste Grundbesitzer und Dynast. Auf den Thron gelangt, verband er ein reichausgestattetes Wohlleben am Hof mit kriegerischen Anstrengungen, eine Verbindung, welche manche verwarfen, die aber sehr zur Sache gehörte, inwiefern die kriegerischen Oberhäupter sich an seiner Tafel vereinigten und in ein persönliches Verhältniß zu ihm traten, in welchem sich Unterordnung und Vertraulichkeit vermischten und gegenseitig ergänzten. Dies hatte um so mehr zu sagen, da diese Oberhäupter großen Theils germanische Stammesfürsten waren und ein zahlreiches Dienstgefolge mit sich führten. Theodosius vermied, die nationalen Gegensätze zu erwecken. Wenn Promotus, einer der vornehmsten der römischen Führer, Verschlagenheit und Hinterlist gegen die Gothen anwandte, so war ein solches Verfahren dem Kaiser zuwider. Er ließ die Gefangenen frei und nahm die jungen Gothen in seinen Dienst, um andere durch sie herbeizuziehen.

Einst ist aber auch zwischen den Meistbevorzugten unter den Gothen an der Tafel des Kaisers selbst ein Streit über die Verbindlichkeit des Eides gegen denselben ausgebrochen. Einige waren der Meinung, daß der Eid, den sie bei dem Eintritt in den Dienst des Theodosius geleistet, sie nicht

für alle Fälle binde; andere aber beharrten dabei, daß sie durch denselben schlechterdings gebunden seien. Als der Wortwechsel lebhaft wurde, hob Theodosius die Tafel auf. Allein vor den Thüren des Prätoriums brach dann der Hader wieder los. Der vornehmste von denen, welche sich trennen zu dürfen meinten, des Namens Eriulf, wurde von dem Führer der Getreuen, des Namens Fravitta, angegriffen und getödtet. Durch Hülfe der Leibwache des Theodosius wurde er selbst vor den Angriffen der Anhänger des Eriulf geschützt und der Tumult beschwichtigt; der Kaiser ließ zu, daß die minder Ergebenen zu Grunde gingen [1]).

In dieser Stellung, die auf den tiefsten Grundlagen der historischen Vergangenheit beruhte, aber auch die Kräfte ihres Daseins auf eine entfernte Zukunft übertragen sollte, ist Theodosius unerwartet am 17. Januar 395 in Mailand gestorben [2]).

Ein Denkmal seiner letzten Jahre bildet ein in der Nähe von Merida vor einigen Decennien gefundener Silberschild, auf welchem er mit seinen beiden Söhnen dargestellt ist [3]). Der Kaiser, auf einem Thronsessel sitzend, mit gestickter Tunica und Chlamys bekleidet, mit dem Diadem geschmückt, überreicht einem hohen Beamten, wahrscheinlich dem Vicarius

1) Die Sache wird von Zosimus (IV c. 56) und Eunapius (Frgt. 60 bei Müller) erzählt, von Zosimus verständlicher. Doch sind die Namen, die wir bei Eunapius finden: Eriulf und Fravitta denen vorzuziehen, die aus den Handschriften des Zosimus stammen: Priulf und Fraustus. Eunapius fügt hinzu, der, der sich an die Eide habe halten wollen, sei ein Heide gewesen: ἦν ἡγεμὼν τῆς μὲν θεοφιλοῦς καὶ θείας μερίδος Φράβιθος ... θεοὺς ὡμολόγει θεραπεύειν κατὰ τὸν ἀρχαῖον τρόπον.

2) Sokrates V c. 26. Anon. Cuspin.

3) Emil Hübner, Die antiken Bildwerke in Madrid S. 213 ff.

Hispaniarum das Codicill seiner Ernennung. Zu seinen Füßen sieht man eine weibliche Figur, welche eben diese Provinz bezeichnen wird, bekränzt mit Blättern und Früchten. Neben ihm sitzen seine Söhne, zur Rechten der ältere Arcadius, zur Linken Honorius, beide den Erdglobus haltend und mit dem Diadem geschmückt; der ältere hat ein Scepter in der Hand; der jüngere erhebt die Hand mit der Bewegung des Segnens. Diese beiden Söhne sollten ihm folgen.

Siebentes Capitel.

Das römiſche Doppelreich und Alarich.

Welch ein Verluſt iſt es für die Welt, wenn Perſönlichkeiten, die eine große Stellung ſich ſelbſt erſchaffen haben durch ein homogenes Talent und ſtarke Willenskraft, aus dem Gemeinweſen ſcheiden, dem ſie angehören. Was Jemand in ſeinem Leben werth war, ſieht man erſt vollkommen ein, wenn er nicht mehr iſt.

„Der große Imperator", klagte Ambroſius in ſeiner Leichenrede, „iſt von uns geſchieden, jedoch nicht vollſtändig. Er hat uns ſeine Kinder hinterlaſſen, in denen wir ihn wiedererkennen, in denen wir ihn erblicken und noch beſitzen. Man darf nicht an ihrem zarten Alter Anſtoß nehmen; durch die Treue der Truppen werden ſie volljährig" [1]). Die Worte ſind von Gewicht; daß die Söhne des Imperators noch im Knabenalter als ſeine Nachfolger anerkannt wurden, war nicht Herkommen im römiſchen Reiche. Zuerſt Euſebius hat in jener Rede auf das Leben Conſtantins, die nur den

1) reliquit liberos suos, in quibus eum et cernimus et tenemus. nec moveat aetas; fides militum imperatoris perfecta est aetas (Ambroſius, de obitu Theodosii c. 6, S. 1199 ed. Bened.). Eben dieſen Moment hebt auch Claudian de IV. consulatu Honorii v. 120 hervor: hinc amor, hinc validum devoto milite robur, hinc natis mansura fides.

christlichen Helden in ihm feiert, den Gedanken der Erblichkeit des Thrones mit Nachdruck ausgesprochen. Gott, sagt er, habe dem Vater das Reich gegeben; durch das Recht der Natur vererbe er es auf seine Söhne. In diesen sieht er zugleich die Träger des Christenthums und die Erben der Monarchie. Seitdem hatte die Erblichkeit durch Valentinian I. noch eine neue Stütze gewonnen, und zwar unter Theilnahme der bewaffneten Macht. So war das Kaiserthum auf seine Familie übergegangen, zu welcher Theodosius selbst gehörte. Aber erst auf dieser doppelten Grundlage erhebt sich nun das Kaiserthum seiner Söhne. Und nicht Jedermann wollte sich dem fügen. Noch lebte der Bruder jenes Firmus, der von dem Comes Theodosius, dem Vater des Kaisers, überwältigt worden war, des Namens Gildo[1]). Zur Zeit des Kaisers Theodosius hatte er diesem nur einen zweifelhaften Gehorsam erwiesen; der Kaiser würde ihn angegriffen haben, wäre er nicht anderweit so viel beschäftigt gewesen[2]). Nach dessen Tode erhob sich in Gildo die Idee der Unabhängigkeit in verdoppelter Stärke; er weigerte sich geradezu, die Erbfolge anzuerkennen; er gab die Absicht kund, Afrika von

1) Wir haben von Claudian ein Gedicht bellum Gildonicum übrig, welches von Gibbon bei seiner Schilderung dieser Ereignisse zu Grunde gelegt und in die Prosa des achtzehnten Jahrhunderts, welche Gibbon so vortrefflich schreibt, übertragen worden ist. Aber es ist immer schwer, aus Claudian, der Nebenumstände liebt und auch hier sich in Erzählung von Träumen ergeht, die Thatsachen exact zu entnehmen. Die Mitwirkung eines religiösen Elementes übergeht Claudian; diese aber läßt sich nach den Nachrichten, die wir bei Orosius (VII c. 36) und Marcellinus (S. 273 Ronc.) finden, nicht leugnen (jejuniis et orationibus auxiliantibus).

2) Claudian, bell. Gildon. v. 245 ff. — In einer an ihn gerichteten Constitution — Cod. Theod. IX, 79 — vom 30. Dezember 392 wird Gildo als comes et magister utriusque militiae per Africam bezeichnet. Bei dem Zuge gegen Eugenius hatte Gildo dem Theodosius keine Heerfolge geleistet.

dem römiſchen Reiche loszureißen. Aber viel zu ſtark war Stilicho, der die weſtlichen Provinzen im Namen des Honorius beherrſchte; und in Gildo's eigener Familie regte ſich eine Feindſeligkeit gegen ihn. Ihm widerſetzte ſich ſein eigener Bruder, der nach Italien geflüchtet war und dann von einigen heiligen Männern der Inſel Capraja, doch wahrſcheinlich von mönchiſcher Disciplin, begleitet, nach Afrika zurückkehrte, um ihn mehr noch mit Gebeten und gottesdienſtlichen Uebungen, als mit dem Schwert zu bewältigen, was ihm trotz der Geringfügigkeit ſeiner militäriſchen Umgebung wirklich gelang [1]). Daß es hauptſächlich die kirchliche Idee war, was die Nachfolge der beiden jungen Männer durchführen half, kann man nicht bezweifeln.

Konnte nun auch die Erblichkeit der Succeſſion als entſchieden angeſehen werden, ſo ſchloß doch die allgemeine Lage der Dinge, wie ſie Theodoſius hinterließ, nicht geringe Gefahren in ſich ein. In dem Verhältniß zu den germaniſchen Nachbarn, thatſächlich den größten Feinden des römiſchen Reiches, hatte dieſer Herrſcher nicht etwa durch Waffenthaten eine Veränderung hervorgebracht, ſondern nur dadurch, daß er die ſiegreichen Heerſcharen der Gothen, mit denen er zunächſt in Berührung kam, in die römiſchen Dienſte aufnahm. Den Gothen hatte er zum Theil eine Stellung in der regelmäßigen Miliz

1) Im Frühling des Jahres 398 war die Flotte von Piſa ausgelaufen. Am 31. Juli 398 wurde Gildo getödtet oder endete durch Selbſtmord (Anon. Cusp.: Gildo occisus est prid. Kal. Aug.). Das erſte iſt die vorherrſchende Ueberlieferung, das letztere findet ſich bei Marcellinus Comes S. 274 bei Ronc. und Zoſimus V c. 11. Aus mehreren Stellen Claudians (de bell. Gildon. v. 12: captum vox nunciat una, vergl. de laud. Stilich. I v. 361) ergiebt ſich mit voller Beſtimmtheit, daß Gildo in die Hände der Römer fiel.

gegeben; eine nicht geringere Zahl derſelben war in ihrem einheimiſchen Volksverbande geblieben und hatte innerhalb des Reiches die ihnen einſtweilen verliehenen Sitze eingenommen. Ihre Verwendung war gleichſam eine Bedingung des Friedens mit ihnen. Welche Gefahr mußte aus dieſer Lage entſpringen, wenn jemals eine innere Irrung ausbrach. Und doch war eine ſolche kaum zu vermeiden.

Aus dem Drucke des Finanzweſens, der unter Theodoſius mehr anwuchs als abnahm, entſprangen Unzuſtändigkeiten, welche den unteren Klaſſen der Bevölkerung überaus läſtig wurden und Jedermann verſtimmten. Dennoch war denſelben nicht abzuhelfen, da die übrigen Verhältniſſe auf den Geldzahlungen beruhten, die man nicht einſtellen konnte.

Wir berühren damit Incongruenzen des inneren Zuſtandes, die um ſo empfindlicher wurden, ſobald es keinen ſelbſtherrſchenden Kaiſer gab.

Die Organiſation des Reiches, deren wir hier wohl mit einem Worte gedenken dürfen, beſtand im Ganzen noch ebenſo, wie ſie unter Conſtantin feſtgeſetzt worden war. Es gab eine Anzahl von Autoritäten, welche unabhängig neben einander ſtanden: die Präfecti prätorio im Orient und in Illyrien, Italien und Gallien, von denen jeder die höchſte adminiſtrative, jurisdictionelle und finanzielle Macht in ſeiner Hand hatte, ſo daß alle Appellationen aus den untergeordneten Provinzen an ſie gerichtet wurden. Das Eingreifen des Kaiſers in die Jurisdiction geſchah nur ausnahmsweiſe [1]).

Wenn urſprünglich mit der Präfectur die Leitung der

1) Schon nach einem Geſetze Conſtantins vom Jahre 331 (Cod. Just. VII, 62, 19) fand von der Entſcheidung des Präfectus Prätorio keine Appellation an den Kaiſer ſtatt.

militärischen Angelegenheiten und die Sorge für den Hof verbunden gewesen war, so war dieselbe an zwei andere Beamten übergegangen, die den Präfecten an Rang und Ansehen gleichstanden. Doch war dabei ein Unterschied zwischen Orient und Occident. Im Orient gab es fünf Oberanführer neben einander, drei in den Provinzen und zu Zeiten zwei in der Hauptstadt; im Occident hingegen hatte man nur einen Magister utriusque militiä: denn hier waren damals die gefährlichsten Kriege zu führen.

Einen eigenthümlichen Körper bildete die Garde des Kaisers. Man unterschied die eigentlichen Leibwachen, die unter den Namen der Domestici und Protectores erscheinen, und die zur Bewachung des Palastes aufgestellten Truppentheile: Scholares. Die letzteren standen unter einem Oberhofmeister, dem Magister officiorum, welchem die wichtigsten Obliegenheiten in Beziehung auf die eigentliche Geschäftsführung des Hofes zufielen [1]). Er leitete die kaiserlichen Audienzen,

---

1) Nach der Notitia dignitatum giebt es im Orient zwei magistri equitum et peditum in praesenti, und je einen solchen per Orientem, per Thracias, per Illyricum. Für den Occident wird in der Notitia ein magister peditum und ein magister equitum in praesenti angeführt; außerdem ein magister equitum per Gallias. Doch scheint diese Einrichtung nur ausnahmsweise bestanden zu haben. Meistentheils wird im Occident nur Ein magister utriusque militiae in dieser Zeit erwähnt, wie im Jahre 391 Nichomer (Cod. Theod. VII, 1, 13); in den Jahren 395 und den folgenden bis zum Jahre 404 (C. i. l. VI, nr. 1188. 1196. Cod. Theod. VII, 22, 12, 5, 1; 1, 18) und dann wieder 407 (a. a. O. 13, 18) Stilicho; später Valens und Constantius. Bisweilen kommen jedoch auch im Occident mehrere magistri militum vor, wie in den Jahren 409 (Cod. Theod. XI, 18, 1), 412/3 (vergl. Seeck, Quaestiones de notitia dignitatum p. 9 ff.). Aus der Notitia geht hervor, daß der magister equitum per Gallias den beiden anderen magistri subordinirt war.

er fertigte die kaiſerlichen Beſcheide aus. Der innere Hofhalt ſtand unter dem Oberkämmerer, dem Präpoſitus ſacri cubiculi, welchem die unmittelbare Fürſorge für die kaiſerliche Perſon oblag. Alles war an die perſönliche Autorität des Kaiſers, von welchem dieſe verſchiedenen Behörden erſt eine lebendige Thätigkeit erhielten, geknüpft. In Wahrheit ſtanden ſie doch nicht unter einander, ſondern neben einander mit einer gewiſſen gegenſeitigen Unabhängigkeit [1]). Wie ſollten ſie ſich gegen einander verhalten, wenn die höchſte Autorität, von der ſie abhingen, nicht mehr war? Den civilen und militäriſchen Autoritäten war überdies durch Theodoſius noch eine dritte zur Seite getreten, die kirchliche, die ihre eigenen Geſichtspunkte verfolgte. Darin nun, daß nach dem Tode des Theodoſius keine Vacanz eintrat, aber doch auch kein Imperator von gebietender Perſönlichkeit zu erwarten war, lag die größte Schwierigkeit von allen. Wenn dem Theodoſius zugeſchrieben wird, daß er das Reich unter ſeine beiden Söhne getheilt habe, ſo darf man das doch nicht wörtlich verſtehen. Er hatte vorlängſt ſeinen älteren Sohn Arcadius zum Auguſtus ernannt; die Länder, die er nach dem Siege über Eugenius einnahm, gehörten im eigentlichen Sinne dem Hauſe Valentinians an, als deſſen natürlicher Abkömmling der Sohn der Galla, der Schweſter Valentinians II. erſchien; dieſem

1) So war der magister officiorum an der Verwaltung des Militärweſens dadurch betheiligt, daß er über die Waffenfabriken (nach der Notitia und Joannes Lydus de magist. II, c. 9) die Aufſicht führte; auf die Civiladminiſtration übte er dadurch Einfluß, daß von ihm aus der von dem Präfectus Prätorio geleiteten Schule der agentes in rebus die Vorſteher der Bureaus, die principes officii, die mannigfache Vorrechte vor den übrigen Mitgliedern derſelben beſaßen (vergl. Bethmann-Hollweg, Handbuch des Civilproceſſes. I. A. p. 147), bei den Vicarii ernannt wurden.

fielen nach errungenem Siege die westlichen Provinzen nothwendig zu.

Es war ungefähr dasselbe, was schon zwischen Valentinian und Valens verabredet worden war, was dann auch zwischen den Söhnen Valentinians und Theodosius selbst stattgefunden hatte. Das Neue war jedoch, daß die beiden Imperatoren noch nicht fähig waren, selbständig zu regieren; es mußten ihnen Rathgeber an die Seite gesetzt werden, welche ihre Gewalt ausübten. Neben der religiösen Einheit und der administrativen Theilung trat hiedurch noch eine Veränderung von weit aussehender Natur ein. Wie hätte sich denken lassen, daß zwei mächtige Gewalthaber, im Osten und Westen des Reiches aufgestellt, mit einander in fortwährender Eintracht leben würden? Interessen der Macht mußten sich hervorthun, durch welche sie sich entzweiten. Die Einsicht, die sich mit gereiften Jahren verbindet, und die Verwandtschaft hatten bisher eine Entzweiung verhütet: das war aber nicht zu erwarten, sobald die Gewalt in die Hände von Männern gelangte, welche doch wieder verschiedene persönliche Gesichtspunkte haben mußten und hatten. Ueberdies aber: wer konnte dafür gut sagen, daß die Fürsten, die den Namen Imperatoren trugen, sich mit denen verstehen würden, denen ihre factische Macht anvertraut war? Und auch damit ist noch nicht die Kluft, die zwischen der persönlichen Regierung eines Kaisers und ministerieller Oberhoheit eintrat, bezeichnet; der Unterschied der beiden Reichstheile war in dieser Hinsicht ein durchgreifender.

Fassen wir zunächst den Hof von Constantinopel, der in Folge der Staatsverwaltung des Theodosius und seiner

Siege im Occident das Centrum der politiſchen Macht geworden war, ins Auge.

Der Praefectus Praetorio im Orient Rufinus, der ſeinen Sitz in Conſtantinopel hatte, war dadurch über alle anderen erhoben worden, daß ihm die Obhut über den jungen Arcadius anvertraut war. Aber Alles ſträubte ſich doch, ihn als Reichsregenten anzuerkennen. Seine Stellung war deshalb eine beſonders ſchwierige, weil ihm die Pflicht oblag, die Mittel herbeizuſchaffen, durch welche die Truppen erhalten und befriedigt werden konnten. Der allgemeine Haß, den der Name des Kaiſers nicht einmal in Bezug auf ihn ſelbſt hatte verhüten können, wendete ſich nun mit doppelter Heftigkeit gegen Rufinus, deſſen Anordnungen gleichſam als Willkür angeſehen wurden. In einzelnen Vorfällen zeigte er eine einſeitige und ſelbſtſüchtige Gewaltſamkeit; wenigſtens wurde ſie ihm allgemein zugeſchrieben. Schon trat der junge Arcadius in ein Lebensalter, in welchem ſich der Ehrgeiz der Selbſtändigkeit regt, wie man denn auch bereits ſeine Vermählung ins Auge faßte. Man meinte, Rufinus denke ſich dadurch vollends in ſeiner verhaßten Gewalt zu befeſtigen, daß er den jungen Kaiſer mit ſeiner Tochter verheirathe; er würde dann den Hof, wie die Verwaltung vollkommen beherrſcht haben. Daran aber wurde er nun durch den Oberſtkämmerer Eutropius, der den jungen Herrn in jedem Augenblick ſah, verhindert. Unter deſſen Einwirkung vermählte ſich Arcadius mit Eudoxia, der Tochter eines fränkiſchen Kriegsoberſten des Namens Bauto, die in Conſtantinopel erzogen worden war — und zwar nicht allein wider den Willen, ſondern ſelbſt ohne Vorwiſſen des Rufinus [1]). Gegen den erhoben

1) Den 27. April 395 (Chron. Pasch. S. 516, 20 ed. Bonn.).

ſich dann die aus dem Kriege gegen Eugenius zurückkehrenden und nicht zufriedengeſtellten Kriegsmannſchaften. Arcadius war gekommen, um ſie bei dem Einzug in Conſtantinopel zu begleiten. Indem er aber die Führer begrüßte, wurde Rufinus von der Menge überwältigt und getödtet[1]). Man trug die ihm abgehauene Hand in einer Lage, als wolle ſie Geld empfangen, durch die Straßen der Stadt mit verhöhnendem Triumph. Rufinus gerieth mit beiden in Conflikt: dem Heere, das befriedigt werden, und dem Volke, das die Mittel dazu herbeiſchaffen ſollte, und kam darin um. Eutropius behielt nun die Gewalt unbeſtritten in ſeinen Händen.

Nach einigen Jahren aber ſah er ſich in Verlegenheiten verwickelt, welche eben die größten waren, die das Reich in dieſem Stadium ſeiner Exiſtenz zu beſtehen hatte.

Die Gothen, die in das regelmäßige Heer aufgenommen waren und deſſen Anſprüche zu den ihren machten, gaben demſelben doch wieder einen nicht mehr durchaus römiſch-nationalen Charakter. Unter ihnen behauptete Gainas, der einſt als Flüchtling an den Hof gelangt und dann ein angeſehener Kriegsoberſt geworden war, die erſte Stelle. Er war mißvergnügt, daß Eutropius in der Hauptſtadt die wichtigſten Aemter nach ſeinem Gutdünken vergab, was er um ſo mehr empfand, da eine große Anzahl von Gothen nach ſeinem Beiſpiel in römiſche Kriegsdienſte getreten[2]) und dann zu hohen Stellungen aufgeſtiegen waren; er glaubte, ihr geborenes Oberhaupt

1) Am 27. November 395 (Sokrates H. eccles. VI, 1).

2) Aus dem Worte ὁμόφυλοι bei Sozomenos (VIII c. 4: τοὺς ὁμοφύλους αὐτοῦ Γότθους ἐκ τῶν ἰδίων νομῶν εἰς Ῥωμαίους μετεπέμψατο. Sokrates VI c. 6: πᾶν τὸ Γότθων ἔθνος ἐκ τῆς αὐτοῦ χώρας μετεπέμψατο) muß man ſchließen, daß nicht die Gothen insgemein, ſondern die ſeinem beſonderen Stamme angehörten, ihm gefolgt waren.

zu ſein; ſie waren ſämmtlich mißvergnügt über die einſeitige Autorität, welche der Oberkämmerer ſich anmaßte. Nun geſchah, daß ein anderer Gothe, des Namens Tribigild, der zur Verwandtſchaft des Gainas gehörte, in Nacolia in Phrygien mit den dortigen römiſchen Truppen in Hader und Kampf gerieth und eine ſelbſtändige Befugniß beanſpruchte, wobei das Land weit und breit verwüſtet wurde. Gainas ſchien an dieſem Unglück einen ſo lebendigen Antheil zu nehmen, daß er ſelbſt, zuerſt in Geſellſchaft eines römiſchen Feldherrn, den Auftrag erhielt, Tribigild niederzukämpfen. Er begab ſich mit einer anſehnlichen Heeresmacht nach Aſien. Allein die Sache Tribigilds war die gemeinſchaftliche aller Gothen; ſie wollten den Römern, wie im Dienſte, ſo auch an Rang und Anſehen gleichſtehen. So konnte es geſchehen, daß Gainas ſtatt mit Tribigild — wie er vielleicht vermocht hätte — ein Ende zu machen, eine Vereinbarung mit ihm traf und eine feindſelige Haltung gegen den Hof von Conſtantinopel annahm. Dort aber hatte indeſſen eine innere Veränderung ſtattgefunden, welche im Sinne des Gainas war, obwohl ſie aus ganz anderem Urſprung herrührte.

Es iſt leicht erklärlich, daß Eutropius mit der Gemahlin des Kaiſers, die er in den Palaſt geführt hatte, doch nicht immer einverſtanden war. Denn wie ſollten nicht auch in der intimſten Umgebung des jungen Kaiſers Verſchiedenheiten der Anſichten und der Intereſſen hervorgetreten ſein? Von einem gleichzeitigen und, was die Thatſachen anbetrifft, meiſt zuverläſſigen Berichterſtatter, Philoſtorgius, erfahren wir nun, daß es zwiſchen dem Verſchnittenen und der Gemahlin des Kaiſers zu einem Wortwechſel gekommen ſei, bei welchem Eutrop gedroht habe, ſie aus dem Palaſt, in den er ſie ein-

geführt hatte, ſammt ihren Kindern wieder verweiſen zu laſſen. Eudoxia beſchwerte ſich bei dem Kaiſer ſelbſt über dieſe Drohung; ſie wußte ihn auf ihre Seite zu ziehen [1]). Hierüber gerieth der ſonſt unſelbſtändige Arcadius in eine heftige Aufregung; er war, ſagt unſer Autor, vollkommen Kaiſer. Eutropius, der für ſein Leben fürchtete, nahm ſeine Zuflucht zu einer Kirche, obwohl er das Aſylrecht der Kirchen vor Kurzem aufgehoben hatte; er iſt dann doch wegen eines formellen Vergehens gegen die Vorrechte des Kaiſers, das man ihm Schuld gab, in aller Form zum Tode verurtheilt worden [2]).

Indem nun Gainas mit einer kriegdrohenden Heeresmacht in der Nähe der Hauptſtadt erſchien, ließ ihn der Kaiſer fragen, was er denn eigentlich verlange; er ſei bereit, in ſeine Forderungen zu willigen. Gainas beanſpruchte die Auslieferung zweier Conſulare, die er als ſeine vornehmſten Gegner betrachtete. Arcadius konnte ihm das nicht verweigern; Gainas vermied jedoch, ſich an ihnen zu vergreifen; er wollte nur ihrer Oppoſition begegnen. Der Kaiſer mußte ſich zu einer Zuſammenkunft mit Gainas herbeilaſſen, in welcher ſie ſich gegenſeitig Sicherheit verſprachen. So kehrte Gainas nach Conſtantinopel zurück; er wurde jetzt zum Heermeiſter aller Truppen zu Pferd und zu Fuß ernannt

---

1) Philoſtorgius XI, 6. Auch Claudian weiſt in den Worten: mollis feminea detruditur arte tyrannus, et thalamo pulsus perdidit imperium (prol. zum lib. II. in Eutropium v. 2) auf den Einfluß der Eudoxia bei dem Sturz des Eutropius hin.

2) Aus Cod. Theod. IX, 40, 18 ergiebt ſich, daß der Tod des Eutropius in den Sommer 399 fällt. Sein Sturz erfolgte in den erſten Monaten des Jahres, — wenn die Verfügung im cod. Theod. IX, 40, 17, durch welche ſeine Wegführung nach Cypern angeordnet wird, richtig datirt iſt, — ſchon vor dem 17. Januar.

und konnte ſich als Herr und Meiſter der Hauptſtadt betrachten.

Nur eine Beſchränkung empfand er noch ſehr bitter: es war die kirchliche. Gainas gehörte, wie ein großer Theil der Gothen überhaupt, dem arianiſchen Bekenntniß an. Den Arianern aber, die noch vor kurzem in der Hauptſtadt geherrſcht hatten, war jetzt, wie erwähnt, durch die Homouſiaſten, denen Theodoſius zu Hülfe gekommen war, die Pflicht auferlegt, kirchliche Verſammlungen nur noch außerhalb der Stadt halten zu dürfen. Dieſer Verpflichtung wollte Gainas ſich entledigen; denn es würde ſchimpflich für einen militäriſchen Oberbefehlshaber ſein, wenn er ſich aus der Stadt hinausbegeben müſſe, um zu Gott zu beten. Wahrſcheinlich würde der Kaiſer, ſich ſelbſt überlaſſen, ſich dem gefügt haben. Aber noch unter dem Einfluß des Eutropius war der größte der chriſtlichen Redner, Johannes Chryſoſtomus, von Antiochien nach Conſtantinopel berufen worden, ein Mann von beſter Herkunft — er war der Sohn eines Magiſter militum per Orientem — in humaniſtiſchen Studien erzogen: ein Schüler des Libanius; er verband eine glänzende Redegabe mit ſtrenger Seelſorge. Dieſer war nicht gemeint, eine Neuerung in der Hauptſtadt zuzulaſſen. Sehr merkwürdig doch ſind dieſe orthodoxen und heiliggeſprochenen Männer durch ihre Einwirkung auf die großen politiſchen Fragen. Wie ſich Ambroſius den Anforderungen der römiſchen Senatoren in Bezug auf die Unterſtützung des heidniſchen Gottesdienſtes widerſetzte, ſo widerſprach Chryſoſtomus jedem dem Arianismus zu machenden Zugeſtändniß. Von einer Anzahl anderer Biſchöfe, die zufällig zugegen waren, begleitet, erhielt er eine Audienz bei dem Kaiſer, der auch Gainas anwohnte.

Chryſoſtomus ging nun hier nicht etwa auf die ſtreitige Doctrin ein; er beſtand nur auf Erhaltung des Zuſtandes, wie er war. Gainas, ſagte er, habe einſt bei ſeiner Aufnahme in den Dienſt dem verſtorbenen Kaiſer Gehorſam gegen ihn und ſeine Geſetze verſprochen; er las das Geſetz vor, durch welches Theodoſius allen Ketzern verboten hatte, ſich in der Hauptſtadt zu verſammeln. Er führte aus, daß durch ein Zugeſtändniß, wie es Gainas fordere, dies Geſetz verletzt würde, und erklärte: er wenigſtens könne das nimmermehr dulden. Dem Kaiſer aber führte er die religiöſe Tragweite eines ſolchen Schrittes zu Gemüthe. Er hat wohl vernehmen laſſen: es ſei beſſer, er ſtiege von dem kaiſerlichen Stuhl wieder herab, als daß er das Haus Gottes durch ein Verbrechen ſchände [1]). Soviel bewirkte er, daß Arcadius an der alten Satzung feſthielt. Aber dadurch veranlaßte er wieder, ſo wenigſtens lautet die Ueberlieferung, daß Gainas ſich ſeines Gelöbniſſes für entbunden erachtete und den Gedanken faßte, ſich in den vollen Beſitz der Hauptſtadt und des kaiſerlichen Palaſtes zu ſetzen. Der Hauptmoment liegt in dem kirchlichen Gegenſatz. Wenn die orthodoxe Partei die höchſte Gewalt ſelbſt an die Aufrechterhaltung der letzten zu ihren Gunſten erlaſſenen Beſchlüſſe knüpfte, ſo wollte Gainas wahrſcheinlich nicht grade den Kaiſer ſtürzen, aber ihn von der Nothwendigkeit losreißen, den Forderungen der Orthodoxen beizupflichten. Wir werden unterrichtet, Tauſende von Gothen ſeien in der Stadt geweſen; mit ihnen habe er das Palatium einnehmen wollen; aber ein plötzlicher Schrecken, welcher der göttlichen Einwirkung zugeſchrieben wird, habe ſeine Gothen

1) Sozomenos VIII, c. 4, S. 330 ff. Theodoret V, c. 32.

auseinandergetrieben, viele seien ergriffen und getödtet worden, in dieser Gefahr habe dann Gainas die Stadt verlassen. Es ist unmöglich, die einzelnen Thatsachen bis zur Evidenz zu erheben. Es wird immer zweifelhaft bleiben, ob Gainas, dem seine Truppen folgten, den Versuch gemacht hat, die Stadt anzugreifen, in der man Vorsorge getroffen hatte, daß keine Waffen zum Gebrauch der Gothen hinausgeschafft wurden, und ob eine Gefahr der Eroberung der Stadt nunmehr wirklich eingetreten ist. Die Thore wurden geschlossen, Vertheidigungsanstalten getroffen und der Kaiser bewogen, Gainas zum Feinde des Gemeinwesens zu erklären. In den späteren Zeiten hat man das Ereigniß mit kirchlichen Sagen umgeben und durch poetische Werke gefeiert [1]), was dann nur soviel beweist, daß man die allgemeine Bedeutung desselben anerkannte und zu vergegenwärtigen suchte. Ich denke mit vollem Rechte. Denn gewiß war ein Gothe, der zum Heerführer zu Fuß und zu Pferd ernannt worden war und eine große Anzahl von Stammesgenossen um sich hatte, welche meist die höhern Stellen in der Miliz bekleideten, ein höchst gefährlicher Feind, wenn er die Wiederaufhebung eines Gesetzes, das ihn und seine Nation beleidigte, mit Gewalt durchzusetzen den Anlauf nahm. Ob es ihm damit gelingen würde oder nicht, darin lag, wenn ich nicht irre, ein Moment der Entscheidung für die Zukunft des Orients und besonders der Hauptstadt desselben. Es ist vielleicht die wichtigste Handlung des Arcadius, daß er in Verbindung mit der orthodoxen Geist-

1) Sokrates (VI c. 6 S. 681 B. Migne) erwähnt zwei Dichter: Eusebius Scholasticus, der Augenzeuge der Begebenheit war (αὐτόπτης τοῦ πολέμου γενόμενος) und Ammonius, der im Jahre 438 sein Poëm dem Kaiser Theodosius dem jüngeren vorlas.

lichkeit und dem Volke eine Bewaffnung von gräco-romaniſchem Gepräge nach dem alten Herkommen des Reiches zu Stande brachte, um mit derſelben die unbotmäßigen gothiſchen Heerſchaaren in ihre Schranken zurückzuweiſen. Zur Einübung ſeiner Miliz aber bediente er ſich eines Gothen, des Namens Fravitta, deſſen wir ſchon früher gedacht haben, der nicht allein ein Gegner des Gainas, ſondern ſogar noch ein Heide war[1]). Fravitta wußte die empörten Gothen von Conſtantinopel abzuwehren; ſie wollten über den Helleſpont ſetzen, um in Aſien feſten Fuß zu faſſen, aber die Schnellſegler der Römer, die Liburner waren den improviſirten Fahrzeugen der Gothen überlegen; die gothiſchen Schiffe wurden zerſtört. Gainas, der ſich über die Donau begab, gerieth hier mit den Hunnen in Kampf, die ſich als Verbündete des römiſchen Kaiſers betrachteten; er iſt ihnen erlegen[2]).

In Conſtantinopel führte dann Arcadius ſeine Regierung weiter, hauptſächlich unter dem Einfluß ſeiner Gemahlin Eudoxia, welche zur Auguſta erhoben worden war[3]). Aber die hohe Ehre, die ihr zu Theil wurde, hat ſie noch ein Mal in Conflikt mit der chriſtlichen Religion gebracht. Der Präfekt der Stadt ließ ihr über einem Sandſteinwürfel eine Porphyrſäule errichten, auf der man eine ſilberne Statuette der Kaiſerin, der Aelia Eudoxia, wie es in der Inſchrift heißt, in der ihr

1) Zoſimus V, c. 20: *κοινῇ ψήφῳ βασιλεύς τε καὶ ἡ γερουσία στρατηγὸν ἐπὶ τῷ κατὰ Γαΐνην αἱροῦνται Φραουΐτον, ἄνδρα βάρβαρον μὲν τὸ γένος, Ἕλληνα δὲ ἄλλως οὐ τρόπῳ μόνον, ἀλλὰ καὶ τῇ προαιρέσει καὶ τῇ περὶ τὰ θεῖα θρησκείᾳ.*

2) Zu Ende des Jahres 400; am 3. Januar 401 wurde das Haupt des Gainas nach Conſtantinopel überbracht (Chron. Pasch. S. 567, 19).

3) Eudoxia wurde am 9. Januar 400 zur Auguſta erklärt (Chron. Pasch. S. 567, 10).

der Titel einer Semper Auguſta gegeben wird, erblickte [1]). Die Aufſtellung wurde durch lärmende Luſtbarkeiten eingeweiht. In dieſer an das Heidenthum ſtreifenden Feier aber lag ein Widerſpruch gegen die chriſtliche Geſinnung, der zu vielen Unannehmlichkeiten führte. Der Erzbiſchof Johannes Chryſoſtomus wurde dadurch zu heftigen Worten des Tadels angeregt, zuerſt gegen den Urheber dieſer Aufſtellung und, da dies nichts wirkte, gegen die Kaiſerin ſelbſt. Er ſoll ſie mit der Herodias verglichen haben, die nochmals in böſer Abſicht vor dem König tanze [2]). Eudoxia, die ihn ſchon einmal entfernt und ihn nur ungern hatte zurückkommen laſſen, fühlte ſich auf das tiefſte beleidigt und ruhte nicht, bis ſie aufs Neue ſeine Verbannung durchſetzte, aus der er nicht wieder zurückgekehrt iſt. Das Unrecht, das hiedurch geſchehen war, hat ſpäter ihr Sohn, Theodoſius II., durch die Ehre, die er dem Andenken des Chryſoſtomus erwies, ſich angelegen ſein laſſen wieder gut zu machen: denn die kirchliche Idee behielt hier immer zuletzt doch die Oberhand.

Wir ſtehen an dem Anfang der anatoliſch-rechtgläubigen Monarchie; ſie ging aus einer Vereinigung der Bürgerſchaft der Hauptſtadt und der kirchlichen Inſtitutionen mit dem Hofe hervor. Das alte Rom hatte ſich durch die Energie der Bürgerſchaft allein behauptet; in dem neuen kam das Präſtigium des Kaiſerthums und der chriſtlichen Religion hinzu; eine

1) D(ominae) N(ostrae) Ael(iae) Eudoxiae semper Augustae C. inscr. III. nr. 736. Die Statue, zu welcher die Inſchrift gehört, iſt zu Ende des Jahres 403 errichtet worden (Prosper Aquitanus und Marcellinus Comes).

2) Eine Rede, die mit dieſen Worten anfängt und unter dem Namen des Chryſoſtomus erhalten iſt, iſt unächt. (Montfaucon bei Migne Patrol. Graec. XXVII, s. 208.) Die Worte ſelbſt aber werden durch das Zeugniß des Sokrates VI, c. 18 und Sozomenos VIII, 20 außer Zweifel geſetzt.

größtentheils aus einheimischen Bewaffneten zusammengesetzte, aber durch fremde Führer eingeübte Militärmacht, die dann zu Stande kam, blieb zunächst siegreich. Wieder eine compacte Macht von großem Gewicht in der Verflechtung der allgemeinen Angelegenheiten, welche die Idee des Weltreiches repräsentirte und dieselbe zu realisiren noch mehr als Ein Mal den Anlauf genommen hat. Von Anfang an war die Macht von Constantinopel in den Irrungen des Occidents unentbehrlich.

Wohl war im Occident noch ein anderes Centrum durch Theodosius begründet worden. An den jüngeren Sohn desselben, Honorius, waren die Provinzen übergegangen, in denen sich die Usurpatoren der Macht nicht hatten behaupten können. Von einer eigentlichen Trennung der beiden Reiche war jedoch nicht die Rede, wie man schon daraus sieht, daß der vornehmste Feldherr in dem Occident, der dem Honorius zur Seite stand, Stilicho, zugleich den Oberbefehl über die orientalische Kriegsmacht zu führen berechtigt war [1]). Es geschah in einem Gefühl dieser Zusammengehörigkeit, daß das Hoflager des Honorius nach Ravenna verlegt wurde. Eine Reihe von Jahren war es in Mailand geblieben, wie die Edikte beweisen, die von da aus datirt sind. Diese reichen bis in den September 401; das dann zunächst folgende ist in Ravenna im Dezember 402 ausgestellt [2]). Der Grund der Verlegung war ohne

1) Claudian, in Rufinum II, 5: tibi — Stilicho — credita fratrum utraque majestas geminaeque exercitus aulae. Zosimus V c. 4: τελευτήσαντος μετὰ τὴν Εὐγενίου καθαίρεσιν ἐν Ἰταλίᾳ Θεοδοσίου στρατηγὸς ὢν τοῦ παντὸς στρατεύματος.

2) Cod. Theodos. I, 15, 16. VII, 13, 15.

Zweifel der Einbruch Alarichs, der in die letzten Monate des Jahres 401 fällt. Der Hof zog sich nach dem durch seine Lage festen Ravenna zurück, wo er zugleich mit Constantinopel in ununterbrochenem Zusammenhang stand. Dann und wann ist Honorius nach Rom gegangen [1]). Er hatte eine Wiederherstellung der Mauern der Stadt verfügt, wodurch der Ruf ihrer Unüberwindlichkeit erneuert wurde [2]). In Rom gelangte Stilicho zu großem Ansehen. Wir finden daselbst eine Inschrift, in welcher sein Emporsteigen durch alle militärischen Stufen bis zu den obersten verzeichnet und von ihm gerühmt wird: er habe den Kaiser Theodosius in allen seinen siegreichen Kriegsunternehmungen begleitet; er sei von ihm in seine Verwandtschaft aufgenommen, Gemahl seiner Nichte, Schwiegervater seines Sohnes geworden. Dahin war es bereits gekommen, daß ein Mann fremder Nationalität zu einer so hohen Stellung neben dem Kaiser erhoben wurde. Stilicho hatte sich um Rom in jener Zeit durch die erwähnte Ueberwältigung Gildos ein unmittelbares Verdienst erworben; denn von Afrika her bezog die Hauptstadt noch immer ihre Lebensmittel [3]). Sehr glaublich, daß der Senat ihn dabei

1) So hielt sich Honorius nach dem Rückzuge Alarichs vom Februar bis Ende Juli 404 in Rom auf; dann wieder im Jahre 408.

2) Corp. insc. lat. VI nr. 1188 (aus den Jahren 401/3). Den beiden Imperatoren werden nach der Inscription vom Senat und dem römischen Volke Statuen errichtet: ob instauratos urbis aeternae muros, portas ac turres. Auch Claudian erwähnt die Wiederherstellung der Mauern; aus ihm erhellt, daß dieselbe auf die Nachricht von dem Einbruch Alarichs in Italien in Angriff genommen wurde (de VI. cons. Honorii v. 531: nova moenia audito perfecta recens Getarum rumore).

3) Eben wegen dieses Verdienstes ist ihm die oben erwähnte Inschrift gesetzt worden, in der es heißt: Africa consiliis ejus et provisione liberata (C. i. l. VI, nr. 1730 und 1731).

unterſtützte[1]). Claudian rühmt, daß die alte Ordnung wiederhergeſtellt, der Krieg auf Befehl der Vornehmen der Stadt geführt worden ſei[2]). Eine andere Handlung, die Stilicho zur Ehre gereichte, war die Zurückweiſung des großen Anfalls der Germanen unter Radagais. Radagais war ein Heide und wollte es ſein. Ueberall erwachten die Sympathien für das Heidenthum von neuem, ſelbſt in Rom. Denn da Radagais den Göttern opferte, ſo meinte man nicht anders, als durch eine homogene Verehrung ihm widerſtehen zu können. Er opfere den Göttern, ſo ſagte man, Niemand hindere ihn daran; warum ſolle Rom es nicht auch thun. Die ganze rechtgläubige Welt erzitterte. Denn auch die Arianer faßten die Hoffnung, eine Veränderung zu erleben, die ihnen ihre früheren Rechte zurückgegeben hätte. Man wird wohl nicht irren, wenn man dieſe an ſich höchſt unvollkommen überlieferte Begebenheit als eine Reaktion gegen die Siege des Theodoſius über die Heiden und die Arianer betrachtet. Stilicho wußte das feindliche Heer, welches ſich, wahrſcheinlich der Hitze des italieniſchen Himmels wegen in die Berge von Fäſulä zurückgezogen hatte, daſelbſt einzuſchließen und es zu übermannen[3]). Radagais ſelbſt kam dabei um. Man kann in dem guten Erfolg im Allgemeinen die Behauptung der von Theodoſius getroffenen Einrichtungen erkennen. Auch der Schatten des Ambroſius wird von der Tradition aufgerufen; die Ermuthigung wird ihm und

---

1) Es ergiebt ſich das mit Sicherheit aus dem Briefe des Symmachus an Stilicho (ep. IV, 4).

2) de laudibus Stilichonis l. I, v. 325:
Hoc quoque non parva fas est cum laude relinqui,
ordine quod prisco censeret bella senatus.

3) Im Jahre 405 nach Prosper S. 643 Ronc.

der Sieg einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zugeschrieben [1]).

Indem aber dies geschah, war Stilicho noch in andere Verhältnisse verwickelt worden, in denen seine Politik nicht so einfach zu Tage liegt. Claudian ist voll von der Animosität, welche zwischen den in Constantinopel vorwaltenden Persönlichkeiten und Stilicho eingetreten sei; schon bei dem Kampfe mit Gildo soll dies der Fall gewesen sein [2]). Es liegt ja auf der Hand, daß zwischen den Oberhäuptern der Höfe, welche beide eine höhere Autorität in Anspruch nahmen, der eine als der politische, der andere als der militärische Mittelpunkt des Reiches, Zwistigkeiten nicht vermieden werden konnten. Andere kann man übergehen; eine aber ist von so eigenthümlichem Charakter und hat so inhaltsschwere Folgen gehabt, daß sie eine noch eingehendere Darstellung werth wäre, als ihr bei der Beschaffenheit unserer Nachrichten verliehen werden kann. Ich will mich nur an die unleugbaren

---

1) Im Einzelnen ist Alles zweifelhaft; die Nachrichten bei Augustin de civitate Dei V c. 23 und Paulinus v. Ambros. c. 50 gelten für die zuverlässigsten; Orosius erwähnt die Katastrophe von Fäsulä. Auf die Niederlage des Radagais wird von Tillemont, Aschbach und Mommsen (Berichte der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Historisch-philologische Klasse 1850. S. 303 ff.) eine Inschrift bezogen (C. i. l. VI, nr. 1196), die den drei Augusti — Arcadius, Honorius und dem jüngeren Theodosius (er war am 11. Januar 402 zum Augustus erklärt worden), gesetzt ist: quod Geta(rum) nationem in omne aevum docuere extingui.

2) Nach ihm hatte Gildo die Herrschaft des östlichen Reiches über Afrika anerkannt (l. I. de laud. Stilichonis v. 271): Eois ille regendae transtulerat nomen Libyae fallax legitimam selerique profano regni praetenderat umbram) und erwartete von diesem unterstützt zu werden. Ein doppelter Krieg, sagt der Dichter, erhob sich, der eine mit Waffen, der andere mit Ränken: hoc conjuratus alebat insidiis Oriens.

Thatsachen halten, ohne den persönlichen Motiven der Politik, die nicht eben zuverlässig überliefert sind, nachzuforschen.

Die Verwicklung ging abermals von den Gothen aus, nicht jedoch von denen im regelmäßigen Dienst, sondern von den anderen, welche sich dem Kaiser Theodosius als Föderati beigesellt und dafür ansehnliche Landstriche zu ihrem Aufenthalt erhalten hatten. Sie waren nicht eigentlich Herren des Landes; sie blieben immer auf die Annona, welche für sie durch die obersten Reichsbeamten herbeigeschafft werden mußte, angewiesen, und da diese nach dem Tode des Kaisers nicht mehr regelmäßig geleistet wurde, so geriethen sie in eine Bewegung, in welcher sie zwar sich nicht geradezu unabhängig zu machen, aber doch im ungeschmälerten Besitz ihrer Rechte zu behaupten beschlossen. An ihrer Spitze stand Alarich, der dem Geschlecht der Balthen angehörte, und seine selbstvertrauende Haltung bewies, daß er ein Baltha, d. h. der Kühne sei [1]).

Als Föderati nicht an die strengen Gesetze militärischer Unterordnung gebunden, schritten sie dazu, sich selbst zu helfen [2]).

Es ist doch wohl nicht anders, als daß die Gothen Alarich zum Zeichen ihrer Selbständigkeit zum König erhoben haben. Bald sehen wir ihn, um seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen, in den Peloponnes einbrechen. Undenkbar wäre es nicht, was erzählt wird, daß die oströmische Staatsverwal-

1) Jordanes, Getica c. 29: Dudum ob audacia(m) virtutis Baltha, id est audax nomen inter suos acceperat; bei Ulfilas kommt balthaba in der Bedeutung audacter vor.

2) Procop (Vandal. I c. 12 S. 365, 8 ed. Bon.) erzählt, daß die Massageten erklären: οὐκ ἐπὶ τῷ ὑπεύθυνοι εἶναι Ῥωμαίων νόμοις ἐς ξυμμαχίαν ἥκειν; τὰ γὰρ σφῶν νόμιμα οὐ τοιάσδε τῶν φόνων ποιεῖσθαι τὰς τίσεις.

tung, nicht mehr fähig, die Jahrgelder zu zahlen, ihn auf dieſe Provinz ſelbſt angewieſen hätte. Bei dieſem Einfall tritt noch einmal eine charakteriſtiſche Manifeſtation des alten Götterdienſtes hervor. Wir finden die Erzählung, daß die griechiſchen Götter, Athene Promachos ſelbſt, dem Vordringen des Barbarenkönigs Einhalt gethan haben[1]). Unmöglich aber konnte Stilicho, welchem vom verſtorbenen Kaiſer die Obhut über ſeine beiden Söhne anvertraut worden war, dieſe Eigenmächtigkeit der Gothen dulden[2]).

Er begab ſich ſelbſt nach Griechenland. Doch lag ihm Nichts daran, den Gothenkönig, der, ſoviel wie man weiß, in den letzten Feldzügen ſein Kampfgenoſſe geweſen war, zu vernichten. Es geſchah ohne Zweifel mit ſeiner Einwilligung, daß Alarich gleich darauf nach Epirus zog. Zwiſchen Beiden iſt dann, wie man ſagt, ein Vertrag geſchloſſen worden, nach welchem Illyrikum von dem öſtlichen Reiche losgeriſſen und mit dem weſtlichen verbunden werden ſollte[3]). Man könnte vermuthen, daß dabei die Abſicht geweſen wäre, den Gothen Wohnſitze in dieſen Provinzen, die damit unter den occidentalen Autori-

1) Zoſimus V c. 6.

2) Ambroſius, de obitu Theodosii c. 5: de filiis nihil habebat novum quod conderet nisi ut eos praesenti parenti (Stiliconi) commendaret, womit die Angaben Claudians (de IV cons. Honorii v. 432: Stilico, quem fratribus ipse discedens clipeum defensoremque dedisti, vgl. in III. cons. v. 152) und Olympiodors (Frgt. 2, S. 58 Müller): *κατασταὶς ἐπίτροπος τῶν παίδων Ἀρκαδίου καὶ Ὀνωρίου ὑπ' αὐτοῦ τοῦ πατρὸς αὐτῶν τοῦ Θεοδοσίου* zuſammentreffen.

3) Olympiodor Frgt. 3, S. 58 bei Müller: *Ἀλάριχον Στελίχων μετεκάλεσατο ἐπὶ τῷ φυλάξαι Ὀνωρίῳ τὸ Ἰλλυρικόν* (*τῇ γὰρ αὐτοῦ ἦν παρὰ Θεοδωσίου τοῦ πατρὸς ἐκνενεμημένον βασιλείᾳ*). Zoſimus V c. 26: *ὁ Στελίχων διενοεῖτο, κοινωνῷ χρησάμενος Ἀλαρίχῳ, τῇ Ὀνωρίου βασιλείᾳ τὰ ἐν Ἰλλυριοῖς ἔθνη πάντα προσθεῖναι, συνθήκας περὶ τούτου πρὸς αὐτὸν ποιησάμενος.* Vergl. Zoſimus V c. 29.

täten gestanden haben würden, anzuweisen. Aber dem Gothenkönig zögerte Stilicho zu lang, zu der Ausführung dieser Absicht zu schreiten, wahrscheinlich weil sein Kaiser, der an der Einheit des Reiches festhielt, dagegen war. Ungeduldig länger zu warten und thatenbegierig drang Alarich gegen Ende des Jahres 401 selbst nach Italien vor[1]). Die beiden Heere trafen bei Pollentia aufeinander[2]); es kam zu einer Schlacht, in welcher die Gothen den Sieg gewonnen zu haben behaupten; Stilicho aber bei den Römern in Verdacht gerieth, ein geheimes Einverständniß mit Alarich eingegangen zu sein[3]).

Da nun damals der Hof genöthigt worden ist, sich nach Ravenna zu begeben, so kann es Niemand Wunder nehmen, wenn Stilicho sich nicht mehr auf der früheren Höhe seines

1) Alarichs Einzug in Italien setzt der Anonymus Cuspin. auf den 18. November 401 (Vincentio et Fravita coss.: intravit Alaricus in Italiam XIV Kl. Decemb. Mommsen a. a. O. S. 665). Rosenstein (Forschungen zur deutschen Geschichte III S. 193) bezieht diese Zeitbestimmung auf den Eintritt Alarichs in Gallia transpadana. Den Aufbruch der Gothen aus ihren bisherigen Wohnsitzen setzt er nach Jordanes in das Jahr 400; und in dasselbe Jahr nach Prosper (Gothi Italiam ingressi) den Einbruch in die italischen Landschaften, insbesondere in Venetien.

2) Nach Prosper im Jahre 402 (S. 643 Ronc.): Pollentiae adversus Gothos vehementer utriusque partis clade pugnatum est; und zwar dem Orosius zufolge (VII c. 37) am Ostersonntag, 6. April. Pollentia lag an der Stelle des heutigen Chierasco am Tanaro. Ich schließe mich in Beziehung auf die Zeitbestimmung für die Schlacht von Pollentia der von Waitz aufgestellten (Forschungen zur deutschen Geschichte III, S. 193 N. 3) und jetzt meistens angenommenen Ansicht an.

3) Das lassen die Verse Claudians de bello Getica v. 104 ff., die sich auf die Zeit nach der in den Annalen nicht erwähnten Schlacht von Verona beziehen, deutlich erkennen:

sed magis ex aliis fluxit clementia causis,
Consulitur dum Roma, tibi; tua cura coëgit
Inclusis aperire fugam, ne pejor in arto
saeviret rabies venturae nuntia mortis.

Ansehens erhalten konnte. Nicht jeder Moment der Ereignisse kann, ganz für sich betrachtet, beurtheilt werden. Aber im Ganzen war es doch ein unerträglicher Zustand, daß ein unbotmäßiger Heerhaufe unter einem unternehmenden Führer von Osten nach dem Westen vorrückte und von dem Oberbefehlshaber nicht mehr zur vollen Unterordnung zurückgebracht werden konnte. Eben darin lag ja die durch Theodosius selbst herbeigeführte Aufgabe, die germanischen Streitkräfte den Bedürfnissen des römischen Reiches dienstbar zu machen. War aber nicht Stilicho selbst ein Germane? Wer konnte dafür stehen, daß er nicht seine Autorität auch über diejenigen Fürsten, die er zu schützen berufen war, ausdehnen würde. Dieser Zwiespalt, der schon die letzten großen Verwicklungen hervorgerufen hatte, trat aufs Neue und zwar abermals in den britannischen Legionen hervor; sie sahen Stilicho an wie einst Merobaudes. Die Autorität des Barbaren über die Legionen empörte ihr altrömisches Selbstgefühl.

Noch einmal machten sich die britannischen Legionen selbständig und gingen soweit, einen Imperator aufzustellen. Die beiden ersten Führer, welche sie ernannten, genügten ihnen selbst nicht; sie wurden beide getödtet. Dann erhob sich ein Dritter, ein Mann gemeinen Standes, der den in Britannien noch immer klangvollen Namen Constantin führte. Dieser ging nach Boulogne über, wo er ebenso, wie sein Vorgänger auf diesem Wege, Maximus, die römischen Truppen geneigt fand, ihm beizutreten, sowohl in dem übrigen Gallien als in Aquitanien[1]: denn das war immer der Grundgedanke dieser Unternehmungen, sich der Verwendung barbarischer

1) Zosimus VI c. 2. Sozomenos IX c. 11 S. 376.

Truppen im römiſchen Dienſt entgegenzuſetzen. Davon wurde Niemand mehr betroffen als eben Stilicho, der, ſelbſt ein Barbar von Geburt, ſich zu einer der höchſten Stellen im Reiche emporgeſchwungen hatte. Die Empörung galt weniger dem Honorius, dem Conſtantin vielmehr friedliche Anerbietungen zugehen ließ, als dem großen Heermeiſter; ſie wurde der Wendepunkt ſeines Glücks. Einen guten Sinn in der Verflechtung der allgemeinen Angelegenheiten hat es, wenn man behauptet, Stilicho habe bei dem damaligen Einbruch germaniſcher Nationen in Gallien ſeine Hände im Spiel gehabt. Wir werden darauf zurückkommen. Aber die Hauptſache iſt, und darüber kann kein Zweifel ſein, daß er mit Alarich ſelbſt in Verbindung trat und ihm anſehnliche Jahrgelder zuſicherte, wenn er in Gallien den Streit mit Conſtantin auszufechten unternehme [1]). Die zweideutige Haltung Stilichos und ſeine Unterhandungen mit Alarich konnten nicht verfehlen, den Verdacht, als verfolge er ſelbſtſüchtige Pläne, gegen ihn zu erwecken — ein Verdacht, der auch von nicht betheiligten Zeitgenoſſen energiſch und mit Widerwillen ausgeſprochen worden iſt [2]).

Als eine Hofintrigue kann es nicht betrachtet werden, wenn ſich in der Umgebung des Honorius eine Oppoſition gegen

1) Olympiodor und Zoſimus V, c. 29, 14. Nach Zoſimus (V c. 31) hielt Stilicho daſür: γνώμην ἀρίστην εἶναι καὶ τῇ πολιτείᾳ λυσιτελοῦσαν Ἀλάριχον μὲν ἐπιστρατεῦσαι τῷ τυράννῳ, τῶν τε σὺν αὐτῷ βαρβάρων ἄγοντα μέρος καὶ τέλη Ῥωμαϊκὰ καὶ ἡγεμόνας.

2) In dem Gedichte des Rutilius Claudius Namatianus de reditu suo, das um das Jahr 416 verfaßt iſt, wird Stilicho bezeichnet als proditor imperii und von ihm geſagt: Romano generi nititur esse superstes (II v. 41 ff.). Rutilius gehörte einer angeſehenen Familie an und hatte ſelbſt die höchſten Aemter begleitet; er war magister officiorum und praefectus urbis geweſen (Zumpt in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe S. XXII).

Stilicho erhob, die ihm die Absicht zuschrieb, seinen Sohn Eucherius, der noch ein Heide war, zur obersten Würde im Reiche zu erheben. Es war eben die Zeit, in welcher man Nachricht von dem am 1. Mai des Jahres 408 erfolgten Tode des Arcadius mit Hinterlassung eines unmündigen Kindes, Theodosius II. erhielt. Das Gerücht verbreitete sich, Stilicho wolle nach dem Orient gehen und dort seinen Sohn zum Imperator ausrufen lassen [1]). Gerüchte wirken zuweilen mehr als Thatsachen. Unter der Einwirkung des Eunuchen Olympius, der in der unmittelbaren Nähe des Honorius eine hohe Stelle einnahm und nur die religiösen Gesichtspunkte im Auge hatte, geschah es, daß in dem kaiserlichen Feldlager zu Ticinum eine Empörung ausbrach, in welcher die vornehmsten Befehlshaber erschlagen wurden — mit Vorbehalt jedoch des Gehorsams gegen den Kaiser, der selbst im Lager erschien, dann aber aus Besorgniß, es möchte auch ihm Etwas zu Leide geschehen, sich bei Seite hielt. Anfangs nun faßte Stilicho den Gedanken, einverstanden mit den Germanen, die um ihn waren, denen sich auch Hunnen beigesellt hatten, gegen das Feldlager in Ticinum vorzurücken und die militärische Unterordnung wiederherzustellen. Eine höchst außerordentliche Erscheinung, wenn ein barbarisches Heer gegen das römische Feldlager heranzog; und zwar in der Absicht, oder wenigstens unter dem Vorgeben, den Kaiser selbst vor Gewalt zu beschützen. Da man aber erfuhr, daß ihm Nichts zu Leide gethan werde und die Ver-

1) Zosimus V, c. 32: *ὡς διὰ τοῦτο τὴν ἐπὶ τὴν ἑῴαν ἐπιδημίαν ἐπραγματεύσατο, ὡς ἂν ἐπιβουλεύσας ἀναίρεσιν Θεοδοσίῳ τῷ νεῷ Εὐχερίῳ τῷ παιδὶ τὴν βασιλείαν παραδοίη.* Sozomenos IX c. 4: *ὕποπτος ὢν ὡς Εὐχέριον τὸν υἱέα τὸν ἑαυτοῦ σπουδάζων ἀναγορεῦσαι βασιλέα κατὰ τὴν Ἕω.*

wirrung der Lage überhaupt nicht deutlich erkennen ließ, ob ein heranziehendes Heer den Kaiser wirklich auf seiner Seite haben werde, so stand Stilicho, im Widerspruch mit seiner Umgebung, die ihn sogar durch einen Aufruhr anderen Sinnes zu machen suchte, davon ab und begab sich nach Ravennä; denn dieses festen Platzes und der Besatzung desselben wollte er vor Allem sicher sein. Hier aber war die Ehrfurcht gegen den kaiserlichen Namen stärker, als die Rücksicht auf den Oberbefehlshaber. Ein kaiserliches Schreiben lief aus dem Lager ein, welches die Gefangensetzung Stilichos mit Sicherung seines Lebens befahl. Stilicho war in eine Kirche geflüchtet, wurde aber unter der Versicherung, die das Schreiben enthielt, aus diesem Asyl weggeführt. Dann erst wurde ein zweites Schreiben verlesen, in welchem Stilicho wegen der Verbrechen, die er gegen das Gemeinwesen begangen habe, zum Tode verurtheilt ward. Das barbarische Gefolge, welches Stilicho bei sich hatte, war bereit, ihn mit dem Schwerte zu vertheidigen, aber Stilicho hielt seine Anhänger davon ab; er selbst bot seinen Nacken dem Schwerte dar [1]).

Stilicho ist zwar nicht eine in allem Einzelnen herauszuarbeitende Persönlichkeit, aber doch nicht unverständlich, wenn

---

1) 23. August 408 (Zosimus V c. 34 z. E.). Was wir über den Tod Stilichos bei Olympiodor (Frgt. 2 Müller), Orosius, Philostorgius (XII, 1) oder Sozomenos (IX, c. 4) finden, sind doch nur einzelne Züge, aus denen sich wenig entnehmen läßt; über die Ereignisse selbst sind wir auf Zosimus angewiesen, der leider nicht sehr zuverlässig ist. Man darf aus ihm nur die Thatsachen entnehmen ohne deren persönliche Motivirung. Dann aber muß man — meine ich — an ihm festhalten. Nach ihm war der Entschluß Stilichos, nach Ravenna zu gehen, die Ursache des Aufstandes in seinem Lager, nicht die Folge desselben, wie es nach Gibbon scheinen sollte. Stilicho hat nur an dem bereits gefaßten Beschluß auch nach der Empörung festgehalten.

man ſieht, wie er nach allen Seiten die von Theodoſius eingerichtete Ordnung der Dinge zu behaupten ſucht. Aber die römiſchen Streitmittel genügten zu dieſem Vorhaben nicht; er mußte germaniſche Kräfte dazu verwenden. Stilicho war eben weder Barbar, noch ein rechter Römer; ſeine Stärke beruhte darin, daß er das Eine mit dem Andern verband; Römer und Barbaren gehorchten ihm. Jetzt traten dieſe Elemente auseinander: dabei iſt er umgekommen.

Allein dadurch geſchah es nun wieder, daß Honorius unmittelbar von einer anderen Feindſeligkeit heimgeſucht wurde. Alarich war an ſich nicht gegen die Römer; er dachte vielmehr, denſelben in ihren Verwicklungen in Gallien zu Hülfe zu kommen. Durch den Tod ſeines Beſchützers nun gerieth er ſelbſt, faſt ohne zu wollen, in ein wenn nicht geradezu feindſeliges, doch ſehr zweifelhaftes Verhältniß zu dem Hofe von Ravenna. Er wurde durch die übrigen Gothen, die bereits in Italien ſtanden, die durch die Feindſchaft, welche ſie nach dem Tode des Stilicho und des Eucherius, der in dieſen Conflikten ebenfalls unterging, erfuhren, erbittert waren, ſehr anſehnlich verſtärkt. Noch war Alarich zum Frieden bereit. Da aber die Vorſchläge, die er dazu machte, von Honorius zurückgewieſen wurden, ſo ſchlug er die Straße nach Rom, das ja noch immer als die wahre Reichshauptſtadt angeſehen wurde, ein.

Das Präſtigium, welches der Stadt bisher zu Hülfe gekommen war, hatte ſich, wenn wir ſo ſagen dürfen, in das Gegentheil verkehrt; der große Name zog den Kriegsfürſten, der an der Spitze des Heeres in Italien ſtand, gegen ſie heran. Man kennt die Erzählung, er ſei durch einen Mönch davor gewarnt worden, ſich gegen die Welthauptſtadt zu wenden, aber

er habe geantwortet, er folge darin nicht dem eigenen Ermeſſen, ſondern einem Impuls, deſſen er nicht mächtig ſei: er habe gleichſam Jemand neben ſich, der ihn nach Rom vorwärts treibe [1]). Es iſt ein hiſtoriſcher Akt, welcher noch andere Motive hat, als die der obwaltenden Umſtände der Zeit; wir dürfen aber der erſtern wegen nicht verſäumen, uns auch die zweiten zu vergegenwärtigen, in denen die einander widerſtreitenden Beweggründe und ſelbſt Tendenzen zu erkennen ſind. Indem Alarich nun vor Rom erſchien, beſetzte er nicht ſogleich den Hafen, ſondern zunächſt nur die Ufer des Tiber, wodurch jedoch die Verbindung der Stadt mit dem Hafen unterbrochen wurde, ſo daß die Einwohner in große Noth geriethen. Zum Hunger geſellte ſich die Peſt; viele Sclaven germaniſcher Herkunft ſchloſſen ſich an Alarich an, ſo daß die reichen Römer in äußerſte Aufregung geriethen [2]).

Noch einmal iſt davon die Rede geweſen, zu den Göttern zu beten, oder ſogar altrömiſche Ceremonien anzuwenden, durch welche, wie man ſagte, eine benachbarte toskaniſche Stadt gerettet worden ſei [3]). Und ſehr begreiflich iſt auch ohnedieß die Auskunft, die man dem Gothenkönig anbot, daß man nämlich den Kaiſer erſuchen werde, auf Alarichs Anträge einzugehen. Die erſte Geſandtſchaft, die zu dieſem Zweck nach Ravenna geſchickt wurde, hatte keinen Erfolg. Der römiſche Biſchof aber begab ſich ſelbſt zu Honorius und bewirkte, daß dieſer den Gothenkönig einlud, zu ihm zu kommen und mit ihm zu verhandeln [4]). Alarich

1) Sokrates VII c. 10 g. E., Sozomenos IX c. 6.
2) Sozomenos IX c. 6 S. 372.
3) Zoſimus V, c. 41.
4) Zoſimus V, c. 45, Sozomenos IX, c. 7.

rückte hierauf nach Ravenna vor; und hier kam es zu einer Unterhandlung zwiſchen ihm und dem Präfectus Prätorio Jovius.

Wir vernehmen, daß der gothiſche König mit den Lieferungen von Lebensmitteln und Geldzahlungen, die er früher verlangt hatte, nicht mehr zufrieden, die Forderung hinzugefügt habe, die durch Stilichos Tod vacant gewordene Stellung als Magiſter utriusque militiä, d. h. als Oberbefehlshaber der ganzen Armee zu erlangen, die ihn ſchon unter Honorius zum Herrn und Meiſter des Reiches gemacht haben würde. Der Präfect und der Kaiſer ſelbſt waren nicht gegen die Lieferungen, aber dem Barbaren die höchſte militäriſche Stellung zu gewähren, lag jenſeits des Geſichtskreiſes des Kaiſers, er widerſetzte ſich ſchroff und entſchieden. Jovius beging die Unvorſichtigkeit, dies dem gothiſchen König eben in dem Moment zu hinterbringen, als dieſer die volle Gewährung ſeiner Wünſche erwartete [1]). Er gerieth darüber in heftige Aufwallung, gleich als halte man ihn einer ſolchen Stellung für unwürdig. Aber auf der anderen Seite ſchien Jovius und einigen anderen hohen Beamten die Zeit für gekommen, zu erklären, daß ſie an dem Kaiſer feſthalten würden. Die Frage war alſo, ob der Gothe mit der höchſten militäriſchen Würde im Reiche ausgeſtattet werden könnte. Der Stolz der Gothen verlangte es, aber das Selbſtgefühl der Römer ſetzte ſich dagegen. Natürlich zerſchlugen ſich die Unterhandlungen, und als kurz darauf Alarich von einigen chriſtlichen Biſchöfen unterſtützt, eine bei Weitem gemäßigtere Forderung aufſtellte, nämlich Lieferungen und Abtretung

1) Zoſimus V, c. 49, Sozomenos IX, c. 7.

eines Landstriches in Rhätien, welcher für die Römer doch keinen Werth habe, so wurde auch diese Forderung zurückgewiesen [1]). Alarich erkannte, daß er weder die höchste Stellung im römischen Heer, noch ein Stück Landes zu vollem unabhängigen Besitz erlangen werde. Eines von beiden mußte er haben. Die Versagung dieser Forderungen veranlaßte ihn zu einem neuen Schritt in dieser Laufbahn, welcher der gewagteste von allen war. Ueberzeugt, daß er bei dem gegenwärtigen Nichts ausrichten würde, dachte er daran, die Erhebung eines neuen Imperators ins Werk zu setzen, ungefähr wie kurz vorher Arbogast in seinem Hader mit Valentinian den Eugenius proclamirt hatte. Unter Einwirkung Alarichs wurde der Präfectus urbis, Attalus zum Imperator ausgerufen [2]). In Rom hatte der neue Imperator zwei Parteien für sich, die heidnische und die arianische. Beide wurden durch die scharfen Edikte des Honorius, die nach dem Sturze Stilichos gegen sie ergangen waren, bedroht; — im November des Jahres 408 sind deren fünf in ungewohnter Ausdehnung erlassen worden [3]). Die Römer hofften, unter Attalus, der selbst ein Heide war, den alten Götterdienst noch einmal wiederhergestellt zu sehen [4]). Diesen

1) Alarichs Anträge gingen, wie Zosimus V c. 50 angiebt, dahin: *ἄμφω Νωρικοὺς καὶ σῖτον ἔτους ἑκάστου τοσοῦτων ὅσον, ἀρκεῖν ὁ βασιλεὺς οἰηθείη, συγχωρεῖν δὲ καὶ τὸ χρυσίον, εἶναί τε φιλίαν καὶ ὁμαιχμίαν αὐτῷ καὶ Ῥωμαίοις κατὰ παντὸς αἴροντος ὅπλα καὶ πρὸς πόλεμον κατὰ τῆς βασιλείας ἐγειρομένου.*

2) Priscus Attalus; die Erhebung des Attalus fällt nach Prosper in das Jahr 409 (I. S. 646 Roncall.).

3) Cod. Theodos. XVI, 5, 42—45; 10; 19.

4) Philostorgius XII c. 3. Sozomenos IX c. 9 giebt an, daß Attalus früher Heide, später von einem gothischen Bischof getauft worden sei.

Sinn hat es unzweifelhaft, wenn er dem Senat die Wahrung der väterlichen Gewohnheiten und zugleich die Weltherrschaft versprach; denn das hängt nun einmal beides zusammen [1]). Die Arianer rechneten auf den Schutz Alarichs. Die beiden durch Theodosius in seinem letzten Kriege niedergeworfenen Parteien schlossen sich Attalus an, der nun seinerseits kein Bedenken trug, dem Alarich die militärische Würde, welche er verlangte, zu bewilligen [2]). Vollständig aber wurde damit der Gegensatz zwischen den Römern und Barbaren keineswegs gehoben. Wenn der Mangel an Lebensmitteln noch immer andauerte, was daher kam, daß der Befehlshaber in Afrika Heraclianus an dem Kaiser Honorius festhielt, so gab Alarich den Rath, mit einer mäßigen Anzahl von Truppen, die nach Afrika gehen sollten, sich der dortigen Hafenplätze zu bemächtigen, um die regelmäßige Versorgung der Stadt mit afrikanischem Getreide herzustellen. Soweit aber wollte auch Attalus, obwohl er ein Geschöpf Alarichs, nicht gehen, den Barbaren Afrika zu unterwerfen; dagegen sträubte sich das eingeborene Römerthum. Attalus meinte durch eine Botschaft an Heraclianus die ganze Sache in Ordnung zu bringen. Er unternahm nun augenscheinlich auf eigene Hand zwei Versuche, sich der Herrschaft zu bemächtigen. Während jener Abgeordnete nach Afrika ging, rückte er selbst mit einem gothisch-römischen Heere gegen

1) Sozomenos IX c. 8 (S. 1611 C. Migne): *τὰ πάτρια τῇ συγκλήτῳ φυλάξειν καὶ πᾶσαν τὴν πρὸς ἕω ἀρχομένην ὑπήκοον Ἰταλοῖς ποιῆσαι.* Valesius bemerkt zu der Stelle: Langus et Musculus jura patria interpretantur. Ego ritus patrios malim vertere. Sic enim Graeci vocare solent caerimonias majorum in colendis diis.

2) Er machte Alarich zum magister utriusque militiae, dessen Schwager Ataulf zum comes domesticorum equitum. Sozomenos IX c. 7.

Ravenna vor. Und hier nun war Honorius unfähig, Widerstand zu leisten. Es kann kein Zweifel sein, daß er sich bereit erklärte, den Gegner als Genossen des Imperiums anzuerkennen. Attalus war aber damit nicht zufrieden, er wollte keine weitere Einwirkung des Honorius dulden; er ließ dem Honorius den Vollgenuß aller äußerlichen Präcipitorien anbieten, jedoch unter der Bedingung, daß er sich auf eine Insel zurückziehe und auf eine wirkliche Theilnahme an den Geschäften Verzicht leiste [1]). Es war der Augenblick, in welchem alle Einrichtungen des Theodosius auf dem Spiele standen und Heidenthum und Arianismus, auf volksthümliche Meinungen und auf Alarich gestützt, nochmals eine große Aussicht hatten. Um nicht auf die Anträge des Attalus eingehen zu müssen, beschloß Honorius nach Constantinopel zu flüchten, wodurch doch Attalus seiner Gegenwart entledigt worden wäre. In dieser Krisis haben zwei Momente entschieden. Das erste ist, daß Honorius Hülfe aus dem Orient bekam, wo die Leitung der Geschäfte in die Hände des Anthemius übergegangen war, eines Mannes, der von einem beredten Zeitgenossen als der Große gefeiert wird [2]); dem man beides, Strenge und Güte, nachsagt und dem es bereits gelungen war, Einfälle der wildesten Barbaren zurückzuwerfen, mit den Persern ein Abkommen zu treffen und städtische Unruhen in Constantinopel zu überwältigen. Der hatte

1) Olympiodor Frgt. 13 Müller. Sozomenos IX c. 8 S. 1613 B. Migne: *Ἄτταλος τὴν μὲν κοινωνίαν τοῦ κράτους ἀπαρνεῖται, δηλοῖ δὲ Ὀνωρίῳ, νῆσον ἢ τόπον ἑλέσθαι ὃν βούλεται καὶ καθ' ἑαυτὸν διάγειν, πάσης βασιλικῆς θεραπείας ἀξιούμενον.*

2) Synesius von Cyrene. Anthemius war praefectus praetorio vom 10. Juli 405 bis zum 19. April 414.

nun auch wieder den Occident ins Auge gefaßt, und man begreift es, wenn er das Imperium nicht in fremde Hände übergehen laſſen wollte: denn das eventuelle Recht daran gehörte auch dem Zweige des Arcadius. Genug, indem Honorius ſich vorbereitete, nach Conſtantinopel zu entfliehen, langte eine für die damaligen Zuſtände ziemlich bedeutende Hülfsmacht aus dem Orient bei ihm an. Es waren ſechs Abtheilungen regelmäßiger Milizen, die etwa 4000 Mann betragen mochten [1]). Ihre Ankunft gab dem Honorius ſeinen Muth zurück. Er hatte ſchon an der Zuverläſſigkeit ſeiner italieniſchen Truppen zu zweifeln angefangen; jetzt konnte er die Mauern von Ravenna mit Mannſchaften beſetzen, deren Treue unerſchütterlich ſein mußte, ſodaß Attalus nicht mehr hoffen durfte, in kurzem in Ravenna ſelbſt einzuziehen. Nicht minder eingreifend waren die aus Afrika einlaufenden Nachrichten. Hier hatte Heraclianus den Geſandten des Attalus, der ihn zum Abfall von Honorius bewegen ſollte, nicht allein abgewieſen, ſondern umbringen laſſen und Sorge getragen, daß keine weitere Zufuhr nach Rom gelangte. Der Mangel an Lebensmitteln ſtieg hierauf in der Stadt zur förmlichen Hungersnoth. Die Römer hatten zwar ihren Cirkus, aber kein Brod mehr, und wahrſcheinlich beruht es auf einer der im Cirkus gehörten Ausrufungen [2]), daß man gemeint hat, die Einwohner würden ſich mit Menſchenfleiſch nähren [3]). Unter der Aufregung, welche hierüber entſtand, kehrte Attalus zurück. Alarich war der Meinung,

1) numeri (ἀριθμοί) = 4000 Mann Sozomenos IX c. 8 S. 374 (vergl. Reitemeier zu Zoſimus VI c. 8).

2) pretium pone carni humanae. Zoſimus VI c. 11.

3) Olympiodor Frgt. 4 bei Müller. Sozomenos IX c. 8 (S. 1614 C. Migne).

daß man nur etwa fünfhundert Mann an die nahe afrikaniſche Küſte ſenden ſolle, um dem Widerſtande des Heraclianus ein Ende zu machen. Gewiß, das war bei der Lage der Dinge das einzige Mittel, aus dieſen unglücklichen Verlegenheiten herauszukommen. Aber in den Römern lebte doch das unerſchütterliche Selbſtgefühl, das den Grundzug ihres Charakters ausmachte. Attalus und der Senat ſchlugen ab, auf den Antrag Alarichs einzugehen.

In dieſem Zwieſpalt darf man wohl einen der bezeichnendſten Charakterzüge der ſpäteren römiſchen Geſchichte ſehen. Mitten in einer verderblichen Hungersnoth verweigerte Attalus und ſein Senat den Gothen die vollkommene Gemeinſchaft der Waffen. Die Idee von Rom war noch ungebrochen. Für Alarich ſelbſt lag am Tage, daß er durch Verbindung mit Attalus niemals zu der Sicherheit gelangen würde, die er anſtrebte. Von den beiden römiſchen Kaiſern, dem, mit welchem er zerfallen war, und dem, welchen er ſelbſt erhoben hatte, zurückgeſtoßen, nahm Alarich eine noch immer in ſich unabhängige, aber ſehr veränderte Stellung ein. Er wandte ſich nun wieder an Honorius und traf mit dieſem eine Abkunft, deren Wortlaut wir nicht genau erfahren, von der es jedoch gewiß iſt, daß er darin ſeine feindliche Stellung gegen Honorius aufgegeben, und dieſer ihm dagegen Verſprechungen gemacht hat. Attalus wurde im Lager Alarichs, wenn wir recht unterrichtet ſind, mit einer gewiſſen Feierlichkeit des Imperiums wieder entkleidet [1]). Seine höchſten Beamten erhielten Amneſtie. Er ſelbſt hätte ſich nicht wieder nach Rom wagen

1) Zoſimus VI c. 12: *περιελὼν τὸ διάδημα καὶ τῆς ἀλουργίδος ἐκδύσας.*

dürfen, er würde unzweifelhaft getödtet worden sein; seine Sicherheit fand er bei Alarich, in dessen Umgebung er sich fortan aufgehalten hat [1]).

Was sollte aber mit denen geschehn, welche an die Herstellung des Heidenthums in Rom gedacht oder Begünstigungen des Arianismus erwartet hatten? Alarich hat sich gleich darauf Roms bemächtigt — ohne Belagerung, ohne eigentlichen Widerstand, durch Mittel und Wege, die wir nicht weiter kennen. Er hat Rom nicht erobert — er hat es besetzt am 24. August 410 [2]). Wie so ganz irrig ist es, die Einnahme mit einer spätern Eroberung durch ein gewaltiges Kriegsheer in Vergleich zu stellen! Es könnte wohl der entgegengesetzte Fehler zu sein scheinen, wenn man die Vermuthung aussprächе, Alarich sei mit dem Kaiser und der Geistlichkeit einverstanden gewesen, als er Rom einnahm. Aber in den Thatsachen liegt doch keine Feindseligkeit gegen Honorius; eher das Gegentheil. Dem Kaiser mußte es darauf ankommen, die Gegner des theodosianischen Hauses wieder zu unterwerfen. Was der herrschenden Ansicht, Rom sei in die Hände der Barbaren gefallen, zufolge über die dabei begangenen Gewaltsamkeiten gesagt worden ist, wird theilweise gegründet sein; — doch aus sicheren, bewährten Nachrichten ergiebt sich, daß Alarich die Kirchen, besonders den Vatican, zu Ehren des Apostels Petrus in Schutz genommen hat. Vorfälle werden erzählt, in denen ein versuchter Raub sich unmittelbar in eine Huldigung gegen den Apostel verwandelt. In einer Art von Pomp wurden die Schätze, deren

1) Sozomenos a. a. O. c. 8 g. E. Olympiodor Frgt. 13.
2) Den Tag giebt Theophanes (S. 127, 6 ed. Bonn.) an.

man sich bemächtigen wollte, nach der Peterskirche abgeführt. Alarich hat die allgemeine Ordnung und das Uebergewicht der katholischen Kirche, das von Attalus und dessen Anhängern gekränkt wurde, wiederhergestellt. Nur drei Tage hat er in der Stadt verweilt. Aber das reichte hin, um die Vorahnungen der alten Poeten zu erfüllen, daß Rom dereinst von den siegreichen Barbaren eingenommen werden würde.

Alarich hatte seine Mission beendet. Was er weiter vorgehabt und unternommen, ist schwer zu sagen. In den Zusammenhang der Begebenheiten würde es eingreifen, wofür doch ein direktes Zeugniß vorliegt[1]), wenn man annehmen wollte, er habe die Absicht gefaßt, nach Afrika zu gehen, um die Herbeischaffung der Lebensmittel, deren die Stadt bedurfte, ins Werk zu setzen. Attalus hatte es ihm versagt; nach dessen Sturz lag es ihm nahe, es selbst zu versuchen. Und weit verbreitet war die Nachricht, er habe einige Schiffe zusammengebracht, um von Rhegium nach Sicilien überzugehen; aber von den dunkeln Mächten sei ihm Widerstand geleistet worden[2]); seine Flotte sei in der Meerenge vor seinen Augen untergegangen[3]). An der Schwelle des größten Unternehmens, durch welches er Rom und Afrika zu beherrschen gedachte, sei er plötzlich an einer Krankheit ver-

1) Jordanes Get. c. 30.

2) Olympiodor (Frgt. 15 bei Müller) berichtet von einer Statue, durch welche die Ueberfahrt der Barbaren verhindert worden sei. Der Uebersetzer von Eusebius' Kirchengeschichte, Tyrannius Rufinus erzählt in dem Prolog zu seiner Uebersetzung der Homilien des Origenes in Numeros, daß er von Messina aus, wo er sich damals aufhielt (Fontanini und Ballarsi bei Migne Patrol. lat. XXI S. 291), gesehen habe, wie die Gothen Rhegium in Brand steckten: in conspectu nostro barbarus reginum oppidum miscebat incendio (Origenis opera ed. Lommatzsch, t. X S. 9).

3) Orosius VII, 43 Isidor Hispal. Historia Gothorum c. 18.

ſchieden [1]). Wundervoll iſt die Sage, nach welcher die gothiſche Kriegsſchaar den Fluß Burentinus bei Coſenza abgeleitet, den Gothenfürſten ſammt allen ſeinen Schätzen darin begraben und alsdann die Fluthen wieder über das Grab habe dahinrauſchen laſſen. Ob ſie gefürchtet haben, jede andere Grabſtelle würde von den Einwohnern doch zerſtört werden? An die Wiederaufnahme des mißglückten Unternehmens war überhaupt nicht zu denken. Wir erfahren noch, daß in Rom die Schweſter des Honorius, Tochter des Theodoſius von der Galla, des Namens Placidia in ſeine Hand gefallen ſei, ſodaß man an eine Vermählung derſelben mit dem Schwager und Nachfolger Alarichs Ataulf habe denken können. Der aber ſuchte ſich eine neue Heimath in Gallien zu gründen; wir werden ihn ſogleich dahin begleiten.

1) τὰ κατὰ Καμπανίαν ἐλυίζετο κἀκεῖ νόσῳ φθείρεται (Philoſtorgius XII c. 3).

Achtes Capitel.

Invaſion und erſte Feſtſetzung der Germanen in den weſtlichen Provinzen des römiſchen Reiches.

Die weltbeherrſchende Frage war noch immer die älteſte. Seitdem die Germanen aus Gallien zurückgetrieben waren, hatten ſie nicht aufgehört, Land von den Römern zu fordern; wie einſt ſchon von Julius Cäſar, ſo nachmals von Marc Aurel. Nun waren ſie ſeit der Niederlage des Valens allerdings in das römiſche Reich aufgenommen worden, aber in einem Bundesverhältniß, das doch eine Art von Dienſtbarkeit war und keine Selbſtändigkeit gewährte. Alarich, der ſich nicht mehr als bloßer Stammeshäuptling, ſondern als König ſeiner Nation fühlte, hatte danach geſtrebt, für ſich ſelbſt eine allgemein anerkannte Stellung und für ſein Volk eine genügende Ausſtattung entweder durch Lieferungen oder durch förmlichen Beſitz einer Landſchaft zu erlangen. Er hatte unendlich viel erreicht; allein die eigentliche Aufgabe, welche darin beſtand, das nationale Daſein einer kriegeriſchen Bevölkerung mit der Unterordnung unter Rom zu vereinigen, hatte er nicht gelöſt.

Noch auf eine andere Weiſe als jener Uebergang über die Donau, von welchem die Verwicklungen, deren wir gedachten, herrührten, war der Uebergang der Germanen über den Rhein für die Weltereigniſſe entſcheidend. Denn wenn

in Thracien und in Italien die beiden großen Hauptstädte, welche die höchste Gewalt gleichsam mit den Kaisern theilten, durch äußere Lage und innere Impulse Widerstand zu leisten fähig gewesen waren, so traf der Einbruch germanischer Völker in Gallien nicht auf einen ähnlichen Widerstand.

Das Land hatte keine eigentliche Hauptstadt. Es war nicht einmal eine von anderen abgesonderte, in sich selbst zusammenschließende Provinz. Es gehörte zu der Präfectur, welche zugleich Spanien und Britannien in sich begriff. In sich selbst setzte es sich aus zwei verschiedenen Theilen zusammen, den sogenannten sieben Provinzen, welche den Süden Galliens bis zur Garonne im Westen, und dem oberen Rhonelauf im Osten umfaßten, und dem eigentlichen Gallien [1]). Jene hatten einen Vicar an der Spitze; dieses jedoch stand, soviel man sehen kann, unter der unmittelbaren Verwaltung des Präfectus Galliarum [2]). Außer den beiden Germanien und den beiden Belgien, welche als Grenzlande eingerichtet waren, umfaßte es das ehemalige lugdunensische Gallien. Hier

1) Das älteste Zeugniß für diese Sonderung sind die Akten der Synode zu Valence im Jahre 374, in welchen von Gallien die fünf Provinzen (Galliae quinque provinciae) unterschieden werden. Diese waren: Viennensis, Aquitania, Novempopulania, Narbonensis, Alpes maritimae. Die sieben Provinzen entstanden aus den fünf dadurch, daß Aquitania und Narbonensis in je zwei Provinzen zerlegt wurden, prima und secunda. Die beiden Narbonenses kommen zuerst im Jahre 381 (Mommsen in den Abhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften Bd. III S. 257); die sieben Provinzen im Jahre 400 vor. (In einer Constitution dieses Jahres — Cod. Theod. I, 15, 15 — wird ein vicarius septem provinciarum erwähnt.

2) Böcking bestimmt das Verhältniß der beiden Administrationen in folgender Weise: praefectus praetorio Treviris sedens decem septemtrionales Galliae provincias, quas proprio nomine Gallicas sive Gallicanas unde appellaverunt, sub sua ipsius ditione administrationeque habuit; reliquis vero provinciis, meridionalibus vicarius peculiaris vice sacra praefuit (Notitia dignitatum t. II S. 476**).

finden wir die alten Namen wie Rheims, Soiſſons, Paris, Rouen. Sie erinnern noch an die älteſten Zuſtände: denn, wie man weiß, hatten ſich im Laufe der Zeit ſtädtiſche Gemeinweſen organiſirt, welche die früheren Bezirke, die nun freilich vollkommen romaniſirt waren, mehr oder minder in ſich begriffen. Sie waren dadurch, daß das Chriſtenthum überall eingeführt worden, unter ihren Biſchöfen zu noch größerer Autonomie gelangt, als vordem. Die innere Vertheidigung und Sicherheit beruhte vor Allem darauf, daß die Grenzbefeſtigungen behauptet wurden, was dann unter unaufhörlichen Kämpfen inſofern gelungen war, als die vornehmſten Plätze ſich noch immer in römiſchen Händen befanden. Auch jetzt ſind es nicht die Grenzvölker geweſen, welche den Einbruch vollzogen; er geſchah durch andere von dieſen Marken bisher entfernt gebliebene Stämme.

Am letzten Tage des Jahres 406 haben Vandalen, Alanen und Sueven den Rhein überſchritten und ſind dann in Gallien vorgedrungen. Eine unzweifelhafte Nachricht liegt vor, nach welcher die Vandalen Widerſtand bei den Franken fanden und nur durch die Hülfe der Alanen gerettet wurden [1]). Die drei Völker gehören der oſtgermaniſchen Völkergruppe an. Vandalen und Gothen werden von Procop als gleichartige und verwandte Stämme geſchildert [2]). Auch von den Alanen läßt ihre Schilderung bei Ammian keinen Zweifel darüber, daß ſie zu den Germanen gerechnet wurden; ausdrücklich werden ſie zu den gothiſchen Stämmen im Allgemeinen gezählt; ihre Verſchmelzung mit denſelben beweiſt

1) Renatus Profuturus Frigeridus bei Gregor von Tours II c. 9.
2) Procop, bell. Vand. I, 3.

unter Anderem die alano-gothiſche Verwandtſchaft des Jordanes. Die Sueven können keine andern geweſen ſein, als die, deren Verbindung mit den Sarmaten ſchon die ältern Schriftſteller erwähnen; im ptolemäiſchen Scythien werden alaniſche und ſueviſche Gebirge unterſchieden [1]). Und ganz ohne Grund möchte es nicht ſein, wenn Hieronymus als die dritte eingedrungene Schaar nicht die Sueven bezeichnet, ſondern die Quaden. Wäre die Annahme gegründet, ſo würde darin ein Zuſammenhang mit der früheren Geſchichte vorliegen [2]). Es würde dieſelbe Völkerſchaft ſein, durch deren geringfügige und doch feindſelige Haltung Valentinian in jene Aufregung verſetzt wurde, die ihm den Tod zuzog. Eine verwandte Völkerſchaft hatte er bereits gewonnen und ſie den Alemannen entgegengeſetzt: es waren die Burgundionen, die aber jetzt durch die drei anderen Stämme mit fortgeriſſen wurden. Wodurch aber ſind nun dieſe zu dem Unternehmen veranlaßt worden?

Eine hiſtoriſch ſichere Nachricht iſt darüber wahrſcheinlich niemals niedergeſchrieben worden. Auf Grund einſilbiger Notizen, die auf uns gekommen ſind, haben ſich zwei verſchiedene

1) Schon Jacob Grimm hat in ſeinen Unterſuchungen über die Alanen (Geſchichte der deutſchen Sprache I, S. 473) daran angeknüpft, er hält ſie gleichſam für eine Vermittelung zwiſchen Scythen und Gothen. Man vertieft ſich immer wieder gern in dieſes Buch, wenn man ihm auch nicht beiſtimmt. Es verknüpft Sprachgelehrſamkeit und Sagenkunde mit den ergiebigſten hiſtoriſchen Notizen und dem poetiſchen Hauch, der die Schriften Jacob Grimms überhaupt durchweht.

2) Dem Hieronymus (in der epist. ad Ageruchiam CXXIII, c. 16 I S. 913 Vallarſi) eine unbegründete Verwechslung zuzuſchreiben (Zeuß: Deutſche Stämme S. 456), liegt doch kein Anlaß vor; er war damals in weiter Ferne und wird die Namen durch Andere erfahren haben. Der grammatiſche Grund ſetzt eine Zuverläſſigkeit der Orthographie in den Handſchriften voraus, die ſich ſonſt nicht findet; — ja, wenn wir echte Documente hätten!

Ansichten unter den Gelehrten gebildet. Nach der einen gehörten diese Stämme ursprünglich zu denen, die mit Radagais verbunden waren; nach der andern sind sie von Stilicho eingeladen worden. Ich denke, daß das Eine das Andere nicht ausschließt. Denn von jeher waren es immer zwei Momente, die bei diesen römisch-germanischen Ereignissen zusammenwirkten: die inneren Entzweiungen des römischen Reiches und der Impuls der germanischen Stämme, die zugleich Kriegsgenossenschaften waren, sich weiteren Raum für ihr Leben und ihre Macht zu schaffen.

Von Stilicho berichtet der einzige gleichzeitige Geschichtschreiber, der zwar parteiisch für Christenthum und Kaiserthum in ihrer damaligen Form, für die Wahrheit der Thatsachen aber eine durch seine Studien genährte Unterscheidungsgabe kundgiebt und nicht eigentlich erdichtet, Orosius, mit aller Bestimmtheit, er habe durch den Einbruch der drei Stämme sich Bahn für die Erhebung seines Sohnes Eucherius auf den kaiserlichen Thron machen wollen; er habe gehofft, die eingedrungenen Völkerschaften ebenso leicht wieder zu entfernen, als er sie herbeigerufen hatte[1]).

1) Orosius VII c. 38: gentes Alanorum, Suevorum, Vandalorum ultro in arma sollicitans. Eas interim ripas quatere et pulsare Gallias voluit, sperans, quod et extorquere imperium genero posset in filium et barbarae gentes tam facile comprimi quam commoveri valerent, vergl. c. 40. Bei Marcellinus (II, S. 277 Roncall.) findet sich die Nachricht in sehr ähnlicher Fassung. Auch Prosper Tiro schreibt die Verwüstung Galliens der Einwirkung Stilichos zu: universarum gentium rabies Gallias dilacerare exorsa, inmissu quam maxime Stilichonis indigne ferentis filio suo regnum negatum (I. S. 746 Ronc.). Und einen gewissen Eindruck müssen die Worte eines Edikts vom November 408 machen, in welchem Stilicho beschuldigt wird, die Barbaren überhaupt gegen den Kaiser aufgeregt zu haben: opes, quibus ille usus est ad omnem ditandam inquietandamque barbariem (Cod. Theodos. IX, 42, 22).

Was nun die letzte Absicht Stilichos betrifft, so ist sie, wie bemerkt, sehr problematisch. Allein in der damaligen Lage der Dinge gab es noch einen anderen Beweggrund für die Herbeiführung eines germanischen Heerhaufens aus der Stammesverwandtschaft Stilichos. Ich denke, es ist eine Combination, die sich aus den Umständen ergiebt, wenn ich annehme, daß Stilicho durch die ihm entgegengesetzten Agitationen der römischen Kriegsvölker, die in Britannien zu Tage kamen und allenthalben Sympathien fanden, bewogen wurde, auf der einen Seite mit Alarich in Verbindung zu treten, auf der andern den Einbruch der Vandalen, seiner Stammesgenossen, und anderer Germanen in Gallien hervorzurufen und zu befördern [1]). Er ist dabei, wie schon erzählt, zu Grunde gegangen; aber

1) Mit dieser Voraussetzung würde eine andere Hand in Hand gehen, daß nämlich die empörerische Stimmung im römischen Heerlager ebenso verbreitet war, als in der Zeit des Maximus. Was früher den Anlaß gab, die Macht des Franken Merobaudes, war jetzt um so mehr der Fall, als Stilicho an der Spitze der gesammten Heeresmacht stand; die Legionen wollten vor Allen Stilichos entledigt sein, weil er ein Barbar war. Der aber meinte sich dadurch behaupten zu können, daß er den Römern Barbaren entgegensetze. Die Erhebung der britischen Legionen wird von Olympiodor vor das 7. Consulat des Honorius (Frgt. 12: πρὶν ἢ Ὀνώριον ἕβδομον ὑπατεῦσαι), d. i. vor das Jahr 407, gesetzt, eine sehr vage Zeitbestimmung, welche mehr als Ein Jahr umfassen kann; (nimmt man den Ausdruck in strengem Sinne, so wird damit das Jahr 406 bezeichnet). Der Einwurf, daß ja die Barbaren schon bei dem Jahreswechsel von 406 zu 407 eindrangen, ist nicht entscheidend (Prosp. Aquit. z. J. 406: Vandali et Alani Gallias, transjecto Rheno prid. Kal. Januarias [darunter kann nur der 31. Dezember des Jahres 406, nicht, wie man gemeint hat, der 31. Dezember 405, vergl. A. Jahn, Die Geschichte der Burgundionen I, S. 275, N. 3, verstanden werden] ingressi), da Bedrohungen von der einen und Gegenvorstellungen von der anderen Seite einander gegenseitig herausgefordert haben können. Ein Unglück, daß wir nicht selten in den wichtigsten Momenten, um sie zu verstehen, auf Vermuthungen angewiesen sind.

der Einbruch der Germanen hat zur Umwandlung der occidentaliſchen Welt den vornehmſten Anſtoß gegeben.

Ganz Gallien wurde von einer wilden Bewegung erfüllt, die dem entfernten Hieronymus einen Schrei des Entſetzens auspreßte.

Indem Conſtantinus in der Mitte derſelben die Oberhand erhielt, gab er dem Kaiſer Honorius Nachricht von ſeiner Erhebung mit dem Hinzufügen jedoch, er habe nur gezwungen die Kaiſerwürde angenommen, und trug ihm ſeine Bundesgenoſſenſchaft an. Und erinnern wir uns nun, daß die Richtung, die er verfolgte, der Politik, die der Hof damals einſchlug, homogen war, indem man ſich auf beiden Seiten dem Eindringen germaniſcher Oberhäupter widerſetzte, ſo iſt es verſtändlich, daß ſich Honorius bewogen gefunden hat, den galliſchen Imperator anzuerkennen und ihm den Purpur zu ſchicken, wie er ja auch einen Augenblick dem Attalus Gemeinſchaft des Reiches angeboten hat. Es geſchah bei folgender Gelegenheit. Conſtantin war mit Gallien nicht zufrieden; er dachte ein weſtliches Imperium, welches Gallien, Spanien und Britannien umfaſſen ſollte, aufzurichten und ſchickte ſeinen älteren Sohn, der das Mönchshabit abgeworfen hatte, um als Cäſar zu erſcheinen, nach Spanien [1]). Den größten Widerſtand fand dieſer an zwei Verwandten des theodoſianiſchen Hauſes, das in Spanien, woher es ſtammte, die ergebenſten Freunde und Bundesgenoſſen beſaß: Didymus und Verinianus. Dieſe, die eine angeſehene Stellung im Lande inne hatten, ſetzten ſich eigenmächtig den von Con-

1) Oroſius VII, c. 40 (Marcellinus Comes S. 278) Olympiodor Frgt. 12. Zoſimus VI c. 4. Sozomenos IX c. 11.

ſtantin eingeſetzten höheren Beamten entgegen[1]). Aber ſie konnten nur ihre eigenen Leute, Bauern und Knechte, die in der Eile aufgeboten waren, dem krieggeübten Feinde entgegenſtellen, dem dieſe dann unterlagen. Sie ſelbſt wurden gefangen genommen, ſodaß Conſtantin auch in Spanien feſten Fuß faſſen konnte. Sobald es ſoweit gekommen war, ſchickte er ein paar Eunuchen von ſeinem Hofe an Honorius, der ihm dann durch dieſe ſeine Boten den Purpur überſandt hat[2]). Honorius wurde dazu vor Allem durch die Rückſicht auf die beiden Gefangenen, welche ſeine nahen Verwandten waren, bewogen.

Er hatte ſein Leben lang die unglückliche Flexibilität eines Minorennen, welcher fremden Rathſchlägen folgt. Doch gab es einen Punkt, in welchem auch er unbeugſam war, wie ſein Bruder Arcadius, wenn es den definitiven Beſitz der Autorität im Palaſt oder die Ehre des kaiſerlichen Hauſes überhaupt galt. Als ſeine beiden Verwandten, während man Botſchaften wechſelte, dennoch von Conſtantin hingerichtet wurden, trat er von jeder weiteren Verbindung mit dieſem zurück und dachte daran, ſeine Rechte zu behaupten. Und Conſtantin zerfiel nicht lange darauf mit den römiſchen Truppen in Spanien, weil er die wichtigſten Pyrenäenpäſſe nicht den ſpaniſchen, welche bisher dieſelben bewacht hatten, ſondern den galliſchen Legionen anvertraute[3]). Er ſchickte dahin einen ſeiner beſten Feldherren, des Namens Gerontius.

---

1) Oroſius VII c. 40: judices non adsumserunt.

2) Zoſimus V c. 45 vergl. Olympiodor Frgt. 12. Die Geſandtſchaft des Conſtantin an Honorius fällt zu Anfang des Jahres 409.

3) Zoſimus VI, 5: *καταλιπὼν αὐτόθι τὸν στρατηγὸν Γερόντιον, ἅμα τοῖς ἀπὸ Γαλατίας στρατιώταις, φύλακα τῆς ἀπὸ Κελτῶν ἐπὶ*

Aber das Verhältniß militäriſcher Unterordnung läßt ſich, wenn es einmal gebrochen iſt, kaum jemals wieder herſtellen. Auch Gerontius konnte die Abhängigkeit von Conſtantin nicht lange ertragen. Er fühlte ſich dadurch beleidigt, daß Conſtantin, indem er ſeinen Sohn wieder nach Spanien gehen ließ, dieſem einen andern Heerführer zur Seite ſtellte. Gerontius machte ſich ſelbſtändig und, um ſich zu behaupten, trug er kein Bedenken, ſich mit den in der Nähe vordringenden germaniſchen Völkerſchaften zu verbinden. Die Entzweiung der Legionen mit ihrem Heermeiſter hatte den Germanen den Weg nach Gallien gebahnt; die Entzweiung der empörten Truppen unter einander eröffnete ihnen den Weg nach Spanien: im Einverſtändniß mit dieſen haben ſie die Pyrenäen überſchritten[1]).

Von den Provinzen des Reiches war keine blühender als Spanien, wie man namentlich aus der hiſtoriſch werthvollen Lobrede des Pacatus auf Theodoſius ſieht. Von dieſem Autor wird die glückliche Lage des Landes gerühmt: in der Mitte zwiſchen der Gluth des Südens und dem Eiſe des Nordens, von den Pyrenäen, dem Ocean und dem tyrrheniſchen

---

τὴν Ἰβηρίαν παρόδου, καίτοι γε τῶν ἐν Ἰβηρίᾳ στρατοπέδων ἐμπιστευθῆναι κατὰ τὸ συνηθὲς τὴν φυλακὴν αἰτησάντων καὶ μὴ ξένοις ἐπιτραπῆναι τὴν τῆς χώρας ἀσφάλειαν. Sozomenos IX c. 12.

1) Oroſius VII c. 40: barbari quondam in foedus recepti atque in militiam allecti Honoriani (codd. Honoriaci) vocabantur. Honoriani cunctas gentes, quae per Gallias vagabantur, Hispaniarum provinciis immittunt. Unter der Bezeichnung Honoriani kommen in der Notitia dignitatum eine Reihe von Truppenabtheilungen ebenſowohl im Occident, wie im Orient vor (Index von Böcking II. B. S. 81 s. v.). Der Einbruch der Germanen in Spanien erfolgte im Jahre 409, Ende September oder in der erſten Hälfte des Oktober (Idatii Chronicon illustratum a Garzon edidit Ram, S. 61).

Meere eingeſchloſſen, bilde es gleichſam ein Eiland, dem die ſchaffende Gottheit ihre beſondere Gunſt zugewendet habe; es zähle viele herrliche Städte; das bebaute und ſelbſt das unbebaute Land ſei entweder reich an Feldfrüchten oder durch Viehheerden belebt; es beſitze goldführende Flüſſe, Bergwerke voll ſtrahlender Metalle [1]).

Man muß ſich dieſes beneidenswerthen Zuſtandes inmitten einer von Verwüſtung und Plünderung erfüllten Welt erinnern, um die Anziehung zu verſtehen, welche Spanien auf die germaniſchen Nationen ausgeübt hat. Die drei Völkerſchaften ſollen, wie einſt die Herakliden bei ihrem Vordringen in den Peloponnes, das Loos über die Provinzen geworfen haben, welche eine jede occupiren ſolle [2]). Man kann das wohl nur ſo verſtehen, daß ſie von vornherein beſtimmten, wohin ſich eine jede zu wenden, wo ſie Fuß zu faſſen habe. Die Sueven bekamen Galicien, die Alanen Luſitanien. Die Vandalen theilten ſich in zwei Geſchlechter, Aſtinger und Silinger. Jene blieben bei den Sueven in Galicien, dieſe nahmen Bätica und Andaluſien ein. Hier ſchloſſen ſie nun auch bald mit den Einwohnern Verträge: die Spanier blieben in den Städten und Caſtellen, die Germanen bekamen das Land [3]).

---

1) panegyricus XII c. 4. § 4: Adde tot egregias civitates, adde culta incultaque omnia, vel fructibus plena vel gregibus, adde auriferorum opes fluminum, adde radiantium metalla gemmarum.

2) Oroſius VII c. 40 z. E.: actis aliquamdiu magnis cruentisque discursibus post graves rerum atque hominum vastationes habita sorte et distributa usque ad nunc possessiones consistunt. Idatius, Chron. ed. Ram S. 61 z. J. 411: barbari ad pacem ineundam conversi sorte ad habitandam sibi provinciarum dividunt regiones.

3) Idatius, Chron. S. 62: Hispani per civitates et castella residui a plagis barbarorum per provincias dominantium se subjiciunt servituti.

Daß es zu Verträgen kam, ersehen wir auch daraus, daß zuweilen eines Bruches derselben Erwähnung geschieht.

Wohlbetrachtet ist denn doch der Einbruch der drei Völker dem Kaiserthum zu Hülfe gekommen. Sie verhinderten die Consolidation des Imperiums, welches Constantin in Gallien und Spanien aufzurichten gedachte. Zugleich aber wurden die Absichten Stilichos gegen Constantin noch auf eine andere Weise ins Werk gesetzt.

Es entspricht seinen von jeher gehegten Intentionen, daß nach dem Tode Alarichs dessen Schwager Ataulf seinen Zug gegen Gallien richtete. Ataulf hat in einem Augenblick, als er seine Kräfte und zugleich die Doppelseitigkeit seiner Stellung fühlte, geäußert, er würde am liebsten das Römerreich in ein Gothenreich verwandeln, wenn nur seine Gothen dahin zu bringen wären, den Gesetzen zu gehorchen[1]). In diesem Gegensatz selbst aber lag die wirksamste Ursache für den Wechsel der Ereignisse. Daran konnte nicht gedacht werden, die universale Herrschaft Roms mit dem Schwerte der Gothen zu behaupten; alle anderen Völker hätten niedergeworfen werden müssen, was unmöglich war. Wenn es auf eine Verschmelzung romanischen und germanischen Wesens ankam, so konnte das nur in einer der germanischen Stammesart entsprechenden Weise, zugleich in erhaltender und erweiternder Form geschehen. Diesen Gedanken setzte dann Ataulf selbst ins Werk. Dafür, daß er im Auftrag des Honorius nach Gallien gegangen sei, liegt kein Beweis vor. Als ein Feind

1) Orosius, der das berichtet (VII c. 43), war zugegen, als derjenige, der die Unterhaltung mit Ataulf geführt hatte, dem Hieronymus über dieselbe Mittheilung machte.

des Kaiſerhauſes aber konnte Ataulf doch auch nicht betrachtet werden, wenn es wahr iſt, was wir bemerkten, daß Alarich in ſeinen letzten Zeiten kein Gegner des Honorius geweſen war. Und ein verbindendes Moment lag immer darin, daß Ataulf Placidia in ſeinem Lager mit ſich fortführte; ſie war ein Pfand in ſeinen Händen. Als Ataulf nach Gallien kam [1]), war Conſtantin bereits niedergeworfen. Denn es gab viele mächtige Eingeborene, die ſich ihm doch nicht unterordnen wollten. Mit dem Oberbefehl über die Truppen des Honorius war Conſtantius betraut worden, der die Oberhand über Conſtantin davontrug. Von Gerontius nämlich war Conſtantin in Gallien angegriffen und in Arles eingeſchloſſen worden. Aber die Truppen des Gerontius traten zu Conſtantius über, als dieſer in ſeiner Nähe erſchien. Der Ausgang des Gerontius mag wohl hier nicht unerwähnt bleiben. Er wurde, als er nach Spanien zurückkam, auch dort von den Truppen verlaſſen und in ſeinem feſten Hauſe belagert. Dahin hatte ihn ſeine Gemahlin, des Namens Nunechia begleitet, welche, als die Sache ſchlecht ging, ihren Gemahl bat, ſie zu tödten, damit ſie nicht in fremde Hände falle. Gerontius hat es gethan, auch den einzigen Getreuen, der bei ihm war, einen Alanen, hat er auf deſſen Bitte umgebracht; er ſtarb, wie die alten Römer, die nach der höchſten Gewalt geſtrebt hatten [2]).

Conſtantinus hatte noch auf eine Hülfe von Franken und Alemannen gerechnet, welche für ihn in die Waffen gebracht

1) Im Jahre 412 (Prosper Aquit.).

2) Der Bericht, dem ich folge, findet ſich bei Sozomenos IX, 13 ff. Das aus Olympiodor hierüber erhaltene Fragment (nr. 16) iſt bei weitem kürzer und weniger verſtändlich.

worden waren. Dieſe hatten anfangs den Truppen des Honorius die größten Beſorgniſſe eingeflößt; ſie waren aber durch die Vorkehrungen, welche ein Unterfeldherr des Conſtantius, Ulfilas, unzweifelhaft ebenfalls ein Germane, traf, zurückgeworfen worden [1]). Nach dieſer Niederlage verlor Conſtantin den Muth, legte den Purpur nieder und ließ ſich zum Prieſter weihen. Aber die Einwohner, die nun zur Herrſchaft des Honorius zurückkehrten, lieferten ihn aus. Indem er zu Honorius gebracht werden ſollte, wurde er getödtet [2]). Das ganze ſüdliche Gallien überlieferte ſich dem Conſtantius und erkannte den Kaiſer an.

Aber Ataulf fand eine andere Gelegenheit, ſich dem Kaiſer dienſtfertig zu erweiſen.

Neben Conſtantin hatte ſich noch ein anderer Imperator, des Namens Jovinus, erhoben [3]). Er war ein geborener Gallier; die alten Grenzvölker, Franken und Alemannen, überdies ein in Gallien zurückgebliebener Alanenhäuptling und ein Fürſt der Burgunden, des Namens Gunticar, ſchloſſen, ſich ihm an. Und es hätte wohl die Frage ſein können, ob Ataulf lieber mit Honorius oder mit Jovinus in Verbindung treten ſollte. Entſcheidend für ihn war, daß ſein alter Feind

---

1) Ulfilas wird als *συστρατηγός* des Conſtantius bezeichnet (Sozomenos IX c. 14). Conſtantius befehligte die Fußtruppen, Ulfilas die Reiterei.

2) Conſtantin wurde auf der Reiſe nach Ravenna unfern dieſer Stadt (nach Olympiodor 30 Millien vor Ravenna, nach Renatus Profuturus Frigeridus bei Gregor von Tours II, c. 7 am Mincio) am 18. September 411 (Fast. Idat. Roncall. II, S. 99) getödtet.

3) Er war im Sommer 411 noch in der Zeit, als Conſtantin in Arelate belagert wurde (Renatus Frigeridus a. a. O.) zu Mainz (bei Olympiodor Frgt. 17 iſt *Μογουντιαχῷ* ſtatt: *Μοινδιαχῷ* zu leſen) zum Auguſtus ausgerufen worden.

Sarus mit Honorius zerfiel und sich mit Jovinus vereinigte. Diese inneren Fehden der Westgothen unter einander bildeten immer einen bemerkenswerthen Einschlag im Gewebe der Begebenheiten. Ataulf wandte sich zuerst gegen Sarus, dem er mit einer Heerschaar entgegenging. Sarus hatte nur achtzehn oder zwanzig Begleiter um sich; er wehrte sich auf das Tapferste, wurde aber endlich lebendig gefangen und später getödtet [1]). Indem Ataulf hiedurch in Gegensatz mit Jovinus gerieth, stellten ihm die vornehmsten der Eingeborenen, vor allem der Präfectus Prätorio Dardanus vor, daß er sich mit Honorius, der jetzt wieder mächtiger werde, gegen Jovinus verbinden solle. Und dazu entschloß sich nun Ataulf, der besonders daran Anstoß nahm, daß Jovinus seinen Bruder Sebastianus eigenmächtig zum Mitaugustus ernannt hatte [2]). Er rückte gegen die beiden Brüder ins Feld. Zuerst erlag Sebastian; dann griff Ataulf Jovinus an, der von ihm in Valence belagert wurde und sich ergeben mußte. Ataulf wollte ihn an Honorius schicken, aber Dardanus, zu dem er zunächst gebracht wurde, zog es vor, denselben hinzurichten. Die beiden Köpfe wurden nach der barbarischen Weise des Jahrhunderts dem Honorius zugeschickt und dann auf dessen Befehl öffentlich ausgestellt, wie man mit Rebellen zu verfahren pflegte [3]).

---

1) Olympiodor Frgt. 17.

2) Olympiodor sagt: *βασιλέα χειροτονήσας*. Auch giebt es Münzen, auf denen Sebastian als Augustus bezeichnet wird; und die auf der Rückseite die Umschrift haben: Victoria Augg. (Eckhel VIII S. 179).

3) Olympiodor (Frgt. 19 bei Müller). Daß Jovinus in Valentia bezwungen wurde, giebt Prosper Tiro (I, S. 749 Ronc.) an: Valentia a Gothis effringitur, ad quam se fugiens Jovinus contulerat. Der Tod des Jovinus und Sebastianus fällt in den Herbst des Jahres 413 (Fast. und Chron. Idat.).

Durch eine neue Gesandtschaft Ataulfs an Honorius wurde dann eine förmliche Vereinbarung getroffen und mit Eidschwüren bekräftigt. Die Römer übernahmen die Verpflichtung, den Gothen die nöthigen Lieferungen zu leisten, Ataulf, Placidia zurückzugeben [1]). Das erste setzte voraus, daß den Gothen der Aufenthalt in Gallien gestattet und durch Naturallieferungen ermöglicht werden sollte, immer jedoch in Abhängigkeit von dem römischen Reiche.

Nun aber geschah, daß Heraclianus gegen den Hof von Ravenna, dem er einst die größten Dienste geleistet hatte, Partei ergriff. Noch ein Glück, daß man in Italien keine Hungersnoth erfuhr; — wie hätte man aber die Gothen in Gallien mit Lebensmitteln versehen sollen?

In dieser Verlegenheit, von den Mitteln entblößt, die ihm doch zugesagt waren, schritt Ataulf zu einem Akt der Selbsthülfe, welcher die weittragendsten Folgen gehabt hat. Er unternahm es, sich auf eigene Hand eine haltbare Stellung zu verschaffen. Wir werden nicht irren, wenn wir diesen Zeitpunkt als eine entscheidende Epoche überhaupt ansehen. Denn damals war es, daß die Burgundionen an dem Mittelrhein sich ansiedelten, woher es sich schreiben wird, daß ihr damaliger Fürst Gunticar einen unsterblichen Namen erlangt hat; er ist das Urbild des Gunthere des Nibelungenliedes [2]). Zu gleicher Zeit schritt man in Spanien zur Befriedigung der Germanen durch Landanweisungen. Ataulf hat seinerseits die drei großen Städte Narbonne, Toulouse

1) Olympiodor Frgt. 20.

2) Prosper Aquitanus z. J. 413: Burgundiones partem Galliae propinquam Rheno obtinuerunt.

und Bordeaux in Besitz genommen[1]), nicht eigentlich als Feind des Kaisers, sondern mit dem Vorbehalt, sein Verhältniß mit ihm aufrecht zu erhalten, und sogar noch enger zu knüpfen. Auf Rath eines Einheimischen, des Namens Candidianus, wurde der Beschluß gefaßt, daß Ataulf Placidia nicht zurückgeben, sondern sich vielmehr mit ihr vermählen solle.

Von Seiten der Gothen lag darin gleichsam eine Repressalie gegen Honorius, der die versprochenen Lieferungen nicht geleistet hatte: da die eine der eingegangenen Bedingungen nicht erfüllt wurde, so schien auch die andere keine Berücksichtigung zu verdienen. Für die Einheimischen aber war die Vermählung dadurch wichtig, daß ein Rechtsgrund für sie gewonnen wurde, Ataulf als ihren Herrn und Fürsten zu verehren.

In der Weinlese des Jahres 413 war Ataulf nach Narbonne gekommen[2]). Einige Monate später im Januar 414 ist dort die Vermählung in sehr charakteristischen Formen vollzogen worden[3]). In der Vorhalle des Hauses eines der vornehmsten Bürger saß Placidia auf römische Weise, im kaiserlichen Schmuck, neben ihr Ataulf, mit der Toga angethan, überhaupt römisch gekleidet. Die Hochzeitsgeschenke kamen von den Gothen; fünfzig zierlich gekleidete junge Männer erschienen, jeder in den Händen zwei große Schalen, von denen die eine mit Gold, die andere mit kostbaren Edel-

1) Den Beweis entnimmt man für Toulouse und Bordeaux aus Dichtern, aus Rutilius (de reditu suo v. 496: Tolosa capta) und Paulinus im Eucharistikum, vergl. Dahn, Könige der Germanen V. S. 59.

2) Idatius Chron. S. 58 Ram: Gothi Narbonem ingressi vindemiae tempore.

3) Die Beschreibung der Vermählungsfeierlichkeit findet sich bei Olympiodor Frgt. 24 S. 62 bei Müller.

ſteinen bedeckt war; ſie ſollten ſich aus der in Rom gemachten Beute herſchreiben. Epithalamien wurden geſungen, bei denen Attalus ſelbſt der Chorführer war. Alsdann folgten Spiele, an denen Gothen und Römer ſich betheiligten. Placidia, die immer einen hochſtrebenden Geiſt gezeigt hat, willigte ein; es mochte ihr recht ſein, das ewig unbeſtimmte Verhältniß ſelbſtändig zu fixiren. Wie ſehr aber täuſchte man ſich, wenn man meinte, Honorius würde damit einverſtanden ſein! In der Vermählung ſeiner Schweſter mit dem Gothenkönig erblickte er eine Herabwürdigung ſeines Geſchlechts. Aufs Neue verſuchten Ataulf und Placidia, als ihnen ein Sohn geboren wurde, die Freundſchaft des Hofes von Ravenna wieder zu erlangen. Honorius aber, der mit zäher Hartnäckigkeit an den einmal gefaßten Antipathien feſthielt, wies die ihm angebotene Verſtändigung auch diesmal zurück. Er war damals wieder in Gallien zu einer großen Autorität gelangt. Conſtantius, der Ueberwinder Conſtantins, ſetzte alle ſeine Macht ein, um die Gothen aus Gallien zu entfernen [1]). Ataulf hatte vergeblich einen Verſuch auf Maſſilia gemacht [2]); Conſtantius war der Seeküſte überhaupt Meiſter. Er ſchnitt dem Gothenkönig alle Zufuhr ab, ſodaß derſelbe ſich entſchloß, über die Pyrenäen zu gehen und ſich nach den noch unerſchöpften ſpaniſchen Provinzen zu werfen, wie die Vandalen, Alanen und Sueven, indem er dabei unaufhörlich über den Frieden unterhandelte [3]). Er nahm

1) Im Jahre der Vermählung Ataulfs mit Placidia iſt Conſtantius Conſul.

2) Im Jahr 413. Olympiodor Frgt. 21.

3) Oroſius VII c. 43: interdicto atque intercluso omni commeatu navium et peregrinorum usu commerciorum. Idatius Chron. S. 65 Ram: Ataulfus a patricio Constantio pulsatus. Der Abzug der Gothen nach Spanien fällt in das Jahr 414.

Barcelona ein; hier aber iſt er ermordet worden. Den Gothen ſcheinen die zweifelhaften Verhältniſſe mit Rom widerwärtig geweſen zu ſein; am Meiſten aber wirkten dabei eigenthümlich germaniſche Motive mit. Ataulf hatte nach der Ermordung des Sarus einen von deſſen tapferen Gefährten in ſeinen eigenen Dienſt genommen; der aber konnte den Mord ſeines alten Herrn nicht verſchmerzen; als Ataulf eines Tages nach den Stallungen gegangen war — ein echter Reiter, um ſich an dem Anblick der Pferde zu weiden — bekam ihn dieſer Menſch in ſeine Gewalt und brachte ihn um.

Es ſchien wohl, als würde dieſe Handlung der Blutrache den ganzen bisherigen Lauf der Weſtgothengeſchichte durchbrechen. Zuerſt bemächtigte ſich ein Bruder des Sarus der königlichen Macht, die er auf das Grauſamſte gegen die Angehörigen des königlichen Hauſes ausübte; Placidia wurde zwar geſchont, aber ſehr gedemüthigt[1]). Das Regiment dauerte aber nur eine Woche. Dann ward ein neuer König von den Gothen erwählt, ein alter Häuptling und Stammesfürſt, des Namens Wallia. Auch der jedoch war keineswegs römiſch geſinnt; der kundige Zeitgenoſſe Oroſius verſichert, er ſei eben deshalb an die Spitze geſtellt worden, um die Römer zu bekriegen[2]). Dem entſpricht nun auch, wenn er einen Zug nach Afrika unternahm — vor allen Dingen, um die Lebensmittel, die ihm bisher verſagt worden waren, ſich

1) Olympiodor Frgt. 26. Ataulf wurde im Jahre 415 ermordet (Prosper Aquit.). Nach der Berechnung von Garzon würde Idatius den Tod des Ataulf in das Jahr 416 ſetzen (not. XXVII. S. 157 ff.).

2) Oroſius VII c. 43: ad hoc electus a Gothis, ut pacem infringeret, ad hoc ordinatus a Deo, ut pacem confirmaret.

durch die Waffen zu verschaffen. Aber die Westgothen waren zur See nicht eben glücklich. Schon einmal war der Versuch, aus Unteritalien nach Sicilien überzusetzen, ihnen mißlungen. Die Säulen des Hercules erwiesen sich den Gothen ebenso verderblich als Scylla und Charybdis; die Flotte scheiterte in der Meerenge. Und hiedurch geschah es, daß die Politik Wallias wieder die alten Bahnen einschlug. Mit Ataulf hätte sich Honorius wohl niemals vollkommen verständigt. Man weiß, daß der Tod desselben in Constantinopel, wo er dem Honorius selbst zugeschrieben wurde, mit öffentlichen Freudenbezeigungen begrüßt worden ist; er ward als ein Sieg des theodosianischen Hauses gefeiert[1]). Allein mit dem Tode Ataulfs hörte das Verhältniß, welches für dies Haus das bedenklichste gewesen war, plötzlich auf; Wallia, nur eben ein Stammeskönig wie die Anderen, bot gegen eine Einwendung dieser Art keinen Raum dar. Honorius kam in den Stand, die Lieferungen, zu denen er verpflichtet war, wirklich zu leisten; er gewährte solche dem neuen König. Eine besondere Gesandtschaft wurde abgeordnet, um dagegen die Auslieferung Placidias zu verlangen[2]). Dazu nun verstand sich Wallia. Placidia wurde den Römern übergeben und dem vornehmsten Manne der damaligen militärischen Reichsverwaltung, Constantius, dem

1) Die Nachricht vom Tode Ataulfs traf am 23. September 415 in Constantinopel ein (Chron. Pasch. S. 572, 9 ed. Bonn.).

2) Olympiodor Frgt. 31: *Εὐπλούτιος ὁ μαγιστριανὸς πρὸς Οὐαλλαν, ὃς τῶν Γότθων ἐχρημάτιζε φύλαρχος, ἀποστέλλεται, ἐφ' ᾧ σπονδάς τε θέσθαι εἰρηνικὰς καὶ ἀπολαβεῖν τὴν Πλακιδιάν. ὁ δὲ ἑτοίμως δέχεται καὶ αποσταλέντος αὐτῷ σίτου ἐν μυριάσιν ἑξήκοντα ἀπολύεται Πλακιδία παραδοθεῖσα Εὐπλουτιῷ πρὸς Ὀνώριον τὸν οἰκεῖον αὐτῆς ἀδελφόν.*

Besieger Constantins vermählt[1]). Die Gothen bekamen die Lieferungen, die sie der Nothwendigkeit, die Landschaften mit Gewaltsamkeiten heimzusuchen, überhoben; zugleich traten sie in ein freundschaftliches Verhältniß zu den Römern. Sie versprachen dem Hofe von Ravenna, den Krieg, der in Spanien noch fortdauerte, auf ihre Gefahr zum Vortheil des römischen Reichs zu führen[2]). Auch die Alanen, Sueven und Vandalen hatten sich an den Kaiser gewandt; sie sollen demselben vorgestellt haben: er möge die Germanen unter einander schlagen lassen, zu seinem Nachtheil könne das auf keine Weise gereichen. Zu einer Landvertheilung sind die Gothen nicht geschritten; sie bekämpften vielmehr die Germanen, die sich früher in Spanien niedergelassen hatten. Den Fürsten der Silinger schickte Wallia gefangen an Honorius[3]). Die Autorität der Römer wurde in der That in dem größeren Theil von Spanien durch die Westgothen wiederhergestellt. Wallia hat den Römern für die pyrenäische Halbinsel ungefähr dieselben Dienste geleistet, wie Ataulf vordem in Gallien. Dafür wurde er durch Ueberlieferung eines Landstriches belohnt, den schon Ataulf in Anspruch genommen und zum Theil besetzt hatte.

Der Geschichtschreiber fühlt und der Leser wird es mitempfinden, daß hier doch nur die Grundzüge der Ereignisse vorgelegt werden konnten; der urkundlichen Ueberlieferung darf eben Nichts hinzugefügt werden. Aber auch

1) 1. Januar 417 (Olympiodor Frgt. 37). Der Friede zwischen Honorius und Wallia war im Jahre vorher zu Stande gekommen (Prosper Aquit. Ronc. I. S. 651).

2) Orosius VII c. 43: Romanae securitati obtulit, ut adversus ceteras gentes, quae per Hispanias consedissent, sibi pugnaret et Romanis vinceret.

3) Im Jahre 416. (Idatius, Chronikon S. 66.)

dieſe läßt doch in all den regelloſen Bewegungen der Gothen, welche mehr als ein Decennium erfüllt haben, eine gewiſſe Folgerichtigkeit erkennen, welche mit einigen Worten nachgewieſen werden mag. Der Urſprung von Allem liegt in der Unhaltbarkeit der den Weſtgothen eingeräumten Stellung in Thracien, wo ihnen die Vergünſtigungen, deren ſie bedurften, ich weiß nicht: ob verſagt — oder doch nicht geleiſtet wurden. Sie entſchloſſen ſich, einen Landſtrich zu beſetzen, wo ſie ſich, ohne von dem römiſchen Reich abzufallen, dem Bedürfniß einer kriegeriſchen Genoſſenſchaft, die zugleich ein Volk war, gemäß einzurichten meinten. Zuerſt verſuchten ſie das in Griechenland, wurden aber durch Stilicho gezwungen, den Peloponnes zu verlaſſen. Nach einigen politiſchen Rückſichtnahmen, die ſie zuletzt abwarfen, wandten ſie ſich dann nach Italien. Auch hier ſtellte ſich ihnen der Heermeiſter entgegen; ſie wurden genöthigt zurückzuweichen und traten mit dem ſiegreichen Feldherrn, der zugleich ihr Feind und ihr Freund war, in enge Verbindung. Er wollte ſich ihrer gegen die Feindſeligkeiten, die dem Kaiſer und ihm ſelbſt in Gallien erwachſen waren, bedienen. Bei dem Vertrage aber, der hierüber geſchloſſen werden mußte, konnten ſich der Kaiſer und die Magnaten von Rom mit Stilicho nicht verſtändigen. Der Conflikt brach aus, in welchem Alarich mit ſeinen Gothen vor Rom erſchien. Sie wurden dabei in endloſe Irrungen nach allen Seiten hin verwickelt, die endlich dahin führten, daß ſie Rom einnahmen. Aber ihres Bleibens war daſelbſt nicht, da Rom und ganz Italien ſelbſt auf auswärtige Zufuhr angewieſen war, die ihnen ebenfalls mangelte. Mancherlei Beute fiel jedoch in ihre Hand, von denen die koſtbarſte die Schweſter des Kaiſers war, die nach dem Tode Alarichs deſſen

Nachfolger bei ſich behielt, ſodaß der Hof von Ravenna auf ihn ebenſoviel Rückſicht nehmen mußte, als dieſer auf ihn ſelbſt. Nicht auf Anlaß des Kaiſers, aber in Folge der früher gepflogenen Verhandlungen, begab ſich Ataulf nach Gallien, wo Conſtantin niedergekämpft worden war, damals jedoch ein neuer Kaiſer, Jovinus, an der Spitze germaniſcher Völker ſich erhoben hatte. Wir bemerkten ſoeben, wie viel daran gelegen geweſen wäre, wenn ſich Ataulf mit Jovinus verbunden hätte; wie er aber durch einheimiſche Zwiſtigkeiten und durch Einreden davon zurückgehalten wurde; er trat vielmehr mit dem Kaiſer in ein Verſtändniß unter Bedingungen, die ihm regelmäßigen Unterhalt in Ausſicht ſtellten, und die Zurückgabe der Placidia zur Pflicht machten.

Er hatte ſein Wort erfüllt. Jovinus war vernichtet, allein die römiſchen Lieferungen blieben aus, wodurch Ataulf in vollem Rechte zu ſein glaubte, ſich nun eigenmächtig in den Beſitz eines Landſtriches zu ſetzen und zugleich ſich mit der Schweſter des Kaiſers zu vermählen. Aber hierdurch erregte er das Mißfallen des Honorius, der in dem Gothenkönig nur ein Werkzeug, kein gleichberechtigtes Oberhaupt erblickte. Dadurch, daß Ataulf veranlaßt wurde, nach Spanien zu ziehen und daſelbſt durch einen Akt germaniſcher Blutrache umkam, wurde für die eine der beiden Fragen eine neue Löſung möglich. Die andere ſchwebte noch immer; und Wallia verſuchte durch den Uebergang nach Afrika ſich ſelbſt zu helfen. Erſt als dieſer Verſuch mißlungen war, kam es zu einem erneuerten Verſtändniß zwiſchen den Römern und Gothen. Die Römer leiſteten die verſprochenen Lieferungen, Placidia wurde ihnen zurückgegeben. Dagegen ſchlugen die Gothen die in Spanien bereits eingedrungenen Germanen mit

gutem Erfolge für Honorius. Dadurch wurde nun Conſtantius vermocht, ihnen die Landſchaften einzuräumen, die ſchon Ataulf in Beſitz hatte nehmen wollen, aus denen dann das toloſaniſche Reich erwachſen iſt. Das Ziel, das die Gothen bei dem Auszug aus Thracien ins Auge gefaßt hatten, war dadurch erreicht; ſie bedurften keiner römiſchen Lieferungen weiter. Das Land, das ſie einnahmen, wurde zugleich ihrer Herrſchaft unterworfen. Das aber iſt das große Ereigniß der Epoche: den Gothen wurde der Landſtrich Aquitania ſecunda, deren Metropole Burdigala war, ein Theil von Novempopulania und der Theil von Gallia Narbonenſis, zu welchem Toulouſe gehört, alles Beſtandtheile der ſieben erwähnten Provinzen, überlaſſen; Narbonne, das alte Narbo, deſſen ſich Ataulf bemächtigt hatte, war für die Römer zu wichtig, als daß ſie es den Gothen hätten überliefern ſollen[1]). Obwohl zu feſten Sitzen gelangt, blieben die Gothen doch die Kriegsgenoſſenſchaft, die ſie urſprünglich waren. Man nimmt an, daß ihnen zwei Drittel des Landbeſitzes eingeräumt worden ſeien.

Die Feſtſetzung in Aquitanien wird in das Jahr 419

1) Das Gebiet, das damals den Weſtgothen überlaſſen worden iſt, wird von den Autoren nur ungenau angegeben. Die wichtigſten Stellen finden ſich darüber bei Proſper Roncall. I, S. 661: Constantius pacem firmat cum Wallia, data ei ad habitandum Aquitania secunda et quibusdam civitatibus confinium provinciarum, und im Chronikon des Idatius S. 67: Gothi sedes in Aquitania a Tolosa usque ad Oceanum acceperunt, was eine ſpäter — in der erſten Hälfte des 8. Jahrhunderts abgefaßte Chronik (Holder-Egger, über die Weltchronik des ſogenannten Severus Sulpitius S. 48), die von Florez im vierten Bande ſeiner España sagrada unter dem Namen des Severus Sulpitius edirt worden iſt, mit den Worten: Gothi sedes accipiunt a Tolosa in Burdegalem ad Oceanum usque näher beſtimmt.

gehören; das Jahr zuvor hatte Honorius die Verordnung erlassen, durch welche die alten, aber lange unterlassenen Provinzialversammlungen für die sieben Provinzen wieder hergestellt wurden [1]). Sie sollten aus den Possessoren des Landes, den vornehmsten Beamten, den gegenwärtigen oder bereits zurückgetretenen, bestehen, von Mitte August bis Mitte September alljährlich in Arles tagen; sie sollten Berathungen über die wichtigsten Angelegenheiten veranstalten [2]). Die Worte zeigen, daß diese Constitution unter dem Einfluß des Constantius abgefaßt worden ist [3]). Ohne Einwilligung der Landesgesessenen konnte eine Ansiedelung der Gothen nicht zu Stande kommen.

In derselben Epoche wurden unter dem Einfluß des Constantius, der hiebei Alles leitete, Einrichtungen in Germanien getroffen, nach welchen die Burgunder Sitze empfingen. Auch da ist eine Landtheilung, jedoch erst etwas später erfolgt [4]). Eine Abtretung aber dürfte man hierin nicht sehen; die Oberhoheit des römischen Reiches wurde immer festgehalten. Selbst mit den Vandalen und Sueven in Spanien waren auf eine oder die andere Weise friedliche Verhältnisse eingeleitet worden. Honorius, in dessen Namen dies alles

1) Die Constitution ist abgedruckt in Codicis Theodosiani libri V. priores ed. Wenck, appendix III. S. 378 ff.

2) ut in metropolitana, id est in Arelatensi urbe, incipiant septem provinciae habere concilium. Quicquid tractatum fuerit et discussis ratiociniis constitutum, parem necesse est inter absentes aequitatis formam justitiae servari . . . . . Ut ab Idibus Augusti in Idus Septembris in Arelatensi urbe noverint honorati possessores vel judices singularum provinciarum annis singulis concilium esse servandum.

3) secundum testimonia atque suffragia Parentis Patriciique nostri. Wenck bemerkt z. St.: hic locus verum constitutionis auctorem prodit, namque intelligitur h. l. Constantius.

4) Jahn, Die Geschichte der Burgundionen I, S. 322 ff.

geſchah, ging am 15. Auguſt 423 mit Tode ab[1]). Er hat freilich nicht das Andenken eines Imperators im alten Stil hinterlaſſen. Aber er war eben ein Erbe, welchem mehr Anſprüche, als gehorſame Landſchaften zu Theil geworden waren. Zuweilen gegen die Römer ſelbſt, zuweilen gegen die barbariſchen Völkerſchaften, von denen die erſten in Conſtantinus, die anderen in Jovinus einen Imperator aufwarfen, dann auch wieder gegen Männer, in denen ſich beide Elemente vereinigten, hat er ſeine Rechte zu vertheidigen gehabt und vertheidigt. Er lebte in den beiden Ideen, denen er ſeine Thronbeſteigung verdankte: der erblichen Legitimität und der unverbrüchlichen Anhänglichkeit an die chriſtliche Kirche. Es hätte ſcheinen können, als würde dadurch, daß ſeine Autorität in Gallien und Spanien anerkannt, und daß mit den eingewanderten Völkern Verträge geſchloſſen wurden, das weſtrömiſche Reich, wie es ſich nun geſtaltete, in engſter Verbindung mit dem oſtrömiſchen, denn beide galten noch als ein einziges, Beſtand gewinnen und ſich weiter entwickeln können. Und es könnte Niemand geben, der in dringenden Gefahren geeigneter geweſen wäre, das zu erreichen, als der Mann, welchen Honorius zu ſeinem Nachfolger beſtimmt hatte. Es war jener Conſtantius, deſſen wir ſchon oft gedacht haben, der Gemahl ſeiner Schweſter Placidia, aus welcher Ehe Kinder entſproſſen waren, Valentinian III. und Honoria, ſo daß die Erbfolge als geſichert erſcheinen konnte[2]).

1) Nach Sokrates VII c. 22 g. E. und Theophanes S. 130, 20 ed. Bonn.; nach Olympiodor, Frgt. 41, am 27. Auguſt, was wahrſcheinlich auf falſcher Lesart beruht.

2) Conſtantius wurde am 8. Februar 421 zum Auguſtus erhoben; und ſtarb im ſiebenten Monat danach (Olympiodor Frgt. 34 Müller, Philoſtorgius XII, 12), am 21. September (Theophanes S. 130, 14). Prosper und Idatius

Placidia war keineswegs mit Honorius einverstanden. Man kann sich darüber nicht verwundern, wenn man sich die hochstrebende Frau, auf deren Recht doch zuletzt Alles ankam, neben dem hinsterbenden Kaiser und einer Umgebung, die nur auf diesen Rücksicht nahm, denkt. Die erste stellte die Idee des Gesammtreiches dar; ihr schien die Zukunft zu gehören. Um Honorius gruppirte sich Alles, was zuletzt zur Selbstständigkeit des Abendlandes beigetragen hatte. Der Streit wurde so lebhaft, daß Placidia ihren Bruder verließ und sich an den Hof von Constantinopel wandte [1]). Da ist nun bei dem Tode des Honorius der Gedanke einer größeren Selbstständigkeit des Occidents entsprungen. Es ist die erste Idee einer Absonderung der lateinischen Welt von der griechischen, die politisch insofern eine gewisse Berechtigung hatte, als sie mit den verschiedenen germanischen Stämmen geschlossenen Verträge doch von Ravenna ausgegangen waren. Ihre Aufrechterhaltung schien mit dem unabhängigen Bestehen einer Centralregierung im Occident untrennbar verbunden. Der erste Mann, der diese Idee gefaßt hat, war der Primicerius Notariorum am Hofe von Ravenna, Johannes, der sich als Vorsteher der Reichskanzlei, in welcher über die Besetzung der Stellen Buch gehalten wurde, ein so ausgebreitetes Protektorat erworben hatte [2]), daß der Gedanke in ihm erwachte,

(Chronicon S. 69 Ram) setzen die Erhebung des Constantius zum Augustus unrichtig in das Jahr 420. In einer Inschrift vom Jahre 420 (Rossi, Insc. christ. I S. 263) wird seiner Augustuswürde noch nicht gedacht. Die vollen Namen seiner und der Placidia Kinder waren: Placidius Valentinianus und Justa Grata Honoria (nach der Inschrift bei Orelli-Henzen, Inscript. sel. I, nr. 1142).

1) Im Jahre 423 nach Prosper Aquit. (bei Ronc. I, S. 651).

2) Die Notitia dignitatum bezeichnet als den Geschäftskreis des primicerius notariorum die notitia omnium dignitatum et administra-

ſich dem Kaiſer von Conſtantinopel ebenbürtig zur Seite zu ſtellen. Es wäre für ihn verhängnißvoll geweſen, wenn er die Rückkehr der Placidia nach Ravenna mit byzantiniſcher Hülfe erwartet hätte. Und in den verwickelten Völkerverhältniſſen, die im Occident eingetreten waren, konnte es ihm nicht an Unterſtützung fehlen. Indem er den Kaiſer Theodoſius aufforderte, ihn als Imperator neben ſich anzuerkennen, ſetzte er zugleich ſeine Flotte in Stand, um einen Einbruch von Conſtantinopel her abzuwehren und ſchickte ſeinen Vertrauten Aëtius zu den Hunnen, bei denen dieſer ſchon früher als Geiſel geſtanden hatte, um ſich ihre Hülfe zu ſichern. So trat dann dem Gegenſatze der germaniſchen Völker gegen das römiſche Reich eine innere Entzweiung in dieſem ſelbſt zur Seite, in welchem die Abſicht gefaßt wurde, den Occident vom Orient unabhängig zu machen und eine neue, von der theodoſianiſchen entfremdete Dynaſtie in Ravenna zu gründen. Im Lichte der allgemeinen Weltverhältniſſe betrachtet, welche Ausſichten boten ſich dar? Wie hätte ſich denken laſſen, daß das eben mit Mühe begründete Verhältniß der Germanen zu dem Kaiſerthum, das ſich von einem ähnlichen inneren Zerwürfniß herſchrieb, hätte aufrecht erhalten werden können, wenn Oſten und Weſten des Reiches ſich unter einander bekämpften? Der Primicerius erwartete auch einen Angriff zu Lande; eben gegen einen ſolchen ſollte die Hülfe der Hunnen dienen. Die Abſicht war, daß der

tionum tam civilium quam militarium; auch das Verzeichniß der Truppen ſtand, wie ſich aus Claudian (epithal. Pallad. v. 85 ff.) ergiebt, unter ſeiner Aufſicht. In dem Bureau des Primicerius wurden die codicilli dignitatis, ohne welche Niemand ein Amt antreten durfte, ausgeſtellt. Nach einem Geſetz vom Jahre 388 hat er den Rang eines Proconſuls (Cod. Theod. VI, 10, 3).

Primicerius demſelben von Ravenna aus entgegengehen und von der andern Seite her von Aëtius unterſtützt werden ſollte [1]). Dieſer Kampf wurde leichter geſchlichtet, als man hätte vorausſetzen können. Zur See behielt anfänglich die lateiniſche Marine des Primicerius die Oberhand über die byzantiniſche; und Aëtius war nicht unglücklich in ſeiner Miſſion; er brachte einen hunniſchen Heerhaufen auf, der gegen Italien heranzog. Aber indeſſen wurde Alles durch einen gelungenen Handſtreich in Ravenna entſchieden. Ein Führer aus dem Stamme der Gothen, Namens Aſpar, wußte trotz der Sümpfe, welche Ravenna umgaben, doch in die Stadt zu gelangen und wurde daſelbſt des Johannes Meiſter. Zwiſchen der gothiſch-griechiſchen Macht und den heranrückenden Hunnen iſt es dann noch zu einer blutigen Schlacht gekommen [2]). Aber Aëtius wurde inne, daß er mit ſeinen Hunnen Nichts ausrichten würde und bot ſelbſt die Hand dazu, daß dieſelben durch Geldgeſchenke befriedigt nach Hauſe zurückkehrten.

Theodoſius befand ſich im Circus, als die Nachricht von dem Tode des Johannes in Conſtantinopel eintraf. Er that den Spielen Einhalt und forderte das Volk auf, ſich mit ihm zu einem Dankgottesdienſt nach der Kirche zu begeben, was denn auch geſchah. Man ſah in dem Ereigniß eine Beſtätigung der erblichen Thronfolge. Theodoſius zögerte nicht,

1) Cum primum partes adversae Italiam ingressi forent, ipse a tergo adoriretur, se a fronte venturum. Aus dem 12. Buche der Hiſtorien des Renatus Profuturus Frigeridus bei Gregor von Tours Hist. eccles. Franc. II, c. 8.

2) Philoſtorgius VII, 11. Aus der Datirung der Geſetze ergiebt ſich, daß Valentinian zu Anfang Juli 425 in Aquileja war. Um dieſe Zeit war der Sturz des Johannes ſchon erfolgt. Denn nach einer Conſtitution Valentinians vom 17. Juli 425 (Cod. Theod. XVI, 5, 62) war damals Rom in deſſen Gewalt.

den jungen Valentinian III. als Augustus anzuerkennen. Die Fürsorge für das Kind und sein Erbtheil vertraute er der weltkundigen und geschickten Placidia an [1]). Er hatte selbst den Gedanken nach Rom zu gehen, um seinen Schwestersohn zum Augustus zu ernennen und die Italiäner vor Tyrannen zu verwarnen [2]). Durch Unwohlsein daran verhindert, schickte er Valentinian das Diadem zu und ließ ihn durch seinen Magister Officiorum zu Rom mit dem Purpur bekleiden [3]). Damit wurde denn Alles in die gewohnte Bahn geleitet. Der Hof von Constantinopel behielt das Uebergewicht des Einflusses, das aus dem verwandtschaftlichen Verhältniß entstand; seine Prärogative wurde sorgfältig gewahrt. In Ravenna dagegen ist aus dem kleinen Ereigniß eine weitere Verwickelung entsprungen, welche unmittelbar die schwersten Folgen nach sich zog.

Aëtius hatte den rechten Augenblick ergriffen, um sich mit Placidia, die er ursprünglich bekämpfte, wieder auszusöhnen. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er die Westgothen, die sich gegen Johannes erklärt, aber dabei mächtig um sich gegriffen hatten, in ihre alten Grenzen

1) Sokrates VII c. 23. 24.

2) Zum Cäsar hatte er ihn zu Thessalonike (Olympiodor Frgt. 46, Philostorgius XII, 13) im Oktober 424 erhoben, vergl. Wurm, de rebus gestis Aetii S. 16. Garzon zu Idatius not. XXXVIII S. 176.

3) Zu Rom (Olympiodor Frgt. 46) am 23. October 425 (Chron. Pasch.), derselbe Tag (X Kal. Novemb.) wird von Silvius in dem zu seinem Laterculus gehörigen Kalendarium als natale Valentiniani purpurae bezeichnet (Acta Sanctor. Juni Vol. VII S. 183). Eben diesen Tag giebt auch Sokrates (VII c. 25 g. E.) an; aber, wie man die Stelle gewöhnlich versteht, für die Zeit des Eintreffens der Nachricht von der Proclamation Valentinians zum Augustus in Constantinopel (Valesius z. St.). Richtiger ist wohl die Erklärung von Garzon (zu Idatius n. XXXX S. 177): eadem die, qua Romae imperatorium vestem induit Valentinianus, Constantinopoli Theodosii decreto Augustus nuncupatus est.

zurückzudrängen wußte. Es ist hierüber bei Arelate zu einem Gefecht gekommen, in dem Aëtius Sieger blieb [1]).

Allein mit Alledem erwarb er doch nicht die volle Zufriedenheit seines Hofes, dessen Gunst vielmehr dem Comes Bonifacius zu Theil wurde, der in jenen Zerwürfnissen der Placidia immer eine treue Anhänglichkeit bewiesen hatte. Zwischen Aëtius und Bonifacius nun, den beiden mächtigsten Persönlichkeiten im Occident, kam es mit der Zeit zu einem unversöhnlichen Hader, welcher mit dem früheren insofern zusammenhing, als Bonifacius mehr die Rechte der Dynastie, Aëtius mehr die politische Lage des Occidents überhaupt im Auge hatte.

Eben in dieser Gestalt hatten aber doch die Entzweiungen des römischen Reiches einen zersetzenden Einfluß auf die inneren Kräfte der occidentalischen Provinzen, welcher den vordringenden Germanen die Unternehmung, vor der sie bisher zurückgeschrocken waren, möglich machte.

Aufgefordert, nach Italien zu kommen, verweigerte das Bonifacius, worauf er als Feind betrachtet und von einer Heeresmacht in Afrika selbst heimgesucht wurde. Aber die dorthin geschickten Heerführer entzweiten sich unter einander; der eine, des Namens Sinox, ließ die beiden anderen umbringen, erlag aber dann selbst dem Bonifacius [2]).

Man hat nun immer angenommen, Bonifacius habe die nächsten Germanen, die Vandalen eingeladen, nach Afrika überzusetzen. Ich finde das nicht so glaubwürdig bezeugt,

1) In dem Jahre 425 nach Prosper Aquitanus (bei Ronc. I, S. 654), 426/7 nach dem Chronicon Imperiale (a. a. O. S. 751), 430 nach Idatius Chron. S. 74 (die letztere Zeitbestimmung nimmt Garzon S. 179 ff. an).

2) Im Jahre 427 (Prosper Aquit.).

daß ich es mit Bestimmtheit wiederholen möchte. Aber gewiß ist, daß die Vandalen, die bei dieser Entzweiung der Römer unter einander Gelegenheit hatten, sich eine Seemacht zu gründen, die Aufmerksamkeit beider Parteien auf sich zogen. Für diese war der Kampf der Römer unter einander Einladung genug, einen Zug nach Afrika zu unternehmen [1]). Auch noch ein anderes Motiv hat die Vandalen veranlaßt, nach Afrika zu gehen.

Die durch die letzten Provinzialconcilien erdrückten Donatisten und der populäre Anhang jener Circumcellionen, den sie sich gebildet hatten, welcher aller politischen Gewalt den Krieg erklärte, wünschten nichts mehr, als eine Veränderung der Provinzialregierung. Wenigstens bahnte dieser Zwist einem Eroberer den Weg. Der einzige in diesen Dingen zuverlässige Autor Idatius legt Werth darauf, daß die Vandalen sich in Widerstreit mit der katholischen Kirche befanden. Sie hatten damals zwei Könige, Guntherich und Gaiserich. Den plötzlichen Tod, welchem der erste erlag, leitete man von den Gewaltthätigkeiten her, die er bei der Einnahme von Sevilla sich gegen die Kirchen erlaubt hatte. Von dem zweiten, der ihm nun nachfolgte, war die Meinung verbreitet, er sei von dem rechtgläubigen Kirchensystem geradezu abgefallen und zu dem arianischen übergegangen [2]). Die Arianer

1) Ich weiche hier von Procop (bell. Vand. I, c. 3 S. 323, 11), der in alledem, was er aus früheren Jahrhunderten berichtet, unzuverlässig ist, ab, sowie von Jordanes, der einen politischen Gesichtspunkt hervorhebt, und halte mich an die Worte des Prosper: gentibus ... dum a concertantibus in auxilium vocantur, mare pervium factum est .. Gens Vandalorum ab Hispaniis ad Africam transiit (Roncallius I, S. 654 ff.).

2) 428 u. Ä. Idatius Chronikon (S. 22 Ram). Eine viel besprochene Controverse betrifft das Verhältniß der beiden Brüder Guntherich und Gaiserich, die schon bei Papencordt, Geschichte der vandalischen Herrschaft in

waren Freunde aller derer, die der Herrschaft der orthodoxen Katholiken widerstrebten. Gaiserich war nicht ebenbürtig; er war der Sohn einer Unfreien; man wollte an keine Ehe seines Vaters mit derselben glauben, er war nicht so gigantisch, wie man sich die germanischen Könige denkt, sogar bei einem Sturz mit dem Pferde lahm geworden, aber ein Mann von geistigem Entschluß, verschlossen, wortkarg, enthaltsam [1]). Ehe ein anderer etwas dachte, so sagt man, hatte er es schon ausgeführt.

Im Mai 429 setzte er nach Mauritanien über [2]). Er zählte seine Mannschaften und fand alles zusammen Herren und Knechte, Männer, Greise und Kinder, 80,000;. er vertheilte sie unter Oberste über Tausende.

Da lag nun die herrliche, noch unberührte Provinz vor ihm, die Kornkammer Roms, der Sitz der geistlichen und kirchlichen Cultur. Der Träger derselben, Augustin, damals Bischof von Hippo, versäumte nichts, um Bonifacius und den Hof von Ravenna auszusöhnen. Hierauf wendete sich Bonifacius, der also zugleich die religiösen und politischen

---

Afrika, S. 346, und noch eingehender bei Dahn, Könige der Germanen, I, S. 143, erörtert wird. Dabei fällt ins Gewicht, daß Procop neben seiner ausführlichen, ziemlich fabelhaften Erzählung noch eines Berichtes gedenkt, den er von den Vandalen selbst gehört hat (S. 325, 7: *ταῦτα μὲν δὴ οὕτω πρὸς Βανδίλων ἀκήκοα*). Diesem zufolge ist Guntherich in Spanien im Kampfe mit anderen Germanen getödtet worden, und da das nun auch mit der Nachricht des Idatius im Allgemeinen übereinstimmt, so halte ich es für das Wahrscheinlichste. Die Erzählung Procops von einer Dreitheilung Afrikas muß ganz von der Hand gewiesen werden. Gaiserich allein stand an der Spitze der Vandalen, als sie nach Afrika gingen.

1) Jordanes Getica c. 33.

2) Idatius Chronikon S. 73. Andere geben das Jahr 427 (Prosper) oder 428 an; vergl. Clinton Fast. Rom. I S. 610 zum Jahre 428.

Intereſſen repräſentirte, gegen die Vandalen, wurde aber von ihnen geſchlagen.

Man darf die Urſache dieſes Unglückes hauptſächlich auch wohl darin ſuchen, daß Bonifacius noch immer ſein vornehmſtes Augenmerk auf Italien gerichtet hatte. Er begab ſich ſelbſt dahin, um vor allen Dingen ſeinen Gegner und Nebenbuhler zu ſtürzen, worauf er, in den Beſitz der höchſten Autorität gelangt, auch alles Andere in die alte Ordnung zu bringen hoffen durfte. Aëtius, der unterdeſſen ſeine in Ravenna angefochtene Autorität durch die gewaltſamſten und grauſamſten Handlungen gegen ſeine Feinde behauptet hatte, trat ihm mit einer anſehnlichen Macht entgegen. Sie führten jetzt beide den Titel Magiſter militiae[1]). Es kam zu einer Schlacht zwiſchen ihnen, in der Aëtius geſchlagen wurde, aber Bonifacius eine Wunde erhielt, an der er kurz darauf ſtarb[2]). Dieſe inneren Kriege, in denen die Römer ihre Kräfte gegen einander wandten, ohne ſich um die Vandalen zu bekümmern, kamen dieſen weſentlich zu ſtatten. Sie bemächtigten ſich aller feſten Orte, mit Ausnahme von Karthago, Hippo und Cirta. Der Hof von Ravenna konnte nicht einmal einen ernſtlichen Verſuch machen, ſie zurückzutreiben. Aber in feindſeligen Händen durfte er Afrika nicht laſſen, da Italien von dort mit Lebensmitteln verſorgt wurde. Faſt möchte man nicht in Bonifacius, ſondern in Aëtius den Freund und Förderer der Vandalen

1) Aëtius war nach Prosper Aquit. Ronc. S. 657 im Jahre 429; nach Idatius Chron. S. 74 im Jahre 430 zu dieſer Würde erhoben worden. Bonifacius erhielt ſie bei ſeiner Rückkehr von Afrika im Jahre 432 (Prosper S. 658).

2) In der Nähe von Rimini (Continuator Prosperi a. 641. havniensis ed. Hille S. 6). 432 u. Ä.

ſehen. Der hatte ſich indeſſen nach Pannonien zu den Hunnen begeben und hiedurch furchtbar geworden, war er nach ſeiner Rückkunft wieder zu der alten Würde emporgeſtiegen[1]). Hätte Bonifacius gelebt, ſo würde er ſeine ſiegreichen Streitkräfte wieder nach Afrika gewandt haben. Unter dem Einfluß des Aëtius geſchah es, daß der Hof von Ravenna den Vandalen Frieden anbot. Soviel auch daran fehlt, daß wir alle Verhältniſſe mit Sicherheit nnter einander verknüpfen könnten, ſo iſt doch ſoviel augenſcheinlich, daß das Emporkommen der Vandalen in Afrika mit den Differenzen am Hofe von Ravenna auf das Engſte zuſammenhing. Bonifacius war von ihnen geſchlagen worden; Aëtius bot ihnen Frieden an.

Man hat wohl die Motive, durch welche die Vandalen bewogen wurden darauf einzugehen, in ihrer gefährdeten Stellung geſucht. Der größte Vortheil lag in dem Antrag ſelbſt. Wie lange hatten die Weſtgothen einherziehen müſſen, bis ſie feſte Wohnſitze erhielten! Den Vandalen wurden die großen Landſtriche, die ſie eingenommen hatten, mit einem Schlage überlaſſen. Soviel man ſieht, war es Byzacene, die proconſulariſche Provinz, mit Ausnahme von Karthago, und ein Theil von Numidien. Dagegen wurde auch ihnen eine Leiſtung auferlegt. Man ſagt ein Tribut, ohne daß man unterrichtet würde, worin dieſer beſtand. Wahrſcheinlich war es Getreide und Oel[2]). Jedoch dadurch allein konnte

1) ad Hunnos pervenit, quorum amicitia auxilioque usus pacem principum et jus interpolatae potestatis obtinuit. Prosper Aquit. (a. a. O. S. 658); er ſetzt die Rückkehr des Aëtius noch in das Jahr 432; das Chron. imper. mit größerer Wahrſcheinlichkeit in das Jahr 433 (S. 753), vergl. Wurm, de rebus Aëtii S. 46. Zum Jahr 433 hat Idatius die Angabe: Aëtius dux utriusque militiae Patricius appellatur (S. 76).

2) Papencordt, Geſchichte der vandaliſchen Herrſchaft in Afrika, S. 71.

das Bedürfniß von Italien nicht gedeckt werden. Die Hauptsache war der Friede selbst, durch welchen der Verkehr des Landes mit der apenninischen Halbinsel wieder in vollem Umfange hergestellt wurde. Da ist es nun an sich schon wahrscheinlich, daß die Römer eine Bürgschaft dafür forderten. Die Ueberlieferung ist, daß Gaiserich einen seiner Söhne als Geisel nach Ravenna habe gehen lassen. Es war abermals die Vereinbarung des Imperiums mit einer germanischen Nation, wie die erwähnte mit den Westgothen und Burgundionen; jedoch durch die Umstände, unter denen sie erfolgte, sehr verschieden davon. Die Vandalen hatten sich selbst, nachdem sie ein römisches Heer geschlagen, in Besitz gesetzt. Und welche Folgen mußte das haben! Nach kurzer Zeit bemächtigten sie sich auch Karthago's und des gesammten übrigen Landes [1]). Sie hatten das ganze Gebiet inne, welches einst der Mittelpunkt der karthaginiensischen Herrschaft gewesen war, und geschickt und unternehmend, waren sie bald auch Meister der See.

Fassen wir diese Ereignisse zusammen, so liegt in denselben eine durchgreifende Umwandlung der westlichen Provinzen des römischen Reiches. Die Germanen waren in Gallien und Spanien zu festen Stellungen gelangt. Die Burgunder hatten in dem östlichen Gallien ihre Sitze aufgeschlagen, die Westgothen in dem westlichen und südlichen; in Spanien hatten die Germanen Gallicien, Lusitanien und Bätica eingenommen. Jetzt waren sie auch

---

Der Friede kam zu Hippo am 11. Februar 435 zu Stande (Prosper Aquit. S. 659).

1) Karthago wurde am 19. Oktober 439 eingenommen nach Prosper Aquit. S. 636 und Idatius, Chronikon S. 79; Marcellinus giebt den 23. an.

Herren von Mauretanien und den afrikanischen Provinzen geworden. In dem einen und dem anderen Falle waren das Concessionen des römischen Imperators. Allenthalben aber gab es noch ein drittes mitwirkendes Element: der gute Wille der Unterthanen. Mit den Burgundern hatten die Senatoren der römischen Provinz einen Vertrag geschlossen; bei der Stiftung des Reiches von Toulouse waren die Provinzialversammlungen betheiligt. So war es von Anfang an in dem nördlichen, dann auch in dem südlichen Spanien; in Afrika fanden die Vandalen an den Circumcellionen eine Stütze. Hier erfahren wir denn auch bald darauf, wie es verstanden werden muß, daß die Germanen sich in Besitz der Herrschaft setzten, aber doch auch mit den Einwohnern Verträge schlossen. Von der Stadt Maxula weiß man, daß die Eingeborenen den dritten Theil ihrer Sklaven und den siebenten ihres Viehes abgeben mußten. Indessen waren die Rheinlande in den Händen der Franken; und mit Sicherheit dürfen wir annehmen, daß die Sachsen, die seit der Zeit des Carausius sich zu Seefahrern ausgebildet hatten, bald in Britannien, bald in dem gegenüberliegenden Armorika Landungen unternahmen und Beute zusammentrieben. Die Herrschaft der Römer auf dem atlantischen Ocean, welche Julius Cäsar und seine Nachfolger ins Werk gesetzt hatten, bestand eigentlich schon damals nicht mehr. Bei Weitem die bedeutendste Stellung hatten die Vandalen inne. Ihr Führer war ein Mann, der etwas vom Staatswesen verstand. Schon machte er den Römern die Herrschaft auf dem Mittelmeere streitig. Aber Alles waren doch nur Anfänge; Niemand hätte sagen können, wie sich die Germanen zu den einheimischen Völkern, deren Gebiet sie einnahmen, wie sie sich selbst zu der Religion,

welche die allgemein herrſchende war — denn ſie ſelbſt hingen einem abweichenden Bekenntniß an — ſtellen, ob ſich das germaniſche und provinziale Element mit einander verſchmelzen würden, wie ſich das römiſche Reich überhaupt zu ihnen verhalten würde. Der erſte hiſtoriſche Moment, der die Verſchmelzung dieſer Intereſſen veranlaßte, lag darin, daß ein Ereigniß eintrat, bei welchem die Römer und der größte Theil der eingedrungenen Germanen ein gemeinſchaftliches Intereſſe vertheidigten.

Neuntes Capitel.

Attila.

Kaiſer Theodoſius II., der zu dieſer Zeit in Conſtantinopel regierte, erſcheint bei den gleichzeitigen kirchlichen Autoren nicht ſo ganz verächtlich, wie man ihn aufzufaſſen pflegt. Er beſaß dieſelbe Eigenſchaft, welche man an Honorius bemerkte, eine unerſchütterliche Standhaftigkeit, die er aber mit einer noch ſtrengeren kirchlichen Geſinnung paarte. Es entſpricht der in der Kirche überhaupt emporkommenden Sinnesweiſe, daß Theodoſius Reliquien eifrig, zum Theil aus weiter Ferne zuſammenbrachte. Sein Hof hatte, ohne Zweifel durch die Fürſorge ſeiner Schweſter Pulcheria, die Geſtalt eines Kloſters angenommen; die kaiſerlichen Damen lebten in nonnenhafter Zurückgezogenheit nur mit Religionsübungen beſchäftigt. Man darf vielleicht annehmen, daß das nicht aus bloßer kirchlicher Benommenheit geſchehen ſei; um Anſehen zu behaupten, mußte der Hof frembartige Elemente fern halten. Die klöſterliche Zucht ſchloß inſofern zugleich ein hohes politiſches Intereſſe ein. Allerdings mußte der Kaiſer vermählt werden; denn ohne Hoffnung auf Nachkommenſchaft würde der Thron ſelbſt nicht beſtanden haben. Der Geſichtspunkt der Pulcheria war nur, eine Verbindung zu vermeiden, welche in anderweite politiſche Verflechtungen hätte führen können.

Sie wählte die Tochter eines atheniſchen Philoſophen, die ſich mit einer Bittſchrift an ſie wendete und perſönlich ihre Zuneigung erwarb [1]). Alles hat ſeine Zeit. Daß der orientaliſche Hof ſich in die religiöſen Angelegenheiten miſchte, darf man ihm nicht verargen. Die Gemüther der Menſchen waren eben von religiöſen Meinungen eingenommen. Wenn, wie wir ſchon erwähnten, der Kaiſer einſt bei dem Einlaufen einer günſtigen Nachricht die Circusſpiele unterbrach und das Volk nach einer Kirche zum Dankgebet zu ziehen aufforderte und bewog, ſo bezeichnet das recht deutlich die Einheit der Gewalt, die Stadt und Reich beherrſchte, Orient und Occident noch einmal umfaßte. Auch an guten Erfolgen im äußeren Krieg fehlte es nicht.

Der Krieg gegen die Perſer hatte ſich wieder erneuert. Eine Verfolgung der Chriſten, die nach dem Tode des befreundeten Jezdedgerd I. unter den Saſſaniden ausbrach, gab dazu den vornehmſten Anlaß. Der Patriarch von Conſtantinopel verwendete ſich für ſie, und man hatte wirklich das Glück die Perſer zu beſiegen und einen Waffenſtillſtand auf hundert Jahre zu Stande zu bringen [2]).

Hierauf blieb der Orient lange Jahre in vollkommener Ruhe. Wenn man aber nachforſcht, wie denn das oſtrömiſche Reich ſo ſtark wurde, um in einem Kriege, in welchem alle orientaliſchen

---

1) Die Vermählung des Theodoſius mit Athenais, die bei der Taufe die Namen Eudocia erhielt, fand am 7. Juni 421 ſtatt (Chron. Pasch. S. 578, 16); am 2. Januar 423 wurde Eudocia zur Auguſta erklärt (eb. S. 580, 5).

2) Der Tod des Jezdedgerd fällt in das Jahr 420 u. Ä. (Nöldeke, Geſchichte der Perſer und Araber zur Zeit der Saſſaniden S. 419); im Auguſt 421 wurden die Perſer geſchlagen (Chron. Pasch. S. 579, 20); im Jahre 422 (Marcellinus II S. 281 Ronc. Theophanes S. 134, 13) kam der Friede auf 100 Jahre (Sozomenos IX c. 4) zu Stande.

Elemente zusammenstießen, arabische Reiter und indische Elephanten mit den Feueranbetern zusammen fochten, siegreich zu bleiben, so ist die Antwort: es geschah hauptsächlich durch die fremden Hülfstruppen, vornehmlich Gothen, an deren Spitze Aspar, Ardarburius und Areobindus standen. Sie legten Hand daran, Nisibis zu erobern. Große persönliche Heldenthaten werden von ihnen gerühmt, die ihnen glänzende Namen verschafften. Ihr reelles Verdienst war aber, daß sie dem gesammten Orient den Frieden erhielten. Es sind dieselben, welche auch in dem Occident die entscheidenden Schläge führten, durch welche Ravenna dem Hofe von Constantinopel unterworfen wurde. Doch hüteten sie sich, den Weg des Gainas oder gar des Alarich zu betreten; sie unterwarfen sich der Autorität des Palastes. Indem aber im Orient Friede war und im Occident mit den eingedrungenen Stämmen Pacificationen zu Stande kamen, war an der Donau eine neue Gefahr entstanden. Das Reich der Hunnen hatte sich erhoben.

An Stelle der Ostgothen hatte es zuerst eine große Position im östlichen Europa gewonnen; weit über die nachmals südrussischen Gebiete hatte es sich ausgebreitet.

Das Verhältniß der Hunnen zu den Römern war lange Zeit kein feindseliges. Sie leisteten ihnen Kriegsdienste; dem Rufinus, wie dem Stilicho; dort ist Gainas von ihnen unterdrückt worden, hier hatten sie Radagais niederkämpfen geholfen. Daß der vornehmste Machthaber der Römer, Aëtius, mit ihnen enge Verbindung unterhielt, verschaffte dem König derselben Einfluß auf die Verhältnisse des Occidents. Auch an dem Hof von Constantinopel hatte ihre Macht bereits ein solches Gewicht, daß derselbe hunnische Häuptlinge, die mit ihrem König in Streit gerathen und nach Byzanz geflüchtet

waren, auslieferte und sich zu ansehnlichen Geldzahlungen verstand [1]). Damit aber war der damalige König der Hunnen doch noch nicht befriedigt. Es war Attila, der Sohn Mundzuks, wohl der angesehenste und furchtbarste unter den Herrschern der Zeit. In seinem Lager wurde er als unüberwindlich und allen seinen Nachbarn überlegen betrachtet. Niemals habe es in Scythien einen mächtigeren Fürsten gegeben; er beherrsche die Inseln des Oceans — womit vielleicht die dänischen gemeint sind —; leicht werde er die Perser, Meder und Parther unterwerfen.

Der Zufall hat uns eine Schilderung seiner Lebensweise und seines Hauses aufbehalten, welche einen Blick in sein barbarisches Fürstenleben gestattet. Wir finden ihn unter Gezelten in der Ebene, wo dafür gesorgt wird, daß nicht etwa Jemand sein Zelt auf einer Anhöhe aufschlage, — sitzend auf einem hölzernen Stuhl; Niemand wagt ihn anzureden. Oder er zieht durch das Land, wobei sein Gefolge noch in primitivster Weise auf ausgehöhlten Baumstämmen durch die Flüsse geht; wo er eintritt, mit Hirse und Meth bewillkommnet, empfangen an dem Feuer der gastlichen Herde jener Gegenden. Langt er wieder in dem Dorfe an, in dem er wohnt [2]), so kommen ihm Jungfrauen, unter langen linnenen Baldachinen einherschreitend, mit vaterländischen Gesängen entgegen. Die Gemahlin eines seiner Großen tritt aus der Menge hervor, mit Lebensmitteln und Wein, und er beweist ihr seine Huld, indem er vor ihr still hält. Auf

1) Es sind das die Bedingungen des um 433 in Margus abgeschlossenen Vertrages. Priscus, Frgt. 1 bei Müller, Frgt. Hist. Graec. IV, S. 72.

2) Es lag zwischen Donau und Theiß, nach Wietersheim IV S. 334 (2. A. II. S. 231) zwischen Pesth und Debreczin.

ſilbernem Discus heben ihm ſeine Diener das Dargebrachte empor; er koſtet davon und reitet weiter, zu ſeinem eigenen Hauſe, das höher lag, als die anderen. Es war aus Holz gezimmert, wohl zuſammengefügtes und geglättetes Getäfel, von einem hölzernen Gehege eingeſchloſſen, nicht zur Sicherheit, ſondern zum Schmuck.

Ein römiſcher Geſandter Priscus hat ein Gaſtmahl geſchildert, dem er beizuwohnen eingeladen war. Dem Eintretenden wird ein Trunk Weins dargereicht, um einen guten Wunſch auszuſprechen. Dann ſetzt man ſich nieder auf die Stühle, die an den Wänden des Gemaches entlang ſtehen; zur Rechten die, welche als die Würdigſten verehrt werden, zur Linken die Anderen, darunter die Geſandten von Conſtantinopel. In der Mitte ſitzt Attila auf einem Ruheſeſſel, von dem ein paar Stufen nach dem Bette führen, in welchem er zu ſchlafen pflegt, das mit bunten Teppichen bedeckt iſt. Er iſt bei ſich zu Hauſe; ſie ſind alle ſeine Gäſte. Neben ihm, auf demſelben langen Seſſel ſitzt ſein älteſter Sohn; voll Ehrfurcht vor dem Vater blickt er mit den Augen zur Erde.

Nachdem alle ſich geſetzt, tritt der Weinſchenk des Attila ein, der ihm einen Becher Weines darreicht. Indem Attila ihn in die Hand nimmt, begrüßt er zugleich den, welchen er ehren will. Der Begrüßte ſteht auf und ſetzt ſich erſt wieder, wenn Attila von dem Becher gekoſtet oder ihn ausgetrunken hat und dem Weinſchenken zurückgiebt[1]). Hierauf werden

1) *οὐ πρότερον ἱζῆσαι θέμις ἦν, πρὶν ἢ τῷ οἰνοχόῳ ἀπογευσάμενος καὶ ἐκπιὼν ἀπέδωκε τὸ κισσύβιον* (S. 91 b.). Ich führe die Worte an, weil ſich bei Gibbon eine andere Darſtellung findet, die Wietersheim IV, S. 338 (2. A. II. S. 235) annimmt.

die Tiſche hereingebracht, zuerſt für Attila, dann für die Uebrigen — kleine Tiſche, einer für drei oder vier. Den Uebrigen werden mannigfaltige Speiſen auf ſilbernen Schüſſeln gereicht — Attila hat hölzerne Schüſſeln und ißt nichts als Fleiſch. Die Andern haben goldene und ſilberne Becher, Attila einen hölzernen. Nach jedem Gange der Speiſen ſteht man auf, ſein Wohl aus vollen Bechern zu trinken. Nach dem Mahl werden Fackeln angezündet, und zwei Sänger treten ein, welche alte Heldenthaten beſingen, Jeder zeigt, was er dabei fühlt — Vergnügen über den Geſang oder Erinnerung an vorgefallene Schlachten, die den Aelteren Thränen entlockt. Dann erſcheint ein Menſch, der die Sprachen unter einander miſcht und allgemeines Gelächter erweckt. Nur Attila verzieht keine Miene, bis ſein jüngſter Sohn eintritt, dem greift er an die Wange und ſieht ihn mit freundlichem Blicke an. Man hatte ihm geweiſſagt, dieſer werde dereinſt ſein Geſchlecht fortſetzen [1]). Auch eine ſeiner Gemahlinnen wird geſchildert. Diener ſtehen im Kreiſe um ſie her; gegenüber ſitzen ihre Frauen und ſticken Schmuck für die Männer [2]).

Noch niemals war den Römern ein Nachbar erſchienen, wie Attila war. Die Germanen waren immer in kleinen Stammesgenoſſenſchaften, deren Oberhäupter erſt im Kampfe ſelbſt zu voller Autorität gelangten, aufgetreten. Attila bildete eine Macht, welche mannigfaltige Stämme verſchiedenen Urſprungs zu einem Ganzen vereinigte, an deſſen Spitze er ſelber ſtand. Es war nicht geradezu Barbarei und Cultur, was hier einander entgegentrat: denn die Cultur ſetzt doch immer ein geordnetes, in ſich zuſammenhängendes Gemein-

1) Priscus S. 93 bei Müller.
2) Priscus S. 89 bei Müller.

weſen voraus. Als ſolches aber ſtellt die römiſche Welt ſchon deshalb ſich nicht dar, weil ſie zwiſchen Oſten und Weſten germaniſche Elemente in ſich aufgenommen hatte, die im inneren Gegenſatze zu ihr ſelbſt und unter einander ſtanden. Im hunniſchen Reiche dagegen hielt die Autorität eines gefürchteten Herrſchers alle verſchiedenartigen Elemente im Zaum; ein einziger Wille leitete die unermeßlichen Streitkräfte, über die er gebot. Da geſchah es nun, daß dieſe Macht in Conflikt mit dem römiſchen Reiche gerieth, indem ſie die Weltherrſchaft anzuſtreben ſchien. Es war diesmal nicht, wie bisher, eine Entzweiung zwiſchen großen Machthabern, welche nach der Gewalt trachteten oder ſie bereits beſaßen, ſondern ein Hader innerhalb des kaiſerlichen Hauſes ſelbſt, was den unmittelbarſten Anlaß dazu gab.

Der Tod der Placidia, der im Jahre 450 eintrat[1]), erweckte durch eine unerwartete Verflechtung den Ehrgeiz Attila's. Die Tochter derſelben, Honoria, war, wie man angiebt, wegen eines groben Fehltrittes nach Conſtantinopel gebracht, zur Eheloſigkeit beſtimmt und von dem Thron ausgeſchloſſen worden[2]). Sie hatte aber, das läßt ſich nicht bezweifeln, dem Hunnenkönige ihre Hand angetragen[3]). Attila nun forderte nach den beſten Zeugniſſen nicht, wie man gewöhnlich ſagt, das Reich unmittelbar für ſich ſelbſt, ſondern er erklärte,

1) Am 27. December 450 (Prosper Aquit. bei Roncallius I, S. 670).

2) Honoria war im Jahre 418 geboren. Zum Jahre 434 berichtet Marcellinus Comes (II. S. 284 Ronc.): Honoria ab Eugenio procuratore suo stuprata concepit patriaque expulsa Theodosio principi de Italia transmissa Attilanem contra Occidentalem rempublicam concitabat. Dabei ſind wahrſcheinlich Ereigniſſe, die verſchiedenen Zeiten angehören, in ein und daſſelbe Jahr geſetzt worden.

3) Jordanes de summa temp. 92, 328. Get. c. 42, 224. Johannes Antiochenus Frgt. 199, 2, bei Müller Frgta. Hist. Graec. S. 613.

Honoria habe kein Verbrechen begangen; er ſelbſt habe ſie zu ſeiner Gemahlin beſtimmt und werde ſie rächen, wenn man ihr nicht auch an der Reichsregierung Antheil gäbe [1]), — worin dann doch eine ſtarke Modification der ihm ſonſt zugeſchriebenen Forderung, man ſollte ihm ſelbſt das Reich abtreten, liegen würde.

Eben damals ſtarb auch Theodoſius II. ohne männliche Nachkommen [2]). Und wenn dann die Legionen forderten, daß der tapferſte Mann zum Imperator ausgerufen würde, gemäß dem alten Herkommen, ſo gewann doch Alles dadurch einen anderen Charakter, daß die vornehmſte Inhaberin der Gewalt, Pulcheria, die dynaſtiſche Idee mit dem Anſpruch der Truppen vereinigte, indem ſie dem Marcian die Hand reichte, jedoch unter der Bedingung, dabei ihren jungfräulichen Stand bewahren zu können [3]). Auch an Marcian ſtellte nun Attila eine Forderung. Er verlangte die Abführung der von Theodoſius II. ihm gezahlten Tribute. Marcian verwarf das unbedingt: nur Geſchenke wollte er geben, wenn ſich Attila ruhig verhalte; ſollte er Gewalt gebrauchen wollen, ſo werde ihm ein Heer entgegengeſetzt werden, das ihm gewachſen ſei [4]). Von Valentinian III. forderte Attila eine Anerkennung der Rechte der Honoria, die ſie von ihrem Vater überkommen

1) *μηδὲν Ὀνωρίαν πλημμελεῖσθαι, ἣν ἑαυτῷ πρὸς γάμον κατενεγύησε· τιμωρήσειν γὰρ αὐτῇ, εἰ μὴ καὶ τὰ τῆς βασιλείας ἀπολάβῃ σκῆπτρα.* Priscus Frgt. 15 Müller.

2) Am 28. Juli 450 nach Theodorus Lektor (II, 63 S. 584 Reading), am 20. Juni nach Theophanes S. 159, 11 ed. Bonn. Theodorus giebt das Jahr der Indiktion richtig an; er iſt überdieß der ältere und bisweilen von Theophanes benutzte Autor, ſo daß ſeine Angabe den Vorzug zu verdienen ſcheint.

3) Evagrius II, 1. Theophanes S. 159, 17. Marcian wurde am 24. Auguſt 451 zum Auguſtus erhoben (Chron. Pasch. S. 590, 9).

4) Priscus Frgt. 15.

habe; er ſchickte den Ring mit, den ihm Honoria zum Zeichen ihrer Verlobung hatte zugehen laſſen [1]). Im Streit zwiſchen Bruder und Schweſter verlangte er die Rechte der Schweſter in Folge dieſer vermeinten Verlobung für ſich ſelbſt.

Indem er ſich nun anſchickte, dieſe Anſprüche gegen die römiſchen Staatsgewalten geltend zu machen, wurde er auch durch die Zerwürfniſſe, die zwiſchen den Germanen ſelbſt ausbrachen, auf das Lebhafteſte berührt. Unter den Franken war ein innerer Streit entſtanden. Von den Söhnen eines verſtorbenen Königs ſuchte der ältere die Hülfe Attilas nach, während der jüngere ſich an Aëtius wandte, der damals an der Verwaltung des weſtrömiſchen Reiches den größten Antheil hatte. Jenen hat Priscus ſelbſt geſehen und beſchreibt ihn ſehr maleriſch mit ſeinen blonden, auf die breiten Schultern herabwallenden Haaren [2]). Attila erſcheint dabei ſchon als ein auch bei den germaniſchen Nationen anerkanntes Oberhaupt; gegen ſeine Entſcheidung würde der jüngere fränkiſche Königsſohn die Hülfe der Römer angerufen haben. Der fränkiſche Zwiſt wird den großen Kampf zwiſchen Aëtius und Attila mit veranlaßt haben. Aber bei weitem wichtiger war eine Entzweiung, die zwiſchen Weſtgothen und Römern auf der einen und den Vandalen auf der anderen Seite ausbrach. Die Weſtgothen hatten nach und nach den

1) Priscus Fragm. 16: *ἔπεμπεν ὥστε τὴν Ὀνωρίαν ἐκδιδόναι, εἶναι γὰρ αὐτῷ ἡρμοσμένην πρὸς γάμον, τεκμήριον ποιούμενος τὸν παρ' αὐτῆς πεμφθέντα δακτύλιον, ὃν καὶ ἐπιδειχθησόμενον ἐστάλκει. παραχωρεῖν δὲ αὐτῷ τὸν Βαλεντιανὸν καὶ τοῦ ἡμίσεως τῆς βασιλείας μέρους ὡς καὶ τῆς Ὀνωρίας διαδεξαμένης μὲν παρὰ πατρὸς τὴν ἀρχήν, ταύτης δὲ τῇ τοῦ ἀδελφοῦ ἀφαιρεθεῖσαν πλεονεξίᾳ.*

2) Priscus, Frgt. 16 bei Müller IV S. 99.

größten Theil von Gallien in ihre Hände gebracht. In den letzten Jahren hatte ihr Kampf mit den Römern dadurch eine eigenthümliche Geſtalt angenommen, daß der Führer der Römer Litorius, welcher als Nebenbuhler des Aëtius bezeichnet wird, ſogar zu den Auſpicien des Heidenthums zurückkehrte, was, da auch die Hunnen, die er herbeiführte, Heiden waren, eine Reaktion gegen das Chriſtenthum in ſich ſchloß. Der weſtgothiſche König Theodorich dagegen hielt ſich zu dem Chriſtenthum, welches in Gallien überhaupt vorlängſt tiefe Wurzeln geſchlagen hatte. Es gelang ihm Litorius zu beſiegen, worin für Aëtius ſelbſt ein Vortheil lag, da Litorius ſich auch ihm entgegenſetzte [1]). Zwiſchen Aëtius und Theodorich bildete ſich eine Allianz zugleich der politiſchen und religiöſen Intereſſen.

Auch zwiſchen Weſtgothen und Vandalen beſtand damals alledem, was in Spanien vorgekommen war, zum Trotz ein gutes Vernehmen. Eine Tochter Theodorich's war mit dem Sohne Gaiſerich's, Hunerich vermählt worden. Eben aus dieſer engen Verbindung aber entſprang, wenn wir recht unterrichtet ſind, das heftigſte Zerwürfniß. Gaiſerich, der ſich gegen alle, die ihm als Pfänder der Freundſchaft anvertraut worden waren, gewaltſam erwies, ſchöpfte den Verdacht, daß die Schwiegertochter ihm nach dem Leben ſtehe.

---

1) Im Jahre 439 (Prosper Aquit. Roncallius S. 662): Litorius qui secunda ab Aëtio potestate, Hunnis auxiliantibus, dum Aëtii gloriam superare appetit dumque aruspicum responsis et daemonum significationibus fidit, pugnam cum Gothis imprudenter conseruit. Dieſes Kampfes gedenkt auch Salvian, De gubernatione Dei VII, 10, 40 ff., ohne Litorius zu nennen, indem er beſonders die Frömmigkeit des gothiſchen Königs hervorhebt: rex hostium ante bellum in oratione jacuit, ad bellum de oratione surrexit. Das Treffen fand bei Toulouſe ſtatt (Idatius, Chron. S. 79 und Garzon S. 196).

Er ließ ihr Ohren und Naſe abſchneiden; ſo ſchickte er ſie ihrem Vater wieder zurück [1]). Warum ſollte man dieſe Tradition, welche den halbbarbariſchen Zuſtand und zugleich die Bedeutung der Familienverhältniſſe in jener Zeit kennzeichnet, leichthin verwerfen? Zwiſchen Vandalen und Weſtgothen — denn beide Völkerſchaften ſchloſſen ſich der Sache ihrer Könige an — brach hierüber eine Feindſeligkeit aus, die nur durch Krieg und Blut geſühnt werden konnte. Da nun zwiſchen den Römern und Weſtgothen, Aëtius und Theodorich, nicht allein Friede, ſondern auch Bundesgenoſſenſchaft beſtand, ſo iſt es ſehr erklärlich, wenn Gaiſerich auch ſeinerſeits eine Anlehnung an eine große Macht ſuchte und ſich an Attila wendete, der mit den Römern in mannigfaltigem Hader begriffen war. Daß dies geſchehen ſei, wird von einem Autor, der von jener Tradition nichts weiß, mit Beſtimmtheit verſichert. Priscus ſagt, zu Gunſten Gaiſerichs habe Attila die Waffen ergriffen [2]). Nicht Alles iſt Politik in der Welt; bei dem Eintritt der Germanen ſpielen die perſönlichen Affectionen eine größere Rolle. Durch die Erbrechte der Honoria, deren ſich Attila annahm, und die Mißhandlung, welche die Tochter des weſtgothiſchen Königs durch die Vandalen erfuhr, wurden die großen Gegenſätze mit perſönlichen Impulſen belebt.

Aëtius, Theodorich und der jüngere Frankenfürſt erſcheinen als natürliche Verbündete, ebenſo Attila, der ältere Frankenfürſt und die Vandalen.

Hätten die Letzteren geſiegt, ſo würde für den geſammten

1) Jordanes, Get. c. 37.

2) *χάριν Γεζερίχῳ κατατιθέμενον.* Frgt. 15.

Westen eine Zerstörung des eben begründeten Zustandes erfolgt und eine chaotische Verwirrung eingetreten sein.

Da war nun das große Ereigniß, daß in Gallien die germanischen und romanischen Völker sich wirklich gegen Attila verbanden. Attila hatte von Anfang an seine Absichten gegen die Westgothen gerichtet. Glücklicherweise wurde Theodorich endlich bewogen, seine Streitkräfte mit Aëtius zu vereinigen. Der erste Akt in dem Völkerkampfe, der sich so anbahnte, wird darin liegen, daß die noch in Gallien gebliebenen Alanenschaaren, die zu Attila und den Vandalen hielten, durch die römisch-westgothische Alliance niedergeworfen und vernichtet wurden. Der größte Theil der Burgundionen, ein Theil der Franken, Bretagne und Armorica schlossen sich den Siegern an. Ihnen gegenüber stand Attila mit seinen Schaaren, den Ostgothen unter Walamir, dessen verschwiegene, anspruchslose Einfalt gerühmt wird [1]), den Gepiden unter Ardarich, auf dessen kluge tapfere und doch ergebene Gesinnung Attila besonderes Vertrauen setzte. Aber auch Rugier, Sueven und Thüringer [2]) gehörten zu dem Heere Attila's; Burgundionen und Franken waren auf seiner Seite. In seinem Lager erschien Attila ebenso

---

1) Jordanes, Get. c. 38: secreti tenax, blandus alloquio, doli ignarus. Von den beiden Lesarten: doli ignarus, welche die alten Drucke und eine Anzahl von Handschriften darbieten; und der anderen: dolis gnarus, welche auf den Grund anderer Handschriften neuerdings in den Text aufgenommen ist, ziehe ich die erstere vor, weil sie mehr Sinn giebt und besser in den Zusammenhang paßt.

2) Die Vermuthung, daß diese mit den Turcilingern verwechselt sein könnten, wird dadurch hinfällig, daß der Vers des Sidonius Apollinaris (c. IV v. 323 panegyr. Avito dictus) in dem sie vorkommen, eine solche Veränderung nicht zuläßt.

als gebietender Alleinherrscher wie an seinem Hof. Er war nicht groß von Statur, auch nicht mehr jung, er hatte schon graue Haare. Was dem Beschreiber vorzüglich auffiel, war seine breite Brust, ein auffallend großer Kopf, der von kleinen flammenden Augen belebt war. Sein Gang war der des Herrn. Die Bewegung des Leibes zeugte von dem Stolz, der in ihm war. Die Könige und Anführer der Völker erschienen wie seine Trabanten. Auf den Wink seines Auges that Jeder mit Furcht und Zittern, was er gebot. Man sagte, Attila halte in seiner Hand das Schwert des Kriegsgottes, das lange verborgen, dann wieder ausgepflügt worden sei [1]).

Die welthistorische Frage war, ob die hunnisch-germanische oder die romanisch-germanische Entwickelung in Europa herrschen, ob die Germanen den barbarischen Elementen der Welt zurückgegeben werden oder ob in ihnen die alte Cultur einen neuen Boden von frischer und allgemeiner Empfänglichkeit gewinnen sollte. Nie hatte eine Schlacht größere Bedeutung.

Aëtius kam noch zur rechten Zeit, um Orleans, das von den Hunnen belagert wurde, zu entsetzen [2]). Attila hatte sein Heer in den catalaunischen Gefilden vereinigt; hier ist es im Sommer 451 zur Schlacht gekommen. In dem einfachsten der vorliegenden Berichte werden die Vorkehrungen des Aëtius gerühmt, der in dem Moment, als Attila mit zahlreichen Heerscharen anrückte, soviel tapfere Krieger zu-

1) Priscus bei Jordanes. Get. c. 35 (Fgt. 10 bei Müller).

2) Den Angriff der Hunnen auf Orleans bezeichnet Sidonius Apollinaris in einem Brief an Prosper (epp. VIII, 15 Sirmond, nach der Anordnung von Baret 13) mit den Worten: urbis obsidio, oppugnatio, irruptio nec direptio.

sammenbrachte, daß denselben Widerstand geleistet werden konnte [1]). Dem massenhaften Angriff wird mit einer bei weitem schwächeren Truppenzahl durch Verstand und Tapferkeit Einhalt gethan. Nach der ausführlichsten Erzählung würde der Kampf damit angefangen haben, daß beide Theile eine Anhöhe einzunehmen wetteiferten [2]). Die Schlacht selbst wurde in der Ebene geschlagen, hauptsächlich zwischen Hunnen und Westgothen. Der westgothische König ist dabei umgekommen; aber auch Attila mußte nach mancherlei Versuchen sich wieder hinter seine Wagenburg zurückziehen.

In dem blutigen Zusammentreffen hatte doch weder der eine noch der andere Theil die Oberhand; die Niederlage Attila's liegt eben darin, daß er nicht vorzudringen vermag [3]).

---

1) Prosper Aquit. S. 673: tanta Aëtii patricii providentia fuit, ut raptim congregatis undique bellatoribus viris adversae multitudini non impar occurreret.

2) Jordanes Get. c. 38 ff.

3) Weder der Tag, noch der Ort der Schlacht sind genau bekannt. Unzweifelhaft ist nur, daß sie nach dem Juni 451 zu setzen ist. Nach Metz kamen die Hunnen zufolge der auf die Angabe Gregors von Tours Hist. eccles. Franc. II c. 6: in ipsa sanctae Paschae vigilia in Metensem urbem perveniunt begründeten Berechnung am 6. April (Pagi, Critica in Annales Baronii z. J. 451. XVI); und Orléans ward nach der vita Aniani von ihnen am 24. Juni befreit (vergl. Wurm, de rebus Aëtii S. 88). Daß die Schlacht auf den catalaunischen Gefilden vorgefallen ist, erfährt man aus Idatius (S. 89) und Cassiodor. Bei Jordanes wird das zwar wiederholt, aber mit dem Beisatz: qui et Mauriaci nominantur (Get. c. 36). Dieselbe Bezeichnung findet sich in einer Stelle des burgundischen Gesetzes, nach welchem die Schlacht eine Rechtsepoche bildet (Waitz in den Forschungen zur deutschen Geschichte I S. 3 N. 3), sodann in verschiedenen anderen Aufzeichnungen (vita Aniani, Gregor von Tours, Fredegar). Der locus Mauriacus wird nun vom Continuator havniensis Prosperi (Chronik von 641) und in der von Florez edirten Chronik des Sulpitius Severus in die Gegend von Troyes verlegt; und bei Fredegar III c. 5 (in der Ausgabe von Monod S. 64, 15) lesen wir, daß die Schlacht in Mau-

Die catalaunische Schlacht ist den folgenden Generationen immer in lebendigem Andenken geblieben. Nach einer gothischen Sage, die erst ein paar Jahrhunderte später auftaucht, haben die Geister der Verstorbenen den Kampf in der Luft fortgesetzt, während ihre Leichen von dem vergossenen Blute weggeschwemmt wurden. Denn momentanen Entscheidungen zum Trotz dauert der Kampf der idealen Gegensätze doch immer fort. Für Gallien war es eine Entscheidung auf immer. Es war dadurch von dem Uebergewicht oder vielmehr der Herrschaft der Hunnen befreit.

Attila wandte sich zwar nicht unmittelbar, — er ging zunächst nach Pannonien zurück, aber von hier aus nach Italien [1]), wo man ihn in diesem Moment nicht fürchtete, weil sein Heer in Gallien zurückgeschlagen worden war. Er nahm Aquileja und überschwemmte die Lombardei, — ein Zug, der nicht sowohl mit populären, als mit clericalen Fabeln ausgeschmückt

---

riacensi Campania stattgefunden habe. Obwohl nun der cont. Prosperi auch die Entfernung des Schlachtfeldes von Troyes angiebt: in quinto miliario de Trecas (S. 6 Hille); so bleibt doch die nähere Bestimmung der Lokalität zweifelhaft, da man dabei auf den Anlaut der Ortsnamen angewiesen ist. Man schwankt zwischen Méry sur-Seine (im Arrondissement Arcis) und der Stelle der früheren Ortschaft Moirey (Arrondissement Nogent, Canton Marcilly, südlich von Dierry St. Julien, zwei Meilen westlich von Troyes), die zu Anfang des 15. Jahrhunderts unter dem Namen Moriacum vorkommt. Die letztere Localität hat Jubainville in Vorschlag gebracht; und es ist dieselbe nach weiteren gelehrten Untersuchungen von Kaufmann (Forsch. zur deutschen Geschichte VIII S. 126 ff.) und Longnon (Géographie de la Gaule au VIème siècle S. 334 ff.) angenommen worden. Auch Albert Jahn (a. a. O. S. 374 N. 1) und Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung (2. A. II S. 399 ff.) haben dieser Frage eingehende Untersuchungen gewidmet.

1) Prosper zum Jahre 451 (S. 671): Chunni amissa proeliandi fiducia ad propria revertuntur. Zum Jahre 452: Attila redintegratis viribus, quas in Gallia amiserat, Italiam ingredi per Pannonias intendit.

worden ist. Die vornehmste der Legenden ist die Abwendung eines weiteren Vordringens des Attila durch den römischen Bischof Leo, dem die Apostel Petrus und Paulus zur Seite stehen, ein Moment, den Jedermann aus den unvergleichlichen Darstellungen Rafaels oder auch den Nachbildungen derselben kennt[1]). Ganz verwerfen darf man das Thatsächliche dieser Erzählung nicht. Prosper berichtet: die Uebermacht Attila's sei so ungeheuer gewesen, daß Aëtius, der hier keine Germanen vorfand, die er Attila hätte entgegenstellen können, den Gedanken gehabt habe, mit seinem Kaiser nach dem Orient zu entweichen. Aber dies erschien zuletzt doch allzu schimpflich; und man meinte, die Habgier des Feindes werde durch die Beute, die er gemacht habe, bereits befriedigt sein. Von dem Hofe von Ravenna und dem römischen Senat wurde die Absicht gefaßt, den König um Frieden durch eine Gesandtschaft anzugehen. Bei derselben war nun neben zwei weltlichen hohen Beamten auch der römische Bischof Leo. Attila nahm sie gut auf und freute sich besonders, daß der oberste Priester zu ihm geschickt worden sei. Es wurde eine Abkunft geschlossen, infolge deren Attila über die Donau zurückwich[2]). Nach anderen Traditionen sollen Seuchen, die in seinem Heer ausbrachen und Feindseligkeiten von Seiten Ostroms ihn dazu bewogen haben[3]). Im Allgemeinen darf man vielleicht sagen,

1) Aus einem an den Bischof Theodorus von Frejus gerichteten Briefe Leos vom 10. Juni des Jahres 452 ergiebt sich mit Sicherheit, daß die Zusammenkunft desselben mit Attila erst nach dieser Zeit stattgefunden hat.

2) Prosper S. 672 Ronc. vergl. Victor Tunnunensis II, S. 341.

3) Idatius Chron. S. 91: Hunni partim fame, partim morbo quodam plagis caelestibus feriuntur, missis etiam per Marcianum principem Aëtio duce caeduntur auxiliis pariterque in sedibus suis

daß der religiöse Widerstand, der sich einem Eindringen des Heidenthums entgegensetzte, nicht wenig dazu beitrug, Attila zurückzuwerfen. In Gallien wie in Italien erlangte das Ansehen des römischen Bischofs, der jetzt mit der Aristokratie von Rom verbündet war, ein allgemeines Uebergewicht. Die Apostel Petrus und Paulus, deren Gräber man in Rom verehrte, wurden als die wahren Beschützer von Italien gefeiert.

Und überhaupt leuchtet ein, daß Attila im Occident nicht siegen konnte, ohne des Orients Meister geworden zu sein. Denn von Constantinopel hing der Hof von Ravenna ab, der wieder, besonders durch Aëtius, zur Vertheidigung des Westens das Meiste beitrug. Mit Bestimmtheit wird gemeldet, daß Aëtius von Marcian Hülfe bekam und daß Marcian selbst in die Gebiete der Hunnen einbrach [1]). In diesem Conflikt ist dann Attila selbst umgekommen; die Welt athmete auf, wie so oft bei dem Verschwinden eines Gestirns, von welchem man Unglück erwartete [2]). Man möchte sagen: es giebt auch an dem politisch-nationalen Horizont Kometen im Sinne der Fabel.

Plötzlich starb Attila im Jahre 453. Die Erzählung, daß er sich noch mit einem jungen Mädchen verheirathet habe und in der Nacht von einem Blutsturz überfallen worden sei, worauf man am Morgen ihn todt und seine junge Gemahlin unter dem Schleier in Thränen gefunden habe, hat soviel poetische

---

et caelestibus plagis et per Marciani subiguntur exercitum et ita subacti. — pace facta cum Romanis proprias universi repetunt sedes.

1) Jordanes Get. c. 49.

2) Geschrieben am 2. Januar 1883, als die Nachricht von dem Tode Gambetta's durch die Welt fuhr.

Züge, daß man sie als eine wohlerfundene Sage zurückweisen möchte, wenn sich Jordanes dabei nicht ausdrücklich auf Priscus bezöge, sodaß sie doch nicht ganz verworfen werden darf [1]). Nach anderen Nachrichten geschah der Tod Attilas auf Anstiften des Aëtius durch das Messer einer Frau, gleich einer neuen Judith [2]). Vom Kaiser Marcian wird berichtet, er habe in dem Augenblick, daß Attila starb, den starken hunnischen Bogen zerbrochen vor sich zu sehen geglaubt.

Der Gesang, der bei seinem Leichenbegängnisse angestimmt wurde, wirft ein gewisses Licht auf Attilas Stellung: er habe die beiden römischen Reiche durch Einnahme der Städte gefesselt; um nicht das ganze Land der Plünderung auszusetzen, habe er auf Bitten hörend sich mit einem jährlichen Tribut begnügt. Zu seinem Glücke gehöre auch sein Tod, der ihn mitten im Genuß desselben überrascht habe [3]). Eine der größten Barbarengestalten aller Zeiten ist Attila, der ein neues Gesammtreich der Grenzvölker zur Seite des römischen zu gründen und durch den Untergang des letzteren befestigen zu wollen schien. Man könnte nicht sagen, daß er viel ausgerichtet hätte.

Nach seinem Tode geschah, was sich voraussehen ließ.

---

1) Jordanes, Getica c. 49, 255.

2) Marcellinus Comes, der den Tod Attilas unrichtig in das Jahr 454 setzt, bei Roncallius II, p. 292: Attila noctu (Aëtii hortatu nach der Edition von Scaliger) mulieris manu cultroque confoditur. Quidam vero sanguinis rejectione necatum perhibent. Das Chron. Pasch., dessen Angaben über Attila im Allgemeinen unzuverlässig und verworren sind, obwohl der Verfasser sich auf Priscus bezieht, berichtet über seinen Tod: τελευτᾷ καταφορᾷ αἵματος διὰ τῶν ῥινῶν ἐνεχθεὶς νυκτὸς μετὰ Οὔννας παλλακίδος αὐτοῦ καθεύδων, ἥτις κόρη καὶ ὑπενοήθη ὅτι αὐτὴ ἀνεῖλεν αὐτόν (S. 588, 2).

3) Jordanes, Getica c. 49, 257.

Seine Söhne entzweiten ſich und die Völker, die ſich nicht unter ſie vertheilen laſſen wollten, fielen ab. Die Gepiden waren es, welche den Kampf begannen. Was die catalauniſche Schlacht angebahnt hatte, wurde in einem blutigen Kampfe an der unteren Donau vollendet. Die germaniſchen Völker traten überall in unmittelbare Verbindung mit dem öſtlichen Reiche. Aus der Zertrümmerung des hunniſchen Reiches gingen alle hervor: Gepiden, Oſtgothen, Langobarden, Sciren, Rugier, welche hernach eine ſo große Rolle ſpielen. Die Oſtrömer trugen kein Bedenken, den von den Hunnen abgefallenen Germanen Sitze einzuräumen: den Gepiden in Dacien, den Oſtgothen in Pannonien.

Bei den Germanen hat ſich das Andenken des Attila in nationalen Sagen und Mythen erhalten. Attila oder vielmehr Etzel, wie ihn die germaniſche Sage nennt, repräſentirt den barbariſchen Deſpotismus in ſeinem Verhältniß zu den ihn umgebenden Nationen. Es iſt gleichſam ein barbariſches Kaiſerthum, was der Sage nach in ihm fortlebt.

Zehntes Capitel.

Grundlegung der griechiſch-römiſchen Katholicität.

Die Darſtellung der Weltgeſchichte iſt in der unabweislichen Nothwendigkeit, von einem großen Intereſſe auf ein anderes, das vielleicht ein entgegengeſetztes iſt, überzugehen. Denn ein jedes beſteht gleichſam für ſich und entwickelt ſich aus ſich ſelbſt, und alle hängen doch wieder dynamiſch unter einander zuſammen. Was könnte verſchiedener ſein, als die Abwehr barbariſcher Feinde und die Ausbildung des chriſtlichen Dogmas! Aber die Thatſache iſt, daß in derſelben Epoche, in welcher Orient und Occident die heftigſten Angriffe von Außen erfuhren, ſie zugleich von dogmatiſchen Streitigkeiten beunruhigt wurden, ohne jedoch dadurch in ſich oder unter einander geſpalten zu werden. Vielmehr wurde in dieſem Konflikt eine dogmatiſche Einheit hervorgebracht, welche dieſe Stürme weit überdauert hat.

Ich wiederhole nicht, was ſchon angedeutet worden iſt, daß der Vorzug des Chriſtenthums vor den andern Religionen eben darin liegt, daß es, an die älteſten Urkunden anknüpfend, die Idee des Menſchengeſchlechtes lebendig zur Anſchauung brachte, noch auch, wie nicht durch die Doctrin allein,

ſondern zugleich durch den Gang der Weltbegebenheiten die chriſtliche Idee die Oberhand über die helleniſtiſchen Syſteme davontrug. Das leuchtet ja ein, daß die Niederlage Julians bei ſeinem Zuge gegen Perſien, welcher eben ein Triumph der alten Götterdienſte werden ſollte, der neuen Religion den Weg zum Sieg bahnte, um ſo mehr, da Julian keine Nachfolger fand, noch finden konnte. So wurde auch der Widerſtreit zwiſchen dem Arianismus und dem Wortlaut des nicäniſchen Syſtems nicht allein in den Schulen, ſondern auch auf dem Schlachtfelde entſchieden. Der thätigſte Förderer des Arianismus iſt bei Adrianopel erlegen. Damit hängt dann unmittelbar das erſte Verſtändniß, das zwiſchen dem Kaiſerthum und dem römiſchen Bisthum geſchloſſen wurde; und die Feſtſetzuug des Begriffs der Katholicität zuſammen. Es iſt die Idee einer Gemeinſchaft, welche den Oſten und Weſten in demſelben Bekenntniß vereinigen ſollte, außer welcher keine anderweite Form des Chriſtenthums anerkannt wurde.

Die Kirche, wie ſie ſich jetzt gebildet hatte, war durch ihre eigene Macht wirkſam; Theodoſius beugte ſein Haupt vor dem homouſiaſtiſchen Biſchof von Mailand, der dann weſentlich dazu beitrug, daß die Nachfolge im Reiche, das politiſch noch als eine untrennbare Einheit betrachtet wurde, an Arcadius und Honorius gelangte. Soweit war es gekommen, daß die Kirche nun auch eine excluſive Autorität und die Strafgewalt gegen alle Abweichenden in Anſpruch nahm.

Unſchätzbar iſt das Verdienſt, das ſich Hieronymus um die lateiniſche Hälfte des Imperiums erworben hat, ſchon durch ſeine hiſtoriſchen Verſuche, indem er die Idee einer allgemeinen Chronik aus der griechiſchen Welt in die

lateiniſche verpflanzte, — noch bei weitem mehr aber, wie ſich verſteht, durch eine dem Original entſprechende Ueberſetzung der heiligen Urkunde in das lateiniſche Idiom.

Man erſtaunt, daß Hieronymus, der die in Rom begonnenen Studien in ſeiner Einſiedelei in Bethlehem fortſetzte, die Biſchöfe, welche ſich dogmatiſch tolerant erwieſen, aufrief, keinerlei Abweichungen von dem rechtgläubigen Begriff zu dulden. Soeben wurden durch Auguſtin die chriſtlichen Doctrinen zu einem Syſtem geordnet, dem zweiten, wenn ich nicht irre, das in der Kirche emporkam, wodurch die eigenartigen Beſonderheiten des erſten, des origeniſtiſchen, beſeitigt wurden, und das ſich dann behauptet hat. Auguſtin war ſo gut, wie die erwähnten großen orientaliſchen Theologen, im Beſitz der allgemeinen Cultur. Wir finden bei ihm dieſelben Argumente gegen die römiſch-griechiſche Götterwelt, welche ſchon die altgriechiſchen Philoſophen und Poeten vorgebracht hatten. Mit der Begründung des Neuen war zugleich die Fortbildung von Anſchauungen, die dem Alterthum angehörten, verbunden.

Aber das ſteht doch auch mit den äußeren Umſtänden im Zuſammenhang. Hieronymus wurde in ſeiner Kloſtereinſamkeit in Bethlehem nicht ſelten von den Bewegungen der Zeit heimgeſucht. Bald waren es die Hunnen, die in Syrien einbrachen, bald die Araber, die Paläſtina durchſtreiften, hauptſächlich auch die Flüchtlinge aus dem Occident, die vor dem Einbruch der Gothen zurückwichen, was ihn ſchreckte und beſchäftigte. Eine bezeichnende Erſcheinung iſt Demetrias, Tochter des Conſuls Olybrius, eine junge Dame, die mit Mutter und Großmutter nach Afrika geflüchtet war. Man hatte ihr einen Gemahl beſtimmt und der Vermählungstag war

anberaumt, als sie plötzlich allen Schmuck von sich warf und sich dem Kloster widmete. Man schrieb das besonders der Einwirkung des Hieronymus zu. Auch die inneren Streitigkeiten der Christen erreichten ihn; Anhänger des Pelagius haben sein Kloster verwüstet; Hieronymus selbst rettete sich durch Flucht nach einem schützenden Thurm. Die weltliche Gewalt scheint Nichts für ihn gethan zu haben.

Gerade damals sind unter den allgemeinen Erschütterungen Doctrinen zu Tage getreten, die von der Strenge der kirchlichen Auffassung abwichen; sie sind für die Epoche selbst und für die Folge so bedeutend, daß wir sie nicht übergehen dürfen; eine solche war die des Vigilantius.

Einst bei einem Besuche des Vigilantius, eines Presbyters aus Barcelona, bei Hieronymus, war ein Mißverständniß zwischen ihnen dadurch eingetreten, daß Vigilantius dem Hieronymus eine allzugroße Hinneigung zu dem System des Origenes zuschrieb. Sie waren aber auch in jeder anderen Beziehung Gegner. Vigilantius bekämpfte besonders die Verehrung der Reliquien der Märtyrer und den Besuch der ihnen geweihten Kirchen, welche Hieronymus auf das Eifrigste in Schutz nahm. Vigilantius glaubte nicht an die Fürbitte der Märtyrer: ihre Seelen, sagte er, befinden sich im Schoße Abrahams oder am Altar Gottes; es lasse sich doch nicht denken, daß sie, an eine bestimmte Lokalität gebannt, die Gebete derer, die sich an sie wenden sollten, anzuhören im Stande seien. Er tadelte, daß man so viele Almosen nach Jerusalem schicke; denn in jedem Lande habe man Arme[1]); er leugnete

1) Vigilantius hatte es überdieß für besser erklärt, seinen Besitz für sich zu behalten und von dessen Ertrag zeitweise an die Armen zu geben, als sich

die Vortheile des ehelosen Standes; und hat sogar die Geistlichen aufgefordert, sich zu verheirathen [1]).

Vigilantius stand dabei nicht allein; es gab Bischöfe, welche keinem Kirchendiener die Weihe gaben, der nicht ein Eheweib genommen hatte. Hieronymus antwortete auf die vorgebrachten Einwürfe, daß man ja nicht die Märtyrer anbete, sondern nur Gott allein und den, für den sie Märtyrer geworden [2]). Er begnügt sich nicht damit, die Bischöfe, die solche Lehrer und ihre Meinungen dulden, zu tadeln, sondern er hat sie eben bei dieser Gelegenheit zur Verfolgung derselben aufgefordert: der Bischof solle das unnütze Gefäß mit eiserner Ruthe zerbrechen [3]). Er erinnert an Stellen des alten Testaments, nach denen die Gottlosen ausgerottet werden sollen im Lande des Herrn. Eifer für Gott sei keine Grausamkeit [4]).

Es war im Jahre 406, daß Hieronymus die Schriften des Vigilantius in seine Hand bekam und sich sogleich nieder-

---

desselben auf Ein Mal zu entäußern. Hieronymus liber contra Vigilantium c. 15 (II, S. 399 C. Vallarsi).

1) nec a studio monachi deterrendi sunt a te lingua viperea. Hieronymus a. a. O. c. 16.

2) Hieronymi epist. ad Ripuarium presbyterum § 1 (nr. CIX bei Vallarsi I, S. 725): nos non martyrum reliquias colimus et adoramus; ne serviamus creaturae potius, quam creatori. Honoramus autem reliquias martyrum, ut eum cuius sunt martyres adoremus.

3) ep. ad Ripuarium § 2: miror, sanctum episcopum, in cuius parochia esse presbyter dicitur, acquiescere furori ejus et non virga apostolica virgaque ferrea confringere vas inutile et tradere in interitum carnis, ut spiritus salvus fiat.

4) a. a. O. § 3: non est crudelitas pro Deo.

ſetzte, um ſie zu widerlegen, eben in der Zeit, in welcher die Invaſion der drei Völker in Gallien begann[1]). Der römiſche Biſchof war gleichſam der natürliche Bundesgenoſſe des Hieronymus; denn Rom nahm in dem Reliquiendienſt die oberſte Stelle ein, die Gräber des Apoſtels Petrus und Paulus betrachtete man als Altäre Chriſti[2]). Hieronymus ſah in der Oppoſition des Vigilantius eine Wirkung der Dämonen, von denen dieſer gleichſam beſeſſen ſei.

Aber bereits war in Rom ſelbſt eine den Anſichten des Vigilantius analoge Doctrin aufgetaucht. Schon im Jahre 388 wird einer Secte gedacht, welche ein römiſcher Mönch des Namens Jovianus begründet hatte[3]). Auch er ſetzte ſich der religiöſen Bevorzugung des eheloſen vor dem ehelichen Leben entgegen[4]); zwiſchen der Enthaltung von Speiſen und dem Genuß derſelben mit Dankſagung dürfe man keinen Unterſchied machen. Er lehrte, die Taufe ſichere gegen alle An-

1) Die Hauptſchrift des Hieronymus gegen Vigilantius, der liber contra Vigilantium iſt zu Ende des Jahres 406 abgefaßt. Vallarſi II, S. 386. Das Schreiben an Ripuarius, das ebenfalls gegen Vigilantius gerichtet iſt, gehört dem Jahre 402 an.

2) male facit ergo Romanus episcopus, qui Petri et Pauli, tumulos Christi arbitratur altaria (contra Vigilantium S. 394 C.).

3) Hieronymus giebt in ſeiner Schrift libri II. contra Jovianum eine Zuſammenſtellung der Lehrſätze deſſelben (I c. 2). In dem Schreiben des Ambroſius an den römiſchen Biſchof Syricius über Jovian und ſeine Anhänger heißt es § 2: agrestis ululatus est, nullam virginitatis gratiam, nullum castitatis ordinem servare, omnia velle confundere, diversorum gradus abrogare meritorum (Ambrosii Opera S. 966).

4) Auguſtinus, de haeresibus liber c. LXXXII: virginitatem etiam sanctimonialium et continentiam sexus virilis in sanctis eligentibus celibem vitam conjugiorum castorum atque fidelium meritis adaequabat, ita ut quaedam sacrae virgines provectae jam aetatis in Roma, ubi haec docebat, eo audito nupsisse dicantur.

griffe des Böſen und komme Allen gleichmäßig im Himmelreich zu Gute.

Bei der Verdammung deſſelben wirkten Hieronymus, Ambroſius und Auguſtinus zuſammen [1]). Die ſich bildende katholiſche Kirche ſtieß alle dieſe Abweichungen von ſich aus.

In die Reihe derſelben gehörte nun auch die pelagianiſche. Im Jahre 412 wurde einer der vornehmſten Anhänger der pelagianiſchen Doctrin, Cöleſtius, von einer Synode zu Carthago angeklagt, daß er die Lehre von der Erbſünde verwerfe und keine andere Sünde, als eine ſolche, die aus dem freien Willen des Menſchen entſpringe, anerkenne [2]). Der Zuſammenhang mit den allgemeinen Fragen möchte darin liegen, daß die Lehre von dem erſten Sündenfall, auf welcher doch das chriſtliche Syſtem hauptſächlich beruhte, angefochten wurde. Die Doctrin des Pelagius hat etwas dem Heidenthum Analoges, wie denn auch eine vorchriſtliche Rechtfertigung angenommen wurde; die göttliche Gnade beſteht nach den Pelagianern in der der menſchlichen Natur mitgetheilten Willenskraft. In dem Lebenslauf des Pelagius zeigt ſich der enge Zuſammenhang der religiöſen und dogmatiſchen Beſtrebungen der Zeit. Er war ein Britannier — unzweifelhaft aus den römiſchen Einwohnern. Wir finden ihn im Anfang des Jahrhunderts bei Chryſoſtomus und gleich darauf in Rom, wo er in den großen Familien Eintritt fand und ſich der Gaſtfreundſchaft der Klöſter erfreute — denn er war ein

1) Durch ein Edikt des Honorius vom März 412 wurde Jovian exilirt (Cod. Theod. XVI, 5, 5).

2) Eine Zuſammenſtellung der Lehrſätze, deretwegen Cöleſtius auf der Synode von Karthago verurtheilt wurde, findet ſich bei Marius Mercator im Commonitorium super nomine Coelestii c. 15.

Mönch. Auf der Reise von Rom nach dem Orient ist er auch in Hippo gewesen. Pelagius und Cölestius waren vor den Gothen nach Afrika gewichen. So hatte bei der Invasion der Germanen in Spanien der gelehrte Orosius, der Historiker, sich nach Afrika und sodann, von Augustin an Hieronymus empfohlen, nach Jerusalem begeben, um die Lehre Augustins, der er mit voller Ueberzeugung anhing, auch im Orient zu verfechten. Es waren doch eigentlich Flüchtlinge, welche den occidentalischen Kirchenstreit nach Afrika und von da nach dem Orient trugen. Beide, Pelagius und Orosius, erschienen einst in einer synodalen Versammlung zu Jerusalem, Orosius als Vertreter Augustins, Pelagius, der sich ohnehin daselbst aufhielt und hier unerwartet von einer Anklage heimgesucht wurde [1]). Der Bischof Johannes von Jerusalem wollte die Autorität Augustins nicht anerkennen: hier, sagte er, sei er selbst Augustin. Aber, versetzte Orosius, er vertrete hier nicht eine Person, sondern die Meinung der katholischen Kirche, welche die Verurtheilung der pelagianischen Lehre in Afrika ausgesprochen habe. Die Unterredung kann nur sehr unvollkommen gewesen sein, da Orosius des Griechischen, andere Anwesende des Lateinischen nicht vollkommen mächtig waren. Das Wesentliche liegt darin, daß das Urtheil über eine in Afrika ausgesprochene kirchliche Sentenz nicht einem palästinensischen Bischof überlassen werden sollte: Johannes hätte den Pelagius ohne Zweifel nicht verdammt. Er war vielmehr ganz zufrieden mit der Ansicht desselben, daß der Mensch ohne

1) Juni 415 u. Ä. — Orosius berichtet über diese Vorgänge in dem liber apologeticus contra Pelagianos de libertate arbitrii in der Ausgabe der Schriften des Orosius von Havercamp S. 588 ff.

Sünde leben könne, da dieser den Lehrsatz dahin erklärte, daß dies doch nur durch göttlichen Beistand geschehe. Die Opposition dagegen legte der Bischof so aus, als ob die Meinung sei, der Mensch könne auch mit göttlicher Hülfe nicht ohne Sünde leben [1]).

Einen widerwärtigen Ausdruck nahm diese Streitigkeit bei dem Stiftungsfest der Kirche des heiligen Grabes an. Der Bischof fragte Orosius mit herben Worten, warum er hieher komme; Orosius fühlte sich tief beleidigt. Im December 415 ist die Sache noch einmal auf einer Provinzialversammlung in Diospolis unter dem Vorsitz des Metropolitanen von Cäsarea, Eulogius zur Sprache gekommen. Pelagius vertheidigte sich unter dem Beistand des Bischofs Johannes mit Energie und Erfolg. Er sprach aus, daß man die Möglichkeit eines sündlosen Lebens ebensowenig leugnen könne, als die menschliche Willensfreiheit. Alle weitergehenden besonders auf die Lehre von der Erbsünde bezüglichen Behauptungen des Cöleſtius lehnte er von sich ab. Und da er seine Anhänglichkeit an die allgemeine katholische Kirche betheuerte, wurde er als Glied derselben anerkannt.

Als der eigentliche Vorfechter der katholischen Doctrin muß nun Augustinus angesehen werden. Sein Hauptwerk de Civitate Dei ist, wie gesagt, in dem Streite der Doctrinen allenthalben entscheidend gewesen. Civitas bedeutet bei ihm nicht sowohl „Stadt" oder „Staat", als menschliche Verbindung überhaupt in ihrem Begriffe an sich. Augustin nimmt eine zwie-

1) Orosius: Joannes ait: si sine adjutorio dei hoc hominem posse diceret, pessimum et damnabile erat. Nunc autem cum adjicit, posse hominem esse sine peccato, non sine adjutorio dei, quid dicitis? An forte vos Dei adjutorium denegatis?

ſache menſchliche Gemeinſchaft an, von denen eine durch Kain, die andere durch Abel gegründet iſt. Aus der erſteren iſt auch Rom hervorgegangen. Es iſt die weltliche Gemeinſchaft, die andere iſt die geiſtige, welche zugleich Himmel und Erde umfaßt. Die letztere iſt die wahre, das Chriſtenthum. Die erſte wird durch die höhere, geiſtige Gemeinſchaft gleichſam überflügelt. Eine ſehr verbreitete Meinung war, wie man unter Anderem aus Zoſimus ſieht, daß das Unglück von Rom aus dem Abfall von dem Götterdienſt herrühre. Eben damit beſchäftigt ſich nun Auguſtin, das römiſche Weſen, inwiefern es auf dem Dienſt der römiſchen Götter beruht, zu bekämpfen. Nicht die Götter, ſagt er, haben Rom gemacht, ſondern Rom hat die Götter gemacht. Er leugnet nicht, daß die Größe von Rom von den römiſchen Tugenden ausgegangen ſei; er führt das vielmehr mit einem gewiſſen Nachdruck aus. Aber er beſtreitet die Echtheit und objective Gültigkeit dieſer Tugenden, welche meiſtentheils glänzende Laſter geweſen ſeien. Nach ihm war die Macht von Rom nur eine Veranſtaltung Gottes, um die Völker zu züchtigen oder auch ſie zu vereinigen. Es iſt nicht ſowohl der Götterdienſt ſelbſt, was er bekämpft als die unbedingte Gültigkeit der Idee, aus welcher Rom hervorgegangen iſt. Auch haben ja die Götter Rom nicht zu ſchützen vermocht. Ihren beſten Schutz haben die Heiden in Rom bei den Barbaren gefunden, welche die Kirchen, in die jene ſich geflüchtet hatten, ſchonten, alſo eben bei der chriſtlichen Idee, der die Barbaren anhingen.

Die Schrift iſt ein Symptom des Umſchlages der großen Ueberzeugungen der Welt. Auguſtin ſieht Alles vom religiöſen Standpunkt an.

Er leitet die Erbſünde nicht von der Verſuchung Adams,

der zuerſt geſündigt hat, ſondern vom Satan her. In Adam wird der Anfang der Sünde geſetzt, und wir ſind ſündig, nicht weil wir ihn nachahmen, ſondern weil wir aus ihm geboren ſind. Alles Geborene iſt der Verdammniß anheimgefallen und kann nur durch die Wiedergeburt gerettet werden, d. h. durch die Offenbarung, die aus dem göttlichen Weſen ſelbſt in die Seele ſtrömt. Die Gnade geht dem Verdienſte voran.

In ſeinen letzten Jahren wurde Auguſtin gewiſſermaßen in den großen Völkerkampf verwickelt, welcher über das Schickſal des römiſchen Reiches entſchied. Er erlebte noch den Einbruch der Vandalen in Afrika. Wir wiſſen, daß er ſich viele Mühe gab, Bonifacius mit Aëtius auszuſöhnen, obgleich Bonifacius damals zu den Arianern neigte, wie auch die Vandalen, die den Sieg behaupteten. In dieſer Kriſis aller weltlichen und geiſtlichen Gewalten iſt er geſtorben [1]). In den Agonien des Todes hat er ſich den Text der Bußpſalmen ſo aufſtellen laſſen, daß er ſie einſam leſen konnte. Afrika iſt für die Römer ſo gut wie auf immer verloren gegangen; aber aus den Ruinen von Hippo hat ſich die Katholicität der römiſchen Kirche entwickelt. Mitten in dem äußeren Verderben regte ſich die innere Lebenskraft, welche eben einen geiſtlichen, exkluſiven Charakter annahm. Indem jedoch der Pelagianismus mit ſeinen praktiſchen Conſequenzen vor Auguſtin verbleichte, entſtand in der griechiſchen Kirche ein neuer Zwieſpalt, der ſich auf die tranſcendentalen Vorſtellungen bezog, welche durch den Arianismus angeregt worden waren und auf deren Grund die gläubige Welt aufs Tiefſte erſchüttert wurde.

1) Am 14. oder 28. Auguſt 430 u. Ä.

In die Epoche der heftigsten Völkerkämpfe fällt der Patriarch Nestorius, der im Jahr 428 nach Constantinopel gekommen ist, wo er durch seine heilige Zurückgezogenheit und populäre Rednergabe das Volk für sich gewann [1]). In der Verfolgung der Arianer ging er soweit, daß der kaiserliche Hof seinem Eifer Einhalt thun mußte. Dabei aber gerieth er doch selbst, indem er dem Geheimniß der beiden Naturen in Christus nachforschte, auf eine Meinung, welche neue Stürme erregte [2]). Auch bei den Widersachern der Arianer gaben sich Vorstellungen kund, die Nestorius verdammte; er nahm Anstoß daran, wenn man die Maria als Gottesgebärerin bezeichnete [3]). Nein, sagte Nestorius in einer seiner Predigten, Maria hat Gott nicht geboren, das Geschöpf hat den Menschen als ein Werkzeug der Gottheit geboren [4]). Aber jener Ausdruck war von angesehenen Kirchenlehrern, wie Gregorius von

---

1) Nestorius war der Nachfolger des Patriarchen Sisinnius. Seine Ordination fand am 10. April des Jahres 428 statt (Sokrates, VII c. 29 S. 803 B. Migne).

2) Seine Ansicht über die beiden Naturen legt Nestorius in der zweiten seiner Predigten dar: duas in Christo Domino naturas distinguo; duae sunt enim, si naturam spectes, si dignitatem simplex. — Divisio non est neque conjunctionis neque potentiae neque filiationis neque hujus quod est Christus; in Deitate vero et humanitate divisio est. (Nach der Uebersetzung des Marius Mercator bei Migne, Bd. 48 S. 764 A.) Man hat nachzuweisen gesucht, daß Nestorius ein Schüler des Theodorus von Mopsuestia gewesen sei und sich überhaupt an die antiochenische Schule angeschlossen habe.

3) Θεοτόκος. — Der Gegensatz des Nestorius gegen beide Richtungen tritt namentlich in der dritten Predigt, die Marius Mercator aufbewahrt hat, hervor (bei Migne S. 768 B.).

4) Bei Marius Mercator sermo I. § 7 S. 731 Migne: non Maria peperit Deum. non peperit creatura eum, qui est increabilis; non recentem de Virgine Deum verbum genuit pater. non peperit creatura creatorem, sed peperit hominem Deitatis instrumentum.

Nazianz, gebraucht worden und als charakteriſtiſch-ſymboliſch im Streite mit abweichenden Meinungen zu kirchlichem Anſehen gelangt. In der Hauptſtadt brach eine heftige Bewegung aus, die durch die kaiſerliche Autorität — zunächſt zu Gunſten des Neſtorius — gedämpft wurde. Einen weit ausſehenden Charakter gewann die Streitigkeit nun aber dadurch, daß ſich der Patriarch von Alexandrien Cyrillus ſehr energiſch wider Neſtorius ausſprach, zumal da die beiden Patriarchate in einer Art von Rivalität begriffen waren. Cyrillus trug ſeine Beſchwerden nicht nur dem klöſterlich organiſirten Hofe von Conſtantinopel vor [1]; er wandte ſich auch an den römiſchen Biſchof, Cöleſtin, dem er beſonders darüber ſein Mißvergnügen ausſprach, daß die Streitigkeit in einer Zeit angeregt ſei, in welcher der Satan die gläubigen Nationen überhaupt zu vertilgen ſuche [2]. Die Idee war, daß die orthodoxe Doctrin dazu dienen ſollte, die chriſtgläubigen Bevölkerungen gegen die Barbaren zuſammenzuhalten; es war eben das Jahr 430, das Todesjahr Auguſtins. Und ſchon hatte ſich auch Neſtorius an den römiſchen Stuhl gewendet, weil bei einer Schlichtung der Streitigkeiten im Orient die Meinung des Biſchofs von Rom, der die Abendländer beherrſchte, vor Allem ins Gewicht fiel [3]. Wir bemerkten ſchon, daß die abendländiſche Kirche für die Spitzfindigkeiten der Griechen wenig zugänglich war. Eine römiſche Synode ſprach ſich nicht allein gegen die Neuerung

1) Cöleſtin's Schreiben an Theodoſius bei Manſi, IV, S. 618; die beiden an Pulcheria und Eudocia, S. 679—803.

2) satanam contra Dei ecclesias insanire necnon in omnium ubique populorum, qui in recta fidei semita ambulabant, subversionem studiose eniti. Manſi V, S. 1081.

3) Die Briefe des Neſtorius an den römiſchen Biſchof Cöleſtin finden ſich in lateiniſcher Uebertragung bei Marius Mercator S. 174 ff. Migne.

des Neſtorius aus; ſie verdammte ihn geradezu und erklärte ihn für entſetzt, — ein Urtheil, das zu vollſtrecken Cyrillus ſelbſt angewieſen wurde[1]). Um weiteren Irrungen zuvorzukommen, berief Theodoſius II. eine allgemeine Kirchenverſammlung nach Epheſus im Einverſtändniß mit dem Kaiſer des Abendlandes, Valentinian III.[2]) Dieſelbe wurde im Gegenſatz gegen die römiſche Synode berufen; von dem Urtheil derſelben wurde an eine allgemeine Kirchenverſammlung appellirt. Es galt alſo zugleich das oberſte Anſehen des römiſchen Biſchofs in der geſammten Kirche. Hätte ſich nun nur auch die Kirchenverſammlung in Epheſus einverſtanden gezeigt. Cöleſtin erſchien nicht perſönlich in Epheſus, aber er ſchickte zwei Biſchöfe und einen Presbyter als ſeine Abgeſandten. In ſeinem Schreiben an die Synode herrſcht die Vorausſetzung vor, daß dieſelbe ſich für ſeine Anſichten entſcheiden werde[3]).

Und dahin ſchien es denn auch wirklich kommen zu ſollen. Der Biſchof von Epheſus, Memnon, zählte zu den Gegnern des Neſtorius. Von Aegypten ging auch diesmal der große Impuls zur Rechtgläubigkeit aus. Als der Patriarch Cyrillus von Alexandrien mit den ägyptiſchen Biſchöfen anlangte, ſchritt man ohne Weiteres zur Verhandlung, deren Reſultat nunmehr kein anderes ſein konnte, als die

1) nostrae sedis auctoritate adscita nostraque vice et loco cum potestate usus ejusmodi non absque exquisita severitate exequeris. Schreiben Cöleſtins an Cyrillus vom 11. Auguſt 430 (Manſi, IV, S. 1047).

2) Das Schreiben des Kaiſers, durch welches er die Synode beruft, iſt vom 13. November 430.

3) direximus pro nostra sollicitudine — probatissimos viros, qui quae a nobis antea statuta sunt exequantur. Quibus praestandum a vestra sanctitate non dubitamus assensum. Schreiben Cöleſtins vom 8. Mai 431 bei Manſi, IV, S. 1287.

Verurtheilung des Neſtorius [1]). Die Sentenzen von Rom wurden in Epheſus adoptirt. Das Volk von Epheſus begrüßte dieſen Beſchluß faſt mit gottesdienſtlichen Ehren, mit Fackeln, Beleuchtung, Räucherwerk [2]). Allein eine definitive Entſcheidung lag darin nicht. Erſt jetzt erſchien der Patriarch Johannes von Antiochien mit einer Anzahl anderer Biſchöfe in Epheſus [3]). Von dieſen unterſtützt, eröffnete Johannes nun ſeinerſeits eine neue Verhandlung, in welcher Cyrillus verurtheilt wurde, deſſen Hauptſätze mit Arius und Eunomius übereinkämen. Sie hatten den Bevollmächtigten des kaiſerlichen Hofes, der zur Erhaltung der äußeren Ruhe und zur Abwehr von Mönchen und Laien, die ſich einmiſchen würden, nach Epheſus geſchickt worden war, Candidianus auf ihrer Seite. So war für einen Augenblick der kaiſerliche Hof für Neſtorius, der römiſche Stuhl gegen ihn. Allein die alexandriniſche Meinung hatte eine mächtige Beihülfe in den zahlreichen Mönchen, die ſich in Conſtantinopel aufhielten. Aus jenen Cönobiten der Wüſte war ein Mönchthum hervorgegangen, welches den Orient weit und breit einnahm. In langem Zuge, Lieder ſingend, begaben ſie ſich unter ihren Archimandriten in den kaiſerlichen Palaſt. Das Volk ſchloß ſich ihnen an und rief Anathem über Neſtorius. Unter dieſem Eindruck erklärte Theodoſius II., daß er beide Parteien anhören und dann über die beiderſeitigen Beſchwerden — denn auch die cyrillianiſche Partei hatte ſich heftig beklagt — entſcheiden werde. Die Mönche hatten die Frage an den Kaiſer gerichtet, ob er

1) Die erſte Sitzung der Synode fand am 22. Juni 431 ſtatt.

2) ἐπιστολὴ Κυρίλλου ἐπισκόπου πρὸς τὸν κλῆρον καὶ λαὸν Ἀλεξανδρείας, bei Manſi IV, S. 1241.

3) Am 26. Juni 431.

lieber einem Gottlosen oder sechstausend Bischöfen unter ihren Metropolitanen beistimmen wolle [1]). Die allgemeine Stimmung scheint gegen Nestorius gewesen zu sein.

Einen wichtigen Moment aber bildete allemal die Theilnahme einer großen clericalen Partei, der Mönche und des Volkes gegen den Kaiser, und jenen trat nun der römische Stuhl offen zur Seite. Gesandte des römischen Bischofs waren in Ephesus erschienen, welche verkündigten und zwar auf den Grund der Autorität des von Petrus, der die Schlüssel zum Himmel habe, gegründeten Stuhles zu Rom, daß die Absetzung des Nestorius kanonisch sei. Auf den materiellen Streitpunkt kam es weniger an, als auf den formellen, den Sieg, den der römische Stuhl in der orientalischen Kirche davon trug. Bei einem Versuch, Cyrillus und Nestorius zu einigen, kam es in Ephesus zu den ärgerlichsten Scenen. Die Bischöfe wurden handgemein mit einander. Der kaiserliche Bevollmächtigte hatte Mühe die Ordnung herzustellen; in der Kirche behauptete die Partei des Cyrillus das Uebergewicht.

Erschreckt von diesem Uebergewicht der dem Nestorius entgegengesetzten Partei, trat Kaiser Theodosius einen Schritt zurück. Nestorius konnte er nicht aufrecht halten [2]); er veranlaßte Verhandlungen zwischen den Patriarchen von Alexandrien und von Antiochien, in denen es zu einer Abkunft kam, in welcher

---

1) Der Bericht darüber findet sich in dem *ἀντίγραφον τῶν αἱρεθέντων ἐν Κωνσταντινουπόλει ἐπισκόπων πρὸς τὸ παρὰ τῆς ἁγίας συνόδου ὑπομνηστικόν*. Manſi IV, S. 1427.

2) Nestorius wurde im Jahre 432 durch kaiserlichen Befehl angewiesen, sich wieder in das Kloster St. Euprepius zu Antiochien, dem er früher angehört hatte, zurückzuziehen. Nach einigen Jahren (435) verbannte ihn der Kaiser nach Petra in Arabien; später mußte Nestorius zu Oasis in Aegypten seinen Aufenthalt nehmen.

Neſtorius verdammt, jedoch auch einige von den Behauptungen des Cyrillus modificirt wurden. Eine Verſammlung zu Tarſus 434 billigte dieſen Kirchenfrieden. Wie ſich aber nicht anders denken läßt, allenthalben regten ſich auch mehr oder minder offene Anhänger des Neſtorius, unter denen Ibas, Biſchof von Edeſſa, der namhafteſte iſt. Er wurde von ſeinen eigenen Geiſtlichen als Anhänger des Neſtorius angeklagt, aber dann doch in Antiochien freigeſprochen [1]). Auf dieſe Weiſe ſchien die orientaliſche Kirche den Streit, der in ihrer Mitte entſtanden war, auch wieder ſelbſt beigelegt zu haben.

Eben damals nun brach das unter der Aſche glimmende Feuer auf das heftigſte wieder hervor. Ein hochbejahrter Archimandrit, des Namens Eutyches, bekannte ſich zu Meinungen, nach welchen die Lehre von den beiden Naturen im Gegenſatz zu den neſtorianiſchen in einer beinahe monophyſitiſchen Faſſung erſchien. Er ging ſoweit nach der anderen Seite, daß in einer biſchöflichen Verſammlung zu Conſtantinopel Anklage gegen ihn erhoben wurde [2]). Unumwunden erklärt er, nach der Menſchenwerdung könne nur von Einer Natur die Rede ſein, ungefähr, wie das die Meinung der Alexandriner war, daß man zwar dem Begriffe nach zwei Naturen von einander unterſcheiden müſſe, aber nach der Erſcheinung nur Eine fleiſchgewordene Natur des Logos anerkennen dürfe [3]). An der Spitze der Gegner ſtand der

1) 447 oder 448 u. Ä.

2) November 448 u. Ä.

3) *μετὰ τὴν ἐνανθρώπησιν τοῦ Θεοῦ λόγου, τούτεστι, μετὰ τὴν γένησιν τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ μίαν φύσιν προσκυνεῖν.* Aus dem Bericht über die dritte Sitzung der Synode vom 15. November 448. Manſi VI, S. 699.

Patriarch von Constantinopel, Flavianus, einverstanden mit den Antiochenern. Im Gegensatz zu ihnen hielt dagegen der Patriarch von Aegypten, Dioscurus, zu Eutyches, in welchem sich jene Partei repräsentirte, die den Kampf gegen Nestorius überhaupt angeregt hatte.

Die Entscheidung des kaiserlichen Hofes war zweifelhaft. Die Gemahlin des Kaisers, Eudocia, war mehr für die Aegypter und Eutyches, die Schwester des Kaisers, Pulcheria, mehr für Flavianus und die Antiochener. Ich zweifle nicht an der Echtheit dieser Zustimmungen; es war eine Zeit, in welcher die religiöse Meinung über die politische Stellung noch mehr entschied, als von dieser entschieden wurde. Aber um so höher war die Entzweiung anzuschlagen, für welche sich in der orientalischen Kirche keine Entscheidung fand. Im Orient kam es auf einer neuen Synode zu Ephesus abermals zu den widerwärtigsten Scenen, welche der Kirchenversammlung nicht anders, als zum Schimpf gereichten[1]). Der Alexandriner Dioscurus und seine Mönche behielten durch Anwendung offener Gewalt den Platz. Beide Parteien wandten sich durch Appellation an den römischen Stuhl. Den aber hatte damals Leo, den man den Großen nennt, inne, derselbe, dessen entschlossener Thätigkeit wir bereits gedachten, ein Mann von eminenter Einsicht. Man hat auch bei ihm versucht, wie so oft, all sein Thun und Lassen von combinirender Herrschbegierde herzuleiten. Hier that er, so denke ich, das Unvermeidliche und das Nothwendige. Auch Flavianus hatte sich an ihn gewendet. Die Epistel, die Leo

1) Im Jahre 449.

an Flavian richtete, enthält über den obwaltenden Streit wohl das Treffendste, was darüber gesagt werden konnte [1]). Bei der Verdammung des Nestorius hatte es sein Bewenden, aber darum nahm der römische Stuhl nicht für die monophysitische Doktrin Partei. Wir werden darauf zurückkommen, welche kaum zu ermessende Verbreitung der Nestorianismus und der Monophysitismus selbst außerhalb des römischen Reiches gefunden haben. Die Epistel Leos an Flavian hat den Zweck, diesem Streit innerhalb des römischen Reiches ein Ende zu machen. Sie enthält eine Verständigung des römischen Stuhles, nicht mit den cyrillischen, sondern mit den antiocheniſchen Grundsätzen, welche von dem Patriarchen in Constantinopel festgehalten wurden. Um zum Ziel zu gelangen, mußte diese Meinung auch im kaiserlichen Palast zu Constantinopel die herrschende werden. Von Theodosius und seiner Gemahlin Eudocia, die zu eutychianischen Grundsätzen neigten, ließ sich das nicht erwarten. Bei ihren Lebzeiten wäre an keine Verständigung zu denken gewesen. Bereits im Jahre 450 aber ging Theodosius mit Tode ab, seine Gemahlin war schon vorher verbannt worden. An seine Stelle trat Pulcheria, die immer zu den Antiochenern und Flavian hingeneigt hatte. Um die politische Lage zu verstehen, muß man sich erinnern, daß Attila noch lebte und eben in dem Unternehmen begriffen war, das Orient und Occident umwandeln zu müssen schien.

Wie nothwendig war es dann, den inneren Zwiespalt im Reiche zu vermeiden, und wie natürlich auch, daß man

1) Bei Mansi V, S. 1366 ff.

nach einer Vereinbarung ſtrebte, welche Alles zuſammenhielt. Das aber iſt das Werk der Synode zu Chalcedon, politiſch und kirchlich einer der wichtigſten von allen, die jemals gehalten worden ſind; ſie ſchuf gleichſam einen Mittelpunkt für Orient und Occident. Die von Leo in dem Schreiben an Flavianus gegebene Erklärung des Glaubens wurde allgemein angenommen; das Wort des römiſchen Biſchofs wurde auch für den Orient maßgebend. Hätte aber bei dieſem nur ein Motiv des Ehrgeizes eingewirkt, ſo hätte er doch nicht ſeinen Zweck erreicht. Dem Biſchof von Conſtantinopel wurde ſeine bisherige Stellung und Amtsgewalt beſtätigt; nur dem Range nach ſollte er hinter dem römiſchen zurückſtehen [1]).

Uebrigens aber erhob ſich der römiſche Stuhl in dieſen Conflikten auf das gewaltigſte. Wir erinnern uns, zu welchem Einfluß derſelbe nach den ſchon in Sardika ausgeſprochenen Grundſätzen, noch viel mehr aber in dem Verhältniß des Damaſus zu den drei Kaiſern emporgeſtiegen war; er war es hauptſächlich, durch den der Sieg der athanaſiſchen Doctrin errungen und die kirchliche Orthodoxie feſtgeſtellt worden war. Für die Kirchenverfaſſung iſt es von größtem Gewicht geweſen, daß er auch in dem pelagianiſchen Streit für Auguſtin eintrat und die Ideen des Hieronymus allen Abweichungen vorzog. Jetzt nahm er in dem Streite des Neſtorius und Eutyches eine Stellung ein, welche die extremen Anſichten beider Theile vermied und maßgebend für die Nachwelt geworden iſt. Der Begriff der Katholizität, welcher die griechiſche und römiſche Welt umfaßte und ſich in ſehr markirten Grenzen bewegte, war durch eine Uebereinkunft

1) Die Feſtſetzung findet ſich im 28. Canon der Synode.

des Kaiserthums in Constantinopel und des römischen Stuhles durchgeführt worden. Die Beschlüsse des chalcedonischen Concils sind gleichsam ein Dokument ihres Einverständnisses. Man kann sie als ein Vermächtniß des theodosianischen Hauses an das Reich und an die Kirche betrachten.

Elftes Capitel.

Der Ausgang des theodoſianiſchen Hauſes.

Das Haus Gratians, welchem die Nachkommen Valentinians und Theodoſius' mit ſeinen Erben angehören, kann man als die erſte Dynaſtie anſehen, die ſich nach der Zeit der Cäſaren im römiſchen Reiche behauptet hat. Die Idee der Erblichkeit war angenommen und durchgedrungen. Aber daraus entſprang doch wieder die Gefahr, daß die Einheit des Imperiums nicht würde aufrecht erhalten werden können. Die umfaſſende Macht, welche Theodoſius gegen das Ende ſeiner Tage beſaß, wurde bei ſeinem Tode ſeinen Erben zu Theil, welche ohne abgeſonderte Verwaltungen nicht hätten beſtehen können. Nicht zwei neue Reiche wurden gegründet, aber doch zwei verſchiedene Höfe, die, wiewohl ſie auf das Engſte zuſammenhingen, ſchon durch ihre geographiſche Poſition wieder auseinandergehalten wurden[1]); dem Hofe von Conſtantinopel trat der Hof von Ravenna zur Seite. Der eine behauptete ſich ſiegreich im Orient, der andere war für die Aufrechterhaltung der römiſchen Autorität im Occident unent-

1) Comes Marcellinus Ronc. II S. 272: Arcadius et Honorius germani utrumque imperium divisis tantum sedibus tenere coeperunt.

behrlich. Der eine und der andere wurden durch die Autorität der Kirche gestützt und durch das Ansehen tapferer Heerführer aufrecht erhalten. Man nimmt dabei eine Erscheinung wahr, die sich früher noch nicht gezeigt hatte: der Einfluß der königlichen Frauen wurde an beiden Höfen maßgebend. Im Orient hing das Meiste von der nonnenhaft zurückgezogenen Pulcheria ab, die aber allezeit ein lebendiges Verständniß der jedesmaligen Situation bewährte. Im Occident regierte die von Jugend auf unaufhörlich herumgeworfene Placidia, die, ihres Thrones einmal beraubt, denselben nur durch die Hülfe des Orients wiedererlangte und für ihren Sohn Valentinian III. zu behaupten wußte. Nun aber traten dieser Succession noch neue, unerwartete Schwierigkeiten entgegen.

Dem herrschenden Geschlecht fehlte es an männlichen Nachkommen. Ein sehr außerordentlicher Zustand war es doch, wenn Pulcheria ihre Hand dem vornehmsten damaligen Kriegführer, dem Senator Marcian reichte, ohne daß er darum ihr Gemahl geworden wäre. Aber das gehörte zur Behauptung der Regierung. Dem Marcian wurde dadurch gleichsam ein Nimbus der Legitimität mitgetheilt; der tapfere Kriegsmann wurde in den Mitgenuß der Erblichkeit gezogen. Nicht lange aber konnte menschlichem Ansehen nach dieser Zustand dauern. Der indeß zu männlichen Jahren erwachsene Valentinian III. schien einer großen Bestimmung entgegen zu gehen. Die beiden Reiche hätten eben auf ihn vererben müssen; er war mit Eudoxia, der Tochter des zweiten Theodosius vermählt; aber aus dieser Ehe entsprangen ihm nur weibliche Nachkommen. Die Zukunft des Reiches beruhte indeß nicht allein auf dem herrschenden Geschlecht, sondern noch mehr

auf den Männern, welche die Autorität des Thrones mit dem Schwert aufrecht erhielten. Unter denen aber war kein anderer mit Aëtius zu vergleichen. Wir haben der Thaten des Aëtius schon öfter gedacht; den Zusammenhang derselben und die Sinnesweise des Mannes lernen wir aus einem Panegyrikus kennen, der vor einigen Decennien ans Licht gezogen worden ist [1]). Aëtius stammte aus den Regionen der illyrischen Völkerkämpfe, aus denen früher manche tapfere Kaiser hervorgegangen waren. Er war der Sohn eines in Niedermösien angesessenen Römers; wir vernehmen, er habe hier schon als Kind mitten in Schnee und Eis Kriegslust und Kriegsmuth an den Tag gelegt. Er folgte dann seinem Vater, der mit einer vornehmen und reichen Italienerin vermählt war, nach Ravenna, wo er vermöge seiner Abstammung — denn auch sein Vater war von vornehmer Herkunft — einen so hohen Rang einnahm, daß er einmal bei den Gothen, ein andermal bei den Hunnen mehrere Jahre hindurch als Geisel gedient hat. Nicht ohne Nachwirkung konnte der Aufenthalt in der Mitte der kriegerischen Nationen, welche abwechselnd Freunde und Feinde des römischen Reiches waren, aber zugleich eine eigenthümliche Machtstellung in der Welt einnahmen, auf den heranwachsenden Knaben bleiben. Indessen wurde sein Vater, der zu einer der höchsten militärischen Würden aufgestiegen war, durch einen ihm an Behendigkeit und List überlegenen Feind, umgebracht [2]). Vollkommen sein eigener Herr, trat nun

---

1) Der Panegyrikus gehört zu den in einem St. Gallener Palimpsest von Niebuhr aufgefundenen und im Jahre 1823 edirten Fragmenten des Flavius Merobaudes.

2) Der Vater des Aëtius, Gaudentius, war zuletzt magister equitum.

Aëtius um ſo ſelbſtändiger auf; er ſchloß ſich jenem Primicerius Johannes an, der darauf dachte, das occidentaliſche Reich, wie es damals war, von Conſtantinopel unabhängig zu machen. Man darf annehmen, daß dahin auch die Idee des Aëtius ging. Wenigſtens übernahm er jene Miſſion zu den Hunnen, die wir ſchon erwähnten. Sie mißlang ihm nicht, aber zeigte ſich vollkommen unnütz, da der Primicerius ſelbſt in Ravenna geſtürzt worden war, ehe er mit den Hunnen anlangte. Noch einmal wurde das Schwert gezogen; dann entſchloß ſich Aëtius, die Hunnen mit dem neuen Hofe zu pacifiren; man ſicherte ſich durch Geiſeln vor der Erneuerung ihrer Feindſeligkeiten. Aëtius nahm nun eine intermediäre Stellung zwiſchen Barbaren und Römern ein, wie einſt Stilicho; doch war dieſelbe von Anfang an eine bei weitem ungünſtigere, da die Fürſtin und ihr Hof, denen er ſich aufgedrungen hatte, wenngleich ſie ihn duldeten, doch in der That gegen ihn waren. Aëtius hatte die zweifelhafte Aufgabe, die Völkerſchaften und die Männer zu bekämpfen, welche ſich einſt für Johannes erklärt hatten. In dem Kampfe gegen die Gothen, in welchem er ſich ebenſo geſchickt, wie tapfer erwies, ſtellte er die Autorität des römiſchen Namens, die in Gallien und Spanien tief herabgekommen war, wieder her. Aber damit hatte er doch nicht das volle Vertrauen des Hofes erworben. In dem Comes Bonifacius, der ſich immer zu der Partei der Placidia gehalten hatte, fand er einen Nebenbuhler, an deſſen Seite er nicht beſtehen konnte. Wir erinnern uns, wie mit dieſem Zwiſt der Einbruch der Vandalen in Afrika zuſammenhing. Der Kampf verſetzte ſich nach Italien; hier war Aëtius anfangs der ſchwächere; aber nach einer Flucht, die ihn über Dalmatien nach Pannonien zu den Hunnen führte, und

dabei aufs Neue erstarkt, nahm er eine vorwaltende Stellung an dem Hofe von Ravenna ein. Der unerwartete Tod seines Nebenbuhlers kam ihm mächtig zu statten. Der Panegyrist gedenkt des Antheils, den Aëtius an der Pacification der Vandalen genommen habe; die eingedrungenen Gewalthaber in Libyen, welche es gewagt hatten, die „eliseischen" d. i. karthagischen Gebiete von dem Reiche loszureißen, waren durch ihn bewogen worden, ihre Feindseligkeiten fallen zu lassen und in die engste Verbindung mit Rom zu treten.

Alles aber gewann nun eine andere Gestalt, als sich plötzlich Hunnen und Vandalen gegen Rom und dessen Verbündete unter den Germanen wandten. Aëtius erwarb sich das für die Menschheit unvergeßliche Verdienst, den großen Barbarenführer zurückzuweisen und eigentlich das Abendland zu retten. In ihm tritt uns noch einmal ein militärischer Charakter entgegen; er war ein Mann von mittlerer Statur, aber von lebenskräftigem Gliederbau, geschickt in jeder Waffenübung zu Pferd und zu Fuß, im Bogenschießen und im Gebrauch des Wurfspeeres und dabei unempfindlich gegen Wind und Wetter. Er nahm sein Nachtlager auf bloßer Erde oder in einer Felsgrotte. Immer ging er mit strategischen Gedanken um; in dem Feldlager studirte er die Lage der Städte, die Höhen der Berge, die Uebergänge über die Flüsse, die Möglichkeiten ihrer militärischen Benutzung. Er war berühmt dafür, daß er sich von dem Verhalten, das er eingeschlagen hatte, nicht durch falsche Rathschläge abbringen lasse. Er war eine jener unermüdlichen Naturen, die immer arbeiten. Die Arbeit verschaffe ihm, heißt es in dem Panegyrikus, Macht; auf Belohnungen komme es ihm wenig an; denn die Frucht rechter Handlungen liege eben darin, daß man sie

vollziehe [1]). Möge ein anderer vor den Zeugen seiner Handlungen zurückschrecken, für Aëtius gebe es keine Stunde, die nicht die Bewunderung Aller auf sich ziehe, er sei muthig im Beschluß, streng im Urtheil, freundlich im Gespräch. Habsucht und andere Begierden liegen ihm fern [2]). Schon in der Zeit vor der Schlacht auf den catalaunischen Gefilden ist dies von Aëtius gesagt worden. Den Rückzug der Hunnen schrieb man vor Allem der Umsicht und der Energie seiner Veranstaltungen zu. Wie sehr mußte nach derselben sein Ansehen und sein Selbstgefühl wachsen. Der Panegyrist sagt, er genieße die Liebe des Volkes, des Senats, der Großen. Ein prophetisches Wort, das in seiner Jugend über ihn ausgesprochen, hatte ihm Glück und Macht vorausgesagt. Erinnert man sich nun der Lage des Reiches, der Thronbesteigung eines Kriegsmannes im Orient und daran, daß Valentinian III. zwar zwei Töchter, aber keinen Sohn hatte, so wird man nicht erstaunen, wenn Aëtius selbst den Gedanken faßte, die höchste Gewalt nicht allein faktisch auszuüben, sondern für die Zukunft in seinem eigenen Hause zu fixiren. Wir werden glaubwürdig versichert, seine Absicht sei gewesen, seinen Sohn mit der Tochter des Kaisers zu vermählen, was dem Verhältniß zwischen Marcian und Pulcheria einigermaßen entsprochen haben würde. Aber der Kaiser hätte damit einverstanden sein müssen. Valentinian war kein Imperator im alten Stil, ebensowenig wie Honorius und Theodosius II. Aber auch in ihm lebte das

---

1) recte factorum summus fructus est fecisse (Corp. Byzant.: Merobaudes et Corippus rec. Bekker S. 9, 15).

2) Ich flechte noch einige Notizen aus den von Gregor von Tours aufgenommenen Fragmenten des Renatus Profuturus Frigeridus ein (Hist. eccles. Franc. II, c. 8).

Gefühl von der Unantaſtbarkeit der höchſten Gewalt. Er ſah in Aëtius einen Nebenbuhler, wie die früheren Kaiſer ſo oft in den großen Feldherren, die neben ihnen emporkamen. Bezweifeln läßt ſich nicht, daß ſeine Umgebung den Widerwillen des Kaiſers lebhaft angeregt hat. Denn das Zuſtandekommen einer ſolchen Verbindung hätte das Anſehen des Aëtius auf den Gipfel erhoben und das des Kaiſers vollends herabgedrückt. Es iſt hierüber zu einer perſönlichen Verhandlung gekommen. Bei dem Wortwechſel aber erwachten in Valentinian alle die Beſorgniſſe, die man ihm eingeflößt hatte; er fühlte ſich beleidigt und gefährdet. Es hätte geſetzlich erſcheinen können, Aëtius zum Tode zu verurtheilen, weil derſelbe nach der höchſten Gewalt trachte. Allein daran wurde nicht gedacht. Der oberſte Feldhauptmann erſchien dem Kaiſer als ein Gegner, deſſen er ſich entledigen müſſe, wenn er nicht zu Grunde gehen wolle. Er zog ſelbſt das Schwert gegen ihn; und von ſeiner Umgebung unterſtützt, brachte er Aëtius um [1]). Eine der gräßlichſten Scenen, die je einen Palaſt befleckt haben — in der damaligen Lage der Dinge doppelt unheilvoll: denn wer ſollte nun die germaniſchen Völkerſchaften im Zaum halten oder die Vandalen bekämpfen? Man hat ſchon in jener Zeit nicht übel geſagt, der Kaiſer habe ſich mit ſeinem linken Arme die Rechte abgeſchnitten [2]). — Unverzüglich aber bekam Valentinian zu empfinden, wie

1) 21. September (Cont. havn. Prosperi S. 6 Hille) 454 u. Ä. Der Anon. Cuspin. ſetzt nach der Edition von Mommſen die Ermordung des Aëtius unrichtig in das Jahr 455.

2) Procop bellum Vandalicum I, c. 4. S. 329, 20. Johannes Antioch. Frgt. 200 (exc. Salmas.): ὅτι τῇ λαιᾷ χειρὶ τὴν δέξιάν σου ἀπέκοψας.

ſehr die Zeiten verändert waren. Kaum einem alten römiſchen Kaiſer würde ein Mißbrauch ſeines jurisdictionellen Rechtes, wie dieſer war, hingegangen ſein. Ganz unmöglich aber war das in dieſer Zeit, in welcher germaniſche Ideen in die nächſte Umgebung des Hofes gedrungen waren; die Germanen erblickten in dieſer Gewaltthat nicht einen Akt der über alle Verantwortung erhabenen Souveränität, ſondern nur eben eine Ermordung. Ein paar Kampfgenoſſen des Aëtius waren von der Pflicht der Blutrache für ihren Heerführer durchdrungen. Bei einem Wagenrennen, welches Valentinian kurz darauf abhielt, wurde er von zwei Barbaren aus dem Kriegsgefolge des Aëtius, die der Kaiſer jetzt ſelbſt in ſeinen Dienſt genommen hatte, angefallen und ermordet[1]; unter den Truppen regte ſich keine Hand für ihn. In ihm ging der letzte lebensfähige Sproß des theodoſianiſchen Hauſes zu Grunde[2]. Wollte man ſich denken, daß er gelebt hätte, ſo würde er den Occident mit dem Orient unter ſeiner Regierung vereinigt, er würde eine der größten Stellungen in der Welt eingenommen und noch eine Weile fort erhalten haben. Aber der Imperator

1) Ich halte mich an die einfachſte Nachricht bei Proſper Aquitanus (S. 671 Ronc.). Abweichende Angaben bei anderen Chroniſten (Idatius Chron. S. 94: in occisorum per Valentinianum et in ipsius interitum Valentiniani ambitu regni consilia scelesta patrata contulerat; Marcellinus Comes: Valentinianus dolo Maximi patrici cujus etiam fraude Aëtius perierat, ... truncatus est) ſtimmen mit Andeutungen des Sidonius Apollinaris zuſammen (ep. II, 13 Sirmond = 10 Baret, der Maximus zu denen rechnet supergressi jus fasque commune; und von ihm ſagt: nec sustinebat dominus esse, qui non sustinuerat esse sub domino). Bei Procop (bell. Vandal. I c. 4 S. 328, 2 ff.) und Johannes Antiochenus (in Frgt. 200 aus den exc. Salmas.) ſind ſie romanhaft ausgebildet.

2) 16. März 455 (Proſper ex codice Augustano S. 702 Ronc.).

ging unter, als er seine Autorität schroffer ausübte, als es jemals geschehen war, während sie doch in einem Moment, wie dieser, vom Kriegsheer nicht mehr anerkannt wurde. Er hatte die Verantwortung durch die That, die er vollzog, auf sich selbst genommen; dafür mußte er persönlich durch ein unglückliches Ende büßen. Und nicht allein seine Person, sondern die oberste Autorität selbst wurde dadurch betroffen — wer sollte sie nach ihm übernehmen? Zunächst wurde einer der vornehmsten Senatoren, der dem begüterten anicischen Geschlechte angehörte, des Namens Maximus, auf den Thron erhoben [1]). Aus demselben Grunde, aus welchem Aëtius eine Verbindung mit dem theodosianischen Hause gesucht hatte, unternahm auch er, sich eine solche zu verschaffen; nichts war ihm leichter, da er der Herr war. Er nöthigte die Wittwe Valentinians, Eudoxia, ihm die Hand zu reichen; ihre Tochter gedachte er mit seinem Sohne zu vermählen.

Man hat schon im Alterthum Maximus als einen nahen Verwandten jenes britannisch-gallischen Maximus angesehen, der eine Zeitlang sich behauptete, dann aber von Theodosius niedergekämpft wurde [2]). Das würde es dann um so erklärlicher machen, wenn Eudoxia, die Ehe verabscheuend, zu der sie gezwungen worden war, sich an den noch im Kriege mit Italien begriffenen Gaiserich wandte, um sie vor dem Usur-

1) Sein Name ist auf Münzen Petronius Maximus oder Flavius Anicius Maximus. Die Erhebung des Maximus wird in Prosperi Chron. ex cod. Vat. S. 720 Ronc. und von dem Anon. Cusp. auf den 17. März, vom cont. Prosperi havn. auf den 19. März 455 gesetzt; der letztere giebt an, daß Valentinian am Tage vorher ermordet worden sei (S. 25 Hille).

2) Procop bell. Vand. I c. 4 S. 328, 4. Zonaras XIII c. 25 S. 48 B.

pator zu retten. Denn auch in ihr lebten die eingeborenen dynastischen Gefühle.

Wir werden versichert, der Vandalenkönig habe den mit Valentinian geschlossenen Vertrag durch den Tod desselben für aufgelöst gehalten und Maximus nicht als würdigen Nachfolger desselben anerkennen wollen [1]). Ueberdies war Gaiserich voll eines Unternehmungsgeistes, der nach neuem Raube verlangte. Unverzüglich ging er gegen Italien unter Segel.

Maximus fühlte sich unfähig Rom zu vertheidigen; er gab seine Zustimmung zu einer allgemeinen Flucht der Senatoren und des Volkes. Als auch er sich anschickte, davonzugehen, ist er von seinem Hofgesinde ermordet worden [2]). Drei Tage darauf rückte Gaiserich in Rom ein [3]). Die Er-

1) Johannes Antiochenus Frgt. 201 § 6 S. 615: *ἐπιτίθεσθαι ταῖς Ἰταλίαις καιρὸν ἡγησάμενος, ὡς τῆς μὲν εἰρήνης θανάτῳ τῶν σπεισαμένων λυθείσης, τοῦ δὲ εἰς τὴν βασιλείαν παρελθόντος μὴ ἀξώχρεων κεκτημένου δύναμιν.*

2) Nach Prosper Aquit. wurde Maximus am 77. Tage seines Imperiums getödtet (S. 675), also am 2. oder 4. Juni; nach dem Anon. Cuspin. am 12. Juni 455. Ich halte mich auch hier an die Erzählung des Prosper Aquitanus, die Worte des Sidonius (carm. IV Baret, VII Sirmond v. 442): Burgundio infido ductu tibi, Roma, extorquet trepidas mactandi principis iras sind zu vieldeutig, als daß aus denselben eine bestimmte historische Thatsache entnommen werden könnte. Idatius S. 95 erwähnt einen Volkstumult und eine Empörung der Truppen; Procop bell. Vand. I c. 6 S. 32, 7 und Johannes Antioch. (Frgt. 201, 6 S. 615 Müller) berichten über die Katastrophe Valentinians in ähnlicher Weise.

3) Victor Tunnuensis (II S. 341): tertio die postquam Maximus occiditur, Genserichus ingreditur, also dem Anon. Cuspin. zufolge am 15. Juni 455; nach der Berechnung auf Grund der Angabe des Prosper Aquit. am 5. oder 7. Juni. Diese Zeitbestimmung hat die größere Wahrscheinlichkeit für sich (Papencordt, Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika S. 347); sie stimmt auch zu der Datirung der Erhebung des Avitus in Arles. Der cont. Prosp. havn. giebt ganz abweichend den 4. Juli an. Daß dies unrichtig ist, zeigt der erwähnte Sermon des Papstes Leo. Statt IIII

zählung, nach welcher Papſt Leo die Vandalen vermocht haben ſoll, ſich mit der Plünderung zu begnügen und von Mord und Brand abzuſtehen, wird nicht gerade durch die Rede deſſelben beſtätigt, welche uns übrig iſt; in derſelben findet ſich nicht, daß er die Wuth der Barbaren gemäßigt habe. Das Volk glaubte darin eine Wirkung der Dämonen zu ſehen, wie Leo ſagt; er ſchreibt die Rettung der Gnade Gottes zu, dem man Dank ſchulde.

Nach vierzehn Tagen verließ Gaiſerich Rom wieder; er führte Tauſende von Gefangenen mit ſich, darunter die Kaiſerin mit ihrer Tochter, die er mit ſeinem Sohne Hunerich vermählte. Er ſcheint ſchon vorher den Wunſch gehegt zu haben, mit dem theodoſianiſchen Hauſe in Verbindung zu treten. Dieſen ſetzte er jetzt ins Werk. Den Gedanken, ſich ſelbſt des Imperiums zu bemächtigen oder auch nur einen anderen Imperator zu ſetzen, hat er damals nicht gehabt; darüber verfügten andere Weltkräfte.

Darauf, wie dies geſchah, müſſen wir näher eingehen, da die Verhältniſſe ſehr verwickelt ſind und zuletzt zu einem entſcheidenden Ereigniß geführt haben.

Wenn es in Rom keinen Kaiſer mehr gab, die Gewalt, von der doch die Geſetzlichkeit des Zuſtandes abhing, nicht mehr exiſtirte, wie und von wem ſollte dieſer Mangel erſetzt werden? Von Conſtantinopel war das bei dem damaligen Zuſtand der regierenden Familie nicht zu erwarten, in Rom nach dem Untergang des Maximus noch weniger daran zu denken. Der erſte Gedanke, das Imperium fortzuſetzen, iſt in Gallien

Nonas Julias wird Junias zu leſen ſein, wodurch der 2. Juni bezeichnet würde, wobei vielleicht eine Verwechſelung, der Tag der Ermordung des Maximus mit dem des Einzugs des Gaiſerich, vorliegt.

gefaßt worden; die Eingeborenen und die eingedrungenen germanischen Völkerschaften haben sich dazu vereinigt. Das geben schon die einsilbigen Nachrichten in den Annalen, die uns übrig sind, an die Hand; es muß aber auch gestattet sein, einen Panegyristen zu Rathe zu ziehen, der den Dingen nahe stand, sie kannte und keinen Grund hatte, sie zu verunstalten: es ist Sidonius Apollinaris, der Schwiegersohn des Avitus, dem er seinen Lobspruch widmet; er kann die Umstände ausgeschmückt, aber unmöglich erfunden haben. Avitus war einer der thätigsten Kampfgenossen des Aëtius gewesen[1]; ihm hauptsächlich war es zuzuschreiben, wenn die Gothen ihre Waffen mit den römischen vereinigten, um die Hunnen zurückzuweisen. Er hatte dann die hohe Würde eines Präfectus Prätorio von Gallien empfangen und war mit dieser ruhigen civilen Stellung zufrieden, als er nach dem Tode des Aëtius und Valentinian von Maximus als Magister militum an die Spitze des gallischen Heeres berufen wurde[2]. Um den Frieden mit den Gothen aufrechtzuerhalten, begab er sich selbst in ihre Hauptstadt Tolosa. Indem er aber eine Verständigung zwischen den Westgothen und Maximus anzubahnen suchte, empfing man die Nachricht, daß dieser umgekommen und Rom in die Hände der Vandalen gefallen sei. Sehr möglich, daß sich hierbei der Ehrgeiz des Avitus regte; aber unwahrscheinlich ist doch auch nicht, daß die Gothen, um nicht den gesetzlichen Boden unter den Füßen zu verlieren, den Wunsch aussprachen, Avitus möge das Imperium übernehmen; sie würden dann nicht allein Freunde des Reiches sein, sondern

1) Sein voller Name ist Marcus Mäcilius Avitus.

2) peditum equitumque magister v. 377.

ſelbſt ihm Kriegsdienſte leiſten, wenn er es befehle. Ohne eingewilligt zu haben, begab ſich Avitus zu einer Verſammlung der angeſehenſten Einwohner, wie denn auch die Annalen von einer ſolchen Zuſammenkunft, die in Arelate ſtattfand, berichten[1]) — und hier trat ihm nun derſelbe Wunſch entgegen. Es iſt die römiſch-galliſche Ariſtokratie, die ſich mit dem Oberbefehlshaber und dem geſammten Heere zuſammenfindet. Einer der vornehmſten, welcher würdig iſt, im Namen des Vaterlandes zu reden, beklagt ſich über die ſchlechte und ſchattenhafte Reichsverwaltung, die man bisher geduldet; es ſei dahin gekommen, daß mit der Hauptſtadt gleichſam der Erdkreis in Gefangenſchaft gerathen ſei. Dort ſei der Fürſt umgekommen; das ganze Reich habe jetzt ſein Oberhaupt in Gallien. Avitus möge die höchſte Stelle annehmen; wenn Gallien es fordere, werde ihm die Welt gehorchen. Niemand wird an die Echtheit dieſer Worte glauben; Sidonius liebt es, witzig und epigrammatiſch zu reden; er läßt den alten Gallo-Römer ſagen: das Vaterland befehle ihm, den Befehl zu übernehmen, ſeine Herrſchaft werde die Freiheit ſein. Aber unleugbar iſt es doch, daß das provinziale Bewußtſein der Gallier ſelbſt ſich zu dem Wunſche neigte, Avitus möge die Kaiſerkrone annehmen. Umgeben von den Truppen wird dann Avitus mit einer militäriſchen Halskette, wie einſt Julian, bekleidet, man übergiebt ihm die Zeichen der Herrſchaft[2]).

Avitus erſcheint als der Repräſentant der provinzial-

1) Idatius, Chronikon S. 95: Avitus Gallus civis ab exercitu Gallicano et ab honoratis primum Tolosae, dehinc apud Arelatem Augustus nuncupatur.

2) Die Erhebung des Avitus zum Auguſtus erfolgte zu Arles am 9. Juli 455 nach dem Cont. Prosperi havn. S. 26, am 10. nach dem Anon. Cusp.

gallischen Tendenzen; doch vermaß er sich nicht, römischer Kaiser sein zu wollen, ohne Rom zu besitzen. Er begab sich in Person dahin und wurde allgemein anerkannt [1]).

Zugleich erfahren wir, daß Avitus sich an Marcian gewendet habe, um durch dessen Beistimmung alle Spaltung im Reiche zu vermeiden [2]). Avitus und Marcian, der westliche und der östliche Imperator machten nun gemeinschaftliche Sache gegen die Vandalen. Marcian forderte Gaiserich durch zwei Gesandtschaften auf, Italien zu verlassen; denn es würde sein Vortheil nicht sein, wenn er auch mit dem östlichen Reiche in Kampf käme. Auf Gaiserich machte das, wie sich denken läßt, keinen Eindruck [3]). Es kam zu einem Kriege des östlichen und westlichen Reiches, wie sie nun constituirt waren, gegen Gaiserich. In diesem Kampfe tritt zuerst der Sueve Ricimer in den Vordergrund. Der war es, der, von Avitus nach Sicilien geschickt, dort die vandalische Flotte, welche von Karthago ausgelaufen war, auseinanderwarf [4]).

Indessen zogen die Westgothen, wenn nicht auf Befehl, so doch unter Autorität des Avitus über die Pyrenäen, um das römische Gebiet, das ja durch ihre Mitwirkung den

1) Am 22. September erreichte er Italien (Cont. Prosperi).

2) Idatius S. 96: Per Avitum legati ad Marcianum pro unanimitate imperii mittuntur.

3) Priscus Frgt. 24.

4) Bei Idatius S. 100 wird zuerst (zum Jahre 456) eine der vandalischen Flotte durch Ricimer beigebrachte Niederlage erwähnt; und gleich darauf angegeben, daß dieselbe in den Gewässern von Corsika erfolgt sei; Avitus berichtet darüber an den König der Westgothen Theoderich II. Sidonius gedenkt eines durch Ricimer über die Vandalen in Sicilien erfochtenen Sieges, den er mit der Eroberung von Syrakus durch Marcellus vergleicht (pan. in Avitum v. 367, vergl. Schlosser, Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung I, S. 701). Eine deutliche Vorstellung gewinnt man von der Begebenheit nicht; aber Ricimers Verdienst ist unstreitig.

Römern zurückgegeben war, gegen die Sueven zu beschützen [1]). Die germanischen Entzweiungen kamen den Römern gewissermaßen zu Statten. Mit ihnen einverstanden, begleitete auch das burgundische Heer die Westgothen auf ihrem Zuge [2]). Die Sueven wurden im Oktober 456 bei Astorga geschlagen und von dem siegreichen Feinde nach Gallicien verfolgt; Bracara erobert, der Suevenkönig gefangen und hingerichtet. Theodorich betrachtete sich als König der Sueven [3]). Dergestalt gewann es das Ansehen, als wenn der gallicanische Imperator und seine Verbündeten, allenthalben siegreich und mit dem griechischen Reiche verbunden, Italien vor den Vandalen retten und dem Bestand des römischen Reiches im Occident eine neue Haltbarkeit verleihen würden. Da geschah nun aber, daß in der Mitte dieser Allianz ein Zwiespalt ausbrach, der Alles zerrüttete. Ricimer versagte seinem Kaiser den Gehorsam. Ich will nicht mit Bestimmtheit sagen, daß er, ein Sueve von Geburt, durch den Untergang seines besonderen Vaterlandes, der von Avitus befördert war, zur Rache entflammt wurde; eine Ueberlieferung dieses Motives findet sich nicht. Wir vermissen eine Erzählung dieser Umstände bei dem Panegyristen; das Wahrscheinlichste ist, daß er, der durch seine Siege selbst in Italien zum höchsten Ansehen gelangt war, einen fremden

1) Idatius S. 98: Hispanias rex Gothorum Theudericus cum voluntate et ordinatione Aviti ingreditur.

2) Die Theilnahme der Burgundionen an diesem Zuge erwähnt Jordanes, Get. c. 44.

3) Die Schlacht am Flusse Urbicus, der heute den Namen Orvigo führt (im campus Paramus in den Zusätzen zu Victor Tunn. bei Roncalli II. S. 342 t.; der Name, der schon bei Ptolemäus vorkommt, hat sich bis auf unsere Zeit erhalten) südöstlich von Astorga (duodecimo de Asturicensi urbe milliario) fand am 5. Oktober 456 statt; am 28. Oktober wurde Bracara erobert; im Dezember der Suevenkönig Rechiar getödtet (Idatius' Chronikon S. 99. 100).

Einfluß in Italien nicht dulden wollte. Auch bei dem römiſchen Senat war Avitus nicht beliebt. Er brachte zwar aus Gallien, wohin er zurückeilte, ein Heer zuſammen, mit welchem er dann wieder nach Italien ging [1]); hier aber wurde er von Ricimer bei Piacenza geſchlagen und genöthigt, das Imperium aufzugeben und mit einem Biſchofsſitz vorlieb zu nehmen [2]). Dieſe ganze Combination löſte ſich auf; und eine allgemeine Verwirrung ſchien bevorzuſtehen, da auch Marcian in dieſem Augenblick ſtarb — Pulcheria war ihm ſchon im Tode vorangegangen, ſodaß auch im Oſten die Succeſſion des Theodoſius aufhörte [3]).

Vergegenwärtigt man ſich die Situation, die damit eintrat, ſo beſteht ihr Weſen vornehmlich darin, daß nun in den beiden Reichstheilen der Gegenſatz der effectiven Macht zu der bisherigen Ordnung der Dinge in volle Evidenz gelangte. Die effective Macht war in den Händen der Germanen, ſowohl in dem Weſten als in dem Oſten; dort hing Alles von Ricimer, hier von Aſpar und ſeinen Anhängern ab. Wie ſollten ſich die Germanen zu dem Kaiſerthum verhalten? Wir kennen bereits die große Stellung, zu welcher ein paar gothiſche Heerführer in den öſtlichen und weſtlichen Verwickelungen des Reiches gelangt waren. Dort hatten ſie es ſoweit gebracht, daß Niſibis noch

1) Idatius S. 101: Avitum de Italia ad Gallias Arelate secessisse (s. ſtatt successisse nach dem Auszug bei Fredegar Chron. III c. 6 vergl. Jahn, Die Geſchichte der Burgundionen S. 423 N. 4).

2) Die Schlacht bei Piacenza fand nach dem cont. Prosperi S. 26 am 18. Oktober 456 ſtatt, nach dem Anon. Cusp. 17. Oktober.

3) Pulcheria war im Juli 453 geſtorben Idat. Chron. S. 93, vergl. Garzon not. LXXII S. 226; Marcians Tod fällt in die Zeit nach dem 26. Januar (Theodorus Lektor I, 7) und vor den 7. Februar 457.

einmal belagert werden konnte; hier war es ihnen gelungen, Ravenna für die alte Succeſſion wiederzugewinnen. Nicht ohne ihre Mitwirkung hatte Marcian den Thron in Conſtantinopel beſtiegen. Der Widerſtand, den dieſer Kaiſer den Hunnen leiſtete, wäre ohne die Theilnahme der Gothen unmöglich geweſen. Nach dem Tode Marcians hätte wohl deſſen Schwiegerſohn Anthemius, der Enkel jenes Anthemius, welcher eine Zeitlang das Reich verwaltet und demſelben die größten Dienſte geleiſtet hatte, der auch mit dem Hauſe Conſtantins verwandt war, den nächſten Anſpruch erheben können. Aber Aſpar zog ihm einen der oberſten Kriegsbeamten, ſeinen alten Freund, den Tribunen Leo, der einſt ſeine Güter verwaltet hatte, vor und dieſer wurde dann durch das Heer zum Imperator ausgerufen [1]). Eine ſolche Erhebung genügte indeß in Conſtantinopel nicht mehr; Volk und Geiſtlichkeit forderten noch eine andere Autoriſation. Ein Akt von größtem Werthe war es nun, daß der Patriarch Anatolius ſich entſchloß, den neuen Imperator mit dem Diadem zu ſchmücken [2]). Schon kurz vorher hatte dieſe Ceremonie die Uebertragung der höchſten Würde in ſich geſchloſſen, zuerſt als Theodoſius das Stirnband dem Valentinian überſandte, und nochmals, als nach dem Tode Theo-

1) Am 7. Februar 457; ἐπήρθη ὑπὸ τοῦ ἐξερκέτου (Chron. Pasch. S. 592, 17). Nach einer von Photius aus Candidus entnommenen Nachricht war Leo aus dem illyriſchen Dacien gebürtig und ſtand als Befehlshaber einer Abtheilung Soldaten bei der Zolleinnahme von Selymbria ſtationirt (Müller, Hist. Graec. Frgta. IV, p. 135). Aehnlich berichtet Zonaras l. c. 49 B. Daß Leo zur Zeit ſeiner Erhebung Tribun war, berichtet auch Theodorus Lektor I, 7.

2) Theodorus Lektor II, 65 S. 585 Reading: στεφθεὶς ὑπὸ τοῦ αὐτοῦ πατριάρχου. Theophanes S. 179.

dosius II. Pulcheria in Gegenwart des Patriarchen und der Senatoren Marcian mit demselben schmückte [1]). Eine Handlung von eminenter Bedeutung — denn woher kam dem Bischof das Recht, den Erwählten des Heeres mit dem äußeren Zeichen der Würde zu bekleiden, das hernach symbolisch für jeden anderen Monarchen geworden ist? Man darf sagen, es war ein Supplement für die Legitimität. Denn die Anhänglichkeit an ein bestimmtes Haus war bereits in den Gemüthern. Nach dem Abgang der legitimen Dynastie bemächtigte sich nun die Kirche des Rechtes, — nicht etwa die Gewalt zu übertragen, — denn das war bereits durch die Wahl des Heeres geschehen, aber ihre Uebertragung auf eine der öffentlichen Meinung und dem bisherigen Brauch entsprechende Weise zu sanctioniren. Anatolius war ein Mann von hochstrebendem Sinn, der dafür gesorgt hatte, daß die Autorität des Bischofs von Constantinopel jeder anderen gleich war und im Rang nur der des römischen nachstand. Noch viel mehr aber will es sagen, daß er die Uebertragung der höchsten Gewalt von einem Haupte auf das andere durch die Kirche ins Leben rief. Mit alledem gelangte doch Leo keineswegs zu der Stellung der alten Kaiser. Er hatte auf der einen Seite die Kirche neben sich, der er die Sanktion der höchsten Würde verdankte, auf der andern die Gothen, die ihm dieselbe verschafft hatten. Nicht auf immer aber konnten diese Momente zusammenwirken. Die constante Tradition ist, Leo habe bei seiner Erhebung dem Gothen Aspar versprechen müssen, einen von dessen Söhnen zum Cäsar zu ernennen;

1) Zonaras XIII c. 24, Bd. II, S. 45 D: *μεταπαλεῖται τὸν πατριάρχην καὶ τὴν βουλὴν καὶ ἀναγορεύει τοῦτον καὶ ταινιοῖ διαδήματι.*

er habe dann aber Anſtand genommen, das Verſprechen zu erfüllen; Aſpar ſei darüber in große Entrüſtung gerathen. Wie, habe er geſagt, darf ein Mann lügen, der den Purpur trägt? Leo habe geantwortet: Darf ein Unterthan ſeinem Herrn Geſetze vorſchreiben [1])?

Eine andere Ueberlieferung berichtet, Aſpar habe vom Kaiſer die Einſetzung eines arianiſchen Präfecten verlangt, die Leo verweigerte [2]). Er ſchwankte zwiſchen den Anmuthungen der Gothen und den Forderungen, die ihm das katholiſche Bekenntniß auferlegte. Trotz der Irrungen, in die er gerieth, behauptete er zunächſt ſeinen Thron ohne Widerſpruch. Die Autorität des Kaiſerthums von Conſtantinopel ſtellte ſich unter dem erſten nicht ebenbürtigen Nachfolger des theodoſianiſchen Hauſes im Allgemeinen wieder her.

Faſſen wir nun die Stellung Ricimer's ins Auge, ſo war ſie hauptſächlich dadurch beſtimmt worden, daß er ſich, nachdem er urſprünglich zu Avitus und den Weſtgothen gehalten hatte, doch dem Verſuche, die kaiſerliche Macht durch ein galliciniſches Oberhaupt weiterzuführen, entgegenſetzte, ein Akt, welcher der Autorität des damaligen griechiſchen Kaiſers, mit dem Avitus verbündet war, entgegenlief. Wie aber ſollte ſich alsdann das Verhältniß zwiſchen den beiden Reichshälften geſtalten?

1) Zonaras XIV, c. 1. S. 49 B.
2) Cedrenus S. 607, 16 ff. ed. Bonn.

Zwölftes Capitel.

Unterbrechung des Kaiſerthums im Occident.

Die Erhaltung der Einheit des römiſchen Reiches im Orient und Occident beruhte auf zwei Momenten, einem geiſtlichen und einem dynaſtiſchen. Der erſte beſtand in dem allgemeinen Bekenntniß, welches die lateiniſchen und griechiſchen Provinzen verband und in den Beſchlüſſen von Chalcedon ſeinen Ausdruck gefunden hatte. Der zweite lag in der Combination, durch welche zwar dem Occident eine abgeſonderte Regierung zugeſtanden war, eine ſolche jedoch, die von der des Orients allezeit abhängig blieb; er ſchloß den Begriff der Erblichkeit in ſich ein. Von univerſaler Wichtigkeit war es nun, daß dieſer Begriff nicht mehr realiſirt werden konnte, nachdem Valentinian in einem Momente ungezügelten Selbſtgefühls ſeinen Heermeiſter umgebracht und dadurch ſeinen eigenen Untergang vorbereitet hatte.

In der Mitte der Unruhen, die daraus hervorgingen, regte ſich in dem Abendlande die Idee, ein ſelbſtändiges Kaiſerthum auf der Verbindung germaniſcher und romaniſcher Kräfte zu gründen. Sie konnte aber nicht durchgeführt werden, da der mächtigſte Germane, der an der Spitze der Kriegsvölker ſtand, einen Kaiſer, wie Avitus war, nicht neben ſich

dulden wollte und ihn zur Abdikation nöthigte. Indem war auch das theodoſiſche Haus im Orient ausgeſtorben und hatte zwar eine Succeſſion gefunden, die aber doch nur eine ſehr unregelmäßige war. Ein auch in Geldgeſchäften erfahrener Kriegsmann hatte das Scepter erlangt, nicht jedoch mit eigener Macht, ſondern unter dem Einfluß des gothiſchen Oberbefehlshabers und zugleich der Autorität der Kirche, welche die mangelnde Erblichkeit durch eine Krönung des Patriarchen erſetzte. Am Tage liegt, daß dieſe Erſetzung nur eine ſehr unvollkommene war und nicht überall eine dem erblichen Anſehen, welches das Haus des Theodoſius beſeſſen hatte, entſprechendes Anſehen erlangen konnte. Dennoch lag es in der Natur der Sache, daß der neue Kaiſer die Autorität, die ſeine Vorgänger beſeſſen hatten, in vollem Umfang zur Geltung zu bringen ſuchte. Es gehörte gleichſam zur Beſitzergreifung der kaiſerlichen Würde, daß er auch den Occident in einer gewiſſen Unterordnung zu halten unternahm. Da konnte es ihm nicht anders als willkommen ſein, daß das Oberhaupt der Milizen in Italien, der Patricius Ricimer auf ſeine Anträge einging; von beiden zuſammen wurde Majorian zum Kaiſer im Occident erhoben[1]). Die Lage der Dinge war nun, daß im Oſten und im Weſten faktiſche Oberhäupter an der Spitze der Heere ſtanden, welche aber die Gewalt nicht ſelbſt in die Hände genommen hatten. Leo wäre ohne den Schutz der Aſpariden, Majorian ohne die Einwilligung Ricimers unmöglich geweſen. Auf den erſten Blick leuchtet ein, welche Schwierigkeiten in dieſer neuen Combination lagen;

1) Flavius Julianus Majorianus wurde am 1. April 457 mit dem Purpur bekleidet; am 28. Februar vorher war er Magiſter militum, Ricimer Patricius geworden. (Anon. Cuspiniani, bei Mommſen S. 666.)

doch war sie nicht ohne große Aussicht; und eine Zeitlang schien sie Wurzel zu fassen und sich zu befestigen. Majorian gehörte einem Geschlecht an, welches die obersten Stellen bekleidet hatte [1]). Sein Großvater war Präfectus Prätorio in Illyrikum, sein Vater mit der Finanzverwaltung von Gallien betraut gewesen. Er selbst hatte mit Valentinian III. in enger Verbindung gestanden. Wenn wir Sidonius recht verstehen, so erwartete Valentinian Hülfsvölker von ihm in Rom, als er ermordet wurde [2]). Von Leo scheint die Initiative seiner Ernennung ausgegangen zu sein [3]). Ricimer traf eine Abkunft mit Majorian, der ihn hinwiederum als Magister utriusque militiae anerkannte, wie einst Attalus den Alarich. Daß auch Senat und Heer mit seiner Erhebung einverstanden waren, ergiebt sich aus einem Schreiben Majorians vom Januar 458, in welchem er den Senat auffordert, ihm die Theilnahme an den Geschäften zu gestatten und ihn und den Patricius, denn ihnen beiden sei die Sorge für das Kriegswesen in Italien aufgetragen, zu unterstützen [4]).

---

1) Wir entnehmen die Angaben dem Panegyrikus des Sidonius Apollinaris auf Majorian (carm. V. Sirmond, VII. Baret).

2) Cujus (Aëtii) quo tutius ille (Valentinianus) Magna palatinis conjungeret agmina turmis, Evocat hunc (Majorianum) precibus. (v. 306.)

3) Das darf man aus Comes Marcellinus folgern (Ronc. II S. 293): Leo, cujus voluntate Majorianus apud Ravennam Caesar est ordinatus. Die Einwirkung Leos auf die Erhebung Majorians deutet Sidonius in den Worten an: ordo omnis regnum dederat, plebs, curia, miles et collega simul (v. 386).

4) Imperatorem me factum, Patres conscripti, vestrae electionis arbitrio et fortissimi exercitus ordinatione cognoscite.... tractandarum rerum curam participate nobiscum. erit apud nos cum parente patricioque nostro Ricimere rei militaris pervigil cura. tit. I. l. 1. unter den Edikten des Majorianus. Novellae Constitutiones Impera-

Sidonius weiß manche rühmlichen Handlungen des Majorian zu verzeichnen, siegreiche Kämpfe in der früheren Zeit gegen die Alemannen, gegen die Vandalen und Mauren. Procop schildert ihn als einen der echten Imperatoren, die es jemals gegeben habe. Dann begab sich Majorian nach Gallien. Soviel wir urtheilen können, geschah es im Gegensatz gegen die gallicanische Verbindung, in die Avitus getreten war. Die Freunde desselben, Burgunder und Westgothen, wurden von Majorian als seine Feinde betrachtet. Mit einem stattlichen Heer, das er von der Donau und dem schwarzen Meer her zuerst in Ravenna um sich sammelte, überschritt er die Alpenpässe [1]; man nimmt nicht ohne Grund an, daß die Senatoren der Lugdunensis prima eben in dieser Gefahr sich mit den Burgundionen des Weiteren verständigten [2], sodaß Majorian sie doch nicht vollkommen niederwerfen konnte, sondern es vorzog, eine Abkunft mit ihnen zu treffen, bei welcher der Schwiegersohn des Avitus, der gelehrte Sidonius Apollinaris, die Vermittlung geführt zu haben scheint. Majorian war damit zufrieden, Lugdunum besetzen und die Burgundionen mit sich ins Feld führen zu können.

Er wandte sich dann gegen die Westgothen, die eben Arelate belagerten. Durch seinen Magister militum in Gallien, den Gallo-Römer Aegidius, gelang es ihm, die Stadt zu ent-

torum Theodosii II, Valentiniani III, Maximi, Majoriani, Severi, Anthemii in der Ausgabe von Hänel S. 291 ff.

1) Im Dezember 458: jam tempore brumae Alpes primus pede carpis. Sidonius v. 510. Die letzte, von Ravenna aus erlassene Constitution Majorians ist vom 6. November d. J. datirt.

2) Die Abkunft der Burgundionen mit den Senatoren der Lugdunensis prima setzt Marius Aventicensis in das Jahr 456, der Cont. Prosperi (S. 26) in das Jahr 457. Die Zeitbestimmung des letzteren nimmt Jahn, Geschichte der Burgundionen S. 428 an.

ſetzen und die Weſtgothen zu ihrer Pflicht gegen das Imperium zurückzuführen[1]). In alle dem knüpfte Majorian eigentlich an die Stellung Ricimers an, inwiefern er die Anhänger des Avitus, den dieſer geſtürzt hatte, bezwang und ſie der neuen Combination zu folgen nöthigte. Dann aber ſchritt Majorian zu dem großen Unternehmen fort, für das er eigentlich beſtimmt war; es war für beide Reichstheile, Orient und Occident, gleich wichtig. Er ſchickte ſich an, die Vandalen in Afrika von Spanien aus anzugreifen[2]). Sidonius ſchildert die umfaſſende Seerüſtung Majorians mit prächtigen Worten. Die Wälder fallen ins Meer; Gallien, obwohl von Tributen heimgeſucht, beſchwert ſich nicht über dieſe neue Laſt. Zahlreiche Völkerſchaften, welche Majorian dazu ins Feld gebracht habe, werden aufgezählt; es iſt, als ob dieſer die ganze Welt gegen die Vandalen führen wolle, die Völker der Donau nicht nur, ſondern auch die des Kaukaſus[3]).

Aus einer Notiz Procops nehmen wir ab, daß die Weſtgothen mit dem Unternehmen Majorians nicht eben zufrieden waren, was ſich daher erklärt, daß ſie unter Avitus im Begriff geweſen waren, Spanien für ſich in Beſitz zu nehmen.

1) Idatius im Chronikon S. 107 Ram: legati nunciantes Majoriano Augustum et Theodericum regem firmissima inter se pacis jura sanxisse Gothis in quodam certamine superatis (nämlich dem bei Arles, vergl. Papencordt, Geſchichte der vandaliſchen Herrſchaft in Afrika S. 93 N. 2). Auf dieſe Begebenheit bezieht ſich der Anfang des ſechſten Buches des Gedichtes des Paulinus Petricordinenſis de vita S. Martini (Migne, Patrol. lat. Bd. 61 S. 1066). Arles wurde im Frühjahr 459 entſetzt, wie eine Conſtitution Majorians zeigt, die in dieſer Stadt erlaſſen und vom 17. April 459 datirt iſt (tit. Nr. IX, S. 330 bei Hänel).

2) Ende März 460 hielt ſich Majorian noch zu Arles auf (Nov. Major. tit. XI, S. 334 Hänel); im Mai kam er nach Spanien (Idatius' Chronikon).

3) Nach Priscus Frgt. 27 (Johannes Antiochenus Frgt. 203, bei Müller IV, S. 615) brachte Majorian 300 Schiffe zuſammen.

Es war ein gemeinschaftliches Unternehmen des Orients und des Occidents die Vandalen niederzukämpfen, welche die See unsicher machten und von Afrika her die beiden Reiche unaufhörlich befehdeten. Vergessen wir nicht, daß der Vandalenkönig Gaiserich zugleich durch die Wegführung der Eudoxia und ihrer Familie eine gewisse Beziehung zu dem theodosianischen Hause gewonnen hatte, welches jetzt durch Leo und Majorian verdrängt worden war. Gewiß wäre es für die Existenz der beiden Reichstheile, wie sie jetzt waren, der größte Erfolg, der sich denken ließ, gewesen, wenn Majorian der Vandalen Meister geworden wäre. Aber Gaiserich war ein zu waffengeübter, verschlagener, auf seine Weise alleinherrschender Heerführer zu Land und zu See, der die Mittel des Widerstandes kannte und zu berechnen verstand. Er wußte einer Ueberfahrt Majorians vorzubeugen, indem er die Küstenlande verwüstete, das Wasser verdarb. Zugleich brachte er der vor Anker liegenden Flotte empfindliche Verluste bei [1]).

Majorian wurde nicht geschlagen, aber von seinem Versuch auf Afrika mußte er abstehen. Da ist nun viel davon die Rede, daß ein Waffenstillstand oder ein Friede geschlossen, aber durch Gaiserich sofort gebrochen worden sei, wodurch Kaiser Leo sich bewogen gefunden habe, mit demselben wieder in Verhandlung zu treten [2]).

---

1) Priscus und Idatius' Chronikon. Es gelang den Vandalen, eine Anzahl von Schiffen in der Nähe von Carthagena (Idatius: de litore Carthaginiensi, Marius Aventicensis S. 28 bei Arndt, Bischof Marius von Aventicum): ad Elecem (heute: Elche) juxta Carthaginie(m) Spartaria(m) wegzufangen.

2) Die Angabe kommt schon bei Priscus Frgt. 29 vor.

Die Nachricht ist vieldeutig und unsicher. Aber die Thatsachen zeigen, daß es zu einer Schwenkung der Politik des Hofes von Constantinopel gekommen ist. Indem Gaiserich den Angriff, mit dem er von Spanien aus bedroht war, zurückwies, versäumte er doch nicht, sich dem Hofe von Constantinopel anzunähern. Er gab die gefangene Kaiserin, an deren Person sich immer ein gewisser Anspruch knüpfte, dem Hofe von Constantinopel zurück, nicht jedoch ohne ihre Tochter seinem Sohne vermählt zu haben [1]). Denn dahin war immer sein Ehrgeiz gegangen, mit den höchsten Gewalten im Reich eine gewisse Verbindung aufrechtzuerhalten. Majorian wurde von dem Mißlingen seines Unternehmens auf das schwerste betroffen. Er begab sich nach Gallien zurück und hielt Hof in Arles, noch immer nahm er eine sehr angesehene Stellung ein. Spanien und Gallien waren ihm unterthan; und aufs Neue wendete er sich wieder nach Italien. Aber mit Ricimer hatte er kein Verständniß mehr.

Einen Imperator, der die Vandalen nicht zu zähmen wußte, wollte Ricimer nicht wieder zur Herrschaft in Italien gelangen lassen. Man will von böswilligen Einflüsterungen wissen, die dabei stattgefunden hätten. Aber wie hätte überhaupt der waffenmächtige Patricius zugeben sollen, daß Majorian, der in seinem vornehmsten Unternehmen gescheitert

1) Am 2. August 461 wurde Majorianus bei Tortona entsetzt; am 7. getödtet, wie man aus dem Anon. Cusp. und Marius Aventicensis entnimmt (Ronc. II. S. 94): ad fluvium Iram, auf der Straße von Tortona nach Placentia. Der alte Name hat sich in Voghera erhalten (Muratori, Annali d'Italia J. III p. 1 S. 249), der Fluß wird heute Stafforo genannt.

war, wieder zur Ausübung der imperatorischen Gewalt gelangt wäre. Majorian hatte die Freunde und Verbündeten, die ihn aus Gallien begleiteten, entlassen und war nur von seinen Haustruppen umgeben, auf dem Wege nach Rom begriffen, als er von den Mannschaften Ricimers überwältigt wurde. Ricimer hatte ihn schon für abgesetzt erklärt; Majorian wurde dann des Purpurs und Diadems entkleidet und hierauf umgebracht [1]). In seinem Tode lag abermals eine Lösung der Verhältnisse zwischen dem östlichen und westlichen Reiche, wie einst bei dem Tode des Avitus. Allein sie war um vieles entscheidender.

Wenn man die Zeit angeben sollte, in welcher sich die occidentalischen Provinzen von dem römischen Kaiserthum emancipirt haben, so tritt der Tod des Majorian dabei in den Vordergrund. Nach Majorian ist kein römischer Kaiser weder in Gallien noch in Spanien noch vollends in Britannien erschienen. Der Oberbefehlshaber seiner Truppen in Gallien, Aegidius, hatte ursprünglich die Absicht gehabt, ihm nach Italien zu folgen [2]). Aber gegen den erhoben sich die Westgothen, die, von einer ihnen von Anfang an widerwärtigen Autorität befreit, in dem tarraconensischen Spanien um sich griffen und in dem narbonensischen Gallien vordrangen.

1) Die Annalisten sind über dies Ereigniß noch einsilbiger, als sie sonst zu sein pflegen. Nur Ein Bericht unterscheidet sich durch eine gewisse Umständlichkeit. Er findet sich bei Johannes Antiochenus Frgt. 203 (bei Müller IV S. 616), der in den vorangegangenen Worten Priscus wiederholt, so daß die Vermuthung nahe liegt, er habe ihn auch hier vor Augen gehabt. Der erzählt: *Μαιουρῖνος τοὺς συμμάχους μετὰ τὴν ἐπάνοδον ἀποπέμψας σὺν τοῖς οἰκείοις ἐπὶ τὴν Ῥώμην ἐπανήρχετο· οἱ δὲ περὶ τὸν Ῥεκίμερα συλλαβόντες αὐτὸν τῆς ἀλουργίδος καὶ τοῦ διαδήματος ἐγύμνωσαν πληγάς τε ἐντείναντες τῆς κεφαλῆς ἀπετέμνοντο.*

2) Priscus Frgt. 30 S. 104 Müller.

Mit ihnen beſtand Aegidius die härteſten Kämpfe, inmitten deren er erlegen iſt [1]). Zugleich rührten ſich in ſeinem Rücken die Franken. Ein fränkiſcher König drang bald darauf bis an die Loire vor; da iſt er dann — was man nicht glauben ſollte — mit den Sachſen zuſammengetroffen. Die Sachſen beherrſchten damals die beiden einander gegenüberliegenden Küſten von Gallien und Britannien; ſie hatten das atlantiſche Meer inne, noch mehr als die Vandalen das mittelländiſche.

Wir werden der galliſchen Zuſtände noch anderweitig gedenken. Hier iſt unſer Blick auf Italien gerichtet. In dem Wechſel der Ereigniſſe erinnerte ſich der Senat nochmals ſeiner altherkömmlichen Bedeutung: er ernannte einen Lucaner, des Namens Severus, zum Kaiſer oder, wie Andere berichten: Ricimer ließ ihn in Ravenna ausrufen und der Senat gewährte ihm ſeine die Ernennung legaliſirende Anerkennung [2]). Ohne Autorität war der Senat keineswegs; aber in politiſchen und militäriſchen Dingen war Ricimer der Herr und Meiſter. Bei allen ſeinen Gewaltſamkeiten erſcheint er an der Spitze der germaniſchen Truppen doch ſtark und nicht unwürdig. Alle ſeine Gedanken waren darauf gerichtet, Italien zu behaupten; Gallien ließ er fahren, aber er erwarb ſich das Verdienſt, die nördlichen Grenzen gegen die Alemannen ſowohl wie gegen die Oſtgothen zu ſchützen. Nur nach einer Seite hin gerieth er in den größten Nachtheil. Nach der erwähnten Uebereinkunft mit Leo hatte Gaiſerich in Italien

1) Im Jahr 464. Idatius Chron. S. 115: Aegidius moritur, alii dicunt insidiis, alii veneno deceptus.

2) Libius Severus wurde am 19. November 461 zum Auguſtus (Anon. Cuspin.) erhoben.

wieder das Uebergewicht über seinen Feind Ricimer gewonnen. Denn, wie wir aus Sidonius sehen, recht eigentlich persönliche Feinde waren die beiden Germanen: Gaiserich konnte dem Ricimer nicht vergeben, daß er der Enkel Wallias war, der den Vandalen in Spanien die größten Verluste beigebracht hatte; Ricimer wollte den Vandalenkönig nicht als ebenbürtig anerkennen: denn seine Mutter sei ja eine Sclavin, und was zur Entschuldigung angeführt werde, sei nichts als Unwahrheit und Betrug [1]). Ihr Hader war, wie man sieht, zugleich genealogisch und sehr bezeichnend für den Sinn der Germanen. Ricimer verzweifelte nicht, den verrätherischen Ueberfall Roms an den Vandalen zu rächen. Aber Gaiserich, der indessen seinen Sohn Hunerich mit Eudoxia vermählt hatte, machte auf die Hinterlassenschaft Valentinians III. gleichsam ein Erbrecht geltend. Unaufhörlich griff er Italien an; nur an den festen Städten fand er noch Widerstand; das Land wurde weit und breit verwüstet. Da nun Ricimer keine Seemacht besaß, um ihm zu widerstehen, so war Italien doch wieder auf die Griechen angewiesen. Der Senat wandte sich nach Constantinopel mit der Erklärung, ohne Beihülfe des östlichen Reiches sei Italien verloren [2]). Aber in einem Severus erblickte Leo keinen ebenbürtigen oder keinen zuverlässigen Verbündeten, er wollte wenigstens einen Griechen als Imperator in Rom sehen. Für Severus war dann kein Platz mehr in Italien; man weiß nicht genau, wie er umgekommen ist. Auch dafür machen die Annalen Ricimer verantwortlich [3]),

1) Sidonius carm. II Sirmond (XXII Baret) v. 359 ff.

2) Priscus Frgt. 30.

3) Der Tod des Severus fällt auf den 15. August 467. Bei Cassiodor heißt es: ut dicitur, Ricimeris fraude peremptus est. Sidonius hingegen

Soviel wenigstens ist unleugbar, daß Ricimer nach dem Tode des Severus sich der Politik von Constantinopel wieder näherte. Kaiser Leo ersah sich einen Mann, dessen Name besten Klang hatte, jenen Procopius Anthemius, der bereits als Mitbewerber um das östliche Reich genannt war, um ihn als Imperator nach dem Occident zu senden. Es geschah im Jahre 467. Leo hat ihn immer als seine Creatur betrachtet; gleichsam als seinen Stellvertreter, er bezeichnet ihn als den Mann, dem er durch seine Ernennung volle Macht übertragen habe[1]); Anthemius begründet seine Constitutionen auf die Autorität des geheiligten Fürsten, seines Herren und Vaters Leo[2]). Ricimer erkannte ihn nicht allein an, sondern trat durch Vermählung mit der Tochter desselben in die engste Verbindung mit ihm[3]). Anthemius hielt die Idee des Reiches noch einmal kraftvoll aufrecht. Den wiederauftauchenden Plänen, in Gallien ein nationales Reich zu gründen, setzte er seine Autorität entgegen. Der Urheber derselben, der Präfectus Prätorio Arvandus wurde nach Rom gebracht, des Verbrechens der beleidigten Majestät, das er noch keineswegs begangen zu haben meinte, schuldig befunden und zum Tode verurtheilt. Sidonius, der sich damals selbst nach Rom begab, fand in den Häusern der Großen gastliche Aufnahme

---

sagt, wo er den Tod des Severus berichtet: naturae lege auxerat divorum numerum (carm. II, v. 317).

1) licet nostra creatio pietati eius (Anthemii) plenam commiserit potestatem (Nov. Anthemii t. III, l. 1, S. 346 Hänel).

2) dominus et pater meus princeps sacratissimus Leo venerabili sanctione constituit (a. a. O. t. II, l. 1).

3) Die Feierlichkeiten dieser Vermählung sind von Sidonius Apollinaris pomphaft geschildert. Anthemius selbst war mit der einzigen Tochter des Kaisers Marcian vermählt (Sidonius carm. II v. 196).

und befand sich sehr wohl daselbst. Die allgemeine Zufriedenheit wurde aber immer durch die wiederholten Einfälle der Vandalen in Italien gestört.

Gaiserich, der sich in seinen persönlichen Erwartungen höchlich getäuscht sah, wies das Verlangen, das ihm Leo stellte, daß er auch seinerseits Anthemius anerkennen solle, von sich[1]). Es mußte aufs Neue zu einem Waffengange kommen, in welchem das östliche und das westliche Reich mit einander verbunden waren. An sich nun hätte sich wohl nicht denken lassen, daß ein vor Kurzem in Afrika eingedrungener Vandalenfürst den beiden Imperatoren würde die Spitze bieten können. Aber in diesem Augenblicke war die vandalische Macht unter allen denen, die das Mittelmeer berührten, doch die stärkste und am meisten in sich consolidirte. Die Vereinigung der beiden Imperien war zweifelhaft, noch gefährdeter dadurch, daß jedes sich aus verschiedenartigen Elementen zusammensetzte. Leo hatte auch diesmal eine Zeitlang die Oberhand, seine Flotte würde, wie man behauptet, Karthago genommen haben, wäre nicht der Führer derselben, Basiliscus bewogen worden, den Kampf abzubrechen. Was aber konnten dessen Motive sein? Wir werden hier nochmals an das Emporkommen Leos durch die Hülfe Aspars erinnert. Noch immer war Aspar mächtig genug, den Kaiser, den er selbst auf den Thron erhoben hatte, in die Schranken seiner Macht zu bannen. Er hatte eine starke Faktion für sich, zu welcher auch Basiliscus gehörte. Die allgemeine Annahme der Zeit war, daß dem Vandalenkönig wieder, wie so oft den Germanenfürsten, die Entzweiung

1) Priscus Frgt. 40.

unter den Gewaltigen des römiſchen Reiches zu Hülfe gekommen ſei. Man zweifelte nicht, daß Baſiliscus ſeinen Vortheil deshalb nicht verfolgt habe, weil Kaiſer Leo, wenn er die Vandalen bezwungen hätte, ſo mächtig geworden wäre, daß er auch in Conſtantinopel eine unumſchränkte Gewalt hätte ausüben können; dahin aber habe es Baſiliscus, der von Aſpar abhing, nicht kommen laſſen wollen [1]). Genug, das Unternehmen des vereinigten öſtlichen und weſtlichen Reiches mißlang auch diesmal. Das hatte aber dann wieder eine zerſetzende Rückwirkung auf den Hof von Conſtantinopel.

Aſpar ſetzte in der That durch, daß ſein zweiter Sohn, Patricius zum Cäſar erhoben wurde; das jedoch war der Wendepunkt ſeiner Macht. In Taraſicodiſſa, einem Iſaurier, dem Leo ſeine Tochter Ariadne zur Gemahlin gegeben hatte, der zu hohen Stellungen erhoben wurde und im Vertrauen des Palaſtes ſtand, erwuchs dem Gothen Aſpar ein gefährlicher Nebenbuhler [2]). Auf deſſen Antrieb wurden Aſpar und ſeine Söhne — auch deshalb, weil ſie Arianer waren — dem Tode geweiht; man weiß nicht anders, als daß ſie im kaiſerlichen Palaſt ermordet worden ſind [3]). Leo hat ſich da-

1) Theodorus Lektor I, 25: *Βασιλίσκος χρήματα λαβὼν πάντα προέδωκε παραινέσει Ἄσπαρος.* Procop bell. Vand. I c. 6 S. 336, 8: *λέγουσιν Ἄσπαρα τότε δείσαντα μὴ Βανδίλων ἡσσωμένων ὁ Λέων ὡς ἀσφαλέστατα τὴν βασιλείαν κρατύνηται.* Die ausführliche Erzählung findet ſich bei Theophanes, der ſich dabei auf Priscus beruft (Valeſius zu Evagrius II c. 16). Das Unternehmen gegen die Vandalen fällt in das Jahr 468.

2) Taraſicodiſſa wurde zum magister militum per Orientem (*στρατηλάτης* Theodorus Lektor I, 24 bei Reading S. 561; *στρατηγὸς τῆς ἕω* Candidus) und zum Patricius erhoben; im Jahre 469 iſt er Conſul.

3) Im Jahre 471 (Comes Marcellinus). Nach Candidus wird von den Söhnen des Aſpar nur Einer, Ardaburius getödtet (dieſen allein nennen auch Procop bell. Vand. I, c. 6 z. E. und Zonaras II, S. 49 D. ed.

durch den Beinamen Macellus d. i. der Schlächter zugezogen; die ſpäteren haben ihn dennoch als den Großen bezeichnet, weil ſie es als das äußerſte Unglück betrachteten, unter die Herrſchaft der Gothen zu fallen. Wir bemerken nur, daß hierdurch die Doppeltheilung der höchſten Gewalt, welche durch die Erhebung Leos veranlaßt war, gehoben wurde. Der Kaiſer, welcher die Würde beſaß, entledigte ſich der Abhängigkeit, in welcher der Oberbefehlshaber der Truppen ihn bisher gehalten hatte.

In Rom beſtand ein ähnlicher Gegenſatz. Auch hier ſtand der Oberbefehlshaber der Truppen, der ein Germane, mit dem Inhaber der höchſten Gewalt, der ein Grieche war, in geſpanntem Verhältniß.

Ein gewiſſes Licht auf ihr gegenſeitiges Verhältniß wirft ein Bericht über eine Audienz, die Epiphanius, der Biſchof von Ticinum, bei Anthemius hatte[1]). Zwiſchen Anthemius und Ricimer hatte ein offener Krieg auszubrechen gedroht; die Nobilität von Ligurien hatte Ricimer fußfällig um Erhaltung der öffentlichen Ruhe gebeten und auf deren Antrag war Epiphanius veranlaßt worden, bei dem Kaiſer ſelbſt um Frieden nachzuſuchen. Anthemius zählte ihm alle die Wohlthaten auf, die Ricimer von ihm empfangen habe, darunter die größte, daß er ihm gleichſam ſein eignes Blut aufgeopfert habe, indem er ihn mit ſeiner Tochter vermählte. Niemals ſei etwas Aehnliches geſchehen; keiner ſeiner Vorgänger habe jemals daran gedacht,

---

Paris.); Patricius entkommt, obwohl er verwundet wird. Nach der Mehrzahl der Autoren aber (Marcellinus, Evagrius II, 16, der ſich auf Priscus beruft, Chronikon Paſchale) wird auch Patricius getödtet.

1) Bei Ennodius in der vita b. Epiphanii, in Ennodii Opera ed. Hartel S. 346 ff.

dem in Pelz gekleideten Gothen außer anderen Geſchenken ſeine Tochter zu geben. Nur um ſo unbotmäßiger ſei Ricimer geworden; wenn er nicht ſelbſt geſchadet, habe er Andere dazu veranlaßt; die Wuth äußerer Feinde ſei durch ihn angeſchürt worden. Dennoch gab er den Einreden des Biſchofs Gehör und geſtand den Frieden zu. Man erkennt im Allgemeinen die Lage. Anthemius fühlte ſich als den höheren, den vollberechtigten Träger des Imperiums, der jede Berührung mit dem Patricius als eine Gnade, die er dieſem erweiſe, betrachtet; der dynaſtiſche Stolz erſcheint bei ihm nicht viel anders, als bei Honorius dem Alarich und bei Valentinian III. dem Aëtius gegenüber.

Damals gab Anthemius den Vorſtellungen des großen Geiſtlichen nach; der Friede wurde überall hergeſtellt [1]). Allein wie lange konnte das dauern? Die Factionen der griechiſchen Hauptſtadt ſcheinen nicht unmittelbar auf die lateiniſche zurückgewirkt zu haben. Aber zwiſchen den beiden Machthabern, einem Kaiſer, der die Idee des Imperiums noch einmal geltend zu machen ſuchte, und ſeinem Patricius, der ſchon ſelbſt eine überlegene Streitmacht beſaß und als Präfectus von Ligurien in Mailand reſidirte, konnte kein Verſtändniß aufrecht erhalten werden. Es kam vielmehr zu einem offenen Krieg, über deſſen nächſte Veranlaſſung wir vollkommen im Dunkel ſind; der aber aus dem Gegenſatz der Stellungen entſpringen mußte. In Conſtantinopel unterlag der Oberbefehlshaber dem kaiſerlichen Hofe. In Italien griff der

1) Auf dieſen Frieden wird von Pinder eine Münze des Anthemius bezogen, auf deren Rückſeite zwei männliche, mit dem Diadem geſchmückte Figuren, ſich die Hände reichend, dargeſtellt ſind und zwiſchen deren Köpfen ſich die Legende Pax befindet (Friedländer, Die Münzen der Vandalen S. 57 ff.).

Patricius, der die Truppen befehligte, den Kaiſer an. Dort erhielt der Kaiſer, hier dagegen der Befehlshaber der Truppen die Oberhand.

Wir erfahren, daß der Senat und das Volk für Anthemius waren, in dem ſich ja doch die Succeſſion der alten Imperatoren einigermaßen fortſetzte [1]). Aber Ricimer war zu ſtark, um ſich irgend einem Oberbefehl zu fügen; man hat geſagt, er habe die Imperatoren gemacht; richtiger wäre es zu ſagen, er habe ſie geſtürzt, mochten ſie nun mit ihm oder ohne ihn eingeſetzt ſein, ſobald er in Streit mit ihnen gerieth. Er ſchritt jetzt zu einer Belagerung von Rom, die ein paar Monate gedauert hat [2]) und hauptſächlich dadurch entſchieden worden iſt, daß Ricimer, wie einſt Alarich, die Zufuhr nach der Hauptſtadt abſchnitt. Er hatte ſchon ſelbſt in ſeinem Heere einen Imperator ausrufen laſſen; es war ein römiſcher Senator, Olybrius, der mit der von Gaiſerich nach Conſtantinopel zurückgeſchickten jüngeren Tochter der Eudoxia, Placidia vermählt war, alſo noch einen unmittelbaren Zuſammenhang mit dem theodoſianiſchen Hauſe hatte. Eine Zeitlang wehrte ſich Anthemius auf dem Palatin, wurde aber von ſeinen Römern verlaſſen und unter den Flüchtlingen getödtet; Olybrius wurde in Rom anerkannt [3]). Die Auskunft, vielleicht die beſte von allen bisher verſuchten, indem der neue Imperator nach allen anderen Seiten hin genügen konnte und doch in unbezweifelter Abhängigkeit von dem Patricius ſtand, war von kürzeſter Dauer. Einen

1) Ἀνθημίῳ συνεμάχουν οἵτε ἐν τέλει καὶ ὁ δῆμος. Johannes Antiochenus Frgt. 209, bei Müller IV, p. 617.

2) Nach Johannes Antiochenus 5 Monate.

3) Anthemius wurde am 11. Juli 472 getödtet (Anon. Cuspin.).

Monat nach errungenem Siege ist Ricimer an einem Blutsturz gestorben, zwei Monate darauf Olybrius [1]). Universalhistorisch bedeutend ist Ricimer darum, weil er das germanisch-barbarische Element in Italien selbst zu überwiegender Geltung brachte. Die Rückseiten der Münzen der damaligen Machthaber zeigen sein Monogramm [2]).

Mit seinem Tode löste sich die Combination auf, welche, obwohl immer unter heftigen Zuckungen, doch die Idee und Autorität des römischen Doppelreiches erhalten hatte. Die elementaren Kräfte, welche den öffentlichen Zustand begründeten, geriethen unter einander in einen Kampf, der zu einer großen, neuen Entscheidung führte

Die Ordnung der Dinge beruhte auf drei Elementen: dem Einfluß des Hofes zu Constantinopel, den regelmäßigen römischen Truppen und dem germanischen Volksheer. Diese Gliederung zersetzte sich nach und nach, in rascher Folge. Die römisch-disciplinirten Truppen erhoben einen bisherigen Domesticus, des Namens Glycerius, zum Imperator [3]). Aber in Constantinopel wollte man den altherkömmlichen Einfluß auf das abendländische Kaiserthum noch keineswegs aufgeben. Kaiser Leo ernannte den Gemahl seiner Nichte, Julius Nepos, zu dieser Würde, und diesem gelang es nun auch seines Nebenbuhlers

1) Ricimer starb am 18. August, Olybrius am 23. October 472 nach dem Anon. Cuspin. Die abweichenden Angaben der Byzantiner, die unter sich differiren (Johannes Antiochenus Frgt. 210, Theophanes S. 185, 5 ed. Bonn.), müssen als unrichtig betrachtet werden.

2) Auf den Münzen des Libius Severus. Auch auf einem Exagium findet sich, worin ebenfalls eine auffällige Abweichung von dem Herkommen zu Tage tritt, Ricimers Name; man liest auf der Kupferplatte in eingelegten silbernen Buchstaben: Salvis DD. NN. (dominis nostris) et Ricimere patricio (Friedländer a. a. O. S. 54. Corp. insc. lat. X nr. 8072).

3) Am 5. März 473 nach dem Anon. Cuspin.

wahrſcheinlich in dem Hafen von Oſtia habhaft zu werden. Nepos verbannte denſelben nach Salona und wurde wirklich als Imperator begrüßt[1]). Aber unter den römiſch-germaniſchen Heerführern gab es noch einen Mann, der ſich in den Verhandlungen zwiſchen Römern und Hunnen durch Geſandtſchaften hervorgethan und dann auch in der Kriegführung einen guten Ruf erworben hatte, des Namens Oreſtes. Er war zum Patricius emporgeſtiegen und meinte nicht einem Geſchöpf des conſtantinopolitaniſchen Kaiſers weichen zu müſſen[2]). Zwiſchen Beiden kam es zu einem Kampfe, in welchem Nepos, bei Weitem der ſchwächere, genöthigt wurde, Ravenna, wohin er eilends gezogen war, und Italien überhaupt zu verlaſſen[3]). Oreſtes ſah das Imperium als erledigt an und wagte zu einer Handlung der Eigenmacht zu ſchreiten, welche die bisherigen Oberhäupter noch vermieden hatten. Er nahm zwar nicht ſelbſt die höchſte Würde an, aber er ernannte ſeinen Sohn Romulus, welcher Name von dem mütterlichen Großvater deſſelben auf ihn gekommen war, zum Imperator. Oreſt ſetzte das ins Werk, wovon man meinte, es ſei einſt von Aëtius beabſichtigt worden. Der junge Romulus wurde zum Auguſtus erhoben[4]), was ihm dann den Spottnamen Auguſtulus zugezogen hat. Oreſtes dachte im Namen ſeines Sohnes ſelbſt zu herrſchen und noch einmal die Rechte des Imperiums in Italien geltend zu machen. Damit aber waren die unter den

1) Am 24. Juni 474 wurde Nepos zum Kaiſer erhoben.

2) Anon. Vales. 38. Daß Oreſtes als magister militiae von Nepos nach Gallien geſchickt worden ſei, erzählt nur Jordanes, Get. c. 45.

3) Introivit Ravennam patricius Orestes cum exercitu et fugavit imp. Nepos ad Dalmatias V Kal. Sept. d. i. 24. Auguſt 475.

4) Am 31. October 475.

früheren Verwaltungen eingewanderten germaniſchen Kriegsvölker nicht zufrieden. Es waren Heruler, Scyren, Turcilinger, an deren Spitze der Rugier Odoaker ſtand[1]). Ihnen wurde der ewige Wechſel und der zwitterhafte Zuſtand zwiſchen Volk und Heer widerwärtig; ſie forderten ihren Heerführer auf, ihnen feſte Sitze zu geben, wie ſie die Germanen in allen Nachbarlanden erlangt hatten. Unzufrieden mit dem in Folge einer Verordnung des Honorius den Truppen bewilligten Drittheil der von der Einquartierung betroffenen Behauſungen, forderten ſie nun auch ein Drittel des Landes; ſie wollten nicht mehr Miethstruppen ſein, abhängig von dem Worte des jeweiligen Imperators; ſie verlangten nach einer geſicherten Exiſtenz. An ihrer Spitze ſtellte ſich Odoaker dem Patricius Oreſtes entgegen. Zwiſchen beiden kam es zu einem offenen Kriege, in welchem Oreſtes, ſchon von einem Theil ſeiner Truppen verlaſſen, ſich nach Pavia zurückzog. Aber er fand keinen Schutz in dieſer Stadt. Odoaker drang ein. Indem ſich die Stadt mit Mord und Brand erfüllte, wurde Oreſtes gefangen abgeführt und in der Nähe von Piacenza umgebracht, — nicht viel anders als Majorian von Ricimer[2]). In Folge des erlangten Sieges iſt Odoaker von ſeinem Heere zum König ausgerufen worden. Noch be-

---

1) Die Form des Namens ergiebt ſich aus einer von Marini edirten Schenkungsurkunde, in der man lieſt Dn. (dominus) Odovacar Rex, womit die Aufſchrift einiger Münzen: Odovac. zuſammentrifft (Friedländer, Die Münzen der Vandalen S. 58. 59, Roſſi, Inscriptiones Christianae I. S. XLIV).

2) Man erfährt dieſe Thatſache aus einem in der Hist. Rom. des Paulus erhaltenen Fragment, für welches ſich keine weitere Quelle nachweiſen läßt (XV c. 9). Doch wird daſſelbe durch eine Wehklage des Ennodius in

hauptete ſich der Bruder des Oreſtes, Paulus, im Felde. Auch den warf Odoaker nieder und nahm dann Ravenna ein [1]). Als den Kern des Ereigniſſes darf man anſehen, daß der Verſuch eines römiſchen Befehlshabers, ſich ſelbſtändig dem Kaiſer zu Conſtantinopel zur Seite zu ſetzen, durch das Oberhaupt germaniſcher Milizen bekämpft und vernichtet wurde [2]).

Hier war aber eine große Veränderung vor ſich gegangen. Am 3. Februar 474 war der Kaiſer Leo geſtorben [3]). Die bei ſeiner Thronbeſteigung zurückgedrängte oder vielmehr unausführbar gewordene Idee der Erblichkeit hatte doch bei ſeinem Tode wieder die Oberhand behalten. Ihm war der aus der Ehe Zenos — denn dieſen Namen führte jetzt Taraſicodiſſa — und Ariadnes entſprungene Sohn, der den Namen des mütterlichen Großvaters führte, der von den Einen als heranwachſender junger Mann, von Anderen aber als ein kleines Kind geſchildert wird, auf dem Throne gefolgt. Er wurde auch als Kaiſer anerkannt; in der Unter-

---

der vita Epiphanii S. 355, 10 ff. Hartel über die Gewaltſamkeiten, die bei der Eroberung von Pavia vorkamen, beſtätigt. Aus dieſer Erzählung darf man ſchließen, daß der Biſchof als der Verbündete des Oreſtes angeſehen wurde; man habe Schätze bei ihm geſucht, während er doch nur Schätze im Himmel geſammelt habe. Das Kriegsgetümmel hört erſt auf: sublato Oreste et extincto propter Placentiam. Eine Schlacht bei Placentia wird nur in den Randbemerkungen zum Text des cont. Prosperi erwähnt: Odoacer Orestem patricium apud Placentiam residentem oppressit atque devicit (S. 28).

1) Odoaker wurde am 22. Auguſt 476 zum König ausgerufen, Oreſtes am 27. deſſelben Monats, ſein Bruder Paulus, nachdem er bei Pineta beſiegt worden war (Anon. Vales. § 38) am 4. September getödtet (Anon. Cusp.).

2) Nach Malalas XIV, S. 376, 4 ed. Bonn. Theodorus Lektor Hist. eccles. II, 65, S. 585 Reading und Theophanes S. 185, 13 ed. Bonn. ſetzen den Tod Leos in den Januar d. J.

ſchrift eines Ediktes erſcheint er allein. Kein Zweifel aber, daß Zeno die eigentliche Verwaltung führte. Münzen finden ſich mit dem Namen des einen und des anderen bezeichnet[1]). Nun aber erſt, als ſich herausſtellte, daß der junge oder, wie man wohl ſagte, kleine Leo nicht lebensfähig war, bekam die Frage wieder eine politiſche Bedeutung. Es wurde veranſtaltet, daß der hinſiechende Knabe ſeinem Vater das Stirnband aufſetzte[2]), unterſtützt von der Großmutter und der Mutter; eine Familienſcene, bei der der ununterbrochene Uebergang der Gewalt behauptet wurde; ſie vollzog ſich auf dem kaiſerlichen Seſſel im Hippodrom[3]).

Allein, wie hätte ſich auch nur denken laſſen, daß ein ſo außerordentliches Verfahren Beifall oder ruhigen Beſtand haben würde? Wenn wir recht unterrichtet ſind, hatte die Großmutter des jungen Leo, Verina, im Jahr 475 ſelbſt Antheil daran, daß ihr Bruder Baſiliscus, derſelbe, der einſt in Afrika vor Gaiſerich zurückgewichen war, von einigen Senatoren unterſtützt, die Behauptung aufſtellte, der Thron ſei noch immer erledigt und gebühre Niemandem als ihm ſelber[3]). Baſiliscus war beſonders durch ſeine Verbindung mit den Gothen in Thracien ſo mächtig, daß er auf das Leichteſte die Oberhand in Conſtantinopel

1) Eckhel VIII S. 199; in den von ihm und Zeno gemeinſam erlaſſenen Edikten findet ſich ſein Namen an erſter Stelle (Dufresne zum Chron. Pasch. in der Bonner Ausgabe II S. 428).

2) Es geſchah nach Malalas am 9. Februar 474 (S. 376 ed. Bonn). Der jüngere Leo ſtarb im November des Jahres 474 (Chron. Pasch. S. 599, 14 ed. Bonn. Malalas S. 376, 18 ed. Bonn).

3) Daß Verina daran Antheil hatte, berichtet auch der dieſen Ereigniſſen gleichzeitige Autor Candidus bei Müller Frgta. Hist. Graec. IV. S. 136 und Theodorus Lektor H. eccl. I, 28 S. 569.

erhielt und Zeno genöthigt wurde, die Hauptstadt zu verlassen[1]). Von seiner Gemahlin Ariadne begleitet, begab er sich nach Isaurien zu seinen Landsleuten, mit deren Hülfe er bald darauf den Versuch machte, nach Constantinopel zurückzukehren[2]). Was ihm dabei zu Statten kam, war die religiöse Spaltung in der Hauptstadt. Die Beschlüsse des chalcedonensischen Concils standen daselbst im höchsten Ansehen. Daß nun aber Basiliscus den Versuch machte, sie durch Synodalbeschluß abzuschaffen, brachte unter dem Einfluß der herrschenden Geistlichkeit die ganze Population gegen ihn in Aufruhr. Der Erzbischof legte Trauer an; die Kirche, in der er fungirte, wurde mit Schwarz bekleidet. Die Einwohner stürzten mit Weib und Kind zu der Kirche; der für heilig gehaltene Stylit Daniel stieg von seiner Säule und mischte sich in die populären Conventikel. Auch der Senat von Constantinopel nahm Partei gegen Basiliscus. Diese Stimmung nun griff unmittelbar in den Kampf, der bereits begonnen hatte, ein. Die beiden Führer der Truppen des Basiliscus, Illus und Procundus, wurden durch Briefe des Senats bewogen, ihn zu verlassen. Sie traten auf Zenos Seite über. Noch einmal schickte Basiliscus die in Thracien stationirten Truppen ins Feld unter Führung des Armatius, der ihm, so sagt man, bei seinem Taufgelübde hatte schwören müssen, bei ihm festzuhalten. Aber die reichen Geldgeschenke und Versprechungen Zenos vermochten auch den auf seine Seite überzutreten. Besonders war ihm außer einer

1) Zeno verließ Constantinopel am 9. Januar 475 (Johannes Antiochenus Frgt. 210 z. E. ἐνάτῃ τῆς ὑπατείας ἡμέρᾳ).

2) Nach Candidus und Johannes Antiochenus Fgt. 210 bei Müller S. 618 begleitete ihn auch seine Mutter Dallis auf der Flucht.

hohen persönlichen Stellung die Ernennung seines Sohnes zum Cäsar versprochen [1]). Zeno kam im Sommer 476 nach Constantinopel zurück [2]), nicht gerade, wie wir sehen, durch das Uebergewicht seiner Streitkräfte, sondern vornehmlich durch die religiösen Antipathien der Hauptstadt gegen seinen Gegner und eine auf ehrgeizigen Erwartungen beruhende Verrätherei [3]). Das Ereigniß führte zu einem höchst verderblichen Zwischenfall. Bei einer Feuersbrunst, die unter Basiliscus ausbrach, wurden einige der schönsten Bildwerke des Alterthums und überdieß eine große Bibliothek, die 120 000 Handschriften gezählt haben soll, vom Feuer verzehrt [4]).

Basiliscus flüchtete in eine Kirche; auf das Versprechen, daß ihm kein Leid geschehen solle, verließ er das Asyl, wurde

---

1) Chron. Pasch. p. 601, 7 ed. Bonn.: *ἐπαγγειλάμενος αὐτῷ πολλὰ καὶ τὴν στρατηλασίαν τοῦ πραισέντου ἕως τῆς αὐτοῦ ζωῆς καὶ τὸν υἱὸν αὐτοῦ ποιεῖν Καίσαρα.*

2) Nach Victor Tunnunensis kehrte Anastasius im zwanzigsten Monat nach seiner Vertreibung zurück, womit die Angabe Procops bell. Vand. I c. 7 S. 347, 19, Basiliscus sei 1 Jahr 8 Monate Kaiser gewesen, zusammentrifft; er würde demnach, da er sich am 9. Januar 475 entfernte, in der Zeit vom 9. August bis zum 9. September 476 zurückgekommen sein.

3) Die Nachrichten, die wir hierüber bei Theophanes finden, werden durch die Erzählung des Zonaras nicht zwar ergänzt, aber verständlich gemacht. Theophanes selbst nahm seinen Bericht hauptsächlich aus Theodorus Lector (I. 28—30; 32. 33), wie die Vergleichung der Texte zeigt. Candidus und Malchus, die den Ereignissen gleichzeitig sind, bieten einige gute Notizen dar. Ueber die kirchlichen Vorgänge berichtet Euagrius III c. 4 ff. ausführlich. Die Angaben des Victor Tunnunensis und Jordanes de summa temporum sind unvollständig und namentlich die des letztern durch Verwechselung der religiösen Parteien sehr unzuverlässig. Was von der damaligen Entfernung der Marine gemeldet wird, erscheint doch zweifelhaft, wenn man bei Malchus liest, sie habe später Nepos bei seinem Gesuch um Zurückführung unterstützt.

4) Cedrenus S. 616 ed. Bonn. Zonaras XIV c. 2, Bd. II p. 52 D.

aber in ein Caſtell abgeführt und hier ſoll er durch Hunger umgebracht worden ſein [1]).

So gelangte Zeno zwar nicht ohne den Schein eines Erbanſpruches, aber in der That durch eine ſonderbare Verflechtung der religiöſen und politiſchen Angelegenheiten in den Beſitz des Imperiums. Aber ſicher konnte er ſich doch auf ſeinem Thron nicht fühlen, ſeine Lage war nicht dazu angethan, daß er an auswärtige Unternehmungen hätte denken können.

Bald nach ſeiner Zurückkunft erreichte ihn eine Geſandtſchaft des aus Italien verjagten Nepos, durch welche er aufgefordert wurde, nachdem er ſelbſt zurückgekehrt ſei, nun auch ihn, ſeinen nächſten Verwandten, nach Rom zurückzuführen. Das Intereſſe des Nepos wurde durch ſeine Verwandtſchaft mit dem Hofe empfohlen und Zeno ließ es nicht etwa fallen. Aber ſehr unſicher und zweideutig war doch die Unterſtützung, die er gewährte. In dieſem Augenblick langte eine Geſandtſchaft mit der entgegengeſetzten Bitte in Conſtantinopel an. Romulus Auguſtulus ſelbſt war bewogen worden, zugleich mit dem römiſchen Senat an den Kaiſer Zeno die Bitte zu richten, er möge keinen Imperator wieder nach Italien ſchicken, ſondern die Autorität dem verſtändigen und kriegskundigen Manne laſſen, in deſſen Händen ſie ſich befinde,

1) So geben Marcellinus Comes, das Chronikon Paſchale S. 602, 8, Theophanes S. 193, Zonaras II S. 52 C. und überhaupt die Mehrzahl der Autoren an. Bei dem Anon. Vales. heißt es: Basiliscus inclausus cum uxore et filiis intra cisterna sicca ibidem frigore defecerunt. Beides verbindet Procop. bell. Vand. I c. 7 S. 343, 16: ψύχει τε καὶ λιμῷ πιεζόμενοι διεφθάρησαν. Theodorus Lektor (I, 36) ſagt unbeſtimmt: πολλὰ κακωθέντες ἀπέθανον. Candidus: παγγενεὶ κατασφάζεται und Euagrius: ἅμα γυναιξὶ καὶ τέκνοις ἀποσφάττεται (II, 8 S. 342, 10 Reading) berichten von einer Ermordung des Baſiliscus und ſeiner Familie.

des Odoaker. Zeno wies dieſes Anſinnen zurück; denn Nepos ſei ja einmal zur imperatoriſchen Würde erhoben. Aber er wollte doch nicht mit Odoaker brechen. Indem er ihm ſagte, er müſſe das Patriciat bei Nepos nachſuchen, trug er kein Bedenken, den Odoaker auch ſeinerſeits als Patricius anzuerkennen, ſodaß die Gewalt, die dieſer ausübte, wenigſtens nicht in offenem Widerſpruch mit Conſtantinopel ſtand [1]).

Ueberlegt man ſich den Gang der Dinge, ſo begegnete das Entgegengeſetzte in den beiden Hauptſtädten. In Conſtantinopel wurde der Herrſchaft des Germanen ein Ende gemacht; in Italien behielt dieſelbe die Oberhand. Eine Epoche trat ein, in welcher in Italien eine von dem Orient losgeriſſene Autorität die Herrſchaft ausübte.

1) Malchus Frgt. 10, bei Müller S. 119.

Dreizehntes Capitel.

Odoaker und Theoderich.

Man iſt gewohnt, die Verjagung des Nepos und die Connivenz des Kaiſerthums in Conſtantinopel, welche nicht auf eine unmittelbare Herſtellung deſſelben drang, als den Zeitpunkt anzuſehen, in welchem der Lauf der alten Geſchichte zu Ende gehe und die neuere oder vielmehr die, welche man die mittlere zu nennen pflegt, beginne. Ich leugne dieſe Kategorien nicht, trage aber Bedenken, principielle Sonderungen anzunehmen, wo doch nur Uebergänge von einer Geſtaltung zur anderen vorliegen. Der Augenſchein zeigt, wie wenig Zeno daran dachte, ſich nur als den Kaiſer des öſtlichen Roms zu betrachten oder ſelbſt die Herſtellung des Nepos aufzugeben. Für den Moment fehlte es ihm freilich an aller Macht dazu; die nationalen und politiſch-religiöſen Irrungen, in denen er ſich befand, die wir ſogleich noch näher erörtern werden, legten ihm dieſe Nothwendigkeit auf. Von größerem Gewicht iſt es auf der anderen Seite, daß in Italien auch von dem Sohn des Oreſtes, welchen dieſer dem Nepos als Imperator entgegen-

geſetzt hatte, abgeſehen wurde. In dieſem jungen Manne ſtellte ſich nur eine vage Erinnerung und ein gewiſſer Anſpruch dar, dem man durch eine Ausſtattung mit Landbeſitz hinreichend Rechnung zu tragen meinte. An ſich konnte ein Kaiſer dieſer Art weder den Römern gegenüber, denen er aufgedrungen wurde, genügen, noch auch in Bezug auf die Germanen, welchen er nicht angehörte. Da iſt nun der Gedanke gefaßt worden, aus den germaniſchen Kriegsvölkern und der ſenatoriſchen Gewalt, die ſich noch mit einer gewiſſen Autorität in Rom behauptete, eine nach allen Seiten hin ſtreitfertige und unabhängige Macht aufzuſtellen. Darin liegt vielleicht die bedeutendſte Handlung Odvaker's, daß er darauf Verzicht leiſtete, einen Kaiſer zu ſetzen und ohne Beachtung der beiden Perſönlichkeiten, die dieſen Titel trugen, die Verwicklung der Angelegenheiten dazu benutzte, um die Intervention Conſtantinopels von Italien auszuſchließen. Der erſte Schritt auf dieſer Bahn lag darin, daß er Ravenna, von wo der griechiſche Kaiſer durch Oreſtes verdrängt worden war, dieſem oder vielmehr ſeinen Anhängern zwar wieder entriß, es aber dem Kaiſer doch nicht zurückgab. Denn eben auf Ravenna gründeten ſich die Einwirkungen des Kaiſers von Conſtantinopel auf Italien. Dabei erſcheint die Idee eines in ſich vereinigten und zugleich unabhängigen Italiens eigentlich zum erſten Mal in der Welt [1]). Das Wort war einſt von einem griechiſch-macedoniſchen König, der ſich nach Unteritalien

1) Nach Malchus Frgt. 10 (bei Müller S. 112) hatte die Geſandtſchaft des römiſchen Senats den Auftrag: δεῖσθαι τοῦ Ζήνωνος πατρικίου τε αὐτῷ (Ὀδοάχῳ) ἀποστεῖλαι ἀξίαν καὶ τὴν τῶν Ἰταλῶν τούτῳ ἐφεῖναι διοίκησιν. So ſpricht auch Ennodius in der vita Epiphanii von einem auf Italien beſchränkten Imperium: Italici fines imperii (vita Epiph. S. 351, 7).

warf, welches damals allein Italien hieß, ausgesprochen worden. Zu Zeiten ist dann die Besonderheit Italiens namentlich in administrativer Hinsicht wieder in Erinnerung gekommen, doch nur eben unter einem Präfectus Praetorio im Zusammenhang mit der Reichsverfassung überhaupt. Der Gedanke aber, der bisherigen Provinz eine politische Selbstständigkeit zu verschaffen, war wieder etwas Neues in der Welt; er beruhte eben auf der Betheiligung der germanischen Kriegsheere. Er ist wahrscheinlich in dem Kopfe Odoaker's entsprungen oder doch wenigstens auf die Macht begründet worden, die derselbe besaß.

Odoaker gehörte, wie erwähnt, den Völkerschaften an, die bei der Auflösung des Hunnenreiches ihre Selbständigkeit wiedererworben und dann ihre Richtung auf Italien, in dessen damaliger Lage sich der allgemeine Zustand der Grenzen widerspiegelt, genommen hatten, in unaufhörlichem Kampfe mit einander oder gegen die Ueberreste der hunnischen Macht. Nicht der unbedeutendste Schauplatz dieses Kampfes war Noricum ripense. Römische Kriegsmannschaften gab es bereits daselbst nicht mehr. Die Einwohner römischen Ursprungs aber wurden von zwei Seiten bedrängt, einmal von der oberen Donau her durch Alemannen und Thüringer, wie wir denn die Vorfahren der Thüringer, die Hermunduren, schon im zweiten Jahrhundert mit den Römern in mannigfaltigem Verkehr an dem Donaulimes finden. Das gute Vernehmen hatte sich aber im Sturm der Zeiten in Feindseligkeit umgesetzt. Die römischen Provinzialen sahen sich durch die Gewaltsamkeit der Thüringer genöthigt, aus ihrem vornehmsten Wohnsitz, Passau, zu weichen und eine Zuflucht in Lorch zu suchen. Kaum aber glaubten sie hier in Sicherheit zu sein, so wurden sie auf der anderen Seite von der

mittleren Donau her durch die Rugier unter ihrem König Felitheus mit einem Angriff, der sie hätte vernichten müssen, bedroht. Wie Alles, was emporkommt, eine gewisse historische Nothwendigkeit zu haben pflegt, so tritt hier das christliche Einsiedlerwesen, das sich durch die ganze römische Welt von Aegypten und Constantinopel bis an die Nordgrenzen des Reiches ausgebreitet hatte, mit einer Art von Berechtigung hervor. In diesen durch andauernde Völkerkämpfe verwüsteten Gegenden hatte einer der namhaftesten Einsiedler, der je gelebt, Severinus, seinen Wohnsitz aufgeschlagen; aber es war ihm nicht genug, durch die Heiligkeit seines Lebens Raum für seine harmlose Existenz zu finden. Seine eigentliche Mission bestand darin, in der Mitte der beiden Nationalitäten Erbarmen für die Schwächeren zu predigen. Schon lange hatte er mit den Rugierfürsten in Verbindung gestanden. Wir erfahren, daß er den Vater des damaligen Königs abgehalten hatte, einen Zug nach Italien zu unternehmen, durch den er sich mit den Gothen verfeindet haben würde [1]). Jetzt stellte er sich dem Sohne desselben, der gegen die Provinzialen in Lorch heranrückte, in den Weg, um ihm vorzustellen, daß er die armen Flüchtlinge, die sich gerettet hatten, doch nicht geradezu vernichten dürfe. Er bewog ihn, die Provinzialen in die Plätze aufzunehmen, welche bereits in seiner Hand waren. Die römischen Einwohner fanden unter Vermittlung des Eremiten Zuflucht bei den Germanen. Aus diesen Regionen nun war Odoaker nach Italien gewandert. Jedermann kennt die Legende, nach welcher der einsiedlerische Apostel von Noricum es einem in seinem heimischen Pelz nach Italien ziehen-

1) Eugippius, vita Sancti Severini c. 5.

den Rugier, der sich beugen mußte, um in seine Zelle zu treten, vorausgesagt habe, er werde einst in den Stand kommen, Anderen Geschenke zu geben.

Der junge Kriegsmann, der dem Heiligen Ehrfurcht erwies, war Odoaker. Er diente unter Ricimer[1]; sein eigentliches Element aber war doch die Führung der germanischen Völkerschaften, die sich nach dem Untergang Attilas nach Italien gewandt hatten: der Sciren, Turcilinger, Heruler, Rugier, zu denen er selbst gehörte. Wie sie ihm ihre Ansiedlung verdankten, so riefen sie ihn zu ihrem König aus. Damit verband er aber die Würde des römischen Patriciats. Diese Würde, die jetzt so oft vorkommt, wird von Constantin hergeleitet, der in ihr ein Mittelglied zwischen dem regierenden Hause und den Behörden in Staat und Kirche habe begründen wollen. Von der eigentlichen Regierung getrennt, gewährte sie doch eine gewisse Unabhängigkeit von der Organisation der militärischen und civilen Gewalt. Schon Ricimer war als Patricius zugleich mit der Sorge für das römische Kriegswesen in den italischen Provinzen betraut. In Odoaker war die Stellung eines germanischen Königs mit dem römischen Patriciat vereinigt. Er war keineswegs ein Gegner der römischen Gesetzgebung und Verfassung. Und vielleicht verdient es Erwähnung, mit welcher Selbständigkeit er dem mächtigsten Manne, in dem sich das romanische Princip damals repräsentirte, dem Bischof von Rom gegenübertrat.

Nach dem Tode des Simplicius, im Jahre 483, der fünfzehn Jahre lang den päpstlichen Stuhl innegehabt hatte,

1) Johannes Antiochenus Frgt. 209, § 1 bei Müller IV, S. 617.

trat einer der höchſten Beamten Odoakers in ſeinem Namen [1]) in der zur Erſetzung deſſelben beſtimmten Wahlverſammlung mit der Behauptung auf, durch dieſen Papſt ſelbſt ſei verfügt worden, daß die Wahl ſeines Nachfolgers nicht vollzogen werden ſolle, ohne mit Odoaker darüber Rath gepflogen zu haben [2]). Es erhellt nicht mit Beſtimmtheit, wie die Wahl des nachfolgenden Papſtes Felix wirklich erfolgt iſt. Daß aber Odoaker die Abſicht hatte, in die Wahl einzugreifen, iſt unleugbar und einige andere Anordnungen, die er traf, namentlich über die Veräußerungen von Kirchengütern, die er der Willkür der Biſchöfe zu entziehen ſuchte, athmen denſelben Geiſt. Sein Stellvertreter, ein Laie, hat damals den Muth gehabt, die geiſtlichen Herren mit dem Anathem zu bedrohen.

Die Stellung Odoakers war eigenartig und unabhängig. Den Beſitz von Ravenna benutzte er zur Bildung einer kleinen Seemacht, ſodaß er in Dalmatien einfallen [3]) und auch den Vandalen gegenüber die Autorität des römiſchen Namens behaupten konnte.

An den Burgundionen fand er ſehr ergebene Bundesgenoſſen. Am greifbarſten erſcheint ſeine allgemeine Stellung in dem Verhältniß zu ſeinen alten Landsleuten. Severinus hatte von den Rugiern mancherlei Unbill erfahren; nach

---

1) Der Präfectus Prätorio und Patricius Baſilius, agens etiam in vices praecellentissimi regis Odoacris.

2) Manſi VIII, S. 266: non sine nostra consultatione cujuslibet celebretur electio.

3) Im Jahre 481 (Caſſiodor, Chronik), nachdem Nepos am 9. Mai 480 ermordet worden war. (Anon. Cusp.)

ſeinem Tode wurden die in ſeiner Zelle für die Bedürftigen geſammelten Vorräthe von denſelben geplündert, man ließ nichts als die nackten Wände zurück. Hiedurch aber wurde Odoaker, der die ſterblichen Ueberreſte Severins nach Italien abführte, zum Kriege gegen die Rugier veranlaßt [1]). Durch angeſiedelte Truppen zum König erhoben, bekämpfte er den angeſtammten König. Es iſt zwiſchen ihnen zu einer Feldſchlacht gekommen, in welcher der alte Fürſt der Rugier erlag und in die Gefangenſchaft Odoakers gebracht wurde [2]). Noch einmal erhoben ſich dann die Rugier unter einem Sohne deſſelben, Friedrich. Aber Odoaker ſchickte ſeinen Bruder Onulf gegen ihn; gegen den vermochte Friedrich ſich nicht zu halten; er nahm ſeine Zuflucht zu dem oſtgothiſchen König Theoderich, mit welchem er in Familienverwandtſchaft ſtand [3]).

---

1) Eugippius, vita Severini c. 44. Bei dieſer allgemeinen Annahme mag es ſein Bewenden haben. Die Stelle des Eugippius iſt ſehr dunkel, beſonders die Beziehung des Wortes „quapropter“, deſſen er ſich bedient. Severin ſtarb am 8. Januar (v. Severini c. 43, 9) 482 (Pallmann, Geſchichte der Völkerwanderung II S. 413). Odoaker unternahm den Krieg erſt im Jahre 487.

2) Anonymus Cuspiniani: pugna facta est inter Odoacrem regem et Fevvanum regem Rugorum et vicit Odoacer et abduxit captivum sub die XVII Kal. Decemb. d. i. 15. November 487. Mommſen, Der Chronograph von 354, S. 656 und Waitz, „die Ravennatiſchen Annalen“, Göttinger Nachrichten, 1869, S. 81 ff. haben gezeigt, daß die Conſularfaſten, welche Cuspinian vor Augen hatte, dieſelben ſind, die anderen chronographiſchen Aufzeichnungen als Annales Ravennates zu Grunde liegen. Die Notizen, die ſich darin finden, werden auch bei anderen, ſonſt einſilbigen Chroniſten dieſer Zeit wiederholt. Nicht ſelten aber haben ſie Zuſätze, welche doch auch recht wichtig ſind, namentlich Caſſiodor und der Anonymus Valesii.

3) Ennodius in ſeinem Panegyricus auf Theoderich c. 6, bezeichnet ſie als Verwandte deſſelben: perduelles animos in propinquorum tuorum necem Romana prosperitas invitavit (S. 268, 11 Hartel).

Man erzählt, Odoaker habe diesen Sieg durch einen Triumph in Rom gefeiert; es schien, als hätte er einen germanischen Stamm dem römischen Imperium unterworfen, aber er zog sich dadurch eine Feindschaft zu, der er selbst erliegen sollte. Es war die der Ostgothen, die damals in den Verwickelungen der Germanen unter einander und mit dem Kaiserthum zu Constantinopel zu immer wachsender Bedeutung gelangten.

Unter all den Völkerschaften, welche aus dem Reiche Attila's hervorgegangen waren, hatten sich die Ostgothen nach und nach ein vorwaltendes Ansehen erworben. Sie saßen in Pannonien; sie haben später immer behauptet, auch Sirmium innegehabt zu haben. Damals waren sie unter drei Brüder aus dem Stamme der Amaler getheilt, von denen der mächtigste, Theodemir, seinen Sitz am See Pelso, wahrscheinlich dem Neusiedlersee, aufgeschlagen hatte[1]). Die Sage berichtet, wie tapfer sie sich mit allen ihren Nachbarn geschlagen haben. Zuerst wurden die Hunnen dahin gebracht, die Gothen nicht mehr für Unterworfene zu halten, sondern fürchten zu müssen. Dann nahmen sie an den benachbarten Sueven, welche ihre Viehheerden überfallen und geraubt hatten, blutige Rache. Daraus erhob sich aber bald eine andere Fehde mit den niedermösischen Sciren. Im Kampfe mit ihnen wurde der älteste der Brüder, der allen Anderen voraus gegen den Feind ansprengte, bei dem Sturze seines Pferdes übermannt und getödtet. Die Gothen behielten jedoch die Oberhand; die Sciren erlitten schwere Verluste, aber sie fanden Anhalt an den Königen der Sueven und Sarmaten, welche, durch die anwachsende

1) Jordanes Get. c. 52.

Macht der Gothen erſchreckt, ſich gegen ſie erhoben. Für alle umwohnenden Völker waren die Gothen in dieſem Augenblick furchtbar. Auch die Gepiden und Rugier geſellten ſich ihnen bei. An dem Flüßchen Bolia — wahrſcheinlich dem Nebenflüßchen der Donau Ipoly ſammelten ſie eine ſtarke Heeresmacht. Die Gothen mochten den ihnen drohenden Angriff nicht erwarten. Unter der Führung des Theodemir vereinigten ſie alle Streitkräfte und erfochten einen entſcheidenden Sieg über die Nachbarn.

Die Sage wiederholt hier, was von der Schlacht auf den catalauniſchen Feldern gemeldet wird: das Blut ſei dahergeſtrömt, die Leichen der Erſchlagenen und ihre Waffen ſeien im weiten Umkreis zu Hügeln aufgethürmt worden. Aus der Schilderung ſehen wir nur, daß das Zuſammentreffen als ein ſehr blutiges und entſcheidendes gedacht wurde. Die Gothen fühlten ſich glorreich, da ſie zugleich ihren König an den Sciren gerächt und die Ueberlegenheit über alle germaniſchen und ſarmatiſchen Nachbarn behauptet hatten. In dieſer Stellung geriethen ſie nun mit dem Reiche von Conſtantinopel und dem Kaiſer Zeno in eine Berührung, welche ihnen ein univerſales Anſehen verſchaffte.

Wir müſſen dieſer Verhältniſſe auch deshalb gedenken, weil ſie die allgemeine Situation in dem Moment beherrſchen. Alles ging davon aus, daß die ſchon ſeit Theodoſius in Thracien angeſiedelten Gothen bereits unter Leo auf die Hinterlaſſenſchaft Aſpars und ſeiner Freunde nicht allein, welche ſo plötzlich hingemordet waren, ſondern auch auf eine ähnliche Stellung in Conſtantinopel, wie dieſe inne gehabt hatten, Anſpruch erhoben, aber von Leo abgewieſen worden

waren [1]). Nach deſſen Tode aber traten ſie mit Baſiliscus, dem Freunde Aſpars, in Verbindung. Nachdem dieſer beſiegt worden, machten ſie abermals große Anſprüche an den Hof. Sie verlangten Jahrgelder und Landbeſitz, Rechenſchaft über die Erfüllung pecuniärer Verpflichtungen, Auslieferung der noch nicht umgebrachten Aſpariden. Ihr Führer war Theoderich, Sohn des Triarius. Durch dieſen Beinamen wird er von Theoderich, des Theodemir Sohn, der an der Spitze der pannoniſchen Gothen ſtand, unterſchieden. Kaiſer Zeno wendete ſich, um einen Rückhalt gegen die thraciſchen Gothen zu haben, an die pannoniſchen. Sie wurden zu Bundesgenoſſen des römiſchen Reiches erklärt, worauf der thraciſche Theoderich den Kaiſer mit Krieg bedrohte. Es iſt der Mühe werth, den Irrungen, die hiedurch entſtanden, eine nicht ganz oberflächliche Betrachtung zu widmen, da ſie die inneren Zuſtände, wie ſie damals im Imperium obwalten, ins Licht ſtellen. Zeno war nicht ſo ſelbſtändig, um in dieſer Kriſis allein nach ſeinem Gutdünken zu verfahren. Er hat den Senat von Conſtantinopel um Rath gefragt. Derſelbe war in dieſem Augenblick nicht ſo unbedeutend, wie man wohl annimmt; er hatte ſich überdies bei der Herſtellung Zenos ein großes Verdienſt um denſelben erworben. Der Antrag des Kaiſers ging dahin, beide gothiſchen Oberhäupter durch Jahrgelder zu gewinnen. Der Senat bemerkte, die Schatzkammer ſei nicht im Stande, beide zugleich zu befriedigen; nur Einem könne man Jahrgelder zahlen; der Kaiſer ſelbſt möge beſtimmen, welcher von Beiden das ſein ſolle. Zeno konnte darüber keinen Zweifel haben, da die Anſprüche der thraciſchen Gothen mit all den Feind-

1) Malchus, Frg. 2, bei Müller IV S. 114.

seligkeiten zusammenhingen, die er von jeher erfahren hatte. Aber auch dann hielt er nicht für rathsam seine Meinung zu verlautbaren. Er berieth sich nochmals mit dem Kriegsheer — denn auch dieses hatte durch die Wiederherstellung Zeno's wieder an selbständigem Ansehen gewonnen. In diesem konnte sich kein Bedenken regen; hatte es sich ja doch eben mit den thracischen Gothen geschlagen; es war sehr bereit, sich wider dieselben mit den pannonischen zu verbinden [1]). Und schon waren diese vorgerückt, um den Kampf zu unternehmen. Sie hatten sich aber dabei der mit dem Kaiser abgeschlossenen Uebereinkunft nicht eben zu erfreuen, was eine Verstimmung hervorrief, die um so mehr hätte vermieden werden müssen, da sich zwischen den beiden naheverwandten Stämmen noch ein gewisses Gemeingefühl regte. Es geschah, daß die Ostgothen unter dem jüngeren mit den thracischen Gothen unter dem älteren Theoderich Frieden schlossen. Zeno wandte Alles an, um diese Abkunft wieder rückgängig zu machen; er machte dem jüngeren Theoderich die glänzendsten Versprechungen. Aber unbedingt war dieser doch nicht Herr seiner Gothen, und der Kaiser kam in die Verlegenheit, mit beiden Stämmen zugleich Krieg führen zu sollen. Das aber brachte ihn wieder mit seinem Kriegsheer, das sich bereits zum Kampfe gegen die thracischen Gothen gerüstet hatte, in Mißverhältniß Aufmerksam gemacht, daß er sich auf die Truppen nicht mehr verlassen könne, entschloß er sich, ihre Auflösung zu verfügen. Sie gingen auseinander, aber unter Verwünschungen gegen Zeno, welcher kein Imperator sei, wie sie ihn bedürften [2]).

1) Malchus, Frgt. 11 bei Müller S. 120.
2) Malchus Frgt. 16.

Gleich darauf ist dann in Constantinopel eine Empörung der Truppen unter ihrem Führer Marcian ausgebrochen [1]). Dieser machte selbst Anspruch auf den Thron, weil seine Gemahlin Leontia dem Leo, als er schon Kaiser war, geboren worden sei, während Ariadne vorher auf die Welt gekommen war [2]). Er hatte anfangs Erfolg; die Anhänger Zeno's wurden von ihm im Palast zusammengedrängt und gleichsam belagert. Aber die einmal eingerichtete Gewalt behielt dennoch die Oberhand. Marcian wurde niedergeworfen, zum Priester gemacht und entfernt [3]). Sein Bruder, Procopius, floh zu dem thracischen Theoderich, der dann standhaft verweigerte, ihn auszuliefern [4]). Hierauf nun entschloß sich Zeno, den aufgegebenen Kampf wieder aufzunehmen; denn die Ansprüche, die in seiner unmittelbaren Nähe sich mit verdoppelter Kraft erhoben, wollte er nun einmal nicht dulden. Zu diesem Zweck erneuerte er sein Bündniß mit den pannonischen Gothen und forderte sie zur Erneuerung ihrer Feindseligkeiten gegen ihre Stammesgenossen in Thracien auf; der Senat gelobte, niemals mit den letzteren Frieden zu schließen. So kam es in der That zum Kriege des Kaiserthums gegen die feindseligen Nachbarn in Thracien in Verbindung mit den pannonischen Stammesgenossen derselben: der Krieg wurde jedoch nur zwischen den beiden Stämmen geführt. Aber er nahm, da diese immer ihrer

1) Im Jahre 479 (vergl. Valesius zu Euagrius III, c. 26, bei Reading S. 359).

2) Marcian war der Sohn des weströmischen Kaisers Anthemius (Candidus bei Müller S. 137, Euagrius Hist. eccles. III c. 27, der seine Erzählung aus Eustathius entnommen hat).

3) Theodorus Lektor I, 37 S. 570.

4) Malchus Frgt 19.

urſprünglichen Stammverwandtſchaft eingedenk blieben, den ſeltſamſten Verlauf. Der jüngere Theoderich rückte gegen den älteren mit Heeresmacht vor. Aber dieſer wußte ihm zu widerſtehen. Er hatte eine uneinnehmbare Poſition inne, von der aus er es wagen konnte, an das Lager ſeiner Feinde heranzureiten und ihnen heftige Scheltworte zuzurufen: ihr Führer ſei ein Knabe, der die Römer nicht kenne; denn deren Abſicht ſei ja allein, die germaniſchen Stämme unter einander zu entzweien und im Kampfe gegen einander zu verderben. Er machte damit ſoviel Eindruck, daß die pannoniſchen Gothen ihrem Führer drohten, ſich von ihm zu trennen, wenn er nicht Frieden mache. Eine Zuſammenkunft der beiden Oberhäupter fand ſtatt an dem Ufer eines kleinen Fluſſes, der zwiſchen den beiden Heeren dahinfloß, in welcher ſie verabredeten, gemeinſchaftliche Sache zu machen und vereinigt ihre Forderung dem Kaiſer vorzulegen [1]).

Der Antrag war aber eine Art von Kriegserklärung gegen denſelben. Und in Kurzem finden wir die pannoniſchen Gothen auf einem Feldzug nach Macedonien, in welchem ſie eine Anzahl von Städten einnahmen, unter Anderen die altberühmten Hauptſtädte Pella und Pydna und ſich dann nach Epirus begaben [2]). Welche Gedanken ſich hierauf in Theoderich, Theodemir's Sohn, regten, läßt ſich daraus abnehmen, daß er dem kaiſerlichen Geſandten, der ihn aufſuchte, den Vorſchlag gemacht hat, den verjagten Nepos, der ſich noch in Salona aufhielt, nach Italien zurückzuführen [3]). In Odoaker ſah er ſchon damals einen Feind. Alles das führte nun nicht zum Ziel, weil

1) Malchus Frg. 15.
2) Malchus Frg. 17.
3) Malchus Frg. 18 S. 129 Müller.

indeſſen eine römiſche Truppenſchaar einen Vortheil über die Gothen erfocht. Aber eine Annäherung hatte doch ſtattgefunden; und allmälig ſtellte ſich ein Einverſtändniß wieder her. Nach dem Tode des älteren Theoderich kam der jüngere nach Conſtantinopel, um hier die Stellung einzunehmen, die jenem verſagt worden war [1]); im Jahre 484 iſt er ſogar zum Conſulat erhoben worden, eine Würde, die noch beſtand und eine gewiſſe Superiorität über die Beamtenwelt in ſich ſchloß. In dieſem Verhältniß hat Theoderich dem Kaiſer die wirkſamſten Dienſte geleiſtet.

Aus dem Kampfe mit Baſiliscus nämlich war für Zeno nicht allein das Zerwürfniß mit den thraciſchen Gothen, welche ſeine Kräfte in Europa beſchäftigten, ſondern auch ein anderer Gegenſatz, der Aſien ergriff, entſprungen. Derſelbe Illus, welcher durch ſeinen Uebergang zu Zeno den Sieg über Baſiliscus entſchieden hatte, entzweite ſich mit der Gemahlin Zeno's, Ariadne, die dem Kaiſer geradezu ſagte: entweder müſſe Illus aus dem Palaſt verwieſen werden oder ſie werde den Palaſt verlaſſen. Nach einiger Zeit wurde Illus zum Oberbefehlshaber im Orient gemacht [2]). In dieſer Stellung aber empörte er ſich. Er war hiebei mit Verina, der Schwiegermutter Zeno's einverſtanden. Sie unternahmen, einen anderen Imperator, des Namens Leontius, aufzuwerfen [3]).

1) Theoderich, des Triarius Sohn, ſtarb im Jahre 481.

2) Der Ausdruck des Theophanes S. 198, 8: *στρατηγὸς τῆς ἑῴας ἁπάσης* wird durch die Angabe des Euſtathius Epiphanienſis bei Euagrius (Frgt. 4 bei Müller S. 140): *στρατηγὸς τῶν ἑῴων δυνάμεων* (magister militum per Orientem) erläutert.

3) *Ἴλλοῦς Βηρίναν παρασκευάζει στέψαι βασιλέα Λεόντιον τὸν ὕπατον.* Theodorus Lektor II, 3 S. 571. — Am 27. Juni 484 zog Leontius als Kaiſer in Antiochien ein (Theophanes S. 201, 7).

Wir haben das Manifeſt übrig, welches Verina zu dieſem Zweck erließ [1]). Sie habe, ſagt ſie darin, das Reich in ihren Händen gehabt; es ſei das ihre; durch ſie habe es Tracaliſſäus, der ſich Zeno nenne, empfangen; aber er zeige ſich unfähig, es zu verwalten; und ſo habe ſie ſich entſchloſſen, einen anderen, mit Religion und Gerechtigkeit ausgerüſteten Imperator zu krönen. Sie behandelt, wie man ſieht, die imperatoriſche Macht gleichſam als ein ihr von ihrem Gemahl Leo hinterlaſſenes Erbtheil.

Illus trat mit ſeiner ganzen Macht für Leontius ein. Zeno ſchickte ein ſtattliches Heer unter Johannes Scytha gegen ihn ins Feld, das einen vollſtändigen Sieg über die Empörer erfocht, ſodaß dieſe ſich in das Caſtell Papyrium in Iſaurien flüchteten, wo ſie aber nach einiger Zeit vernichtet worden ſind [2]).

In dieſer großen Gefahr ſtand nun Theoderich dem Zeno zur Seite. Er nahm Theil an dem Zuge nach Aſien, wie ſo viele Gothen in alter Zeit [3]). Aber eben in dieſem Augenblick traf ihn die Nachricht, daß Odoaker Noricum in Beſitz genommen und in den pannoniſchen Machtbereich der Oſtgothen vorgedrungen ſei. Theoderich wollte ſich vor ihm ſchützen und ſeine rugiſchen Anverwandten an ihm rächen. Die Stammesantipathien der Germanen greifen hier abermals in die allgemeine Geſchichte ein.

1) Bei Theophanes S. 199 ff. ed. Bonn.

2) Nach Theodorus Lektor II, 4 unterlagen Leontius und Illus nach vierjährigem Widerſtande.

3) Euſtathius, der den Ereigniſſen gleichzeitig iſt, bei Euagrius II c. 28: *Θεοδερίχου κατ' αὐτῶν ἐκπεμφθέντος ... μετὰ ἡμεδαπῆς τε καὶ ἀλλοδαπῆς δυνάμεως.* Auch andere Autoren erwähnen die Theilnahme Theoderichs an dieſem Zuge.

Möglich und ſogar nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß der Amaler einem auf ſeine eigene Hand emporgekommenen Heerführer nicht verſtatten wollte, unter den germaniſchen Stammeshäuptern eine ſelbſtändige Stellung einzunehmen. Genug, die Feindſeligkeit, die aus dem Verhältniß Odoakers zu der Dynaſtie der Rugier auch gegen ihn ſelbſt entſprang, war er entſchloſſen zu rächen. Wie ſich Kaiſer Zeno dazu verhielt, liegt nicht ſo ganz deutlich vor Augen. Daß er in Odoaker einen principiellen Feind geſehen habe, darf man meines Erachtens doch nicht annehmen. Er hat ihn zum Patricius erklärt und den erſten Anträgen der Gothen gegen denſelben keine Folge gegeben. Seitdem jedoch ſcheint eine Entfremdung des Kaiſers von Odoaker ſtattgefunden zu haben. Aus den leider nur fragmentariſch überlieferten Nachrichten des Johannes Antiochenus erſieht man, daß Illus außer anderen Nachbarn des römiſchen Reiches auch Odoaker zu Hülfe gerufen hatte. Odoaker habe, ſo berichtet der Autor, zwar ſeine Unterſtützung verweigert, aber der Kaiſer doch ſeine Haltung nicht für zuverläſſig gehalten, und das Volk der Rugier zu Feindſeligkeiten gegen ihn aufgeregt; der Sieg Odoakers über die Rugier ſei ein Nachtheil des Kaiſers geweſen [2]). Auch die Münzen Odoakers, die man in deſſen ſpätere Zeit ſetzt und bei denen die Exiſtenz des Kaiſerthums ignorirt wird, könnten darauf hindeuten [3]). Man hat eine ausführliche Erzählung, nach welcher

1) Frgt. 214 § 2 S. 620: *ὁ Ὀδόακρος τὸ μὴ δύνασθαι συμμαχεῖν ἀπεκρίνατο.*

2) Ebenda § 7 S. 621: *ὁ Ζήνων πρὸς τὸν Ὀδόακρον τὸ τῶν Ῥόγων ἐπανέστησε γένος, ὡς ἔγνω τοῦτον πρὸς τὴν Ἴλλου συμμαχίαν παρασκευαζόμενον* (im Jahre 486).

3) Es ſind die äußerſt ſelten vorkommenden Münzen, deren Aechtheit jedoch nach dem übereinſtimmenden Urtheil von Borgheſi, Roſſi (Insc. christ.

Theoderich die Einwilligung Zeno's in aller Form verlangt und demſelben, wenn er Odoaker ſchlage, die Oberherrſchaft zurückzugeben verſprochen habe[1]; unter dieſer Bedingung habe er die Ermächtigung deſſelben, ſich Italiens zu bemeiſtern, erhalten. Daß das wörtlich ſo vorgefallen ſei, iſt an ſich nicht wahrſcheinlich anzunehmen. Zwiſchen der Zeit, in die es geſetzt wird, und dem Unternehmen des Zuges ſind einige Jahre verlaufen, in denen keineswegs ein volles Einverſtändniß zwiſchen Theoderich und Zeno geherrſcht hat; im Jahre 487 finden wir Theoderich von einer Landſchaft Möſiens aus, die ihm überlaſſen worden war, gegen Conſtantinopel feindlich vorrücken. Aus dieſem Grunde konnte Zeno nicht gegen das Unternehmen ſein. Es wird ausdrücklich überliefert, daß es ihm erwünſcht geweſen ſei, den waffenmächtigen Gothen aus ſeiner unmittelbaren Nähe zu entfernen[2]. Man darf annehmen, daß die Entfremdung Odoakers von Zeno, der Wunſch des Kaiſers, den Gothenführer von Conſtantinopel fern zu halten, endlich das Verlangen Theo-

I. S. XLIV), Julius Friedländer außer Zweifel ſteht, deren Vorderſeite die Aufſchrift Fl. (Flavius) Odovac. und ein bärtiges Haupt ohne Diadem zeigt; auf der Rückſeite ſtehen die Buchſtaben RV, die Sigle von Ravenna. Der Wechſel in den Beziehungen Odoakers zu dem Hofe von Conſtantinopel würde in Legende und Gepräge noch deutlicher hervortreten, wenn man die Kupfermünzen, die das Werthzeichen XL haben mit der Umſchrift Imperator Zeno Felix Perpetuus (oder semper Augustus) und dem mit dem Diadem geſchmückten bärtigen Haupte des Kaiſers auf der Vorderſeite, der Umſchrift: invicta Roma, dem Bilde einer ſchreitenden Victoria und den Buchſtaben SC. (senatus consulto) als Münzen Odoakers aus der früheren Zeit betrachtet (Friedländer und Pinder, Beiträge zur älteren Münzkunde Bd. I. S. 133. Friedländer, Die Münzen der Vandalen S. 58).

1) Jordanes Get. c. 57: ego si vicero vestro dono vestroque munere (regnum illud) possidebo.

2) Procop bell. Goth. I. c. 1. S. 7, 10.

derichs, sich an Odoaker für die Ermordung seiner Verwandten zu rächen, zusammenwirkten. So geschah es, daß der mächtigste germanische König gegen Odoaker vorrückte[1]). Odoaker hatte sich aus der Reihe der Miethsvölker selbständig erhoben und sein Patriciat dem Kaiser von Constantinopel abgedrungen; Theoderich wollte, einverstanden mit dem Kaiser, Italien demselben wieder entreißen. Aus den vorhandenen Schilderungen des Zuges des Theoderich von Mösien nach Italien lernt man weder die Zahl seiner Truppen, noch auch die Straße, die er mit ihnen einschlug, genau kennen. Doch bieten sie einige merkwürdige Nachrichten ethnographischen Inhalts dar. Alle Stammesgenossen, wo sie sich auch befinden mochten, wurden zu einem einzigen Kriegsheer vereinigt. Niemand, sagt Ennodius[2]), wurde geduldet, der nicht ein Verwandter war. Wagen dienten als Wohnungen; in diese mobilen Häuser wurde Alles zusammengebracht, was für das Leben nothwendig war; auch die Handmühlen fehlten nicht, Ochsen zogen sie; die Hausfrauen, in welchem Zustande sie sich auch befinden mochten, waren beschäftigt, den Unterhalt zu bereiten. Es war Winter, Bart und Haar waren mit tropfendem Eis durchzogen; die von den Frauen gearbeiteten Kleider starrten vor Eis. Eine willkommene Beute gab das in den Waldungen aufgewachsene Wild oder man erzwang sich Nahrungsmittel von den Stämmen, durch deren Gebiet man zog, wie von den Gepiden, aber das kostete immer Blut.

Bei aller Aehnlichkeit waltet doch zwischen Odoaker und Theoderich eine durchgreifende elementare Verschiedenheit ob. Die germanischen Stämme, an deren Spitze Odoaker sich erhob,

1) Im Herbst 488.

2) panegricus dictus regi Theoderico c. 6 S. 268, 15 Hartel.

waren Söldner, die nur das Recht des Hospitiums, das ihnen ertheilt worden war, erweiterten; sein Fürstenthum war ein aus dem Söldnerdienst unmittelbar erwachsenes, welches noch in dem letzten Kampfe, dem Kampfe mit Noricum, die Farbe der römischen Kriegführung trug. Theoderich trat von Anfang an als ein freier germanischer Stammesfürst auf; er war kein Söldner, sondern ein Verbündeter.

Odoaker sah den Kampf mit Ruhe kommen; er hatte Zeit gehabt sich zu rüsten. Gleich bei dem Eingang in Italien, am Isonzo, überfiel er selbst unerwartet den Feind, der daselbst Rast hielt [1]). Er wurde zurückgeschlagen, aber kurz darauf finden wir ihn aufs Neue an der Etsch kampffertig. Hier nun, bei Verona erlitt er eine Niederlage [2]); eine große Anzahl seiner Leute kam auf der Flucht um. Dieser Sieg Theoderich's ist als der entscheidende betrachtet worden. Der Beiname, den ihm die alte Sage giebt, knüpft an denselben an. Allein es mußten sich in Folge des Ereignisses, das die Zukunft von Italien bestimmen sollte, noch andere Weltkräfte regen und in den Kampf eingreifen. Die beiden Nationen, die den Süden von Gallien unter einander theilten, Westgothen und Burgunder, konnten nicht anders, als an dem Kampf in Italien theilnehmen, der über ihre eigene Stellung entschied.

Die Burgundionen gewährten dem bisherigen Fürsten, mit dem sie in freundschaftlicher Verbindung standen, ihren

1) Jordanes Get. c. 57. Die Schlacht fand bei Pont Sontii am Uebergang der von Aemona nach Aquileja führenden Straße über den Fluß im Jahre 489 (nach dem Anon. Vales. § 50 und Marius Aventicensis S. 30 bei Arndt, Bischof Marius von Aventicum), am 28. August (nach dem Anon. Cuspiniani, der jedoch irrig das Jahr 490 angiebt vergl. Holder-Egger, Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde I. S. 263) statt.

2) Zwischen dem 27. und 30. September 489 (Anon. Vales.).

Beiſtand [1]). Die Weſtgothen, die, ſchon vor ein paar Jahrzehnten durch oſtgothiſche Schaaren verſtärkt, unter Eurich in ſteter Ausbreitung begriffen, bis an die liguriſchen Alpen vorgedrungen waren, ſchickten ihren Stammesgenoſſen eine anſehnliche Hülfsmacht. Zwiſchen dieſen doch eigentlich nur germaniſchen Völkerelementen kam es nun an der Adda zu einem Zuſammentreffen [2]). Odoaker hatte keinen Vortheil davon, daß einer ſeiner Feldoberſten, der von ihm abgefallen war, wieder in ſeine Dienſte eintrat; er unterlag in dem großen Kampfe; die Oſt- und Weſtgothen vereinigt erlangten die Oberhand über die Burgunder und das ſciriſch-rugiſche Gefolge Odoakers. Theoderich wurde hiedurch Meiſter des oberen Italiens. In dem unteren kam ihm der Uebertritt der angeſehenen Familie der Caſſiodore aus Odoakers Dienſten in die ſeinen mächtig zu Statten [3]). Unter demſelben Einfluß ſchloß ſich auch Sicilien ihm an, jedoch unter der Bedingung, nur eine kleine Anzahl ſeiner Kriegsvölker aufzunehmen [4]). Größere Beſatzungen aber brauchte es nicht, da die Gothen überhaupt mit den Vandalen in Afrika damals in gutem Vernehmen ſtanden, — was unter Anderem aus einem Vertrage des Kaiſers Leo mit den thraciſchen Gothen erhellt, nach welchem die Pflicht der Heerfolge, die ſie übernahmen, gegen alle anderen Völker ſtatthaben ſollte — ausgenommen gegen die Vandalen [5]). Von allen Seiten geſichert, wendete ſich Theoderich gegen Odoaker, der ſeine Zuflucht in Ravenna, beinahe der

1) Namentlich über die Theilnahme der Burgundionen ſind controverſe Meinungen im Gange. Die meiſte Beachtung verdient die Erörterung bei Köpke, Die Anfänge des Königthums bei den Gothen S. 173 ff.

2) 11. Auguſt 490 (Anon. Vales. § 53).

3) Caſſiodor, Variarum lib. I, ep. 3.

4) Procop, bell. Goth. III, 16 S. 342, 13.

5) Malchus Frgt. 2, S. 114. Der Vertrag fällt in das Jahr 473.

vornehmſten Befeſtigung dieſer Zeit, geſucht und gefunden hatte. Noch im Jahre 491 iſt es vor der Stadt zu Scharmützeln von Belang gekommen, in denen es jedoch dem Eingeſchloſſenen nicht gelang, die Uebermacht des Gegners zu brechen.

Ravenna war die Hofburg der abgezweigten Dynaſtie des Hauſes des Theodoſius geweſen und hatte immer den Mittelpunkt zwiſchen Orient und Occident gebildet. Die Frage, ob Odoaker, der es nach ſeinen Siegen über Oreſtes den Griechen vorenthalten hatte, und als Patricius ein Recht darauf in Anſpruch nahm, es behalten oder ob es an Theoderich übergehen ſolle, berührte die Intereſſen des griechiſchen Reiches unmittelbar. Um die Lage zu verſtehen, müſſen wir unſere Augen nach Conſtantinopel wenden, wo eben damals eine große Veränderung vor ſich ging.

Zeno war indeſſen ſeiner Gegner in Iſaurien, die doch eben keinen beſonderen Muth bewieſen, Meiſter geworden[1]); die Köpfe des Gegenkaiſers und ſeines Heerführers, des Leontius und Illus wurden in dem Circus umhergetragen, ehe man ſie noch zu anderen Beſchimpfungen mißbrauchte[2]).

Wenn es ſich ſo verhielte, daß Odoaker als ein Verbündeter des Illus betrachtet worden wäre, ſo würden die Kriege Theoderichs als Erfolge Zenos ſelbſt angeſehen werden können.

Eben damals aber, im April des Jahres 491 iſt Zeno geſtorben[3]). Hätte er gelebt, ſo würde er, es iſt kein Zweifel daran, auch in dieſem entſcheidenden Momente für Theoderich geweſen ſein. Aber mit ſeinem Tode brach eine Bewegung aus, durch welche die Regierung eine andere Richtung

1) Im Jahre 488 (Marcellinus Comes bei Ronc. II S. 202).
2) Malalas S. 389, 13. Theophanes S. 204, 18.
3) Chronikon Paſchale S. 607, 4.

bekam. Zeno's Gemahlin, Ariadne, hat bei der Wiederbesetzung des Thrones den entscheidenden Einfluß ausgeübt. Sie zog den Verwandten ihres Gemahls einen Beamten des Hofes vor, der nicht zu den höchsten Aemtern gelangt war, sondern die Stelle eines Silentiarius bekleidete und als solcher mit einer ganzen Anzahl anderer Kollegen, welche die Ordnung im kaiserlichen Palast aufrechtzuerhalten hatten, unter dem Präpositus sacri Cubiculi stand, des Namens Anastasius [1]). Anastasius war ein ruhiger Mann, von untadelhafter Führung, der das allgemeine Vertrauen genoß. Ariadne gewann den Senat und die Truppen für ihn. Wir haben ein lateinisches Gedicht übrig, welches sie deshalb rühmt, weil sie das Reich, das gleichsam als ihr Erbtheil betrachtet wird, durch einen trefflichen Fürsten befestigt habe; ihren Schutz und den der Welt habe sie ihm anvertraut [2]). Allein die Männer, die neben Zeno an der Regierung den meisten Antheil gehabt hatten, besonders der Bruder Zeno's Longinus, der zur Nachfolge bestimmt zu sein glaubte, und eine Anzahl von anderen, welche sich in den Stellungen, die sie inne hatten, bedroht sahen, geriethen darüber in empörerische Aufwallungen. Und noch ein anderer Gegensatz trat hervor. Da Anastasius in

1) Die Stellung der silentiarii (ἡσυχοποιοί) bezeichnet Böcking (Not. dignit. II S 299) mit den Worten: cum ceteris cubiculariis in officio sive Praepositi sive Primicerii sacri cubiculi militabant, sed sub juris dictione magistri officiorum erant. Seit dem Jahre 437 gab es 30 silentiarii, die in drei Decurionen eingetheilt waren. Wenn sie aus dem Dienstverhältniß ausschieden, hatten sie den Rang der ex-duces (Cod. Theod. VI, 23, 1).

2) patrium munit tam firmo principe regnum permittitque viro mundum seseque tuendam. panegyr. Prisciani in Anastasium v. 303. Der Panegyrikus ist von Endlicher im Jahre 1828 aus einer Wiener Handschrift edirt und sehr eingehend erläutert worden.

Verdacht ſtand, abweichende religiöſe Meinungen, man ſagte manichäiſche zu hegen, ſo forderte der Patriarch denſelben zu dem Verſprechen auf, in der Kirche keine Neuerungen anzufangen: denn er würde ſich dadurch unfähig machen, die höchſte Gewalt über rechtgläubige Chriſten auszuüben. Ariadne hat auch hier vermittelt; ſie bewog Anaſtaſius, dem Patriarchen eine Schrift einzuhändigen, in der er ſich anheiſchig machte, die Beſchlüſſe des chalcedoniſchen Concils als Glaubensnorm anzuerkennen [1]). So wurde die Krönung am 14. April 491 vollzogen [2]). Außer der Uebereinſtimmung des Palaſtes, des Senats, der Truppen iſt die Rechtgläubigkeit nach den Beſchlüſſen von Chalcedon das Moment, auf welchem das Kaiſerthum beruht.

Zuerſt hatte Anaſtaſius einen heftigen Kampf mit der geſtürzten Faktion, die man als die iſauriſche bezeichnet, zu beſtehen. Sie veranlaßte Unordnungen bei den Spielen im Circus, ſie ſchleppte die Bilder des Kaiſers und der Kaiſerin durch die Straßen und erlaubte ſich vielfache Ungebühr. Aber ſie war dem Volke verhaßt wegen ihrer Theilnahme an der vorigen Regierung. Die angeſehenſten Mitglieder derſelben, darunter auch Angehörige der kaiſerlichen Familie, wurden in der That aus der Stadt verjagt. Bald darauf jedoch mußte Anaſtaſius erleben, daß das Volk der Iſaurier, dem zugleich Schmälerungen der Annona angemuthet wurden, ſich zu einem offenen Kriege gegen ihn erhob. Ihr Führer war der Bruder jenes Illus, der unter Zeno ſo mächtig

1) ὡς εἰς ὅρον τῆς πίστεως δέχηται τὰ ἐν Χαλκηδόνι δογματισθέντα. Theodorus Lektor II. c. 6 bei Reading S. 572, was Theophanes S. 210 ziemlich wörtlich wiederholt hat. Cedrenus S. 620, 5.

2) Den Tag giebt Theophanes an S. 211, 8.

geweſen war. Allein dem bewährten Johannes Scytha gelang es auch diesmal, der bei weitem ſtärkeren Feinde Herr zu werden. Die Iſaurier erlitten eine blutige Niederlage und eilten nach Haus zu kommen [1]). Und auch die religiöſen Zwiſtigkeiten brachen wieder aus.

Wie ſollte nun Anaſtaſius in dieſen ihn umdrängenden Verlegenheiten daran denken, in der Entzweiung der beiden großen germaniſchen Oberhäupter von Ravenna eine maßgebende Entſcheidung zu treffen? Theoderich hatte ſich an den Hof von Conſtantinopel gewendet, um mit ſeiner Erlaubniß die Inſignien der Macht, welche die Herrſchaft über Italien bedeuteten, anlegen zu dürfen. Er hatte aber keine Antwort bekommen. Anaſtaſius, der als Gegner der Regierungsweiſe des Zeno und der Freunde deſſelben emporgekommen war, konnte nicht gemeint ſein, auf die Seite Theoderichs zu treten. Er ließ die Forderung unbeachtet.

Der Kampf der beiden Gegner mit einander war indeſſen immer weiter gegangen. Im Jahre 492 wußte Theoderich an der Küſte einige Fahrzeuge zuſammenzubringen und dem Feinde den Hafen zu verſchließen [2]). Da nun für Odoaker kein Entrinnen mehr war, ſo brachte der Biſchof Johannes, um den weiteren Kriegshandlungen ein Ende zu machen, eine Vereinbarung zu Stande, durch welche Odoaker ſeines Lebens verſichert wurde; er ſollte in Ravenna wohnen bleiben, aber auch Theoderich daſelbſt einziehen [3]). Wie hätten

1) Im Jahre 492 (Marcellinus Comes bei Ronc. S. 303).

2) Am 28. Auguſt (Anon. Cusp.).

3) So verſtehe ich die Worte Procops bell. Goth. I. c. 1 S. 9, 22 ἐφ' ᾧ Θευδέριχός τε καὶ Ὀδόακρος ἐν Ῥαβέννῃ ἐπὶ τῇ ἴσῃ καὶ ὁμοίᾳ διαίτῃ ἔξουσι. Die Abkunft wurde am 27. Februar 493 (Anon. Cuspin.) getroffen. Am 5. März zog Theoderich in die Hafenſtadt von Ravenna, Claſſes ein.

aber die beiden Kriegsfürſten, die in offener Feldſchlacht einander gegenübergeſtanden hatten, in freundſchaftlicher Nähe neben einander wohnen können? Eines Tages hat ſich Odoaker zu einem Beſuche in die Gemächer Theoderich's begeben. Dabei aber iſt er getödtet worden; — der ausführlichſten und glaubwürdigſten Nachricht, die uns darüber erhalten iſt, zufolge wurde er von ein paar Dienern, welche die Miene annahmen, als wollten ſie ihm eine Bitte vortragen, feſtgehalten. Dann kam Theoderich herbei und durchſtieß Odoaker mit dem Schwert. „Wo iſt Gott?" rief dieſer, des ihm gegebenen religiöſen Verſprechens eingedenk, als er ſich angegriffen ſah. „Ich thue dir", ſagte Theoderich, „wie du den Meinen gethan haſt" [1]). Er fügte dem Morde noch eine Verhöhnung hinzu. Religion und Blutrache treten hier in unmittelbaren Conflikt. Dem Germanen ſtand die Pflicht der Blutrache noch über dem Verſprechen, das er unter religiöſer Vermittlung gegeben hatte.

Hätte Theoderich die Inſignien der höchſten Gewalt, welche Odoaker in ſeinen Bedrängniſſen nach Conſtantinopel geſchickt hatte, von dort erhalten, ſo würde er als deſſen Nachfolger haben betrachtet werden können, ſo gut wie er ſein Ueberwinder war. Dieſe Art von Anerkennung ſtand noch aus und ließ ſich kaum erwarten. In dieſer Verlegenheit mußten die Gothen und Theoderich vor allen Dingen ſich ſelbſt helfen. Ausdrücklich finden wir die Nachricht, daß

1) Johannes Antiochenus Frgmt. 214 a bei Müller Frgmta. Hist. Graec. V S. 29. Odoaker wurde am 10. Tage nach Abſchluß des Vertrages (Joh. Art.), alſo am 9. März 493 in einem von Valentinian III. erbauten Palatium, das die Bezeichnung in Laureto führte (Holder-Egger im Neuen Archiv für ältere deutſche Geſchichtskunde S. 315) ermordet.

die Gothen ihren Führer aufs Neue als ihren König anerkannten oder, wie die Urkunde ſagt, in dieſer Würde beſtätigten[1]). Sie erneuerten damit ihr urſprüngliches Verhältniß zu dem Geſchlechte der Amaler. Wie man ſich den Akt auch auslegen möge, ſo liegt immer darin, daß er die Idee der nationalen Unabhängigkeit in ſich enthielt, als Italien keinen Widerſtand mehr leiſten wollte.

Wie ſollten aber die römiſchen Eingeborenen behandelt werden? Wir kommen hier nochmals auf eine Miſſion des Biſchofs Epiphanius zurück, welche darüber ein gewiſſes Licht giebt.

Ein Edikt Theoderichs war ergangen, nach welchem nur denen, die ſich ihm angeſchloſſen hatten, die Vorrechte römiſcher Bürger, das was man die römiſche Freiheit nannte, alſo die Geltung der römiſchen Geſetze überhaupt verbürgt ſein ſollte; alle Anderen, die ſich zur Gegenpartei gehalten hatten, wurden mit einer Entziehung dieſer Rechte, wofür dann einige Fälle beſonders namhaft gemacht wurden, bedroht[2]). Hierüber gerieth nun, wie der Biograph des Biſchofs Ennodius ſagt, ganz Italien, beſonders Ligurien in Beſorgniß. Und aufs Neue wendete ſich das allgemeine Vertrauen an Epiphanius, von dem man glaubte, daß er mit ſeinen überzeugenden Gründen überall durchdringe. Von dem Biſchof von Mailand begleitet, begab ſich Epiphanius nach Ravenna und hatte eine Audienz bei dem König, in der dann Gründe und Gegengründe einander entgegengeſtellt wurden. Auch hier wird man nicht annehmen können, daß Alles ſo geſprochen worden

1) Anon. Vales. § 57: Gothi sibi confirmaverunt Theodericum regem, non expectantibus jussionem novi principis.

2) Ennodius, vita Epiphanii S. 362, 16 ff.

ſei, wie der Biograph es angiebt. Aber dieſer ſelbſt ſtand doch den Angelegenheiten ſo nahe und die Gründe, die angeführt werden, liegen ſo ſehr in der Sache, daß wir aus der Erzählung überhaupt die Verhältniſſe näher kennen lernen. Der Biſchof macht ſeinem geiſtlichen Amte gemäß die Verpflichtung geltend, in welcher der König zu Gott ſtehe, der ihm den Sieg verliehen habe; denn dem verdanke er es ja, daß an dem Orte, wo Odoaker geherrſcht habe, jetzt er, der Gothenkönig ſelbſt, mit dringenden Bitten angegangen werde. Er möge die Fehler vermeiden, welche ſein Vorgänger begangen habe. Er möge den Genuß der geſetzlichen Ordnung der Dinge allen Unbetheiligten angedeihen laſſen und den Schuldigen Verzeihung. Nicht unerheblich ſind die Gegenbemerkungen, die dem König in den Mund gelegt werden. Beſonders eine neubegründete Gewalt, ſo läßt der Biograph ihn ſagen, befinde ſich in der Nothwendigkeit, Strenge auszuüben [1]). Wer ſeinem Feinde Gnade erweiſe, hebe das göttliche Gericht auf, das denſelben in ſeine Hände geliefert habe. Alles, was er ſagt, führt zu dem Schluß, daß er nichts nachlaſſen könne noch wolle. Aber dabei tritt doch auch die Wirkſamkeit hervor, welche die chriſtliche Idee in dieſen Kämpfen ausübt. Sie ſtand, wie jener Eremit, in der Mitte der kämpfenden Parteien. Theoderich geht zuletzt doch auf die Vorſtellungen ein, die ihm Epiphanius gemacht hat. Er verſpricht den Unſchuldigen Gnade zu erweiſen, nicht ſo auch den Schuldigen. Am Leben zwar will er auch dieſe nicht ſtrafen; allein er behält ſich vor, ſie aus ihren Sitzen zu

1) regnandi necessitas qua concludimur misericordiae non ubique pandit accessum, et inter res duras nascentis imperii pietatis dulcedinem censurae pellit utilitas. S. 365, 1.

entfernen; denn ſonſt würde ihre Anweſenheit die Nachbarſchaft aufregen und aus den Unruhen würde ein neuer Krieg entſpringen. Auf der Stelle wird der Mann herbeigerufen, der die öffentlichen Erlaſſe zu beſorgen hat, — ein Römer, den der Biograph mit Cicero und Cato vergleicht, und von dieſem wird ein Edikt ausgefertigt, welches das Zugeſtändniß Theoderich's enthält, ſodaß wenigſtens denen, die nicht ausdrücklich Feinde Theoderich's geweſen ſind, in der That Sicherheit und ein geſetzlicher friedlicher Zuſtand gewährt wird [1]).

Theoderich trat mit vollem Bewußtſein in die Stellung ein, die ihm die Begebenheiten verſchafft hatten: als König der Gothen und Fürſt von Italien. Vollkommen aber konnte das erſt geſchehen, wenn er wieder mit dem Kaiſer von Byzanz pacificirt war. Wir finden die beſtimmte Verſicherung, er habe über ſeinen Anſpruch auf das Königthum einen Vertrag mit Kaiſer Anaſtaſius geſchloſſen, wobei ihm auch dieſer Kaiſer die von Odoaker überſandten Pertinenzien des Palaſtes von Ravenna ausgeliefert habe. Anderweit erhellt, daß dies im Jahre 498 geſchehen ſein muß [2]). Beim Ausgang des fünften Jahrhunderts iſt hienach der Vertrag geſchloſſen worden, durch welchen die Autorität des Gothenkönigs über die römiſchen Einwohner anerkannt wurde.

Theoderich meinte dabei, vollkommene Selbſtſtändigkeit zu erlangen: er nannte ſich den Herrn der Angelegenheiten:

1) ut generalis indulgentiae pragmaticum promulgaret.

2) Anon. Vales. § 64, S. 622. Wagner: Facta pace cum Anastasio imperatore per Festum de praesumptione regni; et omnia ornamenta Palatii, quae Odoachar Constantinopolim transmiserat, remittit. Feſtus fand, als er nach Rom zurückkam, den römiſchen Biſchofs Anaſtaſius nicht mehr am Leben — deſſen Todestag iſt wahrſcheinlich der 17. November 498 —; aber auch die Wahl ſeines Nachfolgers, die am 22. ſtattfand, war noch nicht vollzogen. Theodorus Lektor II c. 17 S. 574 Reading. Theophanes S. 220, 19.

Dominus Rerum [1]). Nach dem Frieden mit Anaſtaſius allgemein anerkannt, begab ſich Theoderich nach Rom. Er ſchloß ſich dabei den beſtehenden Zuſtänden vollkommen an; er that ſein Gebet bei den Reliquien des heiligen Petrus, von dem ſchon damals die Einheit der Kirche allgemein hergeleitet wurde.

In der Nähe des Severusbogens, deſſen Inſchrift ſelbſt an die alte Macht des Volkes erinnert, ſprach er vor der großen Verſammlung, die ihn umgab, die Abſicht aus, Alles, was von den vorangegangenen Fürſten verordnet worden ſei, unverbrüchlich zu halten [2]). Es war gleichſam der Antritt der ihm von dem Kaiſer von Conſtantinopel gewährten ſtellvertretenden, aber ſelbſtändigen Autorität. Dann begab er ſich nach dem palatiniſchen Berg und ergötzte das Volk in alter Weiſe durch circenſiſche Spiele; der Annona, die er vertheilen ließ, fügte er Geldgeſchenke hinzu. Die Worte, die er ausgeſprochen, wurden auf Wunſch des Volkes in Erz eingegraben. Eine der wichtigſten Reliquien der Zeit iſt das vorzugsweiſe ſogenannte Edikt Theoderichs, welches er in der Vorausſetzung erließ, daß die geſammte legislative Gewalt ihm zugehöre. Er ſuchte die allgemeine Ruhe durch Beſtimmungen zu ſichern, welche für die Barbaren, denn dieſes Wortes bediente er ſich auch für ſeine Stammesgenoſſen, und für die Römer verbindlich ſein ſollten. Das Edikt ent-

1) So bezeichnen ihn auch die Zeitgenoſſen, wie Ennodius und Caſſiodor. Ueber die Bedeutung dieſes Titels vergl. Dahn, Könige der Germanen III, S. 295 ff., wobei noch zu bemerken iſt, daß im Breviarium des Rufus c. 26, Conſtantin als rerum dominus bezeichnet wird. Auf Inſchriften Theoderichs findet ſich auch dominus noster, nicht jedoch auf Münzen.

2) se omnia, Deo juvante, quod retro principes Romani ordinarunt, inviolabiliter servaturum promittit. anon. Valesii § 66.

hält, wie man weiß, ausschließlich römisches Recht. Dabei wird auch über das Erbrecht, jedoch lediglich im römischen Sinne bestimmt. Das römische Recht also erkannte der König an; es wurde verbindlich für die Ausübung der königlichen Gewalt. Von dem Erbrecht der Gothen ist darin nicht die Rede[1]). Denn das blieb immer der Grundsatz und es schließt die Veränderung des öffentlichen Zustandes in sich ein, daß die bewaffnete Macht aus Germanen bestehen, ihnen zur Seite aber die Bevölkerung im Besitz ihres alten Rechtes bleiben solle. Wie der Epilog sagt, Jedweder, welche Würde er auch bekleide, ist verpflichtet, sich an die Normen, die in dem Edict enthalten sind, zu binden. Den Richtern wird das unter den schwersten Strafen eingeschärft[2]), was dann wohl auch dahin zielen könnte, daß ihnen dadurch ein Rückhalt gegen das Andringen mächtiger Führer gegeben werden sollte. Denn nach dieser und durch diese Constitution sollte die Einheit des römischen Reiches nicht etwa gebrochen, sondern bestätigt werden.

Nicht allein auf juridischer Basis aber beruhte der Gehorsam, den Theoderich fand; dabei kamen auch die kirchlichen Verhältnisse in Betracht, die an sich der nationalen Divergenz auch eine confessionelle hinzufügten, inwiefern Theoderich und seine Gothen Arianer waren, die Bevölkerung von Italien aber, unter Vorantritt ihrer Bischöfe, dem Katholicismus angehörte. Was hier den Weg vor den Füßen des

1) v. Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. Bd. II, Cap. 11.

2) Epilogus: scituris cognitoribus universis ac jura dictantibus, quod si in aliquo haec edicta fuerint violata, se proscriptionis deportationisque poena merito esse feriendos.

Königs ebnete, war die kirchliche Abweichung von dem ſtrikten Wortlaut des chalcedoniſchen Concils, welche ſich Anaſtaſius in ſeiner Formel, die er nach dem Muſter Zenos aufſtellte, erlaubte. Er fand dabei nicht allein in Conſtantinopel Widerſtand, ſondern er unterbrach zugleich die Vereinigung zwiſchen Rom und ſeinem Reich, die in der gleichförmigen Annahme jener Beſchlüſſe lag. Nichts in der Welt konnte dem oſtgothiſchen Herrſcher mehr zu Statten kommen; der mächtigſte Mann in Italien, der römiſche Biſchof wurde durch das Bekenntniß Theoderich's nicht zur Feindſeligkeit gereizt. Er ſah vielmehr in ihm eine Anlehnung, durch die es ihm möglich wurde, der Uebermacht von Conſtantinopel zu widerſtreben. Wir dürfen keinen Schritt weiter thun, ohne dies Verhältniß, vielleicht das wichtigſte von allen, näher zu erörtern.

Zwiſchen Rom und Conſtantinopel war damals ein offener Streit ausgebrochen. Die römiſchen Biſchöfe hatten ſich ſchon lange gegen Acacius, den Biſchof von Conſtantinopel gewendet, welcher, den Unionsbeſtrebungen Zeno's günſtig, in Rom als ein Irrgläubiger betrachtet wurde. Durch den Papſt Felix III. und ein römiſches Concil war Acacius für abgeſetzt erklärt worden[1]); nach dem Tode deſſelben hatte man in Rom ſogar verfügt, daß ſein Name aus den Kirchenbüchern geſtrichen, alle ſeine Anhänger ebenfalls als verurtheilt betrachtet werden ſollten[2]). Wenn man dem nun in Conſtantinopel die Behauptung entgegenſetzte, der römiſche Biſchof habe gar nicht das Recht über einen Patriarchen von Conſtantinopel ein Urtheil auszuſprechen, ſo entzündete ſich

1) Im Jahre 484.
2) Acacius ſtarb im Jahre 489.

darüber der Streit um ſo heftiger. Im Jahre 495 erklärte Papſt Gelaſius I. in einem Schreiben an die Biſchöfe von Dardanien für unziemlich, daß man die Befugniß des römiſchen Stuhles, über einen Erzbiſchof zu richten, in Zweifel ziehe; von ihm könne vielmehr keine weitere Provocation ſtattfinden, er bilde die oberſte Appellationsinſtanz für Alle und über Alles[1]).

Man hat immer angenommen, daß der Papſt ſeine Anſprüche wenigſtens nicht ſo ſchroff dem Kaiſer kundgethan haben würde, wenn derſelbe Meiſter in Italien geweſen wäre. Die Herrſchaft, welche Theoderich über das ganze Land hin ſoeben in Beſitz genommen hatte, gab auch dem Papſt einen ſtarken politiſchen Rückhalt gegen den Kaiſer.

Der Nachfolger des Gelaſius, Papſt Anaſtaſius II., hat ſich dem oſtrömiſchen Hofe wieder genähert; und einem altrömiſchen Senator, der als Geſandter nach Conſtantinopel gekommen war, ſchreibt man die Abſicht zu, bei einer erneuten Sedisvacanz einen Mann auf den römiſchen Stuhl zu bringen, der die anaſtaſianiſche Formel unterzeichnen werde[2]). Ein ſolcher, der Archipresbyter Laurentius wurde in der That gewählt und ordinirt, aber an demſelben Tage mit ihm von der entgegengeſetzten Partei der Diacon der römiſchen Kirche, Symmachus[3]). Zwiſchen beiden Parteien kam es zu inneren

1) Epistola Gelasii ad episcopos Dardaniae vom 1. Februar 495 bei Manſi VIII, S. 49 ff.: ut cujuslibet civitatis episcopus primae sedis judicium non vitaret; (S. 52): Constantinopolitanus episcopus primae sedis cognitionem fas non habuit refutandi, quod apostolica sedes more majorum etiam sine ulla synodo praecedente et absolvendi quos synodus inique damnaverat et damnandi nulla existente synodo quos oportuit habuerit facultatem (S. 54).

2) Theodorus Lektor II c. 17 S. 574, 23 Reading.

3) 22. November 498.

Kämpfen in Rom. Wir werden versichert, daß Theoderich bei seiner Entscheidung auf die größere Anzahl von Stimmen Rücksicht genommen und weil diese für Symmachus gewesen, demselben den Vorzug gegeben habe[1]). Bei der allgemeinen Verflechtung der Dinge darf man ihm doch die Rücksicht zuschreiben, daß Symmachus der Aussöhnung mit dem oströmischen Kaiser weniger geneigt war. Theoderich trat mit Symmachus überhaupt in die engste Verbindung. Gegen diesen Papst wurden schwere Anklagen erhoben; er hatte fortwährend auch im Senat der Stadt heftige Gegner; und endlich hielt es Theoderich für besser, eine Synode zu berufen, um dem Streit durch kirchliche Entscheidung ein Ende zu machen. Die Bischöfe der Provinzen Aemilia, Flaminia und Venetia, zum Theil Männer von hohem Alter, wurden veranlaßt nach Rom zu gehen, wo nun in der Jerusalemkapelle eine Versammlung gehalten wurde, bei der sich auch Symmachus einstellen sollte. Theoderich, der in den Urkunden immer als der gnädigste und großmächtigste Fürst erscheint, mußte einschreiten, um Thätlichkeiten zwischen beiden Parteien zu verhindern. Es waren vornehme Gothen, die er zu diesem Behuf abordnete: den Comes Aligernus und die beiden Majores domus Gudila und Vadeulfus. Sie mögen Arianer gewesen sein, so wie der König selbst. Das hatte aber keinen ihrer Autorität entgegengesetzten Einfluß. In den Akten wird die Zuversicht ausgedrückt, daß Gott den Mann leite, dem er die Herrschaft über Italien anvertraut habe. Doch war damit nicht aller Widerspruch beseitigt. Man hatte daran

1) Liber pontif. (bei Muratori III. 1, S. 123): ut qui primus ordinatus fuisset vel ubi pars maxima cognosceretur, ipse sederet in sede apostolica.

Anſtoß genommen, daß der König eine Synode berufe; er rechtfertigte das mit der Bemerkung, daß der Papſt gefragt worden ſei und dieſer beſtätigte es. Theoderich war entfernt davon, die Prätenſionen Odoaker's in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten zu wiederholen; er hatte nichts dagegen, daß die Verordnungen Odoaker's von der Verſammlung verworfen wurden, weil ſie Einmiſchungen der weltlichen Gewalt in die geiſtliche Gerichtsbarkeit enthielten. Der Diaconus Hormisdas las die Verordnungen Odoaker's der Reihe nach vor; ſie wurden von den Biſchöfen eine nach der andern verworfen [1]). In der Verſammlung iſt Symmachus nicht geradezu freigeſprochen, über die gegen ihn erhobenen Anklagen iſt nicht eigentlich verhandelt worden. Man beſchloß einfach, daß der Papſt auch fortan ſeines geiſtlichen Amtes warten ſolle.

Der Conflikt zwiſchen weltlicher und geiſtlicher Gewalt geſtaltete ſich dadurch eigenthümlich, daß der gothiſche König, der zugleich ein Arianer war, die geiſtlichen Sachen den Geiſtlichen überließ, wenn nur der Friede erhalten bleibe; der Kaiſer dagegen die Linie der Rechtgläubigkeit überſchritt, an der man in Rom feſthielt. Die faktiſche Gewalt aber war in den Händen des Königs; der römiſche Stuhl konnte es wagen, die ſtärkſten Anſprüche zu formuliren. Die Kirche, ſo heißt es in dem Büchlein Apologetius, verwalte das Göttliche, der Kaiſer das Weltliche; durch ſeine Taufe ſei der Kaiſer dem Prieſter verpflichtet. Zwiſchen dem Papſte Hormisdas [2]) und dem Kaiſer Anaſtaſius kam es zu Annäherungen, die aber zuletzt zu einem Bruche führten. Der

1) Die Synoden fallen in die Jahre 501 und 502; doch ſind die näheren chronologiſchen Beſtimmungen ſehr zweifelhaft.

2) 514—523.

Kaiſer ließ vernehmen: er ſei es müde, Leute zu bitten, die nicht gebeten ſein wollten, vielmehr alle Bitten hartnäckig von ſich weiſen. „Man kann uns beleidigen, aber befehlen laſſen wir uns nicht“ [1]).

Mit der römiſchen Geiſtlichkeit war Theoderich nicht allein pacificirt, ſondern in einem engen Verhältniß von Gegenſeitigkeit begriffen, wo der eine Theil des andern nicht entbehren konnte. Ohne Zweifel hat das dazu beigetragen, daß er an der bisherigen Cultur und Sitte feſthielt. Die gelehrten Inſtitute blieben beſtehen, in Rom wurde Jurisprudenz und Medizin gelehrt. Rom hatte nochmals einen Philoſophen, der nicht zwar durch eigenthümliche Gedanken oder Gründung eines Syſtems glänzte, aber durch Mittheilungen aus den älteren großen Philoſophen den größten Einfluß auf die Nachwelt gehabt hat. Boethius [2]) iſt vor allen Dingen ein Ariſtoteliker; er hat durch Uebertragungen einer ganzen Reihe von Werken dieſer Schule ſie in der lateiniſchen Welt eingebürgert. Aber zugleich iſt er ein großer Bewunderer Plato's. Er hat vieles aufgenommen, was dem Neuplatonismus angehört, ohne doch die Extravaganzen deſſelben zu theilen. Nirgends erſcheint er als Chriſt. Aber in dem Syſtem ſeiner Gedanken findet ſich auch Nichts, was dem Chriſtenthum widerſpräche. Es iſt nur philoſophiſche Doctrin, deren Werth darin liegt, daß ſie mit der chriſtlichen Weltanſchauung vereinbar iſt. Der gothiſche König beſchützte den Philoſophen, wie er die Geiſtlichkeit beſchützte. Boethius ſtammte aus einem der vornehmſten Ge-

1) injuriari et annullari sustinere possumus, juberi non possumus. Manſi Bd. VIII, S. 425.

2) Manlius Anicius Severinus Boethius.

ſchlechter; er wurde von Theoderich zum Conſul gemacht[1]) und hatte einigen Antheil an den Staatsgeſchäften. Die ſenatoriſchen Familien und die Erblichkeit ihrer Würde wurden von der neuen Regierung anerkannt[2]).

Theoderich legt Werth darauf, daß er Gewaltthätigkeiten ſeiner Gothen und überhaupt der Organe der öffentlichen Autorität entgegentrete. Er hatte ein Gefühl für das, was man die römiſche Freiheit nannte, und für die Gerechtſame des Senats[3]). Sein Sinn war, ſich dem Kaiſerthum anzuſchließen. Er ſagt einmal, er habe bei ſeinem Aufenthalt in Conſtantinopel gelernt, wie man die Römer mit Gerechtigkeit regieren könne; er bezeichnet das Kaiſerthum als das Vorbild ſeiner Herrſchaft[4]). Sein Ehrgeiz war, das Beiſpiel der alten Herrſcher nachzuahmen, wie das namentlich in ſeinen Bauwerken zu Tage tritt. Er ließ in Rom das Theater des Pompejus erneuern[5]), neue Gebäude

1) Im Jahre 510 (Roſſi Insc. christ. S. 424).

2) S. Wilmans: Rom vom fünften bis zum achten Jahrhundert. Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft II, S. 137 — eine noch immer leſenswerthe Abhandlung, und Dahn: Könige der Germanen III, S. 268 ff.

3) Er bezeichnet den Senat als ornamentum ordinum caeterorum (Caſſiodor Var. I, 15), als coetus reverendus humano generi (I, 42), die Senatoren als reverendissimi patres (V, 41). Nach der Weiſe der Imperatoren werden die, welche ſich im öffentlichen Dienſt ausgezeichnet haben, in den Senat aufgenommen: quid de vobis aestimemus, agnoscitis, quando viris longo labore compertis hoc certe in praemium damus, ut vestri corporis mereantur esse participes (I, 43); von ſolchen heißt es: decenter augmenta patriae reddunt, qui aulica potestate creverunt (I, 4).

4) in republica Vestra didicimus, quemadmodam Romanis aequabiliter imperare possimus . . . regnum nostrum imitatio vestri est. Var. I, 1 (in einem Schreiben an den Kaiſer Anaſtaſius).

5) Er beauftragte damit Symmachus, den er lobt, weil er in Rom ſchöne, der Bewunderung würdige Gebäude errichtet habe. (Var. IV, 51).

aufführen, die Cloaken reinigen. In Ravenna und Verona wurden die Wasserleitungen wiederhergestellt, in Pavia eine neue aufgeführt; Paläste entstanden in Ravenna, Verona, Pavia [1]). Eine der denkwürdigsten Reliquien der Zeit ist die Grabkapelle, die er sich in Ravenna hat errichten lassen, jene Rotunde, in der sich, wie die Kenner bemerken, die kunstgerechten Gliederungen des Alterthums mit den architektonischen Tendenzen der Christen zu einem eigenthümlichen Ganzen verbinden. Die Kuppel vertritt ein gewaltiger Felsblock. Unter dem Schirm des Theoderich wurde die Austrocknung eines Theiles der pontinischen Sümpfe unternommen und man kam darin schon sehr weit. In einer Inschrift zu Ehren dieser Unternehmung wird Theoderich als der Mann gerühmt, der zum Heile der Republik geboren sei, die Freiheit schütze, den römischen Namen fortsetze [2]).

Nicht ganz leicht wurde es dem König, seine Civilgewalt auszuüben. Wir finden, daß die Auseinandersetzungen streitiger Fälle, die man ihm vortrug, ihn ermüdeten und zuweilen verstand er dieselben nicht recht. Dann stieg er wohl zu Pferde; indem er beim Ritt sich körperlich erfrischte, brachte man die unerledigten Berathungen zur Sprache und fand dann Eingang bei ihm. In seiner Umgebung zeichnete er die Männer aus, deren präcisen Vortrag er am leichtesten faßte. Als solche erscheinen Artemidor, der ihm aus Griechenland gefolgt war [3]);

1) Anon. Vales. § 71.

2) Corp. insc. lat. X nr. 6850. 6851. Vergl. Friedländer, Die Münzen der Vandalen S. 62 ff.

3) Von Artemidor handelt das Schreiben in Cassiodors Var. I, 41. Es heißt von ihm: solatia nobis suae confabulationis adjecit, ut asperas reipublicae curas, quas emergentium rerum necessitate suscepimus, sermonis suavitate deleniret; er wird gerühmt als blandus alloquio,

und der mächtige Referendarius Cyprian [1]). Die Summe der Geſchäfte lag in den Händen des Magnus Aurelius Caſſiodorius Senator. Er verband altrömiſche Ideen mit germaniſchen Aspirationen, wie es nicht zum zweiten Male vorgekommen iſt. In ihm und ſeinem Hauſe ſetzte ſich die Idee Odoakers fort, ein ſelbſtändiges Italien unter germaniſcher Führung dem Kaiſerthum von Conſtantinopel zur Seite zu ſtellen; ſie bildete den Mittelpunkt der Politik Theoderichs. Die durch und durch römiſch gedachten, aber von Gefühl für die Selbſtändigkeit Theoderichs durchdrungenen Briefe Caſſiodors ſind ein unvergängliches Denkmal dieſer Geſinnung. Die Mußeſtunden, welche ihm die Geſchäfte ließen, benutzte Theoderich dazu, um ſich von Caſſiodor weiſe Sprüche des Alterthums vortragen zu laſſen, die dann für ihn maßgebend wurden [2]). Er ſagt einmal: Alles, was er wolle, ſtehe in ſeiner Gewalt; aber er meſſe ſeine Handlungen nach den Geboten der Vernunft [3]). Ein bewunderungswürdiges Schauſpiel, ein barbariſcher Fürſt, der ſeinen Namen

supplicantium fidelis patronus, accusare nescius, commendare praesumens. Artemidor hatte früher einmal im Auftrage Zenos mit Theoderich verhandelt (Malchus Frgt. 18 S. 125). Im Jahre 510 wurde er praefectus urbis.

1) Die Schreiben, aus denen wir das entnehmen (Var. V, 40. 41), beziehen ſich auf Cyprians Ernennung zum comes sacrarum largitionum im Jahre 510. Im erſten Schreiben heißt es: confusas quaerellas distincta nimis ac lucida oratione narrabas . . . erat serenitatis nostrae in bonum publicum sententia parata, quia nullam tarditatem in cognoscendo sustinebat. Cyprian war der lateiniſchen, griechiſchen und gothiſchen Sprache kundig.

2) Cum esset publica cura vacuatus, sententias prudentum a tuis fabulis exigebat, ut factis propriis se aequaret. Var. IX, 14.

3) quamquam potestati nostrae subjaceat omne, voluntatem tamen nostram de ratione metimur, ut illud magis aestimemus elegisse, quod cunctos dignum est approbare. Caſſiodor, Var. I, 12.

nicht unterschreiben konnte [1]) und auf dessen intellectueller und moralischer Haltung die Fortsetzung der altrömischen Cultur beruht. Zweifeln möchte man dennoch, ob diese Regierung nun auch ein inneres Lebensprincip hatte, das ihr eine wirkliche Zukunft verbürgte?

Die Gothen und die anderen Germanen, die sich ihnen zugesellt hatten, namentlich Gepiden, waren in ausschließlichem Besitz des Rechtes die Waffe zu führen [2]); sie hielten die Castelle besetzt, durch welche die Grenzen vertheidigt werden sollten, dem König standen sie als seine bevorzugte Leibgarde zur Seite [3]); es gab Schulen und Anstalten für ihre Ausbildung; sie erschienen vor dem König zu öffentlicher Waffenübung. Theoderich spricht aus, daß während die Germanen den Krieg zum Schutz und Trutz Italiens bestehen, die Eingeborenen friedlichen Thätigkeiten obliegen sollten. Das vornehmste Augenmerk war dahin gerichtet, den Truppen bei ihren Durchzügen keine Gewaltsamkeiten zu gestatten, und auf der andern Seite die Provinzialen zur Lieferung ihrer Beisteuern anzuhalten, um keine Mißhelligkeiten zwischen den beiden Theilen ausbrechen zu lassen. In der Sammlung der Briefe bei Cassiodor beziehen sich mehrere auf dies Verhältniß [4]). Man findet, daß den Truppen dann und wann ein Sold bewilligt wurde, um sie in den

1) Anon. Vales. § 79.

2) Ich verweise hierüber auf Dahn, Könige der Germanen III, S. 58 ff.

3) domestici protectores peditum et equitum nostrae aulae jugiter excubant. Var. I, 10.

4) Wenn die Gothen bewaffnet zur Empfangnahme des Donativs nach der Hoflager ziehen, wird vorgeschrieben (Var. V, 35. 36): ut venientium nullus proveniat excessus neu possessorum segetes aut prata vastetis, — ut ab armatis custodiatur intacta civilitas.

Stand zu ſetzen, ihre Bedürfniſſe zu beſchaffen und dadurch jeden Streit mit den Provinzialen zu vermeiden [1]).

Die Haustruppen bezogen regelmäßige Beſoldungen; ſie beſchweren ſich wohl einmal, daß dieſe ihnen nicht in vollwichtigen Münzſorten ausgezahlt worden ſeien, was der König dann unterſuchen läßt [2]). Alle Jahre im Januar wurden Donative vertheilt. Doch hielt man darüber, daß nur ſolche ſie empfangen, die wirklichen Dienſt leiſteten [3]).

In dieſen Einrichtungen und Zuſtänden kann man die Vollendung des Syſtems erblicken, das durch die Aufnahme germaniſcher Föderirten in Gang geſetzt worden war; der König beherrſchte zugleich ſein Heer und die Provinzialen der eingenommenen Landſchaften.

Die Macht des Königs gründete ſich auf die Doppelſeitigkeit ſeiner Gewalt. Die Anweſenheit des Kriegsheeres war die Grundlage der königlichen Stellung. Eine wohlgeordnete Verwaltung war nothwendig, um das Heer erhalten zu können. Die Größe Theoderichs beruhte eben darauf, daß er dieſem doppelten Beruf genügte. Doch war damit noch nicht der ganze Kreis ſeiner Thätigkeit umſchrieben. Indem er Italien durch ſein Volk beherrſchte, trat er an die Spitze aller Germanen.

1) Das findet beiſpielsweiſe ſtatt, als Gepiden durch Venetien und Ligurien nach Gallien marſchiren, um dies Gebiet zu beſchützen (Var. V, 10. 11); ihr Durchzug ſoll geſchehen omni moderatione. Den Landſchaften, welche durch den Durchzug der Truppen gelitten hatten, bewilligte Theoderich Erlaß von Abgaben (Garollo, Teoderico re dei Goti e degl' Italiani S. 165).

2) Var. I, 10.

3) Dem Staroedius, dem auf ſein Verlangen, weil er körperlich leidend iſt, Befreiung von dem Heerbann zugeſtanden wird, ſpricht der König zugleich das Donativ ab: sicut tibi remissam vitam concedimus, ita donativo praesenti auctoritate privamus (Var. V, 36).

Vierzehntes Capitel.

Verhältniß Theoderichs zu den anderen germaniſchen Stämmen. Emporkommen der Franken.

Vergegenwärtigen wir uns vor Allem die Verhältniſſe der anderen in das römiſche Reich eingedrungenen germaniſchen Stämme. Die wichtigſte Stellung namentlich auch in Bezug auf Italien hatten die Vandalen inne: denn von dem Kriege, den Orient und Occident bisher gegen die Vandalen geführt hatten, waren alle die letzten Entzweiungen ausgegangen. Gaiſerich ſelbſt ſcheint derſelben gegen Ende ſeines Lebens müde geworden zu ſein. Indem er eben noch einen neuen Angriff auf Epirus unternahm, empfing er doch den Geſandten des Kaiſers Zeno mit all der Ehrerbietung, welche die Germanen einem kaiſerlichen Geſandten, der zugleich die Culturwelt repräſentirte, entgegenzutragen gewöhnt waren. Er überließ demſelben die Kriegsgefangenen, die das Loos ihm ſelbſt zugewieſen hatte, unentgeltlich und geſtattete ihm, die, welche anderen Vandalen zugefallen waren, loszukaufen. Bereits im Jahre 474 kam es zu einem Vertrag zwiſchen Zeno und Gaiſerich, in dem die Vandalen ſich verpflichteten, keine weiteren Angriffe auf das römiſche Imperium zu machen. Dieſer Akt muß zu denen gerechnet werden, in welchen die oſtrömiſche Regierung fürs Erſte auf die Wiederherſtellung ihrer Autorität im Abendlande Verzicht leiſtete: denn durch die Angriffe der Vandalen und die Knechtſchaft der römiſchen Kriegsgefangenen bei ihnen waren die bisherigen

Feindseligkeiten hauptsächlich veranlaßt worden. Nach dem Tode Ricimers, der als ein persönlicher Feind Gaiserichs angesehen werden mußte, war dieser auch mit dessen Nachfolger, dem Patricius Odoaker, in ein freundliches Verhältniß getreten. Ueber Sicilien trafen die beiden Machthaber eine Abkunft, durch welche die Insel in die Hände Odoakers überging, ausgenommen jedoch einen Landstrich, den Gaiserich sich vorbehielt[1]). Dabei hat es denn auch Theoderich gelassen. Lilybäum, über welches einst der Krieg zwischen Rom und Karthago mehr als ein Mal entbrannt war, ist zuletzt in Folge einer Vermählung an die Vandalen gekommen[2]); zwischen dem germanischen Rom und dem germanischen Afrika war das kein Gegenstand der Entzweiung mehr. Gerade ihr Zusammenhalten war nothwendig, um die Oströmer nicht in das westliche Becken des Mittelmeeres vordringen zu lassen.

Die größte Schwierigkeit für das Bestehen des Friedens lag für die Vandalen in dem religiösen Gegensatz.

Es gab in Afrika eine auffallend große Anzahl bischöflicher Sitze. Man zählte ihrer 477. Die Inhaber derselben waren sämmtlich Anhänger des athanasischen Bekenntnisses, in welchen die Arianer von jeher ihre größten Widersacher sahen. Der Sohn Gaiserichs, Hunerich hat den Versuch gemacht, die Feindseligkeit dadurch zu heben, daß er die Bischöfe auf das Bekenntniß von Ariminum, d. h. also die Auffassung des Kaisers Constantius, zurückzuführen suchte; die homoiusische Formel wäre auch den Arianern genehm gewesen. Allein in

1) Wallmann, Die Geschichte der Völkerwanderung II, S. 313. Der Vertrag kam in der ersten Zeit Odoakers zu Stande. Gaiserich starb am 25. Januar 477 (Garzon zu Idatius n. XXI, 4, S. 178).

2) Procop, bell. Vand. I c. 8 S. 346, 15.

keiner andern Provinz war die Orthodoxie fester gegründet, als in dem Schauplatze der Thätigkeit Augustins, und da nun jener Versuch mißlang, die alten Bischöfe überall wiederhergestellt wurden, so waltete das katholische Bekenntniß in der Bevölkerung des Landes vor, was dann immer eine Hinneigung zu Constantinopel in sich schloß. Wie ganz anders in Italien unter Theoderich, der die Orthodoxie selbst im Gegensatz zu Constantinopel aufrecht erhielt. Der von dem Gothenkönig geschützte römische Bischof nahm nun seinerseits sich der Katholiken in Afrika an und unterstützte sie nach besten Kräften. Dadurch aber wurde zwischen Gothen und Vandalen kein Mißverständniß veranlaßt; ihr gegenseitiges Verhältniß wurde dadurch nicht wesentlich gestört.

Auch in Afrika wurde die römische Landesverfassung aufrechterhalten, wir finden den Ordo in den Städten, Judices der Provinzen, einen Proconsul an ihrer Spitze. Das Steuerwesen blieb auf demselben Fuße. Die Vandalen waren vor allen Dingen die Kriegsgenossen des Königs, wie die Gothen, aber sie waren doch nicht so ganz allein auf das Schwert angewiesen: sie waren angesiedelte Besitzer noch in einem ganz anderen Sinne als die Gothen. Des Landes waren sie bei weitem mehr mächtig; überall hatten sie die Mauern der Städte niedergerissen [1]); Niemand konnte ihnen Widerstand leisten; und wo ein solcher sich regte, war er durch ihre Ansammlung um den König um so leichter niederzuwerfen. Eine eigenthümliche Stellung verlieh ihnen der Besitz einer Seemacht, durch die sie Meister des westlichen Beckens des Mittelmeeres wurden. Dazu gehört dann, daß

1) Mit Ausnahme der von Karthago. Procop b. Vand. I c. 5 S. 333, 3.

ſie wie Sardinien, ſo auch Corſica inne hatten, aus deſſen Holz ſie ihre Schiffe zimmerten, und daß ſie die Mauren beherrſchten, deren Schützen ihnen ſehr zu Statten kamen.

Theoderich trat mit den Vandalen in die engſte Verbindung; er vermählte ſeine Tochter Amalafreda mit König Thraſamund. Wir vernehmen, daß Amalafreda, als ſie nach Afrika kam, von tauſend edlen Gothen begleitet wurde, die wieder fünftauſend andere Gothen im Gefolge hatten [1]).

Für die Vandalen iſt immer das Unterſcheidende, daß ſie recht eigentlich durch Eroberung nach glücklichen Schlachten ihre Gebiete eingenommen hatten, während die übrigen Nationen bis auf Theoderich doch mehr aus dem Verhältniß von Miethsvölkern hervorgegangen und zu ihrer Stellung gelangt waren. Auf den Münzen erſcheinen ihre Könige mit dem Diadem, was bei Theoderich nie der Fall iſt [2]).

Theoderich war durch Kriegsthaten, aber nicht im Kampfe mit den Römern, ſondern mit anderen bereits vor ihm angeſiedelten Germanen emporgekommen. Die Abſonderung oder der Gegenſatz der Vandalen gegen das römiſche Reich war bei Weitem ſchroffer. Man kann nicht ausdenken, was daraus geworden ſein würde, wenn ſie ſich behauptet, und namentlich die Mauren ſich hätten vollſtändig unterwerfen können. Sie bildeten gleichſam die Vormauer gegen

1) Procop, bell. Vand. I c. 8 S. 346, 10.

2) Friedländer, Die Münzen der Oſtgothen S. 16. Von Gaiſerich ſind keine Münzen erhalten; von den Münzen, die dem Hunerich zugeſchrieben werden, iſt es nicht ganz gewiß, ob ſie ihm wirklich zugehören; dagegen giebt es Münzen in der angegebenen Form von Gunthamund, Thraſamund, Hilderich und Gelimer (Friedländer, Die Münzen der Vandalen, S. 7—9. 14—35). Die Münzen des Theoderich zeigen auf der Vorderſeite ſtets das Bruſtbild des römiſchen Kaiſers mit dem Diadem; auf dem Revers befindet ſich das Monogramm des Königs.

die byzantiniſche Macht und ſicherten Afrika ſeine Verbindung mit der occidentalen Welt.

In einem noch engeren Verhältniß ſtand Theoderich zu ſeinen Stammesgenoſſen, den Weſtgothen. Was ſeinen Sieg herbeiführte, war vornehmlich die Hülfe, die er von ihnen erhielt, während die Burgundionen die Sache Odoakers vertheidigten, aber dann machten ſie ihren Frieden mit Theoderich. Neben Theoderich nun haben Weſtgothen und Burgundionen ähnliche Verſuche zu einem Ausgleich mit den römiſchen Einwohnern gemacht; dem Edikt Theoderichs entſpricht das Breviarium Alarici, die Lex Burgundionum. Die drei Völker hatten auch darin ein ſehr ähnliches Verhältniß, daß ſie in der römiſchen Welt nur eben gleichſam als eine Kriegerkaſte angeſiedelt waren, die zugleich durch ein dem römiſchen entgegengeſetztes Bekenntniß von den urſprünglichen Landeseinwohnern getrennt, unter ſich aber vereinigt wurde. Nun aber geſchah, daß eine germaniſche Nation in Gallien eindrang, die in beiderlei Hinſicht eine andere Stellung einnahm, die fränkiſche.

Ich werde inne, meine Auffaſſung unterſcheidet ſich von den herkömmlichen und eingewohnten Darſtellungen hauptſächlich dadurch, daß ſie in der ſogenannten Völkerwanderung nichts ſieht, als die Fortſetzung der alten, germaniſch-römiſchen Kriege am Limes, welche für die Kaiſergeſchichte ſowohl, wie die germaniſche Völkergeſchichte ſo weſentlich ſind, daß dabei die Antriebe aus entlegenen Regionen und Verhältniſſen doch nur Ein Mal eingreifend erſcheinen, im Allgemeinen aber von untergeordneter Natur ſind.

Die Sagengeſchichte, die ſich in jedem Stamme beſonders gebildet hat, gehört einem anderen Geſichtskreis an, als dem

rein hiſtoriſchen. So mag es mir denn auch bei den Franken erlaubt ſein, von den Erzählungen, die ein mehr oder minder fabelhaftes Gepräge tragen, abzuſehen.

Das große Ereigniß, durch welches der Zuſtand der weſtlichen Welt — ich weiß nicht, ob man ſagen ſoll, verändert oder nur wiederhergeſtellt worden iſt — die maſſenhafte Anſiedlung der Germanen auf dem linken Rheinufer iſt nicht erſt eingetreten, nachdem die Römer ihre Grenzbefeſtigungen am Rhein aufgegeben haben; man muß es — denke ich — in die Zeit ſetzen, in welcher Magnentius die römiſchen Grenztruppen am Rhein gegen Conſtantius ins Feld führte; der hatte fränkiſche Schaaren auf ſeiner Seite. Indem er nun aber den Limes am Rhein der Beſatzungen entblößte, welche den Germanen immer die Spitze geboten hatten, wurden dieſe in dem Rheingebiete überhaupt mächtig. Aus einer Stelle des Libanius über Julian entnimmt man, wie oben angedeutet, daß das Eindringen der Germanen in das römiſche Gebiet in dieſe Epoche gefallen iſt; man gab es dem Mangel an römiſchen Truppen in jenen Regionen, noch mehr aber der Aufforderung des Conſtantius ſchuld, welcher in der Abſicht, Magnentius, der in den Grenzgebieten ſeinen vornehmſten Rückhalt hatte, zu widerſtehen, die Umwohner aufgefordert habe, ſich an die beſtehenden Verträge nicht weiter zu kehren und ſoviel Land zu nehmen, als ſie könnten. So ergoſſen ſich die Germanen über das römiſche Rheingebiet. Die römiſchen Caſtelle wurden umlagert, die Vici eingenommen; man ſah die Einwohner mit ihren Habſeligkeiten in kläglicher Geſtalt abziehen. Wer Weib und Kind vor Inſulten zu ſchützen verſuchte, wurde niedergehauen. Die Dienſtfähigen wurden zum Anbau des

germaniſchen Landes abgeführt, während die Germanen in den eroberten Territorien verblieben. Denen, die ſich in feſten Städten behaupteten, blieb doch nur ein ſehr geringes Gebiet übrig; ſie waren genöthigt, innerhalb der Mauern ſelbſt die freien Plätze mit dem Pflug zu beackern, um von dem Ertrag der Saaten zu leben; ſie waren beinahe noch ſchlechter daran, als die gefangen Fortgeführten.

Es könnte wohl ſcheinen, als ſei die gegen Conſtantius erhobene Anklage bei Libanius aus deſſen Freundſchaft für Julian entſprungen[1]). Wie es ſich aber auch damit verhalte, an dem Hauptereigniß wird dadurch nichts geändert. Der Uebertritt der Germanen in das römiſche Gebiet begann in den vierziger Jahren des vierten Jahrhunderts an dem Mittel-Rhein. Wahrſcheinlich ſind es die Völkerſchaften, in denen die ripuariſchen Franken aufgegangen ſind. Ihre beſonderen Beſtandtheile gehörten den älteſten Zeiten an.

Wir berührten oben, wie Julian in Feindſeligkeiten mit den Germanen am unteren Laufe des Stromes gerieth und ſie zwar beſiegte, aber nicht zu unterwerfen vermochte. Dies waren nun eben die ſaliſchen Franken[2]). Ihr Name knüpft an

---

1) *Μαγνεντίῳ Κωνστάντιος πολεμῶν . . ἀνοίγει τοῖς βαρβάροις διὰ γραμμάτων τοὺς Ῥωμαίων ὅρους, ἐξεῖναι φήσας αὐτοῖς ὁπόσην δύναιντο κτᾶσθαι. εἰσχυθέντες ἐπὶ πολλῆς τοῦ κωλύσοντος ἐρημίας (ὁ γὰρ δὴ Μαγνέντιος ἐν Ἰταλίᾳ τὰς δυνάμεις εἶχε) Μυσῶν λείαν ἐργάζονται τὰς εὐδαίμονας πόλεις. Επιτάφιος ἐπ' Ἰουλιανῷ* I S. 533, 7 Reiske.

2) Ammian XVII, 8, 3: petit Francos, quos consuetudo Salios appellavit ausos olim Romano solo apud Toxandriam locum habitacula sibi figere . . . legatio pacem sub hac lege praetendens, ut quiescentes eos tanquam in suis nec lacesseret quisquam nec vexaret . . . dedentes se cum opibus liberisque suis suscepit. Julian ep. ad Athen. S. 280 B. Spanheim: *ὑπεδεξάμην μοῖραν τοῦ Σαλίων ἔθνους.*

den alten Namen der Yssel, Sala an, der Name Saalland hat sich noch erhalten. Will man sich nun den Zustand vergegenwärtigen, in welchem diese Germanen unter einander lebten, so muß man nach dem Gesetzbuch greifen, welches den Namen der Salier an der Stirn trägt. Es unterscheidet sich von den erwähnten Gesetzesaufzeichnungen dadurch, daß die übrigen hauptsächlich römisches Recht enthalten, das fränkische aber keine Spur desselben aufweist. Das Gesetz kann wohl als das wichtigste aller Documente angesehen werden, die aus dem germanischen Alterthum übrig sind; es ist ein Denkmal der altgermanischen Zeiten, welches selbst an die taciteischen anknüpft. Insofern hat es mehr einen retrospectiven Werth, aber man ist wohl befugt, in dem Augenblick daran zu erinnern, in welchem diese Völker selbständig in das römische Reich eindrangen. In den großen Kampf zwischen Römern und Germanen tritt dadurch ein neues Element. Man lernt den Ideenkreis kennen, in welchem die Franken bisher gelebt hatten und mit welchem sie die romanische Welt berührten. Wenn in den römischen Gesetzen sich der Begriff eines für Alle gültigen Rechtes ausgeprägt hatte, so erscheint demselben hier ein Gewohnheitsrecht gegenüber auf dem besonderen volksthümlichen Standpunkte. Es sei mir erlaubt, ein Beispiel anzuführen.

Eine der größten Abweichungen, wenn nicht die größte von allen, möchte darin liegen, daß der Todschlag durch eine Entschädigung gebüßt werden kann, die den Verwandten zu Gute kommt. Denn vor Allem tritt das Interesse der Verwandtschaften oder sagen wir Geschlechter hervor, welche in ihrer Gesammtheit das Gemeinwesen constituiren. Bei einer vorkommenden Gewaltthat sind die Verwandtschaften zur Forderung oder Leistung der Genugthuung berechtigt oder

vielmehr verpflichtet. Man erinnere ſich nur an den in ſeiner Art einzigen Gebrauch der allbekannten Chrenecruda[1]). Wer die Entſchädigung, zu der er verpflichtet geweſen wäre, nicht bezahlen kann, ſtellt zwölf Eideshelfer dafür, daß er weder unter noch über der Erde weiter Etwas beſitzt. Dann ſteht er auf der Schwelle ſeiner Hütte und wirft den von den vier Ecken derſelben in die linke Fauſt geſammelten Staub über ſeine nächſten Verwandten, einen nach dem andern. Hierauf ſpringt er in einfachſter Bekleidung, ohne Gurt und ohne Schuh, einen Stab in den Händen über den Zaun ſeines Gehöftes. Die nächſten Verwandten zahlen nun für ihn; ſie werden weiter nicht gefragt; es iſt ihre Pflicht.

Wer ſich von ſeiner Freundſchaft losſagen wollte, war verpflichtet, auf dem Mallus oder vor dem Tungin vier Stäbe von Ellern zu zerbrechen, die Stücke nach den vier Weltgegenden zu werfen und dabei auszurufen, daß er ſich von Eid und Erbe und dem ganzen Verhältniß losſage[2]). In dieſem Akte lag nicht allein eine Sonderung von der Verwandtſchaft, ſondern auch eine Verzichtleiſtung auf das Erbe, das doch Niemand gern aufgiebt.

Der Familie gehört das Land, und da die Tochter außer der Familie heirathen kann, ſo folgt, daß ſie nicht erbt[3]). Daher herrſchte in allen dieſen Stämmen eine ungemeine Neigung, innerhalb des Geſchlechtes zu heirathen. Alle Heiligengeſchichten beweiſen das.

---

1) Grimm: Rechtsalterthümer S. 110 erklärt das Wort als: reines Kraut.

2) tit. LX.

3) tit. LIX, 5.

Was that aber der, der nicht einer ſolchen Familie angehörte? Dieſer nun kam durch die Natur der Dinge ſelbſt in den Schutz des Königs. Man erkennt das aus der Beſtimmung der Lex Salica: wenn Jemand keine nahen Verwandten habe, ſo falle die Hälfte des Wergeldes an den König.

Doch ich enthalte mich, dieſe Verhältniſſe näher zu erörtern. Das Weſentliche der Weltbewegung liegt darin, daß die Franken, welche in Gallien vordrangen, eben ſolchen Stämmen angehörten, in denen das altgermaniſche Weſen auf das ſtärkſte ausgeprägt war. Auch darin unterſcheiden ſich die Franken von den Gothen, daß ihre Stämme nicht in den militäriſchen Dienſt der Römer eingetreten ſind. Wenn das bei einigen Oberhäuptern der Franken früher der Fall geweſen iſt, ſo hat es doch mit dem Vordringen der Stämme nichts zu ſchaffen.

Die erſte aggreſſive Bewegung fränkiſcher Stämme gegen das römiſche Reich wird von König Chlojo gemeldet, der ſich erſt über den Zuſtand der Römer in den Grenzlanden unterrichtet und dann mit einem zahlreichen Heer über den Rhein geht, durch den Kohlenwald nach Tournai, dann nach Cambrai vordringt, hier die Römer entweder vor ſich hertreibt oder niedermacht und dann eine Richtung gegen die Somme hin einſchlägt. Ueber dies letzte Unternehmen haben wir ein Zeugniß, gegen deſſen hiſtoriſchen Werth ſich keine Einwendung machen läßt, in dem Panegyrikus des Sidonius auf Majorian, der ſich ſchon lange vor ſeiner Thronbeſteigung im Gebiet der Atrebaten mit Chlojo geſchlagen hat[1]). Man

1) pugnastis pariter, Francus qua Cloio patentes Atrebatum

sieht da vor Allem den Eindruck, welchen die Erscheinung der Franken auf die Gallo-Römer machte. Ihr blondes Haar ist von dem Nacken über die Stirn gezogen, man erblickt nur eben den glänzenden, weißen Nacken; man nimmt ihre blauen scharfen Augen wahr. Panzer tragen sie nicht, wohl aber sind sie mit Schilden bewehrt. Ihr Knie ist nackt, aber die hohen Gestalten treten bei der enge anschließenden Kleidung um so kräftiger hervor. Sie vergnügen sich damit ihr Wurfgeschoß in die Luft zu schleudern, doch mit sicherem Blick, wo dasselbe treffen wird. Dem eilen sie dann mit beinahe wetteifernder Geschwindigkeit nach. Noch als Knaben haben sie sich an die Waffen gewöhnt und sind derselben vollkommen mächtig geworden; wenn sie einmal unterliegen, so weichen sie doch nicht zurück; sie fallen auf der Stelle, gleich als wären sie unbesiegt, wie Sidonius sagt; sie leben gleichsam noch nach ihrem Tod [1]).

So erscheint die kriegsbereite Jugend dieser wohlgeordneten germanischen Stämme in offenem Kampfe gegen die Römer in den belgischen Provinzen. Es bildete eine neue Phase in dem Kampfe, auf welchem die Fortentwickelung der Weltgeschichte beruht, wenn diese fränkischen Schaaren, indem sie auf eigene Hand und, ohne sich von ihren Stammesgenossen loszureißen, zu neuen Unternehmungen schritten, unter dem Nachfolger Chlojos Meister der Grenzgebiete wurden. Sie hatten dann einen nationalen Rückhalt; eine

terras pervaserat. Sidonius carm. V (Sirmond, VII Baret) v. 212. Die Schlacht fand beim vicus Helenae, jetzt Hedin-le-vieux an der oberen Canche im Jahre 431 (nach Idatius Chronikon S. 74: superatis per Aëtium in certamine Francis) statt.

1) . . . Si forte premantur seu numero seu sorte loci, mors obruit illos, Non timor; invicti perstant. v. 250 flg.

Organisation konnte gegründet werden, der nach beiden Seiten hin ein entscheidender Einfluß zufallen mußte.

Die alte Tradition ist nun, daß die Franken, unzufrieden mit ihrem Stammesfürsten Childerich, welcher als der erste Merovinger erscheint (er ist der Sohn des Merovech, Sohnes des Chlojo) — dessen Sinnlichkeit ihre Ehen beunruhigte, denselben verjagt und an seiner Stelle den Comes Aegidius zu ihrem König gesetzt haben sollen. Die Sage berichtet ferner und an sich wäre es wohl glaublich, Aegidius habe das Steuersystem der Römer unter den Franken durchzuführen unternommen, was dann weitere Gewaltthätigkeiten veranlaßt und ein tiefes Mißvergnügen hervorgebracht habe, sodaß der Wunsch, den alten König zurückzurufen, durch dessen Freunde immer genährt, wieder ein allgemeiner geworden sei. Bemerkenswerth ist, daß der von dem flüchtigen König zurückgelassene beste Freund desselben, indem er Aegidius in seinen Gewaltthätigkeiten bestärkt, zugleich den Franken vorstellt, der Druck der ihnen so beschwerlich falle, sei die Folge davon, daß sie sich von dem angestammten König losgesagt hätten. Von der Veränderung der Stimmung habe er insgeheim dem König Childerich, der sich an den Hof des Königs von Thüringen geflüchtet hatte, durch ein verabredetes Zeichen: einen zerbrochenen Solidus, dessen Stücke genau in einander paßten, Nachricht gegeben, worauf derselbe zurückgekommen und in sein Reich wiedereingesetzt worden sei.

Daß das nun wirklich Geschichte wäre, davon kann ich mich nicht überreden. Wie sollte ein romanischer Heermeister ein fränkisches Königthum angenommen, wie sollten die Franken einen solchen ertragen haben? Ich sehe darin nur

eine Art von Mythus, welcher das Schwanken der Nation zwiſchen der Staatsordnung der Römer und den Willkürlichkeiten einer königlichen Regierung verſinnbildet. Der zerbrochene Solidus bedeutet eben die hierüber ausgebrochene Spaltung, die Zuſammenfügung das Aufrechterhalten des alten Regiments unter einem Führer, der nun ſofort den Krieg gegen die Römer unternimmt und die größten Erfolge davonträgt. Nur dieſe ſelbſt ſind hiſtoriſch unzweifelhaft; ſie wurden durch Nichts mehr gefördert, als durch die Auflöſung des weſtlichen Imperiums, die nach dem Tode Majorians zu Tage kam. Noch hielt deſſen Heermeiſter Aegidius, ein Gallo-Römer von Herkunft aus der Gens Syagria, die römiſche Autorität in Gallien aufrecht. Wir berührten ſchon die Conflicte, die hierüber ausbrachen. Die fränkiſche Sage meldet, daß Childerich im offenen Kampf mit Aegidius den Niederrhein in Beſitz genommen habe; bei der Eroberung von Köln ſei der Heermeiſter nur durch ſchleunige Flucht dem Tode entronnen. Wir können daraus nur ſo viel mit einiger Beſtimmtheit entnehmen, daß Childerich die großen Städte, die alte Colonia Agrippina, und zugleich Trier, das Jahrhunderte lang als der Mittelpunkt des römiſchen Occidents betrachtet war, durch glückliche Waffenthaten an ſich brachte. Er iſt dann auch im weiteren Laufe der Ereigniſſe an die Loire vorgedrungen. Wir finden, daß er mit den Sachſen, die damals den Kanal zu beiden Seiten beherrſchten, und von den Mündungen der Loire auf ihren Fahrzeugen bis Angers kamen, zuſammengetroffen iſt und dieſe Stadt ſelbſt in Beſitz genommen hat. An dem allgemeinen Kampf zwiſchen Römern, Gothen und Britanen nahmen auch die Franken und die Sachſen Theil. Es ſcheint, als habe

Childerich ſelbſt dazu beigetragen, die letzteren aus ihrer an der unteren Loire eingenommenen Poſition zu verdrängen. Die Ueberlieferungen ſind ſehr unzureichend. Aber annehmen muß man doch, daß Childerich die fränkiſche Herrſchaft weit ausgebreitet und dem fränkiſchen Namen im inneren Gallien zuerſt wirkliche Bedeutung verſchafft hat.

Childerich hat vornehmlich zu Tournai Hof gehalten, wo man mehr als ein Jahrtauſend ſpäter auf die Grabſtätte eines mit ſeinem Schlachtroß, ſeinen Waffen, — Schwert, Speer und Streitaxt, zugleich auch mit ſeinen Schätzen, wie dort Alarich in der Sage, beerdigten Fürſten geſtoßen iſt. Unter den Koſtbarkeiten, die man dabei fand, war das Bemerkenswertheſte ein Siegelring, auf dem ſich das Bruſtbild eines Kriegers in ſeinem Harniſch mit geſcheiteltem, reichem Haarſchmuck ohne Diadem erkennen ließ mit der Umſchrift Childrici regis [1]). Childerich iſt als der Begründer der fränkiſchen Macht in Gallien anzuſehen.

Noch beſtand jedoch die römiſche Herrſchaft. Bereits inmitten jener Conflicte an der Loire war Aegidius umgekommen, aber der Sohn deſſelben, Syagrius hatte ſich an die Spitze der Städte und Lande geſtellt, die noch als römiſch betrachtet werden konnten. Man ſagt wohl nicht mit vollem Recht, daß er ſich römiſcher König genannt habe. In dem einfachſten Bericht erſcheint er als Patricius. Seinen Sitz hatte er in

1) Der Fund iſt im Jahr 1653 gemacht und in dem ausführlichen und treuherzigen Buche von Johann Jakob Chiflet Anastasis Childerici I. Francorum regis (Antwerpen 1655) geſchildert; — von dem Siegelring hat ſich ein alter Abdruck aus der Zeit Ludwigs XIV. erhalten, der bei Cochet Le tombeau de Childéric I (Paris 1859) S. 364 ff. copirt und beſchrieben iſt. Die gefundenen Goldmünzen ſind beſonders zahlreich aus der Zeit des Kaiſers Leo I. (vergl. Soetbeer in den Forſchungen z. deutſch. Geſch. I, S. 548, 552).

dem Gau der Sueſſionen, einem der bei weitem mächtigſten Stämme, deſſen Herrſchaft ſich einſt über das nordöſtliche Gallien und ſelbſt nach Britannien hin erſtreckt hatte. An Soiſſons, Auguſta Sueſſionum, knüpfte ſich jetzt auch die Autorität über das unabhängige römiſche Gebiet. Hier hatte Syagrius ſeine Mannſchaften und ſeine Schätze. Wie nun Aegidius und Childerich, ſo gerieth auch Chlodwig, der Sohn Childerichs mit dem Sohne des Aegidius, Syagrius in Entzweiungen und Krieg.

Erinnern wir uns der Lage des Imperiums im Occident. Ricimer, durch den Majorian geſtürzt worden war, hatte doch dazu mitgewirkt, daß in Rom noch einmal ein Kaiſer griechiſchen Urſprungs, Anthemius auftrat; und dieſer verfehlte denn auch nicht ſeine Hand nach Gallien auszuſtrecken. Aber nicht lange konnten die beiden Machthaber neben einander beſtehen. Wir wiſſen, wie Anthemius im Kampfe mit Ricimer zu Grunde ging, wodurch dann auch der Einwirkung des Kaiſerthums auf Gallien vorgebeugt wurde. Ricimer und die Franken, von deren Verbindung eine freilich ſehr unverſtändliche Sage Meldung thut, hatten doch in der That ein und daſſelbe Intereſſe. Was jenem in Italien gelang, die Entfernung der unmittelbaren römiſchen Herrſchaft, danach mußten die Franken in Gallien ſtreben. Dem Fortſetzer Ricimers, Odoaker, der den Zuſammenhang Italiens mit dem Kaiſerthum zu Conſtantinopel vollends unterbrach, trat nun in Gallien der Sohn Childerichs, Chlodwig, zur Seite, nicht jedoch durch Vertrag, ſondern durch unmittelbare Anwendung der Gewalt.

In dieſer Epoche gab es bereits kein römiſches Britannien, noch auch ein eigentlich römiſches Spanien mehr, ſo wenig

wie ein dem Kaiser unmittelbar gehorsames Italien. Die Gallo-Römer waren vollkommen isolirt. Die Provinzialen, zum größten Theil noch unbewaffnet, fanden in Syagrius bei dem fortwährenden Vordringen und den Feindseligkeiten der arianischen Burgunder und Westgothen keinen hinreichenden Schutz. Chlodwig, der eben erst in sein zwanzigstes Jahr trat, fühlte die ganze Ueberlegenheit, die es ihm gab, an der Spitze eines kriegsgewaltigen Heerbannes zu stehen. Mit einem seiner Stammesvettern vereinigt, überfiel er im Jahre 486 Syagrius und überwältigte seine Truppen; der Patricius selbst entfloh und nahm seine Zuflucht zu den Westgothen. Aber schon war die Ueberlegenheit der Franken so stark, daß diese Bedenken trugen, mit ihnen zu brechen. Syagrius wurde ausgeliefert und unbarmherzig getödtet. So ging der letzte römische Machthaber zwischen den beiden germanischen Nachbarn, wovon der eine ihn angriff, der andere nicht den Muth hatte ihn zu vertheidigen, zu Grunde. An Stelle der römischen Oberherrschaft trat die fränkische.

Um den Fortgang der Ereignisse zu verstehen, muß man sich vor allem vergegenwärtigen, wie sich Chlodwig zu den Mannschaften verhielt, die ihm in den Krieg gefolgt waren, und zu den Bevölkerungen, die ihm fortan unterworfen sein sollten. Das erste erkennt man aus dem berühmten Streit, der bei der Theilung der in Soissons gemachten Beute vorfiel. Darunter war ein werthvolles Kirchengefäß, um dessen Rückgabe der Bischof, dem es gehörte, den König gebeten hatte. Dies forderte er jetzt vor den versammelten Mannen als eine besondere Gabe für sich. Unter denen aber befand sich einer, der, indem er mit seiner Axt auf das Gefäß schlug, dem König sagte: er solle nichts haben, als was ihm durch

das Loos in der That zufalle. Der König jedoch hatte die Mehrzahl für sich; er nahm das Gefäß und überließ es dem Geistlichen. Dem Widersprechenden that er damals nichts zu Leide; bei der nächsten Musterung aber setzte er Vieles an seiner Rüstung aus, nahm ihm seine Waffe ab und als sich der Franke niederbeugte, um sie wiederaufzunehmen, schlug ihn der König mit seiner Axt zu Boden; denn so habe er einst an jenem Kirchengefäße gethan. Man sieht, der fränkische König ist von Kampfgenossen umgeben, die sich ihm nahezu gleichachten, wie das dem germanischen Herkommen entsprach. Aber Chlodwig benutzt seine Stellung als Oberbefehlshaber, um den Widerspenstigen zu strafen. Von diesem Standpunkt aus hält er die Unterordnung eigenmächtig aufrecht, und dadurch wird er zugleich fähig, die eingebornen Gallo-Römer vor den Gewaltsamkeiten seiner Truppen zu schützen, namentlich die Kirche und ihre Institutionen. Die weiteste Aussicht bot es nun, und es ist die Handlung, welche die entscheidende in der Weltstellung Chlodwigs überhaupt geworden ist, daß er zum Christenthum übertrat. Die erste Beziehung zu dem christlichen Glauben empfing er von den Burgundionen, sodaß, wenn deren Beispiel befolgt wurde, auch die Franken in ein ähnliches Verhältniß zu den Eingeborenen und ihren Bischöfen getreten sein würden, wie diese.

Bei den Burgundionen standen sich Herren und Eingesessene in schroffem Gegensatz gegenüber. Diese folgten dem streng nicänischen Bekenntniß, jene der arianischen Abweichung. Beide hatten ihre Kirchen und Bischöfe. Es ist dort wohl einmal zu einem Religionsgespräch zwischen den Führern der beiden Parteien in Gegenwart des Königs und seiner Großen gekommen, das aber so wenig zu einem Verständniß führte,

wie ſo viele andere Religionsgeſpräche. Die ſtreitigen Fragen, die beſonders das Geheimniß der Dreieinigkeit betrafen, traten nur in noch ſtärkere Evidenz und hielten ihre Anhänger auseinander. Der Uebertritt Chlodwigs zum Chriſtenthum ſchloß indeß, obwohl er von Burgund aus erfolgte, doch einen tiefen, ſchneidenden Gegenſatz gegen das arianiſche Königshaus ein. Wir ſind darüber nur ſagenhaft unterrichtet; eine dieſer Sagen aber verdient, weil ſie bezeichnende Züge enthält, in Erinnerung gebracht zu werden.

Der burgundiſche König, Gundobad, hatte einen ſeiner Brüder erſchlagen; eine Tochter deſſelben aber, Clotilde, lebte in ſeinem Palaſt. Ein vertrauter Diener Chlodwigs weiß dahin zu gelangen; er erhält in der Geſtalt eines hülfsbedürftigen Armen von der Königstochter, wie ſie von der Meſſe kommt, ein Almoſen; hiebei giebt er zu erkennen, daß er nicht gerade ein Hülfsbedürftiger ſei; zu ihr beſchieden, bietet er ihr einen Ring von Chlodwig, den ſie empfängt, aber in den königlichen Schatz legen läßt, denn ihn geradezu anzunehmen, verbiete ihr die Religion; ſie macht es zur Bedingung des Eingehens auf die Brautwerbung, daß Chlodwig Chriſt werde. Gundobad erkennt die Gefahr, welche die Verbindung ſeiner durch die Ermordung ihres Vaters tiefbeleidigten Nichte mit dem mächtigen Nachbar in ſich ſchließt. Höchſt ungern giebt er nach. Als Clotilde dann zu Chlodwig gelangt, fordert ſie von demſelben zwei Dinge: einmal, daß er zu dem Chriſtenthum übertrete, und ſodann, daß er ihr den Antheil von den burgundiſchen Schätzen, der ihr gebühre, verſchaffe und ihren Vater an ihrem Oheim räche. Chlodwig verſpricht das Letzte, ſoweit es in ſeinen Kräften ſtehe; das Erſte weiſt er zunächſt von der Hand. Aber die Vermählung

wird vollzogen [1]). In der Verbindung des Uebertrittes zum Chriſtenthum mit dem politiſchen Gegenſatz liegt es ſchon, daß es nicht das arianiſche Bekenntniß ſein konnte, deſſen Annahme Clotilde von ihrem Gemahl verlangte. Dadurch würde er die Macht des burgundiſchen Königs mehr unterſtützt haben als die eigene. Chlodwig hielt an ſich, das Begehren ſeiner Gemahlin zu erfüllen und dem Chriſtenthum beizutreten. Was ihn zuletzt dazu beſtimmte, war der Erfolg in einem großen kriegeriſchen Unternehmen.

Ueberaus mächtig in Gallien geräth Chlodwig in Krieg mit ſeinen Nachbarn in Germanien: den Alemannen. In der Feldſchlacht, die dann erfolgt, neigt ſich das Glück bereits auf die Seite des Gegners. Da erinnert ſich Chlodwig des Gottes, den Clotilde verehre; die Meinung der Chriſten war, Gott habe ſeinen Sohn zum König der Könige geſetzt; mitten im Kampf ruft er ihn an und gelobt, ſich zu ihm zu bekennen, wenn er ihm den Sieg über die Feinde verſchaffe. Es giebt noch eine andere Tradition, welche von der Gefahr in der Schlacht und dem darauf folgenden Gebet nichts berichtet; aber ſie ſtimmt darin mit der erſten überein, daß ſie Chlodwig unter Vermittlung ſeiner Gemahlin das Gelübde zuſchreibt, Chriſt zu werden, wenn er ſiege [2]). Das geſchieht; die Alemannen und ihre Verbündeten werden zu einer Tributzahlung an die Franken verpflichtet, wie früher bereits die Thüringer. Zu dem romaniſchen Element der neuen Herrſchaft geſellt ſich Schritt für Schritt ein bedeutendes

1) Im Jahre 492 oder 493, vergl. Alb. Jahn, Die Geſchichte der Burgundionen II, S. 22.

2) Auf das Verhältniß der Sagen gehe ich in der folgenden Unterſuchung über Gregor von Tours näher ein.

germaniſches hinzu. Und ein Ereigniß von allgemeinſter Bedeutung iſt es dann, wenn der Fürſt ſein in der Schlacht gegebenes Gelübde dadurch löſt, daß er ſich taufen läßt. Er hat noch immer das Bedenken, daß ſeine Franken ihm dabei nicht folgen werden; er ſpricht ſelbſt mit denen, die bei ihm waren, ſie treten ihm, an Zahl dreitauſend, mit einmüthigem Zuruf bei, hierauf auch die andern. Der König und ſein Gefolge ſind vollkommen einig. Der Biſchof Remigius, der die Taufe vollzieht, ruft dem König, den er als Sigamber bezeichnet, die berühmten Worte zu: er möge ſeinen Nacken beugen und anbeten, was er bisher zerſtört, und zerſtören, was er bisher angebetet habe.

Eine andere, etwas abweichende Tradition, welche dieſe Anmahnung ebenfalls enthält, fügt noch hinzu, der tapfere Fürſt habe derſelben entſprochen durch einen Ausruf, den er vernehmen ließ, als ihm die Leidensgeſchichte des Heilandes vorgeleſen wurde: „Wäre ich mit meinen Franken dabei geweſen, ſo würde ich ihn gerächt haben". In einer ſo durchaus kriegsmänniſchen Weiſe erfolgte die Bekehrung. Wer könnte aber die Tragweite dieſes Schrittes ermeſſen [1]).

Aus einem Schreiben des Biſchofs Avitus erkennt man, welchen Eindruck dieſer Uebertritt in der romaniſchen Geiſtlichkeit machte. Der fränkiſche König führte ſeine Truppen und ſein Volk zu dem Bekenntniß über, in welchem ſich die griechiſch-römiſche Katholicität nach langen und tiefen Kämpfen vereinigt hatte. Der ſiegreiche König löſte die religiöſe Verbindung mit ſeinem Geſchlecht, wie es da heißt, ſeiner Proſapia auf. Aber er vereinigte ſich auch nicht mit den

1) Die Taufe wurde Weihnachten 496 vollzogen.

wandten in offenen Krieg geriethen. In ſich hat das Motiv, durch welches er Chlodwig zu bewegen ſucht, auf einen Austrag einzugehen, Tiefe und Größe [1]). Er ſagt: die freundſchaftlichen Beziehungen, die zwiſchen den Oberhäuptern ſtattfinden, haben den Zweck, daß auch ihre Nationen einander näher treten. Den König Gundobad fordert er auf, ihn hiebei zu unterſtützen; er drückt ſich wie ein Freund, wie ein Vater aus. Noch könne der Streit zwiſchen Chlodwig und Alarich gütlich geſchlichtet werden; die jüngeren Könige ſollten den alten verehren; er könne unmöglich ruhig zuſehen, daß ſeine nächſten Verwandten ſich unter einander zerfleiſchten. Die Abſicht war, Chlodwig durch eine gemeinſchaftliche Sendung von ſeinem Vorhaben abzuhalten. Das bedeutendſte dieſer Schreiben iſt das dritte, der Aufſchrift nach an die Könige der Warnen, Heruler und Thüringer gerichtet [2]). Er bringt ihnen in Erinnerung, wieviel Dank ſie dem verſtorbenen Weſtgothenkönig Eurich, der ſie bei manchen Gelegenheiten unterſtützt habe, ſchuldig ſeien; dieſen Dank mögen ſie jetzt dem Sohn deſſelben abtragen und ja nicht vergeſſen, was ihnen bevorſtehe, wenn Chlodwig über die Weſtgothen ſiege; denn ſobald die geſetzliche Ordnung der Dinge einmal unterbrochen werde, ſo ſei der Zuſtand aller gefährdet. Er bittet ſie, den König Chlodwig zur Beobachtung des Friedens aufzufordern und ihm für den Fall, daß er es verweigere, mit

1) Var. II, 2—4. Die Zeit, in welcher dieſe Schreiben abgefaßt ſind, iſt ungewiß; und es ſind darüber ſehr abweichende Meinungen geäußert worden (A. Jahn, Die Geſchichte der Burgundionen II S. 225 N. 4). Nach Garollo S. 154 ff. gehörten ſie dem Jahre 500 an.

2) Die Heruler waren damals noch an der oberen Theiß, die Warnen an der Elbe anſäſſig, vgl. Zeuß, die Deutſchen und ihre Nachbarſtämme S. 361. 479.

einem allgemeinen Angriff zu drohen. Wenn man die Briefe lieſt, ſo nimmt man wahr, daß im Anfang des ſechſten Jahrhunderts eine Art von Staatenſyſtem beſtand. Theoderich war eine pacificatoriſche Natur; er hielt ſich friedlich gegen den Orient, in Italien wußte er die einander gegenüberſtehenden Glaubensbekenntniſſe, die arianiſchen Gothen und die katholiſchen Römer in Friede und Freundſchaft zu erhalten; im weſtlichen und öſtlichen Europa war er mit all den germaniſchen Königen in einer nahen verwandtſchaftlichen Verbindung. Die Niederlagen Gundobads hatte er ſich nicht ſo ſehr zu Herzen genommen, weil derſelbe doch im Beſitz ſeines Reiches blieb. Aber ſchon war Chlodwig der mächtigſte und gefährlichſte von Allen; er wollte ſich dem Urtheil der andern nicht fügen, was ihm Theoderich als einen Beweis von Uebermuth anrechnet. Dem Oſtgothenkönig war es nicht allein um den Schutz Alarichs, ſondern um die Behauptung der friedlichen Verhältniſſe der Welt zu thun. Allein bei Chlodwig waren alle Verſuche ihn zurückzuhalten vergebens. Die Ueberlieferung iſt, daß der Beſchluß den Krieg zu beginnen zu Paris unter Theilnahme aller angeſehenen Franken gefaßt worden ſei. Nun hätte Alarich, der ſich in Poitiers aufhielt, den offenen Kampf ohne Zweifel vermeiden müſſen, weil er anderweite Hülfe, nämlich eben von Italien her, erwarten durfte. Aber auch in ihm glühten Haß und Kampfbegierde. In der Nähe von Poitiers, bei Vouillé [1]), kam es zu einer Schlacht, in welcher

1) Ueber die Lage des Campus Vocladenſis hat ſich eine literariſche Controverſe in Frankreich gebildet, die vom 16. Jahrhundert bis in unſere Zeiten reicht. Zuletzt hat man ſich für Vouillé entſchieden, auch deshalb, weil die Beſtimmung der Entfernung von Poitiers ſich mit den alten Nachrichten vereinigen läßt und die Veränderung der Namensform nach den Geſetzen der

Alarich geſchlagen und getödtet wurde; auch Chlodwig gerieth in große Gefahr, beſtand ſie aber glücklich.

Sein Sieg erſchien zugleich als ein Sieg des orthodoxen Chriſtenthums über die Arianer. Die Legende hebt es durch die Wunder, die ſie dabei vorkommen läßt, auf das Stärkſte hervor. — Und wer könnte bezweifeln, daß Chlodwig durch die Gemeinſchaft des Glaubens mächtig gefördert wurde. Er durchzog weit und breit das weſtgothiſche Gebiet in Gallien und führte die Schätze der Könige von dannen.

Wenn wir nicht irren, ſo iſt es eben in dieſem Moment geweſen, daß der oſtrömiſche Kaiſer es für angemeſſen hielt, Chlodwig durch Codicill die konſulariſche Würde zu ertheilen. Daran knüpft ſich die Sage, daß Chlodwig in der Kirche von Tours das Diadem empfangen habe. Aber um ſo mehr fühlte ſich Theoderich gedrungen, die arianiſche Form des Glaubens und das weſtgothiſche Gebiet in Schutz zu nehmen. Schon belagerten die Franken und die mit ihnen vereinigten Burgunder die Stadt Arles, welche als ein geiſtiger, politiſcher und militäriſcher Mittelpunkt des ſüdlichen Galliens erſcheint. Theoderich ſchickte der Stadt vor Allem einen guten Befehlshaber zu, den Comes Tulun, welcher mit dem Hauſe der Amaler in verwandtſchaftlicher Beziehung ſtand [1]). Da aber die Gefahr fortdauerte, ſo ließ Theoderich die ſtreitbaren Schaaren, die er in Italien um ſich geſammelt hatte, nach Gallien aufbrechen [2]). Sein Feldhauptmann Ibbas entſetzte

franzöſiſchen Sprache leicht zu erklären ſei (Longnon, Géographie de la Gaule au VI. siècle S. 586).

1) Caſſiodor, Var. VIII, 10: conjunctus Amalo generi nobilissima tibi consociata.

2) Durch ein Schreiben (Var. I, 24) ordnet er an, daß die Gothen am 25. Juni 508 (das Jahr giebt Caſſiodor in der Chronik an, bei Roncallius

die Stadt durch eine große Schlacht, in der 30 000 Franken und Burgunder gefallen ſein ſollen [1]). Er nahm darauf das ſüdliche Gallien, die alte Provincia Romana größtentheils ein. Marſeille und Arles ſtanden ſeitdem unter ſeiner Herrſchaft. Für den Theil Galliens, der ſeinem eigenen Reiche zufiel, ſetzte er einen Vicarius ein. Er giebt in ſeinem Anſchreiben an denſelben der Meinung Ausdruck, ſein guter Ruf habe zur Unterwerfung jener Provinzen beigetragen; er macht den Provinzialen davon Anzeige und fordert ſie zum Gehorſam auf. Er wies den Vicarius an, die Provinz ſo zu verwalten, daß man erkenne, ein römiſcher Princeps habe ihn geſchickt [2]).

Alles Ereigniſſe, die auf die Zuſtände des Südens und Weſtens von Gallien entſcheidend einwirkten. Die Exiſtenz des Reiches der Weſtgothen wurde gerettet; die Uebergriffe Chlodwigs wurden durch einen Mächtigeren zurückgewieſen. Dadurch aber geſchah dann wieder, daß ſich das Reich der Franken, welches die ganze nördliche Küſte von Gallien, der britanniſchen Inſel gegenüber, umfaßte und ſich tief ins mittlere Gallien erſtreckte, in ſich ſelbſt conſolidiren konnte.

II S. 236) ſich zum Aufbruch nach Gallien verſammeln ſollen: communi utilitate exercitum ad Gallias constituere destinamus.

1) Jordanes Get. c. 58. Die Schlacht bei Vouillé fällt in das 23. Jahr Alarichs, welches bis zum September 507 ſich erſtreckt; die Schlacht bei Arles in das Jahr 510; in demſelben Jahre kam der Friede Theoderichs mit den Franken und Burgundionen zu Stande, eine Zeitbeſtimmung, welche auch in der provincia Lugdunensis gefundene Inſchriften beſtätigen (Roſſi, Insc. christ. I. S. 424, vergl. Binding, Geſchichte des burgundiſch-romaniſchen Königreiches I S. 203 ff.).

2) ad illos populos mitteris corrigendos, quos nostris laudibus specialiter credimus adquisitos, . . . talem te judicem provincia suscipiat qualem Romanum principem transmisisse cognoscat, Var. III, 16.

Die vornehmste Bedingung dazu war, daß die salischen und ripuarischen Gebiete der Franken zu einem Ganzen vereinigt wurden. Es sind die gräuelvollsten Scenen im Leben Chlodwigs, durch welche das der allgemeinen Ueberlieferung nach geschehen ist. Chlodwig veranlaßte den Sohn Sigiberts von Köln, seinen Vater zu ermorden. Als dann der Sohn der Abkunft gemäß die Schätze des Vaters mit den Gesandten Chlodwigs theilen wollte und ihnen die große Truhe eröffnete, in der das Geld lag, sich darüberbeugte, um in die Tiefe zu fassen, ergriffen diese ein Beil und erschlugen ihn; der Kopf fiel auf die Goldstücke. Die ripuarischen Franken weigerten sich dann nicht, Chlodwig als ihren König anzuerkennen. Schon hatte er seine nächsten Stammesverwandten mit ähnlicher Gewaltsamkeit beseitigt. An einem von ihnen strafte er nach mehr als zwanzig Jahren, daß derselbe ihn in seinem Kampfe gegen Syagrius nicht unterstützt hatte. Er ließ ihm und seinem Sohn die Haare abschneiden und, da sie dies nicht geduldig hinnahmen, entledigte er sich ihrer durch den Tod. Dann besiegte er Ragnachar von Cambrai in offener Feldschlacht, und dieser wurde gebunden mit seinem Bruder zu ihm geführt. „Warum schändest Du unser Geschlecht und lässest Dich in Banden schlagen?“ so rief Chlodwig und spaltete ihm mit dem Beil den Schädel. „Warum hast Du Deinem Bruder nicht geholfen?“ sagte er zu dem Andern, und brachte auch diesen um. Da nun Niemand mehr übrig war, als er allein mit seinem Geschlecht, hat er in einer Zusammenkunft seiner Angehörigen geklagt, daß er ohne Verwandte sei, allein unter Fremden, nicht jedoch aus Betrübniß darüber, sondern hinterlistig: hätte sich ihm Jemand dargestellt, so würde er auch ihn ermordet haben.

Wenn man dieſe Ereigniſſe in der lebensvollen Darſtellung des alten Autors lieſt, kann man ſich doch des Verdachtes nicht erwehren, daß wir hier mehr eine poetiſch ausgeſchmückte Tradition als eine hiſtoriſche Erzählung vor uns haben [1]). Aber die Thatſachen werden, wiewohl nicht ohne Abweichung, in anderen Faſſungen der Sage, die auf uns gekommen ſind, wiederholt. Die bemerkenswertheſte führt das Motiv an, Chlodwig habe gewollt, daß nur ſeine Söhne ſeine Nachfolger ſein ſollten. So wurde er in den germaniſchen Gebieten der einzige Herr und Meiſter; in den romaniſchen kam ihm bei Feſtſetzung ſeiner Macht ſein Verhältniß zu dem orthodoxen Klerus zu Statten.

Im Jahre 511 verſammelte Chlodwig ein Concil von zwei und dreißig Biſchöfen aus allen Theilen ſeines Gebietes zu Orleans; es erſchienen die Metropoliten von Bordeaux, Tours, Eauſes, Bourges, Rouen; ſie faßten unter Anderem Beſchlüſſe über das Aſylrecht der Kirchen und die Rechtszuſtände der Geiſtlichen und erſuchten den König, denſelben ſeine Zuſtimmung zu geben: denn ſie würden größere Kraft erhalten, wenn der König ihnen beitrete [2]).

Neben dieſer Anerkennung einer höchſten Gewalt des neuen Königs werden demſelben auch einige Rechte von größtem Belange zugeſtanden. Der Uebertritt weltlicher Magnaten in den geiſtlichen Stand wird darin von dem Willen des Königs

1) Ich werde in den Analekten über Gregor ein Wort darüber hinzufügen. Mit Genugthuung bemerke ich, daß in einigen Punkten, z. B. über die Unterwerfung der Ripuarier, ſowie über das Königthum des Aegidius Meinungen die den meinen verwandt, geäußert worden ſind, namentlich von Monod, Études critiques sur les sources de l'histoire mérovingienne.

2) Manſi VIII S. 349.

abhängig gemacht, was doch eine durchgreifende Einwirkung deſſelben auf beide Stände in ſich ſchließt[1]). Das neue Reich hatte überhaupt eine von den bisherigen Bildungen ſehr verſchiedene Geſtalt. Es beruhte nicht auf einer vorausgegangenen Conceſſion des Imperiums, noch auf einer Landestheilung mit den Eingebornen. Die kriegeriſchen Mannſchaften waren nicht eigentlich angeſiedelt; ſie bildeten ein fortwährend geordnetes Heer, welches die Kriege unausgeſetzt führte. Der König ſetzte die römiſche Staatsverwaltung, wie er ſie vorfand, fort, aber als unabhängiges Oberhaupt. Mit der Landeskirche, von der ſich die übrigen trennten, war er auf das Engſte vereinigt; und faſt am meiſten kam ihm die Verbindung mit dem Lande zu Statten, aus dem er hervorgegangen war und aus welchem ſeine Macht unaufhörlich durch den Zufluß neuer Kräfte verſtärkt wurde.

Theoderich beſaß eine bei Weitem ausgedehntere Macht, als Chlodwig; er reprimirte deſſen Fortſchritte, ſobald ſie ihm unbequem wurden. Aber in ſich ſelbſt war doch die Macht Chlodwigs beſſer conſolidirt und von größerer Ausſicht für die Zukunft. Chlodwig iſt der Mann, durch welchen im Gegenſatz zwiſchen den Römern und den Germanen der entſcheidende Schritt zu einer beide Elemente umfaſſenden neuen Ordnung der Dinge geſchehen iſt. Durch die Siege, die er erfocht, brachte er die höchſte Autorität in Gallien in die feſte Hand eines mächtigen Königsſtammes. Er trat gleichſam in die Stelle des Kaiſerthums und hielt dadurch die Idee der Katholicität, die in demſelben vorwaltete, allen

1) Can. IV. vergl. Löning, Geſchichte des deutſchen Kirchenrechts II S. 159 ff.

Abweichungen kirchlicher Natur gegenüber aufrecht. Dadurch eröffnete er zugleich den Franken und allen Germanen die Möglichkeit, weiteren Fortbildungen Raum zu geben in engster Verbindung mit der allgemeinen Cultur, die sich nun einmal an die Kirche des athanasianischen Bekenntnisses anschloß. Wir erörtern nicht seine moralischen Qualitäten. Chlodwig erscheint in der Mitte der Zeiten und Nationen als eine heroische Kraft, die ihre Verbindung begründet und sie gleichsam vermittelt; auf seinen Handlungen beruht die Geschichte von Deutschland und Frankreich. Freilich war Alles noch in den Anfängen begriffen, als er im Spätjahr 511 mit Tode abging. Daß seine Unternehmungen zunächst nicht weiter fortgesetzt werden konnten, liegt vor Allem darin, daß seine vier Söhne die ihnen durch Erbrecht zugefallenen Besitzungen nach germanischem Herkommen unter einander theilten.

Der jüngste von diesen, Chlotar, ist am Meisten Nachfolger des Vaters; an ihn kam das salische Land Soissons, Tournai, Cambrai; er hatte seinen Sitz zu Soissons. An ihn schlossen sich die Gebiete der beiden anderen Söhne der Clotilde nach Westen hin an. Der dem jüngsten nächste, dritte Bruder empfing die ganze Seeküste der Normandie und Bretagne und nahm seinen Sitz zu Paris. Es ist Childebert, der als ein großer Beförderer der kirchlichen Institutionen gerühmt wird: viele Kirchen in Paris hat er mit den Reliquien, die er aus Spanien herbeiführte, bereichert. Ihm gehörte die ganze nördliche Küste mit Ausnahme der noch unabhängigen Bretagne. Der älteste Sohn der Clotilde, Chlodomer, nahm seinen Sitz in Orleans, dem Land der alten Carnuten, das von jeher als der Mittelpunkt des gesammten Galliens

betrachtet worden war[1]), wie sich denn überhaupt bemerken läßt, daß die alten Civitates, Städte und Gaue bei diesen Theilungen wieder hervortreten. Sein Gebiet erstreckte sich längs der Loire, von Sens und Auxerre bis nach Anjou und Maine. Dagegen war dem noch vor der Ehe mit Clotilde erzeugten Sohn des Chlodwig, Theoderich, der östliche Theil, den man Austrasien genannt hat, und das ganze germanische Gebiet zugefallen, doch hatte er auch Antheil an den neuen Eroberungen; sein Sitz war zu Metz, zeitweise zu Rheims. Tiefer im Süden, jenseit des nördlichen Laufes der Loire fielen ihm die aquitanischen Landschaften bis an die Grenzen der von den Gothen eingenommenen Gebiete zu. — Die Theilungen sind zugleich Aufstellungen der fränkischen Macht gegen die auswärtigen Feinde zur Vertheidigung und Eroberung.

Was die Repression Chlodwigs begonnen, vollendete diese Theilung. Von den vier Fürsten war keiner so mächtig, wie Chlodwig gewesen war, und sie hatten unter einander manche untergeordnete Streitigkeiten auszufechten; der König der Ostgothen, Theoderich, brauchte in ihnen keine Nebenbuhler seiner Macht zu fürchten. Noch einmal gerieth er mit ihnen nicht gerade in Conflikt, aber doch in Opposition oder vielmehr in Concurrenz, wozu die Ereignisse in Burgund Gelegenheit gaben. Hier war das für die Geschicke Burgunds entscheidende Ereigniß eingetreten. Der Sohn und Erbe des Reiches, Sigerich, war aus Anlaß eines Haders mit seiner Stiefmutter von dem Vater selbst umgebracht worden[2]). Dadurch aber wurde die Succession durch legitime Erbfolge unter-

1) Kuhn, Verfassung des römischen Reiches II S. 414.
2) 522 u. Ä.

brochen; die alten Anſprüche der Söhne der Clotilde erwachten; ſie wendeten vereinigt ihre Waffen gegen Sigismund und machten ihn zum Gefangenen [1]). Vollkommen Meiſter des Landes wurden ſie nicht, da ſich ſein Bruder Godomar in den Beſitz des Reiches ſetzte. Nachdem ſie Sigismund umgebracht hatten, rückten ſie gegen die Burgunder vor; es kam zu einer hiſtoriſch berühmten Schlacht bei Véſeronce im Stadtgebiet von Vienne. Chlodomer wurde hiebei getödtet [2]). Ueber die Art und Weiſe ſeines Todes und die Folgen gehen die Berichte weit auseinander. Die fränkiſchen Annalen ſchreiben den Unfall einer Hinterliſt der Burgunder zu, die dann den Kopf des gefangenen Königs auf eine Stange ſtecken in der Abſicht, die Franken in Schrecken zu ſetzen, die aber dadurch in doppelte Wuth gerathen und darauf den Sieg erfechten. Auch ein griechiſcher Autor der Zeit gedenkt dieſer Schlacht, verſichert aber, der abgeſchlagene Kopf habe ſeine volle Wirkung bei den Franken gehabt; ſie ſeien zurückgewichen und zu einem Vertrag bewogen worden, durch welchen Godomar im Beſitz des Landes geblieben ſei, wie wir ihn denn nach einer Reihe von Jahren als König von Burgund finden [3]). Nicht viel weniger aber, als die feindlichen Könige war der Oſtgothe Theoderich von jenem Ereigniſſe betroffen: denn Sigerich war ſein Enkel; dieſer hatte ſogar die Abſicht gefaßt, dem Oſtgothenkönig einmal nachzufolgen, ſo daß er Burgund und die oſtgothiſche Herrſchaft vereinigt haben würde. Wenigſtens iſt ihm das zum Vorwurf gemacht worden. Theoderich fand nun auch noch einen an-

1) 523 u. Ä.
2) 524 u. Ä.
3) Agathias I c. 3.

deren Grund ſich einzumiſchen. Er wollte in jenen Gegenden, die ihn ſo nahe berührten, keine Feindſeligkeiten vor ſich gehen laſſen, welche ſeine eigene Stellung in Gallien bedrohen könnten; er betrachtete ſich auch als Inhaber des Imperiums, deſſen Recht er nicht ſchmälern laſſen wollte. Wie einſt gegen Chlodwig, ſo ſchickte er auch gegen die Söhne Chlodwigs ein Heer nach Gallien, dem ſich die Franken nicht entgegenzuſtellen wagten [1]). Die Durance, welche bisher die Grenze des burgundiſchen Reiches gebildet hatte, wurde überſchritten. Theoderich nahm einige andere Gebietsſtrecken, den nördlichen Theil der Narbonnenſis ſecunda und den ſüdlichen Theil von Provincia Viennenſis; Cavaillon, Carpentras und Orange erſcheinen ſeitdem als oſtgothiſche Städte [2]). Nach dieſen Erwerbungen richtete Theoderich eine Präfectur in Gallien ein [3]). Dadurch wurde nun die oſtgothiſche Macht im Occident vollends die überwiegende. Wahrſcheinlich hatte Godomar ihr ſein einſtweiliges Beſtehen in Burgund zu verdanken.

Nach Spanien ſchickte Theoderich einen ſeiner bewährteſten Kriegsgenoſſen, Theudis, Amalarich zu Hülfe, der ſich dort eine neue Heimath gründete. Durch eine reiche und vornehme Heirath, die Theudis ſchloß, kam er in den Stand, eigene Schaaren um ſich zu ſammeln und ein durchgreifendes Regiment zu führen. Theoderich aber trat neben ſeinem Enkel auch ſelbſt als Regent von Spanien auf; in einem ſeiner Briefe rechnet er Spanien geradehin zu den

1) Er ließ die Truppen unter Tulun aufbrechen ad Gallias tuendas ne quid adversa manus praesumeret. Von den Erwerbungen heißt es; adquisivit reipublicae Romanae aliis contendentibus absque ulla fatigatione provinciam. Caſſiodor Var. VIII, 10.

2) Jahn, Geſchichte der Burgundionen II, S. 250.

3) Carollo S. 268. Der Präfekt hatte ſeinen Sitz in Arles.

Ländern, die ſeiner Herrſchaft gehorchen [1]). Die in Tarragona und in Gerona verſammelten Biſchöfe haben ihn als ihren König bezeichnet [2]). Denn er war Meiſter auch derjenigen Landſtriche, die noch das römiſche Reich anerkannten. Sein Sinn ging dahin, die alte Verbindung Spaniens mit Rom wiederherzuſtellen; er erneuerte die bereits abgekommenen Getreidelieferungen von Spanien nach Rom [3]). Dergeſtalt übte Theoderich in den weſtlichen Landſchaften, die das Mittelmeer umſchloſſen, eine gebietende Autorität aus.

Mit dieſer großen Stelle begnügte er ſich noch nicht. Er hielt es für unwürdig, daß Italien im Beſitze alles deſſen, was dazu gehöre, doch über keine Flotte verfüge, er legte mit gewohntem Eifer Hand an, dieſem Mangel abzuhelfen. In kurzer Friſt ſammelte ſich auf ſeinen Befehl eine große Anzahl von Schiffen im Hafen von Ravenna [4]). Er hat geſagt: er wolle weder den Griechen, noch Vandalen freie Hand zur See laſſen [5]).

Er war überaus mächtig im innern Germanien; einem Theil der Alemannen hat er in Rhätien feſte Sitze gegeben. In dem thüringiſchen Königreiche, das ſich in Mittelgermanien weit und breit erhoben hatte, war die Tochter ſeiner Schweſter Königin. Durch ſeine Verbindung mit den Warnen und Herulern reichte ſein Anſehen bis an die Oſtſeite der Elbe und über die Karpathen hinaus. Mit den Herulern ſtand er

1) Unter die provinciae nostro regno subjectae, Var. V, 35.

2) Akten der Synode zu Tarragona, Manſi VIII S. 541; zu Gerona S. 549. Sie datiren nach den Regierungsjahren Theoderichs in Spanien.

3) ut antiquum vectigal sub nobis felicior Roma reciperet.

4) Schreiben an den Präfectus Prätorio Abundantius Var. V, 16, vergl. Deltuf, Theodoric roi des Ostrogothes et d'Italie S. 273.

5) non habet quod nobis Graecus imputet aut Afer insultet.

in einem den altgermaniſchen Sitten entſprechenden freundſchaftlichen Verhältniß; den König derſelben hatte er adoptirt, indem er ihm Waffen überſendete [1]).

Da nun Theoderich auch Rhätien und Noricum und den größten Theil von Illyrien beſaß, wie er denn die Gepiden in Sirmium überwältigte und deren Land in Beſitz nahm, Dalmatien ihm gehorchte, ſo hatte es in der That das Anſehen, als ob das weſtrömiſche Reich durch ihn wiederhergeſtellt worden wäre. Theoderich betrachtete ſeine Autorität als eine den anderen Königen überlegene, höhere, kaiſerliche. In dem Schreiben an den König Hermanfried von Thüringen, dem er ſeine Nichte vermählte, ſagt er, daß die, welche von königlicher Herkunft ſind, neuen Glanz erwerben, indem ſie in kaiſerliche Verwandtſchaft eintreten [2]). Er betrachtet die ihm zu Theil gewordenen Provinzen als ein Imperium ſo gut wie das öſtliche, beide machen Einen Körper aus [3]). So erklärt es ſich, daß in jener Inſchrift, deren wir gedachten, ihm alle die Prädikate, die ſonſt dem Kaiſer gebühren ertheilt werden; er wird darin auch Semper Auguſtus genannt.

Sein Hof iſt eine Nachahmung des kaiſerlichen. Gleich den Imperatoren, umgab ihn eine aus Fußvolk und Reitern beſtehende Leibwache; er bildete ſich gleich jenen aus den Männern, die ſich im öffentlichen Dienſt verdient gemacht hatten, ein Comitat; an ſeinem Hofe finden wir dieſelben

1) Var. IV, 2. Es iſt Rudolf, der im Kampfe mit den Langobarden fiel.

2) Var. IV, 1: ut qui de regia stirpe descenditis, nunc etiam longius claritate Imperialis sanguinis fulgetis, vergl. Carollo S. 172.

3) utrasque respublicas quarum semper unum corpus sub antiquis principibus fuisse declaratur. Var. I, 1.

Titel, Auszeichnungen und Aemter. Das Conſulat ertheilte Theoderich nur Römern; von Gothen iſt einzig Eutharich, der Gemahl ſeiner Tochter Amalaſuntha, zu demſelben gelangt.

Theoderich repräſentirte die Doppelgeſtalt eines römiſchen Imperators im Occident und eines Oberhauptes der germaniſchen Nationen, geſetzliche Ordnung und faktiſche Unabhängigkeit. Nicht bis zu Ende ſeines Lebens aber hat er dieſe Stellung behauptet. In Conſtantinopel erfolgte eine Umbildung der kaiſerlichen Politik und Macht, durch welche dem ganzen Weltverhältniß eine andere Geſtalt gegeben wurde.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Weltgeschichte.

Vierter Theil.

II.

Weltgeſchichte.

Von

Leopold von Ranke.

Erſte bis dritte Auflage.

Vierter Theil.

Das Kaiſerthum in Conſtantinopel und der Urſprung romaniſch-germaniſcher Königreiche.

Zweite Abtheilung.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1883.

Das Ueberſetzungsrecht iſt vorbehalten.

Inhaltsverzeichniß.

Kaiſer Juſtinian und die definitive Feſtſetzung germaniſcher Völker im Weſten des römiſchen Reiches. — Analekten.

Seite

Fünfzehntes Capitel.

Uebergang des Kaiſerthums auf Juſtinian und deſſen erſte Jahre 3

Sechzehntes Capitel.

Beliſar in Afrika und Italien 36

Siebzehntes Capitel.

Wiedererhebung und nochmalige Ueberwältigung der Gothen. Totila, Narſes 72

Achtzehntes Capitel.

Die letzten Jahre Juſtinians und der Eintritt Juſtins II. 106
Urſprung des Dreikapitelſtreites 112

Neunzehntes Capitel.

Avaro-langobardiſche Invaſion in Italien. Die drei nächſten Nachfolger Juſtinians 131

Zwanzigſtes Capitel.

Emancipation der Weſtgothen in Spanien und der Langobarden in Italien von dem römiſch-griechiſchen Reich in Conſtantinopel 170

Seite

Einundzwanzigſtes Capitel.

Die merowingiſchen Könige in Gallien. Die Sachſen in Britannien 195

Schlußwort 228

Analekten.

Vorbemerkung 247

I. Euſebius über das Leben Conſtantins 249

II. Zoſimus 264

III. Procopius 285

IV. Jordanes 313

V. Gregor von Tours 328

Zweite Abtheilung.

Kaiſer Juſtinian und die definitive Feſtſetzung germaniſcher Völker im Weſten des römiſchen Reiches.

Analekten.

Fünfzehntes Capitel.

Uebergang des Kaiserthums auf Justinian und dessen erste Jahre.

Nur durch die inneren Entzweiungen und seine Schwäche war der griechische Hof bisher abgehalten worden, in die occidentalischen Streitigkeiten einzugreifen. Die Namen Anastasius, Zeno, Leo braucht man nur zu nennen, um die Metamorphose, die mit der Stellung eines Augustus vorgegangen war, in Erinnerung zu bringen.

Die Imperatoren hörten auf, die Kriege gegen auswärtige Feinde an der Spitze der Legionen, von denen ihre Macht sich herschrieb, persönlich zu führen. Sie hatten sich in diese Nothwendigkeit gefunden. Ihre Autorität knüpfte sich an das Ansehen der neuen Hauptstadt, die zu immer größerer Blüthe emporkam und an den Besitz des kaiserlichen Palastes, in dem man gleichsam den Mittelpunkt der öffentlichen Geschäfte erblickte. Die höchste Gewalt gründete sich noch immer auf die Uebereinstimmung mit dem Senat, dem Volk und den Truppen, zugleich aber auf die Idee einer regelmäßigen Succession, welche, nachdem das theodosianische Haus zu Grunde gegangen war, in einem neuen, das mit Leo beginnt, sich durch Vermittlung der vornehmsten Frauen fortsetzte; sie war durch Pulcheria an Marcian,

durch Verina und Ariadne an Zeno und durch Ariadne allein an Anaſtaſius gekommen. Aber dieſer Einfluß war weit entfernt, unbedingt zu entſcheiden. Wie die ruhige Succeſſion des Arcadius, des Honorius, des Theodoſius II. dadurch vermittelt wurde, daß das Chriſtenthum an ihnen eine Stütze fand und die Herrſchaft der Religion mit der Herrſchaft einer Dynaſtie identificirt wurde, ſo übte nun auch die religiöſe Meinung auf die Fortſetzung der höchſten Autorität die größte Einwirkung aus. An Stelle des Präſtigiums, das in der genealogiſchen Succeſſion lag, trat die Krönung durch die Hände des Patriarchen der Hauptſtadt. Nun aber hatte ſich über die dogmatiſchen Beſtimmungen der chriſtlichen Lehre eine Differenz herausgebildet, welche Kirche und Volk von Conſtantinopel in zwei Parteien theilte. Unmöglich ließ ſich der Verſuch, die beiden Parteien zu verſöhnen, abweiſen. Wir gedachten deſſelben ſchon. Zeno hatte eine Unionsformel aufgeſtellt, durch welche die gemäßigten Anhänger des chalcedoniſchen Concils auf der einen und des Monophyſitismus auf der andern Seite befriedigt und mit einander Kirchengemeinſchaft zu halten vermocht werden ſollten [1]). Dabei waren mit behutſamer Vorſicht die Vorfechter des chalcedoniſchen Concils nicht einmal genannt, aber auch die Extreme der monophyſitiſchen Lehre vermieden worden. Wäre es nur darauf angekommen, gemäßigten Doctrinen Raum zu verſchaffen, ſo würde das zum Ziele haben führen können; allein mit ſtarken Ueberzeugungen dieſer Art läßt ſich nicht paktiren. In dem öſtlichen Reiche ſelbſt traten den Gemäßigten, die ſich dem Henotikon fügten, zwei andere Par-

1) Zeno erließ das Henotikon im Jahre 482.

teien gegenüber, die, nach beiden Seiten ausweichend, es verwarfen. Aehnlichen Beſtrebungen hatte auch Anaſtaſius gehuldigt; wir ſahen, wie er darüber zugleich mit dem Volke von Conſtantinopel und dem römiſchen Stuhle zerfiel.

Welcher Tumult erhob ſich, als in Conſtantinopel bei dem Dreimalheilig die ſehr ſtark vertretene monophyſitiſche Partei eine Formel einſchaltete, die ihrem Bekenntniß entſprach [1]). Da der Kaiſer das geſtattete und überhaupt dem Verſprechen, das er dem Patriarchen bei ſeiner Thronbeſteigung gegeben hatte, nicht ſo nachkam, wie man erwartete, ſo erhob ſich der Aufruhr gegen ihn. Eines Tages erſchien er ohne Krone im Circus; er erklärte, er wolle gern die Regierung niederlegen, alle könnten nicht herrſchen; Einem müſſe man die Herrſchaft übertragen. Der würdige alte Mann erhielt ſie noch einmal [2]). Von den Vorfechtern der orthodoxen Doctrin geſchmäht und verworfen, hat Anaſtaſius doch übrigens ein gutes Andenken hinterlaſſen. Man hat die Vorkehrungen, die er an den Grenzen gegen die Perſer traf, als wohlbedacht und angemeſſen gerühmt [3]). So ſicherte er die Hauptſtadt ſelbſt durch die Errichtung der langen

---

1) In dem Hymnus ſchalteten die Monophyſiten bei den Worten: ἅγιος ὁ θεὸς, ἅγιος ἰσχυρὸς, ἅγιος ἀθάνατος, ἐλέησον ἡμᾶς nach ἀθάνατος ein: ὁ σταυρωθεὶς δι' ἡμᾶς; die Orthodoxen ſangen ſtatt deſſen: ἁγία τριάς.

2) ὁ λεὼς ὥσπερ ἔκ τινος θείας ῥοπῆς μετεπίθετο καὶ παρεκάλει τὸν στέφανον περιθέσθαι, ὑποσχόμενος τὴν ἡσυχίαν ἄγειν. Evagrius Hist. eccles. III. c. 44. Malalas XVI S. 408. — Der Vorfall gehört in das Jahr 511.

3) Beſonders die Befeſtigung von Dara in unmittelbarer Nähe der perſiſchen Grenze, das vorher nur ein unbedeutender Flecken war. Johannes Lydus, περὶ ἀρχῶν III c. 28, S. 220, 19. Procop bell. Pers. I c. 10 S. 49, 10. περὶ κτισμάτων II c. 1 S. 210, 4. Malalas XVI S. 399, 13. Chronicon Paschale S. 608, 19 ff.

Mauern, die von der Propontis bis zum Pontus Euxinus reichten, gegen unerwartete Anfälle feindlicher Nachbarn [1]).

Mit diesen Anstalten der Vertheidigung verband er eingehende Fürsorge für das persönliche Wohl der unteren Klassen. Es gab eine Auflage, welche als die drückendste von allen geschildert wird, eine Gewerbesteuer, welche die niedrigsten Beschäftigungen betraf und zugleich eine Kopfsteuer war, die alle vier Jahre mit empörender Grausamkeit eingezogen wurde, das Chrysargyrum. Anastasius schaffte es geradezu ab [2]). Zugleich widmete er den wirthschaftlichen Zuständen der Unterthanen eingehende Fürsorge. Er wußte dann doch einen bedeutenden Schatz zu sammeln, von dem man wohl gesagt hat, er habe dabei die Absicht gehabt, seinen Nachfolgern in dringenden Fällen die Nothwendigkeit zu ersparen, zu harten Anforderungen zu schreiten, durch welche die Unterthanen zu Grunde gerichtet werden könnten. Aus einzelnen Verfügungen des Anastasius, die in Inschriften erhalten sind, geht hervor, daß er Uebergriffe, welche die Offiziere sich bei der Auszahlung der Naturallieferungen, die zugleich als Sold dienten, gegen die Soldaten erlaubten, abzuschaffen bemüht war [3]). Genug, es schlug in ihm eine

1) Die ausführlichste Nachricht über diese Befestigung findet sich bei Procop περὶ κτισμάτων IV c. 9 S. 297, 23 ff. Auch in dem Panegyrikus des Procop von Gaza (Villoison, Anecdota Graeca II S. 42) wird derselben gedacht.

2) Die Stelle der alten Autoren über das Chrysargyrum und die Abschaffung dieser Auflage durch Anastasius sind von Endlicher in seiner Ausgabe von Priscians carmen de laudibus Anastasii S. 39 ff. beigebracht. Die Aufhebung der Steuer fällt, wie man aus dem Chronicon Edessenum entnimmt, in die erste Hälfte des Jahres 498.

3) Die wichtigste Inschrift ist die zu Ptolemais in der Pentapolis (Libya superior) aufgefundene und 1827 von Pacho edirte, zu deren Restitution

populäre und monarchische Ader; er hat sich unleugbare Verdienste um das Reich erworben. Aber der kirchliche Streit regte sich unaufhörlich wieder und da Anastasius die gegnerischen Bischöfe exilirte und zu andern harten Maßregeln schritt, so erweckte er den Widerwillen der rechtgläubigen Partei im stärksten Maße; diese fand dann in einem der vornehmsten Comites der Armee einen entschlossenen Führer.

Vitalianus, in welchem sich noch einmal die Partei der Aspariden regte, griff zu den Waffen gegen Anastasius.

Dreimal ist Vitalianus im Felde erschienen. Mit Hunnen und den gerade damals auftretenden Bulgaren verbündet, brachte er dem Kaiser eine schwere Niederlage bei [1]). Er nahm Besitz von dem Hafen Sosthenion; in diesem Gedränge ist Anastasius gestorben [2]).

Wäre nun die kaiserliche Würde an einen der Verwandten des Anastasius, die dazu sehr berechtigt zu sein glaubten, übergegangen, Vitalianus abgewehrt, das bisherige System aufrecht erhalten worden, so würde das für die Nachbarn des Reiches die Behauptung ihrer bisherigen Stellung in sich geschlossen haben. Es läßt sich nicht wohl voraussetzen, daß das Haus des Anastasius einen Angriff, namentlich auf die ger-

---

und Erläuterung besonders die Arbeiten von Paul Krüger, Kritik des justinianischen Codex S. 186 ff. und von Zachariä von Lingenthal in den Berichten der Berliner Akademie 1879 S. 134 beigetragen haben. Zwei andere Inscriptionen verwandten Inhalts, die jedoch nur sehr fragmentarisch erhalten sind, hat Wetzstein in Arabien, die eine zu Motha, die andere bei Bostra entdeckt (Abhandlungen der Berliner Akademie 1863).

1) Malalas XVI S. 402, 6.

2) Theophanes, ed. Bonn. S. 253, giebt den 9. April 518 als den Todestag des Anastasius an, was aber mit seiner eigenen Angabe über die Dauer der Regierung dieses Kaisers, welche er auf 27 Jahre 7 Monate

manischen Königreiche, unternommen hätte. Aber der Ausfall der Bewegung, die jetzt eintrat, war ein ganz anderer. Die Regierung ging über an den Hauptmann der Leibwache, Justin, einen Mann von minderer geistiger Begabung aber größerer politischer Thatkraft. Er war aus Dardanien gebürtig und scheint einem slavischen Geschlecht angehört zu haben: denn bei den Völkerbewegungen an der unteren Donau waren auch Slaven eingedrungen. Sein Bruder führte den Namen Istok, was die Griechen in Sabatios umsetzten, seine Schwester den Namen Bigleniza, sein Neffe, der spätere Kaiser Justinian, den Namen Uprawda[1]). Die Eingewanderten widmeten sich hauptsächlich der Viehzucht. Auch Justinus soll von dieser Beschäftigung ausgegangen sein, wie in unseren Tagen der Stifter der Obrenowiczen in Serbien.

Man erzählt von drei Hirten, welche aus ihrem Dorfe, den Sack mit Lebensmitteln auf dem Rücken, auswanderten und in den Kriegsdienst des Kaisers traten. Einer von diesen war Justinus, der sich besonders im Kriege Zenos gegen die Isaurier hervorthat und zum Obersten der Leibwache emporstieg. Seine Herkunft brachte er dadurch in Vergessenheit, daß er sich aufs Engste an eins der vornehmsten Geschlechter, die von Rom in den Orient gekommen waren, die Gens Anicia, anschloß. Jener Balista, der mit Odenathus zusammenstieß, war ein Anicier. Im fünften Jahrhundert erhob sich das Geschlecht zu erneuertem Glanze; wir finden es im Besitz des

---

bestimmt, in Widerspruch steht. Die richtige, auf Cyrills Leben des heiligen Sabas begründete Annahme ist, daß Anastasius am 1. Juli 518 gestorben ist.

1) Alemannus aus den Aufzeichnungen des Theophilus, des Lehrers Justinians, in seiner Ausgabe der Anekdota S. 67 (= S. 418 N. 6 und 7 ed. Bonn.). Vergl. Schafarik, Slav. Alterthümer II p. 160.

Conſulats [1]). Juſtin wurde Comes Excubitorum und zugleich Senator [2]). Man behauptet, ein Eunuch habe ihm Geld gegeben, um die Truppen für eine ſeiner Creaturen zu gewinnen, Juſtin aber das Geld zu ſeinen eigenen Gunſten verwendet [3]).

So einfach aber lagen die Dinge doch nicht. In dem Augenblick, in welchem das Imperium durch die Verbindung einer Faktion im Innern mit einem Kriegsheer fremdländiſchen Urſprungs beſiegt worden war, konnte der Einfluß des Palaſtes nicht ſo wirkſam eingreifen, wie bisher. Man bedurfte eines Kriegsmannes, welcher der Oppoſition im Inneren angehörte, aber zugleich die äußeren Feinde, wenn nicht geradehin zurückzuweiſen, doch zu paralyſiren verſtand. Die Legionen erneuerten wieder einmal das alte Herkommen, wenn ſie den Oberſten der Leibwache zum Imperator ausriefen [4]). Der Senat erklärte ſich damit einverſtanden [5]). Als

---

1) Im Jahre 408 erſcheint Anicius Bassus, Procons. Campaniae, provisor ejusdem provinciae als restitutor generis Aniciorum auf Inſchriften.

2) Der Erhebung zum Senator berichtet Theodorus Lektor I, 37 S. 580 Reading; als comes excubitorum bezeichnet ihn der anon. Vales. § 76. Jordanes de summa temporum S. 240 und Malalas S. 410, 11 (= Chron. Pasch. 611, 16). Eben dieſe Stellung haben der Verfaſſer der Anekdota und Euagrius im Sinne, wenn der erſtere (c. 6 S. 44, 6) Juſtin als ἄρχων τῶν ἐν παλατίῳ φυλάκμων, der letztere (IV, 4) als ἡγέμων τῶν ἐν αὐλῇ τάξεων bezeichnet.

3) Malalas S. 411, 10. Chronicon Paschale S. 611, 20.

4) ὑπὸ τῶν βασιλικῶν σωματοφυλάκων ἀναῤῥηθείς (Euagrius IV c. 1).

5) In ſeinem Schreiben an den Papſt Hormisdas drückt ſich Juſtin über ſeine Erhebung in folgender Weiſe aus (Manſi VIII S. 434): primum inseparabilis trinitatis favore, deinde amplissimorum procerum nostri sacri palatii et sanctissimi senatus nec non electione firmissimi exercitus ad imperium nos electos fuisse.

er dann in der Kirche erſchien, wurde er von dem Volke, dem er als ein eifriger Anhänger des chalcedoniſchen Concils bekannt war, freudig begrüßt[1]). So beſtig Juſtinus den Thron im Jahre 518[2]).

Wie ſeine Erhebung, ſo war auch ſeine Regierung eine Art von Reaktion gegen das bisherige Syſtem.

Juſtin begann mit einem Edikt, durch welches die ausſchließende Geltung der chalcedoniſchen Beſchlüſſe hergeſtellt und die Gegner derſelben nicht allein von den kirchlichen Stellungen, die ſie inne hatten, ſondern von den öffentlichen Aemtern und ſelbſt dem militäriſchen Dienſt ausgeſchloſſen wurden. Er rief die Senatoren, welche von Anaſtaſius verbannt worden waren, zurück und vertraute ihnen die wichtigſten Stellen an. Den einen machte er zum Präfectus Prätorio, einen anderen zum Conſul, einem dritten übergab er den Oberbefehl über die Truppen im Orient[3]). Jenem Vitalian, der ſich mit offenen Waffen gegen Anaſtaſius empört hatte, vertraute er den Oberbefehl über die Truppen[4]). Juſtin war ein Mann von feſter Ueberzeugung und ſtarkem Willen; mit ihm beginnt, wir dürfen nicht ſagen eine neue Dynaſtie, aber eine neue Reihe unter den römiſchen

1) Eine Krönung erwähnt, jedoch nur vorübergehend Malalas Chronographia l. XVII. ed. Bonn. S. 410, 4: ὁ στρατὸς τῶν ἐξκουβιτόρων ἅμα τῷ δήμῳ στέψαντες ἐποίησαν βασιλέα. Worte, die im Chron. Pasch. S. 611, 15 wiederholt werden. Allein ein Schreiben des Patriarchen Johannes an den Papſt Hormisdas (bei Manſi VIII S. 457) hebt jeden Zweifel: Deus talem verticem (Justini) meis manibus tali corona decoravit.

2) Am 9. Juli 518 (Euagrius III c. 1. Malalas l. XVII in.).

3) Chron. Pasch. S. 612, 9—14.

4) Comes Marcellinus (z. J. 419): magister militiae ordinatus est (Roncall. II S 317).

Imperatoren, die nach und nach eine dynastische Stellung errangen.

Dem bejahrten Kaiser zur Seite finden wir von Anfang an seinen Neffen Justinian, der eben in die Blüthe männlicher Jahre trat und den hochstrebenden Ehrgeiz der Ideen, auf welche das Reich sich gründete, mit dem Talent, den Augenblick zu benutzen, verband. Nicht lange stand ihm Vitalian im Wege, der bereits im siebenten Monat des Consulats, das er bekleidete, im Palast ermordet wurde, was dann dem Ehrgeiz Justinians zugeschrieben worden ist [1]).

Bei der Aussöhnung mit dem römischen Stuhl, welche dem Kaiser sehr am Herzen lag, war Justinian besonders wirksam; er hat die römischen Gesandten in Konstantinopel eingeführt [2]). Fast nicht geringere Aufmerksamkeit erforderten die beiden Parteien im Circus, welche die ganze Population in zwei Faktionen theilten. Die eine, genannt die grüne, war für Anastasius gewesen; unter der neuen Regierung wurde sie unterdrückt; die andere, die blaue, wurde emporgebracht und auch in ihren Gewaltsamkeiten unterstützt, bis dann nach einigen Jahren die Zeit gekommen war, wo ihr Zügel angelegt werden mußten. Aus diesem Gegensatz, dessen wir noch weiter zu gedenken haben werden, ging die Bedeutung der Theodora hervor, mit der sich Justinian vermählte.

Justin wandte seine Thätigkeit wieder auf den Krieg gegen Persien. Die von den Persern bedrohten christlichen

---

1) Juli 520 (nach Comes Marcellinus). Ich wiederhole nicht, was von den näheren Umständen in der Historia arcana c. 6 z. E. erzählt wird, die auch dann unwahrscheinlich sind, wenn diese Stelle wirklich von Procop stammt.

2) Suggestio Germani et Joannis episcoporum bei Mansi VIII S. 454.

Grenzvölker hat Justin in seinen Schutz genommen und ihnen wesentliche Hülfe geleistet. Auch die Kriege mit den Aethiopen haben ihn viel beschäftigt. Er hat nicht versäumt, bei eintretenden Unglücksfällen die Pflichten eines Fürsten zu erfüllen[1]). Er war eifersüchtig darauf, den Purpur zu tragen und die Gewalt allein zu besitzen, aber er war zu hoch an Jahren, als daß nicht die allgemeine Aufmerksamkeit schon auf die Bestimmung des Nachfolgers sich hätte richten sollen. Ein ernstlicher Zweifel konnte darüber wohl nicht obwalten; alle Blicke wandten sich auf den Neffen Justins, der schon die Seele der Regierung zu sein schien.

Justinian war in vollkommenem Besitz der griechisch-römischen Cultur und hatte die öffentliche Stimme durch den glänzenden Aufwand, den er namentlich bei den Spielen des Circus machte, für sich gewonnen[2]). Justin erhob ihn zum Patricius, zum Magister Militum, zuletzt adoptirte er ihn[3]). Er wurde zum Augustus ernannt, Theodora zur Augusta, die dann beide bald darauf, nach dem Tode Justins, der am 1. August 527 erfolgte, aus den Händen des Patriarchen die Krone empfingen. Es war eine neue, auf das Ansehen

---

1) Beispiele davon führen Malalas an, l. XVII S. 417, 9 ff., und Evagrius.

2) Als er im Jahre 521 Consul wurde. Marcellinus Comes, Roncall. II, S. 318.

3) Magister Militum wurde Justinian nach der Ermordung des Vitalianus. Zonaras XIV c. 5 T. II S. 59 A. ed. Paris. Constantinus Porphyrogeneta bezeichnet ihn als alleinigen Oberbefehlshaber der Truppen des Reiches (*μόνος στράτηγὸς τῶν Ῥωμαϊκῶν ταγμάτων* in jener Zeit. Chron. S. 616, 20). Dann erhielt er das Nobilissimat (Comes Marcellinus z. J. 527, Zonaras XIV c. 4 S. 600). Die Adoption fand am 1. April 527 statt (Evagrius IV c. 9, Chron. Pasch. S. 616, 20, Malalas XVII

der Religion und deren Behauptung durch die Orthodoxie und auf die Herrschaft über die Parteien des Circus gegründete Regierung, welche an Justinian, der zu alledem mitgewirkt hatte, überging.

Ueber die regierenden Gewalten giebt es immer zweierlei Anschauungen: die eine faßt die allgemeinen Leistungen in Krieg und Politik ins Auge, die andere hält sich an die persönlichen Eigenschaften, die in der Regel auch zu allerlei Tadel Anlaß geben. Nirgends erscheint die Divergenz von beiden stärker als bei Justinian, dessen Regierungshandlungen Epoche in der Weltgeschichte machen, während seine häuslichen Angelegenheiten mancherlei nicht unbegründete Afterrede hervorgerufen haben. Hier haben wir es vor Allem mit den ersten zu thun.

Wir fassen zunächst seine legislative Thätigkeit ins Auge, die ihm einen großen Namen, fast noch mehr bei der Nachwelt als bei den Zeitgenossen gemacht hat. Sie ist um so bemerkenswerther, da der Kaiser seine Fürsorge nicht allein der Rechtspflege, sondern der Rechtswissenschaft angedeihen ließ. Eben in dem Rechte hatte sich der altrömische Geist besonders manifestirt. Auf uralter Grundlage war ein zusammenhängendes Rechtssystem entstanden, das in den Rechtssprüchen der Juristen und in den Constitutionen der Kaiser das gesammte bürgerliche Leben umfaßte. Justinian trug kaum ein halbes Jahr das Diadem, als er Anstalt traf, das Materielle beider Bestandtheile zu

S. 424, 17). Eben diesen Tag giebt Justinian selbst in der Verfügung (nov. 47 c. 1), durch welche er anordnet, daß die Urkunden nach den Regierungsjahren der Kaiser datirt werden sollen, als den Beginn seiner Regierung an.

ſammeln und unter gewiſſen Rubriken zu ordnen. Es war eine Arbeit für Vergangenheit und Zukunft; Juſtinian fand ſie auch für ſeine Stellung in dem römiſchen Reiche und der Welt überhaupt unentbehrlich. Den Umfang ſeiner Ideen lernt man aus dem Promulgationsedikt kennen, mit welchem er das vollendete Werk dem Präfectus Prätorio zufertigte. Er ſpricht darin den Grundſatz aus, daß das Beſtehen des Gemeinweſens auf zwei Dingen beruhe: Waffen und Geſetzen. Von dieſer Verbindung ſchreibe ſich her, daß das Geſchlecht der Römer den Vorzug vor allen anderen Nationen beſitze und alle Völker beherrſche, ſowohl in vergangener Zeit als auch mit göttlicher Hülfe fortan[1]). Das eine ſei für das andere erforderlich, die Waffen ſeien allezeit durch Geſetze geſichert; dieſe ſelbſt aber durch die Waffen behauptet worden. In dieſem Sinne habe er, der Kaiſer, ſeine Sorgfalt der bewaffneten Macht zugewandt; ſodann aber die alten Geſetze verbeſſert und neue hinzugefügt. Der Präfekt wird aufgefordert, allen Völkern das kund zu thun und allen Provinzen Abſchriften des neuen Codex zu überſchicken[2]). Die der höchſten Gewalt innewohnende Befugniß wird mit den bereits aus alter Zeit überlieferten Ausdrücken, die an das Heilige ſtreifen, ausgeſprochen; ſeine Unterſchrift wird nach altem Herkommen als eine göttliche bezeichnet. In dieſer Form tritt nun das Kaiſerthum ganz nach altrömiſchen Begriffen in die Mitte der Welt.

---

1) summa reipublicae tuitio de stirpe duarum rerum, armorum scilicet atque legum veniens vimque suam exinde muniens felix Romanorum genus omnibus anteponi nationibus omnibusque gentibus dominari tam praeteritis effecit temporibus quam deo propitio in aeternum efficiet.

2) Das Schreiben des Kaiſers iſt vom 7. April 529 datirt; mit dem 16. deſſelben Monats ſoll der Codex in Gültigkeit treten.

Niemand wird hier eine Rekapitulation des Inhalts der justinianeischen Gesetzbücher erwarten. Es würde ein überdies unnöthiger Uebergriff in das Gebiet der Rechtsgelehrsamkeit darin liegen. Ich will nur bei Einem Moment stehen bleiben, welcher die Gesichtspunkte der justinianeischen Redaktion betrifft.

Neben Edikten, Rescripten und Aussprüchen der Rechtsgelehrten besaß man auch den Versuch einer systematischen Zusammenstellung. Wir wissen, daß Gajus im zweiten Jahrhundert eine solche Arbeit unternommen und ausgeführt hatte. Seine Institutionen beruhen auf dem Verhältniß des eigentlich römischen Rechtes zu den Bedürfnissen der Fremden, die mit dem Reiche in Verbindung gekommen waren. Sie waren seitdem zu klassischem Ansehen gelangt und beherrschten die Rechtsschulen. Die Wiederauffindung derselben hat in der juristischen Litteratur Epoche gemacht und zu einer deutlicheren Erkenntniß des Wesens des römischen Rechtes beigetragen. Diese Arbeit liegt auch bei den Institutionen Justinians zu Grunde. Für uns bietet die Zusammenfassung noch eine andere Seite der Betrachtung dar: die historische Frage ist, welche Abänderungen Justinian für rathsam oder nothwendig hielt.

In der Vorrede der Institutionen läßt sich im Vergleich mit dem Inhalt des Promulgationsediktes des Codex eine Verstärkung der Idee der persönlichen Autorität des Kaisers bemerken. Was dort über die Verbindung der Waffen und der Gesetze zum Lobe der Römer und ihres Gemeinwesens überhaupt gesagt oder angedeutet wurde, wird hier auf den Kaiser allein angewendet; die imperatorische Majestät tritt sehr

entſchieden in den Vordergrund [1]). Die höchſte Gewalt hat die Pflicht, auch in dem Inneren dem Beſtand der Geſetze durch die kaiſerliche Majeſtät zu Hülfe zu kommen. Grade bei der Entwicklung dieſes Begriffs ſtoßen wir auf eine ſehr bezeichnende Abweichung des neuen Werkes von dem alten. In dem Buche des Gajus wird die Bildung der legislativen Gewalt auseinandergeſetzt; er erklärt, was Plebiscit, Senatorenrecht und Conſtitution ſeien [2]). In den Inſtitutionen des Juſtinian wird die Gültigkeit der Senatsconſulte davon hergeleitet, daß das Volk wegen ſeiner großen Menge nicht zur Sanction der Geſetze habe berufen werden können [3]). — Wenn bei Gajus bemerkt wird, daß auch die Conſtitutionen des Kaiſers Geſetzeskraft beſitzen, weil der Imperator durch ein Geſetz das Imperium erhalten habe, ſo heißt es noch eingehender in den juſtinianeiſchen Inſtitutionen: das Volk habe durch die Lex regia ſeine geſammte Gewalt dem Kaiſer übertragen [4]). Es liegt gewiß etwas Wahres darin, daß die legislativen Befugniſſe dem Kaiſer infolge ſeiner tribuniciſchen Gewalt, die ihm bei jeder Thronbeſteigung übertragen oder als übertragen vorausgeſetzt wurde, zugefallen ſind. Die Gewalt des Kaiſers hat einen populären Urſprung. Daß das durch die ſogenannte

---

1) Imperatoriam majestatem non solum armis, sed etiam legibus oportet esse armatam, ut utrumque tempus et bellorum et pacis recte possit gubernari et princeps Romanus victor existat.

2) Gajus, Institutionum juris civilis commentarii I, 3—5.

3) Inst. I t. 2 § 5: quum auctus est populus Romanus in eum modum, ut difficile esset in unum eum convocari legis sanciendae causa, aequum visum est senatum vice populi consuli.

4) Inst. a. a. O. § 6: quum lege regia, quae de imperio ejus principis lata est, populus ei et in eum omne suum imperium et potestatem concessit.

Lex regia geschehen sei, liest man nicht bei Gajus. Diese Voraussetzung findet sich jedoch schon bei den großen Juristen des dritten Jahrhunderts [1]). Justinian nahm sie in sein Gesetzbuch ohne alles Bedenken auf; sie ist dann auch in den späteren Jahrhunderten von Zeit zu Zeit hervorgehoben worden. Dieser Doctrin, die der unbedingten Gewalt des Herrschers überaus vortheilhaft ist, treten einige andere gegenüber, welche die ursprüngliche Freiheit der Menschen stärker hervorheben, als es bei Gajus geschieht. Der Grundsatz, daß Jedermann frei geboren werde, wird ein paar Mal wiederholt; die Sklaverei, d. h. der Zustand, in welchem Jemand der Herrschaft eines anderen unterworfen ist, wird als ein gegen die Natur laufender bezeichnet [2]). — Es kommt nicht darauf an, wie das nun weiter entwickelt wird. Aber die Ansicht waltet vor, daß die Menschen von diesen unnatürlichen Zuständen emancipirt werden müssen. Den Freigelassenen wird eine große Rücksicht gewidmet, die Freilassung selbst möglichst begünstigt. Erinnern wir uns, daß die gesellschaftliche Verfassung der römischen Republik auf dem Rechte der Herren über die Sklaven beruhte. Dies Verhältniß war von einigen, übrigens gewaltthätigen Kaisern lebhaft bekämpft worden. Die Abschaffung des Rechtes der Herren, ihre Sklaven zu tödten, hat, wie bemerkt, dem Kaiser erst eine unmittel-

1) Die angeführte Stelle ist wörtlich aus Ulpian entnommen —, wie denn auch die meisten anderen Zusätze aus diesem stammen.

2) Inst. I t. 3 § 1 libertas est naturalis facultas — § 2 servitus constitutio gentis. Die Sätze finden sich in den aus Florentinus (Digest. I, 5, 4) erhaltenen Fragmenten. Aeltere, die Freilassung beschränkende Bestimmungen werden für aufgehoben erklärt (Inst. l. I tit. 6 und 7).

bare Beziehung zu den unteren Ständen gegeben[1]), eine Beziehung, welche auszubilden und zu erweitern die Imperatoren einen natürlichen Antrieb hatten. Die Gesichtspunkte, die aus demselben entsprangen, treten dann auch in dem Gesetzbuch Justinians in voller Evidenz hervor. Alle Freien waren durch die früheren Gesetze römische Bürger geworden. Die Vorrechte der Landschaften, namentlich der Stadt Rom selbst, waren aufgehoben; insofern bildete bereits das ganze Reich eine Einheit. Dazu kam nun jetzt, daß die Sklaverei selbst bekämpft wurde und die Freigelassenen, deren Beschränkungen in dem Genuß der Freiheit aufgehoben wurden, selbst in den Stand der Freien traten. Man hat in der Regel die Abschaffung der Sklaverei der Einführung des Christenthums zugeschrieben; und gewiß hat die christliche Religion eine innere Verwandtschaft mit der Idee der persönlichen Unabhängigkeit von einem fremden Willen. Dazu aber, dieselbe geltend zu machen, war die Beihülfe der kaiserlichen Macht unentbehrlich. Mit Genugthuung erwähnt Justinian die Freilassung in den hochheiligen Kirchen, wie sie bereits seit Constantin vorgekommen war. An dem Kaiser und seinen hohen Beamten und der christlichen Hierarchie wird Vieles auszusetzen gewesen sein. Nach meinem Dafürhalten aber hat der Einfluß der Einen und der Anderen eine tiefe, überaus wirksame Beziehung zu den Rechten der persönlichen Freiheit und zur Bildung des Menschengeschlechts auf dieser Grundlage. Das Resultat der justinianeischen Gesetzbücher ist, daß das Kaiserthum in seiner unabhängigen Machtvollkommenheit, die selbst auf einem populären Boden steht, dazu schreitet. Sie sind

1) Inst. I t. 5 § 3.

die bedeutendste Hervorbringung des sechsten Jahrhunderts, auch politisch von unendlicher Wichtigkeit für die folgende Epoche; doch bieten sie der Betrachtung auch eine andere, dunklere Seite dar.

Die enge Verbindung zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt konnte nicht stattfinden, ohne den Ueberresten des Heidenthums zum Verderben zu gereichen. Auch dafür ist die Regierung Justinians entscheidend geworden.

Es entspricht vollkommen dem Gang der historischen Entwicklung, wenn Justinian den Opfern, wo sie noch dargebracht wurden, ein Ende machte; in Philä bei Elephantine waren das sogar Menschenopfer [1]). Aber er verfolgte das Heidenthum auch in seinen unschuldigen Reliquien.

Noch immer bestand jene Schule von Athen, die als eine Universität des hellenistischen Heidenthums bezeichnet werden kann. Die großen Kirchenlehrer, welche derselben ihre litterarische Bildung verdankten, hatten doch die Meinung gefaßt, daß ihr Bestehen mit der Herrschaft des Christenthums unvereinbar sei, gab es doch noch im sechsten Jahrhundert in Constantinopel hohe Beamte, welche hellenische Gesinnungen hegten und zu dem hellenischen Heidenthum zurückstrebten. Dem Allen nun beschloß Justinian, ein Ende auf immer zu machen. Die bisherigen Gesetze, welche das Heidenthum verboten, ohne zum Christenthum zu zwingen, hatten in Athen keine vollständige Wirkung. Die Nachfolger Platos besaßen die alten Stiftungen ungeschmälert; und noch immer kamen ihnen neue Vermächtnisse zu Gute. Dagegen schritt nun Justinian auf doppelte Weise ein — einmal hob er Vermächtnisse an Oert-

1) Procop, Persica I, c. 19 S. 104, 3.

lichkeiten oder Personen, welche zur Erhaltung des hellenischen Irrglaubens bestimmt seien, überhaupt auf, und sprach sie den lokalen Magistraten zu, sodaß die Güter der Akademie an die Stadt fielen, dann aber verbot er durch ein förmliches Edict, daß in Athen Recht oder Philosophie gelehrt werde[1]). Hierauf fanden die sieben Lehrer der Philosophie in Athen — unter ihnen Simplicius, der Erklärer des Aristoteles — keine Stätte mehr; sie suchten — soviel wir erfahren — eine Zuflucht in Persien, fanden sich aber in ihren Erwartungen, die sich auf Herodot und Xenophons Anschauungen gründen mochten, getäuscht und kehrten zurück. Aber ihre Schule war und blieb geschlossen. Ein Ereigniß von Wichtigkeit für die gesammte Fortentwicklung des menschlichen Geschlechts; dem griechischen Geiste wurde eine consequente Weiterentwicklung auf dem im classischen Alterthum gelegten Grunde abgeschnitten, während dem römischen durch die Rechtsbücher eine solche frei gehalten und für die Folgezeit eigentlich erst wahrhaft ermöglicht wurde. Der philosophische Geist erstarb in dem Gegensatz der religiösen Parteien; der juridische Geist gelangte zu einem Ausdruck, der ihn gleichsam centralisirte.

Der Ausgang der griechischen Philosophie erinnert an ihren Anfang, eine Periode von beinahe einem Jahrtausend, in welchem sich die größten Abwandlungen der Weltgeschichte zugetragen haben. Es sei mir gestattet, daran noch eine allgemeine Bemerkung zu knüpfen, von der ich nur wünsche,

1) Cod. Just. I. t. 11 l. 9. Malalas XVIII, 451, 16, ed. Bonn.: *βασιλεὺς Θεσπίσας πρόσταξιν ἔπεμψεν, ἐν Ἀθήναις κελεύσας μηδένα διδάσκειν φιλοσοφίαν μήτε νόμιμα ἐξηγεῖσθαι.* Es geschah im Jahre 529.

daß sie von dem Gesammtbewußtsein der Gelehrsamkeit nicht zurückgewiesen werde.

Die christliche Religion war in dem Widerstreit der religiösen Meinungen der Völker auf Erden entsprungen und hatte dann im Gegensatz mit denselben sich zur Kirche entwickelt. Die christliche Theologie, welche sich der Aneignung des Geheimnisses und der Vereinbarung mit dem begreifenden Vermögen widmete, hatte sich in steter Berührung, zuweilen einer freundschaftlichen, häufiger einer feindseligen, mit der Philosophie der Griechen ausgebildet. Es war das der Beruf jener Jahrhunderte. Da sind die großen christlichen Theologen von Origenes an erschienen; sie haben, wie wir berührten, ohne Ausnahme die griechischen oder auch die naheliegenden lateinischen Schulen durchgemacht und denselben gemäß ihre Lehren gestaltet. Die griechische Philosophie hatte nichts ihnen Vergleichbares hervorgebracht; sie war in dem öffentlichen Leben in den Hintergrund gedrängt worden; jetzt war sie zu Grunde gegangen. Auffallend aber ist es, daß auch die großen christlichen Theologen aufhörten. Männer wie Athanasius, die Gregore von Cappadocien, Chrysostomus, Ambrosius und Augustin hat es später niemals wieder gegeben. Ich will sagen: mit der griechischen Philosophie erfuhr auch die Originalentwicklung der christlichen Theologie einen Stillstand. Der Energie der Kirchenlehrer oder der Bedeutung der Kirchenversammlungen in diesen Jahrhunderten können sich analoge Erscheinungen, die in späteren Zeiten vorgekommen sind, doch nicht zur Seite stellen. Es hat etwas Gleichartiges, so verschieden es auch an sich ist, daß die altrömische Jurisprudenz in einer zwar historischen, aber doch von dem Moment

beherrschten Redaktion als allgemein gültiges Gesetz erschien und daß all den inneren Entzweiungen der christlichen Theologie, wobei denn auch die abweichenden Meinungen mit Geist und Tiefe vertreten waren, durch den Sieg der Orthodoxie, namentlich der in den chalcedonischen Beschlüssen aufgestellten Dogmen, Grenzen gesetzt wurden. Lange Jahrhunderte haben sich damit beschäftigt, die gewonnenen Resultate auszuarbeiten und zugleich zu einem Gemeingut der Menschheit zu machen, was sie niemals geworden wären, wenn der Streit über die obersten Grundsätze derselben fortgedauert hätte.

Justinian, der die Orthodoxie wiederherstellte und den juridischen Anschauungen Gesetzeskraft gab, nimmt in dem Wettstreit der Jahrhunderte eine große Stellung ein. Indem er nun aber das Imperium zu dieser Höhe der Autorität erhob, fühlte er doch jeden Augenblick den Boden unter seinen Füßen schwanken.

Im Jahre 532 brach der Aufruhr gegen ihn aus, der unter dem Namen Nika bekannt ist; ein Wort, welches den Wagenlenkern beim Wettrennen zugerufen zu werden pflegte: denn eben aus dem Circus gingen die Unruhen hervor.

Ueber seinen Ursprung und Verlauf besitzen wir mannigfaltige Berichte, die sich jedoch nicht eben leicht vereinigen lassen. Die chronikartige Aufzeichnung der Ereignisse in Constantinopel die wir aus der Hand eines Lateiners, des Comes Marcellinus übrig haben, setzt den Ursprung der Bewegung in eine Verschwörung. Die Neffen des Anastasius, welche durch den Lauf der Begebenheiten vom Throne ausgeschlossen waren, sollen, von wildem Ehrgeiz entflammt, mit einer Anzahl von Sena-

toren, das Volk gegen Justinian aufgeregt haben. Hypatius und sein Vetter Pompejus dringen an der Spitze bewaffneter Haufen gegen den Palast vor, werden aber vor den Thoren desselben nicht allein zurückgewiesen, sondern geschlagen und kommen dabei um. Die späteren griechischen Berichte leiten Alles von dem Mißvergnügen ab, welches die Staatsverwaltung Justinians hervorgebracht habe; die Verwendung fremder Hülfstruppen habe dann einen Straßenkampf hervorgerufen, in welchem der Kaiser die Oberhand behielt.

Bei Weitem unterrichtender ist Procop von Cäsarea, doch legt er den meisten Nachdruck auf den Widerstand, welchen Justinian der Bewegung gegenüber entwickelte[1]). Den Ursprung derselben, den er mit Recht in dem Kampfe der beiden Parteien in den großen Städten sucht, die einander mit wildem Haß im ganzen Reiche verfolgten, schildert er jedoch nur in allgemeinen Reflexionen. Glücklicherweise besitzen wir auch noch andere Erzählungen, die mehr Lokalfarbe tragen und aus denen wir den öffentlichen Zustand von Constantinopel ersehen. Namentlich findet sich in den Excerpten, welche Theophanes in seine Geschichte aufgenommen hat, ein merkwürdiges Stück, aus dem man das Verhältniß des Kaisers zu dem Volke, das sich im Circus versammelte, kennen lernt[2]). Wie in den Senatoren eine Erinnerung an den altrömischen Senat fortlebte, so erhielt sich in dem Circus, wie früher in Rom, so jetzt in Constantinopel, noch immer ein Nachhall der alten plebejischen Vorrechte. Der Circus diente dazu, den Kaiser mit dem Volke in unmittelbaren Contact zu bringen. Wir haben wohl zuweilen zu

1) Procop, bell. Pers. I c. 24.
2) Theophanes S. 278 ff. ed. Bonn.

erwähnen gehabt, wie sich die öffentliche Stimme in großen Momenten, z. B. noch im dritten Jahrhundert, im Gegensatz gegen die auswärtige Politik kundgab. Die Anerkennung des Circus war für Justinian unentbehrlich. Da hatten sich aber jene Factionen gebildet, deren schon oben gedacht worden ist. Sie unterschieden sich durch ihre Farben, Grün und Blau, welche gleichsam die Farben der Fahnen waren, unter denen die Corporationen, die die Kosten für die Wettrennen aufbrachten, und die Bevölkerung nicht allein in Constantinopel, sondern auch in den anderen Hauptstädten des Reiches sich gegenübertraten und dann auch politische Rechte ausübten [1]). Denn Gegensätze dieser Art in einer oder der anderen Form, gehören nun einmal zu dem eigensten Leben der großen Städte. Anastasius nun hatte wie erwähnt, die grüne Faction begünstigt. Justin, Justinian und seine Gemahlin Theodora hielten sich zur blauen. Darin liegt das Charakteristische der Lebensstellung der Theodora, daß sie in Verbindung mit der grünen Faction zu einer nicht geringen scenischen Celebrität gelangt war und dann zu der blauen überging.

Wer kennt nicht die Afterrede, die sich einem Lebenskreis wie diesem zu allen Zeiten unvermeidlich anheftet? Zum größten Erstaunen gereicht es doch, daß der Uebergang Theodoras von der einen Partei zu der andern eine allgemeine Bewegung in den beiden um den Vorrang wett-

1) Wilken hat sich das Verdienst erworben, die Entstehung und Verfassung der Parteien in einer kleinen Schrift in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1827 auseinanderzusetzen. Nach ihm hat Adolf Schmidt bis zu dramatischem Eingehen in dieselben sich hierüber ausgesprochen (Der Aufstand in Constantinopel unter Kaiser Justinian, 1854).

eifernden Parteien erregte; man hat sie selbst mit einer Erderschütterung verglichen. Theodora hatte in Justinian eine Leidenschaft erweckt, die ihr eine große Einwirkung auf die öffentlichen Geschäfte sicherte, und die sie dann nicht ohne äußerliche Würde, aber mit gehässiger Einseitigkeit ausübte. Daher kam es nun, daß die Faction der Blauen das Uebergewicht bekam und die der Grünen in Nachtheil gerieth. Es verdient wohl einer Erwähnung, wie das bei den circensischen Spielen an einem feierlichen Tage zum Ausdruck kam. Der Kaiser saß auf seinem Thronsessel; ein Beamter stand ihm zur Seite, der den Auftrag hatte, seinen Sinn auszusprechen; er hatte den Titel Mandator. Der Wortführer der Grünen erhebt sich nun, um dem Kaiser zunächst lange Jahre und Sieg zu wünschen. „Aber", fügt er gleich hinzu, „wir erleiden Unrecht, o du, der du der einzige Gute bist, wir können das nicht länger ertragen, Gott weiß es." Der Herold fordert sie auf, den Mann zu nennen, der ihnen Unrecht thue. Nach einigem Zögern nennen sie einen solchen; da aber der Mandator einwende, dieser Mann bekleide gar kein Amt, so erwidern sie: wer es auch sei, von dem sie Unrecht leiden, er werde das Schicksal des Judas haben. „Wie," sagt der Herold, „seid ihr hierher gekommen, nicht um dem Schauspiel beizuwohnen, sondern um die höchste Gewalt zu beschimpfen?" Ein heftiges Wort folgt auf das andere; endlich verlassen die Grünen den Circus und lassen den Kaiser mit den Blauen allein. Nun aber trat sogleich ein Vorfall ein, von welchem auch die Blauen betroffen wurden. Einige Uebelthäter von beiden Parteien wurden durch die Stadt geführt, um hingerichtet zu werden. Bei der Execution ereignete es sich, daß der

Balken, an welchem zwei aufgehängt werden sollten, zerbrach. Die beiden stürzten noch lebendig zu Boden; aber sie erweckten das Mitleid der Menge, welche jetzt das Urtheil, das gegen sie gesprochen worden, für vollzogen erklärte, sodaß die Delinquenten mit Hülfe einiger mildthätiger Mönche in ein Asyl geschafft wurden, wo sie zunächst gesichert waren. Der eine gehörte der grünen, der andere der blauen Faction an; und die beiden Parteien vereinigten sich nun, um ihre Begnadigung beim Kaiser zu bewirken. Bei den nächsten Spielen fordern sie den Kaiser auf, Menschenliebe zu üben und die beiden dem Tode Entronnenen zu schonen [1]). Von den Spielen wird aber eins nach dem andern ausgeführt, man ist bis zum zweiundzwanzigsten gekommen; noch immer hat der Kaiser keine Antwort gegeben. Hierauf wird nicht mehr ihm ein Lebehoch ausgebracht, sondern der Menschenfreundlichkeit der beiden Factionen. Die Menge begiebt sich in ihrer Entrüstung zu dem Präfectus, um die völlige Freigebung der beiden Missethäter bei ihm auszuwirken. Da auch der ihnen nicht antwortet, so schreiten sie zur Gewalt; sie stecken die Präfectur in Brand und am nächsten Tag, als schon das gewohnte Wahrzeichen zu den Kampfspielen aufgesteckt ist, verbrennen sie dasselbe d. h. sie setzen sich in offene Empörung. Dem allgemeinen Tumult sucht der Kaiser durch seine Leibwachen zu steuern. Diese vernehmen das Geschrei der Menge gegen die vornehmsten Männer des Staates: Johann von Cappadocien, Tribonian und den Stadtpräfecten Eudämon. Der Kaiser läßt sich wirklich bewegen, die drei Männer abzusetzen. Er entschloß sich noch zu einer anderen großen Concession. Am

1) Am 13. Januar 532.

18. Januar, an einem Sonntag, begab er sich mit dem Evangelium in der Hand in den Hippodrom. Wenn wir recht unterrichtet sind, bekannte er, eine Sünde dadurch begangen zu haben, daß er die von ihm geforderte Begnadigung zurückgewiesen habe[1]); er versprach bei dem Evangelium allgemeine Amnestie, wenn man sich nur ruhig verhalte. Nicht wenige waren davon befriedigt und riefen ihm ein Lebehoch zu, die Meisten aber gaben seinen Versprechungen kein Gehör, denn er sei ein Meineidiger; sie ließen zugleich die heftigsten Schmähungen verlauten. Und da nun der Kaiser auf jede Versöhnung Verzicht leistete, alle die, denen er nicht traute, aus dem Palast entfernt hatte, unter ihnen den Hypatius, so geschah es, daß dieser mehr gezwungen als freiwillig, von den Aufrührern aufgegriffen und in den Circus geführt wurde. Er folgte dem scheinbaren Zwange mit Vergnügen. Er nahm, mit einigen Insignien der höchsten Gewalt bekleidet, den Thron ein und zwar mit einer gewissen Zuversicht, da er bei weitem die Mehrheit der Volksmassen für sich hatte. Nicht aber zu einem Anlauf gegen den Palast ist es dann gekommen; der blutige Zusammenstoß ging vielmehr von Seiten des Palastes aus, wo zugleich mit jenen Annäherungen Justinians auch schon Vorkehrungen für den Fall, daß sie vergeblich sein würden, getroffen worden waren. Diese aber und die Rückwirkungen lernen wir aus Procop kennen. Hypatius hatte nach dem Berichte des Procop eine große Partei unter den Senatoren. Die meisten von ihnen, die ebenso wie Hypatius selbst vom Palast ausgeschlossen waren, wünschten Justinians entledigt zu sein, und

1) αἱ ἐμαὶ ἁμαρτίαι ἐποίησάν με μὴ παρασχεῖν ὑμῖν περὶ ὧν ἠτήσατέ με ἐν τῷ Ἱππικῷ (Chron. Pasch. S. 623, 20).

ihr Plan wäre gewesen, unmittelbar auf den Palast loszugehen und denselben in Besitz zu nehmen. Dagegen aber stellte einer der angesehensten von ihnen, des Namens Origenes, den Uebrigen vor, wie gefährlich es sei, eine so wichtige Angelegenheit durch die Waffen entscheiden zu wollen; denn da habe leicht der Zufall sein Spiel. Er schlägt seinen Genossen vor, lieber in einem anderen der kaiserlichen Paläste ihren Sitz aufzuschlagen; Justinian werde dann einsehen, daß er nicht widerstehen könne, und zur Flucht schreiten[1]). Wirklich war das nun nach Procop die Absicht Justinians. Allein bei der Berathung darüber erhebt sich Theodora, die Gemahlin Justinians; sie bittet um Entschuldigung, wenn sie als Frau es wage, in die Berathschlagungen der Männer eingreifen zu wollen. Mit energischem Nachdruck giebt sie aber dann zu erkennen, welcher Schimpf es sei, aus dem Besitz der höchsten Gewalt zu weichen; besser wäre es den Tod zu erwarten; ein schönes Todtenkleid sei der Purpur[2]). Ihr Rath drang durch. Die nächste Schwierigkeit lag darin, daß die wachthabende Garde denen den Ausgang aus dem Vorhof versperrte, die gegen den Circus heranziehen wollten. Selbst Belisar, der kurz zuvor aus Persien angekommen war, wurde zurückgewiesen, aber er fand einen Weg durch eine andere Pforte. Hypatius hatte sich bereits auf den Thronsessel im Circus niedergelassen; der Haufen hatte ihn mit einer goldenen Kette geschmückt — als Belisar mit seinen krieggeübten, gepanzerten Truppen, von denen die einen mit Speeren, die anderen mit Schilden bewaffnet waren, in den Circus eindringt, das bloße Schwert in der Hand. Die

1) Procop S. 124, 15 ff.

2) *καλὸν ἐνταφιον ἡ βασιλεία ἐστί* S. 126, 12.

Menge wird von plötzlichem Schrecken ergriffen, worauf noch ein anderer Führer, Mundus, der sich bisher stille gehalten, in den Circus rückt. Von beiden Seiten wird das Volk in gräßlichem Gemetzel niedergehauen; Procop zählt 30,000, welche umgekommen seien[1]). Hypatius wird in dem Getümmel von Belisar selbst vom Thron gerissen; er und sein Vetter Pompejus werden vor Justinian gebracht, bei dem sie sich rechtfertigen wollen, gleich als sei ihre Absicht nur gewesen, das Volk zum Besten Justinians selbst im Circus zusammenzubringen. Justinian fragt sie, warum sie denn, wenn sie so mächtig wären, das Volk nicht abgehalten hätten, die Stadt durch eine Feuersbrunst zu verwüsten[2]).

Procop läßt Hypatius entschlossen dem Tode entgegen gehen; er stirbt wie ein alter Römer. Wie angedeutet, die Berichte stimmen nicht eben gut zusammen. Von anderen wird eben das behauptet, was Procop leugnet; und von der Seelengröße, welche dieser der Theodora zuschreibt, haben die Anderen keine Ahnung, sowie Procop seinerseits von der Nachgiebigkeit Nichts hat, welche diese dem Kaiser selbst in dem letzten Moment zuschreiben. Doch wird Procop Manches absichtlich weggelassen haben; den Anderen mag leicht etwas verborgen geblieben sein, was er erfuhr. Trotz dieser Abweichungen im Einzelnen liegen doch die Grundzüge des Ereignisses deutlich vor Augen. Daran kann kein Zweifel sein, daß der Aufruhr auf der Reaktion der bei der Thronbesteigung Justins zurückgedrängten Partei des Anastasius beruhte. An sich hätte diese nichts ausrichten können;

1) Malalas S. 476, 20 und Chron. Pasch. S. 627, 14 geben die Zahl der Umgekommenen auf 35,000 an.

2) Malalas S. 476, 13.

ſie vereinigte ſich mit der Bewegung im Circus, die aus anderen Motiven entſprang. Beide wurden zuſammen niedergekämpft.

Denn bisher war die Herrſchaft durch die Senatoren, die in ihrer Geſammtheit doch wieder das Gemeinweſen repräſentirten, und das Volk im Circus beſchränkt geweſen. Jetzt aber war weder von den einen noch von dem anderen die Rede; die Macht des Kaiſerthums wurde nun erſt unbeſchränkt. Daß ſie aber ganz der Forderung der Sache gemäß ausgeübt worden ſei, wird man doch nicht behaupten dürfen. Theodora, welcher die Bewegungen des Circus hauptſächlich entgegengeſetzt worden waren, gelangte zu einem Einfluß, der das ganze innere Staatsweſen beſtimmte; ſie war nicht allein Gemahlin des Kaiſers, ſie war Kaiſerin neben demſelben. Sie hatte den größten Einfluß auf die perſönlichen Stellungen. Niemand durfte ein Amt antreten, ohne daß ſie darum gewußt hätte, oder er mußte gewärtig ſein, es bald zu verlieren.

Jeder Beamte ſchwur bei ſeinem Amtsantritt den Eid der Treue den geheiligten Perſonen: dem Kaiſer und ſeiner Gemahlin. Wie ſie an dem Kampfe theilgenommen, ſo trat ſie auch in den Mitgenuß der Früchte deſſelben. Wenn Theodora reiſte, begleiteten ſie die Präfecti Prätorio, Comites, Schatzmeiſter; die Wege wurden gebeſſert, Paläſte zu ihrer Aufnahme in Bereitſchaft geſetzt; ſie reiſte als die Inhaberin der Gewalt. Sie lebte größtentheils in ihrer Villa an der Propontis, ihre Tage theilte ſie zwiſchen der Sorge für ihre Schönheit und für ihre Macht. Mit ihrem Gemahl ſtand ſie immer gut und wenn je ein Mißverſtändniß zwiſchen ihnen eintrat, ging es bald und raſch

vorüber. Theodora war zurückgezogen und ceremoniös; wer ihr nahte, beugte ſich nieder, um ihre Fußſpitzen mit den Lippen zu berühren. In den Kerkern des Palaſtes ſchmachtete manches Opfer ihrer Tyrannei, während ſie in den oberen Räumen das Glück ihres Daſeins genoß.

Ein ſonderbarer Gegenſatz, der zugängliche, ſich unaufhörlich bewegende Kaiſer, der auch in der Nacht keine Ruhe hatte und die Speiſen, die man ihm vorſetzte, kaum berührte, und die ſtolze Theodora, die den Genuß ausgeſuchter Speiſen liebte und hauptſächlich ihres körperlichen Wohlbefindens pflegte. Aber auch Juſtinian war weder großmüthig noch zuverläſſig. Er ſcheute vor keiner Gewaltſamkeit ſelbſt gegen die Männer, denen er das größte Vertrauen geſchenkt hatte, zurück. Er hatte nur immer Ein Ziel vor Augen, das er, nach allen Seiten gewendet, mit feſtem Entſchluß und ſchonungsloſer Ausführung verfolgte. In den Schilderungen der Geheimgeſchichte, den ſogenannten Anekdota iſt das Meiſte übertrieben und trägt das Gepräge der Fabel auf der Stirn; aber den Eindruck macht es doch, daß die Regierung ſich um das Wohl der Einzelnen wenig bekümmerte und alle Welt den Druck empfand, den ſie ausübte. Wo aber blieben dann die auf das Ideale gerichteten Beſtrebungen des Kaiſers, deren wir eben gedachten? Sie waren mit Nichten vergeſſen. Sie manifeſtirten ſich in ſeinen Bauwerken und ſeinen auswärtigen Kriegen.

Während die Ruinen der bei der Empörung des Circus zerſtörten Gebäude ein lange dauerndes Grauen vor Unruhen dieſer Art erregten, legte Juſtinian Hand an, über denſelben eines der vornehmſten Werke aufzuführen, welches die Geſchichte

der Baukunst überhaupt kennt, der Hagia Sophia. Niemals ist eine stolzere Trophäe für irgend einen Sieg aufgerichtet worden, als diese Kirche es war. Die Instauration der Monarchie in ihrer Verbindung mit Gesetzgebung und Religion hat darin ihr bestes Denkmal gegründet. Es ist vielleicht der Mühe werth, bei demselben, wie wohl ein Reisender thut, einen Augenblick zu verweilen. In der lateinischen Welt hatten bisher die kirchlichen Gebäude die Gestalt weltlicher Versammlungshäuser festgehalten mit den Modifikationen, welche der kirchliche Gebrauch nothwendig machte; die Bilder der Kaiser wichen den Bildern der Apostel. Man unterschied das Bema für die Geistlichkeit und die heiligen Handlungen, den Naos für das Volk, geschieden nach den beiden Geschlechtern, den Narthex für die Büßenden. So war der Kirchenbau aus dem Occident nach dem Orient übertragen worden. Man weiß, daß die Errichtung großer Werke der Architektur die römische Welt von allen anderen Reichsgenossenschaften, die ihr vorangegangen oder gefolgt sind, besonders unterscheiden. Die Grenzen mußten befestigt und vor Räubereien gesichert werden, um Werke dieser Art hervorzubringen. Es giebt Regionen in Syrien, in welchen die zu diesem Zweck errichteten Baulichkeiten: Säulenhallen, Paläste, Villen und Thermen sich gegen alle Stürme des Völkerlebens und der Cultur gleichsam intact erhalten haben[1]). Zu diesen Denkmalen der Kunst und des Lebens gehören die Kirchen, deren Architektur in dem Maße, als das kirchliche Leben die Oberhand erhielt, sich immer neu gestaltete. Daß eine solche

1) Notiz bei Schnaase, Geschichte der bildenden Künste. 2. A. III. Band S. 12 nach Vogüé, Syrie centrale.

Umgeſtaltung unter Kaiſer Juſtinian erfolgte, leitet ſchon Procop von dem kirchenhiſtoriſchen Standpunkt deſſelben her: denn er habe die ſchismatiſchen Beſtrebungen beſeitigt. So habe derſelbe alles Unnütze und Zweifelhafte von der Rechtsverwaltung abgeſchnitten, ſodaß es wieder ein Recht gebe[1]). Die Idee des Kaiſers trat nun auch in der Architektur zu Tage, der Kunſt, welche am unmittelbarſten aus der Idee entſpringt und ihr den realſten Ausdruck, den es giebt, zu verleihen vermag. Die architektoniſchen Motive, die bisherige Bauart zu verändern, ſind ſehr einfach. Schon Conſtantin hatte eine Abwandlung dadurch angebahnt, daß er der Kirche, welche er zu ſeinem und ſeiner Nachfolger Grab beſtimmte, die Form des Kreuzes gab. Aber die letzten ſtürmiſchen Auftritte zu Conſtantinopel hatten gezeigt, daß der Holzbau, der in den Kirchen unentbehrlich war, Feuersbrünſte verurſachte, durch welche ſie nicht ſelten zerſtört wurden. Eben in dem Aufruhr der Nika war das vorgekommen. Die Abſicht, einem ähnlichen Unglück für die Zukunft vorzubeugen, gab den nächſten Anlaß zum Kuppelbau, welchen Juſtinian anordnete. Brennbare Materialien ſollten überhaupt vermieden werden; die

1) Procop, *περὶ κτισμάτων* I c. 1 S. 171, 13 ed. Bonn.: *Πλανωμένην εὑρὼν τὴν ἀμφὶ τῷ θεῷ δόξαν τὰ πρότερα ἐς πολλά τε ἀναγκαζομένην ἰέναι, συντρίψας ἁπάσας τὰς ἐπὶ πλάνας φερούσας ὁδοὺς, διεπράξατο ἐν τῷ βεβαίῳ τῆς πίστεως ἐπὶ μιᾶς ἑστάναι κρηπῖδος. πρὸς δὲ καὶ τοὺς νόμους λαβὼν τῷ τε παμπληθεῖς οὐ δέον γεγονέναι σκοτείνους ὄντας καὶ συγκεχομένους διαφανῶς τῷ ἐπ' ἐναντίας ἀλλήλους ἰέναι — τὸ δὲ ἐς ἀλλήλους διχοστατεῖν βεβαιότατα κρατυνάμενος διεσώσατο.*

2) Vgl. Salzenberg, Altchriſtliche Baudenkmale Conſtantinopels vom 5. bis 12. Jahrhundert, ein Werk, das wir der Theilnahme verdanken, die König Friedrich Wilhelm IV. den kirchlichen Monumenten überhaupt widmete.

Kuppel ſich über der Kreuzung, welche die von Conſtantin neueingeführte Form der Baſilika hervorbrachte, unmittelbar erheben. Das Bema ſollte nach wie vor gegen Oſten, der Narthex gegen Weſten gerichtet ſein, Alles in Dimenſionen, wie ſie noch niemals vorgekommen waren. Vierzig Tage nach der Bezwingung der Nika wurde der Grundſtein gelegt und alle Kräfte des Reiches angeſpannt, um die Materialien, zum Theil aus heidniſchen Tempeln, zuſammenzuſchaffen, vor allem aber die Geldmittel, welche für die große Anzahl von Arbeitern nothwendig waren. Der in unaufhörlicher Gährung begriffene Sinn der Bevölkerung bedurfte es gleichſam, in dieſer Richtung beſchäftigt zu werden. Man ſah den Kaiſer in weißem Gewande ſelbſt unter den Arbeitern erſcheinen, um die Arbeit zu fördern. Wie er den größten Juriſten, den beſten Finanzmann und vortrefflichſten Truppenführer zu gewinnen wußte, ſo ſtand ihm bei der Aufrichtung der Hagia Sophia eines der größten architektoniſchen Talente aller Zeiten, Anthemius von Tralles, zur Seite. Im Laufe von fünf Jahren wurde das gigantiſche Werk vollendet. Das Kuppelgewölbe erhebt ſich über hundert Fuß in die Lüfte; die Verbindung des neuen Syſtemes mit dem alten übt, wie alle die verſichern, welche bei dem Eingang das Ganze überſchauten, eine unvergleichliche Wirkung von Mannigfaltigkeit und Einheit aus. Noch auf der Erde gefeſſelt, erhebt ſich das Gemüth in die Regionen des Jenſeits. Wie oft hat man nicht geſagt, daß das Bauwerk ſeines Gleichen überhaupt nicht hat, aber gewiß iſt es nie übertroffen worden.

Juſtinian ſelbſt ſoll, als es vollendet war, ausgerufen haben: er habe Salomo beſiegt. In einem poetiſchen

Werke[1]) über die Hagia Sophia wird Nachdruck darauf gelegt, daß das vornehmste Heiligthum von Rom vor der Heiligen Weisheit in den Schatten trete, wie das Götterbild vor dem lebendigen Gott.

Justinian hat das ganze Reich mit Kirchen dieser Construction ausgeschmückt; man will ihrer Tausend zählen. Er erfüllte damit ein großes Bedürfniß und knüpfte das Volk durch die Repräsentation der allgemeinen Ideen an die Monarchie.

Indem aber nun dadurch den kirchlichen Gesinnungen Genüge geschah, war Justinian zu anderen Unternehmungen fortgeschritten. Er dachte an eine Wiederherstellung des römischen Reiches im Westen Europas. Damit hat er Bewegungen erregt, welche die bestehende Ordnung der Dinge im Occident in ihren Tiefen erschütterten. Sie haben sowohl durch den Succeß, den sie hatten, als durch den Rückschlag, den sie hervorriefen, eine unermeßliche Wirkung ausgeübt.

1) In der ἔκφρασις τοῦ ναοῦ τῆς ἁγίας Σοφίας des Paulus Silentiarius.

Sechzehntes Capitel.

Beliſar in Afrika und Italien.

Die Wiedererſtarkung des Kaiſerthums, welches alle ſeine alten Rechte wiederherzuſtellen den Antrieb und die Macht beſaß, enthielt von vornherein eine Gefährdung der germaniſchen Völkerſchaften, welche ſich über den Occident verbreitet hatten, aber noch nicht zu einer recht haltbaren Stellung gelangt waren. Die kirchliche Unterſcheidung, in welcher die meiſten von ihnen verharrten, verhinderte die Verſchmelzung mit den Eingeborenen der römiſchen Provinzen.

Eine geſicherte Ausſicht auf eine der Forderung der Dinge entſprechende Entwicklung lag nicht darin.

So prächtig ſich die Oberhoheit ausnahm, welche Theoderich beſaß, ſo hatten doch die populären Elemente der neuen Staatsbildungen eine natürliche Hinneigung zu dem Imperium. Er ſelbſt wurde davon betroffen.

In ſeiner auf den allgemeinen Frieden gerichteten Geſinnung hatte Theoderich nichts dagegen gehabt, daß die Eintracht des römiſchen Biſchofs mit dem Hofe von Conſtantinopel wiederhergeſtellt wurde. Aber in kurzem mußte er ſelbſt wahrnehmen, daß ſeine Macht durch die nach der

Aufhebung des kirchlichen Schisma wieder erwachende religiöse Verbindung des Orients mit dem Occident gefährdet wurde. Das geschah auch in seiner nächsten Nähe, seine letzten Jahre sind dadurch getrübt worden. Wie hätten nicht die Arianer allenthalben von der wiederhergestellten Union der Katholiken empfindlich betroffen werden sollen. In Constantinopel bildeten dieselben noch immer eine große konfessionelle Gemeinschaft. Sie besaßen ein ausgedehntes Eigenthum. Ihr Reichthum bewirkte, daß die unteren Stände, namentlich auch die Handwerker, denen sie Arbeit gaben, ihnen anhingen; die Unterstützung, welche sie dem gothischen Namen gewährten und durch denselben empfingen, war eine gegenseitige. Wenn nun Justin die griechischen Arianer durch strenge Edicte zu unterdrücken begann, so empfand das Theoderich als eine Beeinträchtigung seiner eigenen Macht. Es ist bezeichnend, daß er den Bischof von Rom, Johannes, nach Constantinopel schickte, um eine Milderung auszuwirken; dieser erfreute sich eines guten Empfanges, aber eine Zurücknahme der Edikte bewirkte er nicht[1]). Zurückgekehrt wurde er von Theoderich als ein Feind angesehen und ins Gefängniß geworfen, in welchem er im Jahre 526 starb[2]). Zugleich aber wurden noch andere Beziehungen zwischen Rom und Constantinopel wiederbelebt. In dem Senate, der bisher an den Gothen wegen der Wechselfälle im griechischen Reiche einen gewissen Schutz gefunden hatte, gewann der Imperator von Constantinopel viele Freunde; trotz der Einfältigkeit der uns zugekommenen Nachrichten kann man doch

1) Die Sendung des Johannes fällt in das Jahr 524.
2) 18. Mai 526.

nicht bezweifeln, daß eine Correspondenz zwischen einigen Senatoren und dem Hofe von Constantinopel stattgehabt hat. Theoderich zog den Schuldigsten von allen, Albinus, zur Rechenschaft. Der aber fand auch bei denen Unterstützung und Rechtsbeistand, die unmittelbar nicht betheiligt waren, unter Anderem auch bei Boethius, dessen wir gedachten. Von ihm ist das Wort: was Albinus gethan, das habe der gesammte Senat, das habe er selbst gethan. Der Senat nahm sich seiner jedoch mit Nichten an. Boethius wurde in ein Gefängniß geworfen, in welchem er Anfangs mit so vieler Schonung behandelt worden ist, daß er noch ein kleines Werk verfassen konnte: ein Gespräch mit der Philosophie [1]), populär und sinnvoll, die einzige seiner Schriften, welche immer gelesen worden ist. Dann aber unterlag er den Anklagen seiner Gegner, die er als Delatoren bezeichnet, und wurde hingerichtet, so viel man weiß, zum tiefsten Schmerze des Königs selbst. Schon hatte Theoderich erleben müssen, daß sein Ansehen in dem nahe verwandten vandalischen Königshause durch den Einfluß von Constantinopel tief herabgedrückt wurde. Auch hier übte das kirchliche Verhältniß den größten Einfluß aus. Wir kennen den Widerstreit, in welchem sich die vandalische Königsmacht mit der katholischen Kirche befand. Noch Thrasamund, der Schwager Theoderichs, hat eine Anzahl katholischer Bischöfe nach Sardinien verbannt.

Aber der Hof von Constantinopel besaß eine so hohe politische Autorität in der Welt, daß sie den Ehrgeiz der regierenden Geschlechter selbst an sich zog. Nach Thrasamunds Tode bestieg Hilderich, der Sohn Hunerichs und der

1) Consolatio philosophiae.

Eudoxia den Thron der Vandalen[1]; der aber brach die Freundſchaft mit den Oſtgothen ab und hielt ſich ganz an Conſtantinopel; er begünſtigte die Katholiken, worin man auch einen Akt politiſcher Emancipation von den Oſtgothen ſehen kann.

Wir haben Münzen von ihm, von denen es ſcheint, als ſei der Kaiſer darauf abgebildet. Indem ſich in der alten Welt Conflicte politiſch-religiöſer Natur auf allen Seiten von neuem regten, iſt Theoderich am 30. Auguſt 526 mit Tode abgegangen. Er hinterließ keinen Sohn; ſeine Tochter Amalaſuntha hatte er mit Eutharich, einem der wackerſten Gothen aus dem Stamme der Amaler vermählt[2], der als ſein Nachfolger betrachtet wurde, nach Rom kam, dort prächtige Spiele gab, aber noch vor Theoderich ſtarb mit Hinterlaſſung eines Sohnes, Athalarich; dieſer wurde von Theoderich zur Nachfolge beſtimmt[3]. Athalarich jedoch war damals erſt zehn Jahre alt, und die Autorität gelangte an ſeine Mutter Amalaſuntha. Dieſe ſchlug nun aber auch ihrerſeits eine politiſche Richtung zu Gunſten Conſtantinopels

1) Thraſamund war nach den Angaben über die Regierung der vandaliſchen Könige in der Chronik des Proſper ex codice Augustano (bei Roncall. II. S. 702) am 26. Mai 523 geſtorben.

2) Die Vermählung fand im Jahre 515 Statt. — Aus einem in den Varien Caſſiodors VIII, 1 enthaltenen Schreiben Athalarichs an Juſtin (nach dem cod. Vatic., nicht an Juſtinian, wie die Ausgaben haben, vergl. Alemannus zu den Anecdota S. 365 ed. Bonn.) ſieht man, daß Eutharich mit dem Hofe von Conſtantinopel in ein freundſchaftliches Verhältniß getreten war. In demſelben heißt es: vos genitorem meum in Italia Palmatae claritate decorastis (Eutharich war im Jahre 519 Conſul). Desiderio concordiae factus est per arma filius. meo parenti adoptionis gaudia praestitistis.

3) Schreiben Athalarichs an die Gothen (Var. VIII, 5): nos heredes regni sui constituit, — cujus ordinationi adhuc eo superstite in regia civitate sacramenti interpositione cunctorum vota sociata sunt.

ein. Sie hatte sich der Literatur gewidmet und dadurch eine Vorliebe zu dem griechisch-römischen Wesen eingesogen, die sie bewog, auch ihren Sohn in dieser Sinnesweise erziehen zu lassen. Es war eine ähnliche Wendung der Gesinnung, wie sie bei den Vandalen stattgefunden hatte. In der Mitte der selbständigen Großen des Reiches, welche an dem germanischen Wesen festhielten, suchten die regierenden Gewalten eine Stütze in der ihnen befreundeten Kaisermacht und den zu ihr hinneigenden Aspirationen. Oder hätten sie wirklich geglaubt, daß die Eingeborenen von ihren Vorgängern ungerecht oder wenigstens nicht nach der Erforderniß der Umstände, da sie einen so großen Theil ihres Staates ausmachten, behandelt worden seien [1])?

Sie schlugen nun den entgegengesetzten Weg ein; Amalasuntha gab die eingezogenen Güter der vor Kurzem Verurtheilten zurück; Procop rühmt von ihr, daß unter ihrer Regierung kein Römer weder an Geld noch an seinem Leibe gestraft worden sei; die Gesetze, welche unter Athalarichs Namen proclamirt wurden, waren den Römern günstig.

Nothwendig aber entzweiten sich hierüber sowohl der vandalische König als Amalasuntha mit dem Volksheer, das sie umgab. Bei den Ostgothen brach die Entzweiung über die Erziehung ihres jungen Königs aus. Die Großen wollten nicht, daß er von der Mutter gestraft und durch Lehrmeister zu den Studien angehalten werde. Sie entzogen ihn selbst ihrer Aufsicht und stellten ihn der Mutter entgegen. Amalasuntha war noch mächtig genug, die Oberhäupter, die an

1) In dem Anschreiben Athalarichs an den populus Romanus (Var. VIII, 3) verspricht er: justitiam nos et aequabilem clementiam custodire et Gothis Romanisque apud nos esse jus commune.

der Spitze ihrer Gegner standen, als Grafen in entfernte Provinzen zu schicken; sie entschloß sich aber, Rache an ihnen zu nehmen. Vorsichtig fragte sie erst bei Justinian an, ob er ihr im Falle der Noth Aufnahme gewähren wolle, und traf einige Vorbereitungen zur Abreise für den Fall, daß es ihr nicht gelinge, ihrer vornehmsten Gegner Meister zu werden. Dann führte sie den Anschlag glücklich aus[1]). Man erkennt in ihr eine der gewaltsamen germanischen Frauen, wie sie die Nibelungen schildern.

Indessen war Hilderich von seinen Vandalen abgesetzt worden. Er war schon, ehe Justinian zum Kaiserthum gelangte, in freundschaftliche Beziehungen zu diesem getreten. Bei den Vandalen gerieth er hierdurch in Verdacht, als wolle er Afrika wieder unter die Herrschaft der Römer bringen. Vornehmlich diese Besorgniß war es, was die Vandalen bewog, ihn der königlichen Gewalt zu berauben. Sie setzten einen andern Sprossen des vandalischen Königshauses, der nach Hilderich den meisten Anspruch hatte, des Namens Gelimer, an dessen Stelle. Hilderich wurde gefangen gesetzt. Dies geschah im Jahre 531[2]). Ungefähr wie in Italien das Verfahren der Amalasuntha, so bewirkte auch in Afrika das Verhalten Hilderichs eine Opposition der nationalen und arianischen Partei. Sie erhoben einen Mann ihres Sinnes zur obersten Gewalt.

Für Justinian trat nun die Frage ein, ob er sich das gefallen lassen wolle.

In dieser Lage, welche die beiden Gebiete, auf die es

1) Procop, bell. Goth. I c. 2 S. 13, 5—14, 16.

2) Und zwar im August (Papencordt, Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika S. 128 N. 1).

dem römiſchen Reich am meiſten ankam, Italien und Afrika in eine Verwirrung verſetzte, welche die Vereinigung hinreichender Streitkräfte, um ſich zu vertheidigen, lähmte, hat Juſtinian den Gedanken gefaßt, die ſeinen zu einem Angriff gegen dieſelben zu verwenden. Es war nicht eine bloße Willkür; er war ſchon ſelbſt von dieſen Irrungen betroffen. In dieſem Unternehmen meinte er zugleich zur Vertheidigung ſeiner Freunde die Waffen zu ergreifen und das größte Intereſſe des Reiches wahrzunehmen, dem nichts ſo beſchwerlich fiel, als die Herrſchaft der Vandalen in den Regionen des alten ſeemächtigen Karthago.

Er war damals in dem perſiſchen Krieg begriffen, der ſeine beſten Truppen und den Mann, der ſein vornehmſtes Vertrauen genoß, Beliſar, vollauf beſchäftigte. Es kann als eine große Wendung der allgemeinen Angelegenheiten betrachtet werden, wenn Juſtinian ſich entſchloß, den Perſern Friedensanträge zu machen, um den Krieg gegen Afrika und die Vandalen zu unternehmen. Den Frieden mit Perſien zu Stande zu bringen, wurde nur durch bedeutende Conceſſionen möglich. Nicht ohne Bedenken und Schwankungen hat Juſtinian den Forderungen der Perſer nachgegeben; — eine ſehr anſehnliche Geldzahlung gehörte dazu, um die letzten Schwierigkeiten zu heben [1]). Aber das war die unerläßliche Vorbedingung, wenn die Waffen nach dem Occident gewendet werden ſollten. Der Erfolg in dem Aufſtand der Nika beſtärkte ihn in dieſem einmal gefaßten Entſchluß. Begleiten wir nun den Verlauf dieſes Unternehmens in den wichtigſten Momenten.

In dem Reiche der Vandalen brachte die Thronum-

1) Im Herbſt des Jahres 531. Procop Persica I, c. 22.

wälzung innere Unruhen hervor; Tripolis fiel ab und hatte dabei die Unterstützung der Römer; in Sardinien warf sich der Führer der Truppen eigenmächtig zum Herrn auf, auch nicht ganz ohne Zusammenhang mit den Römern; Gelimer, der sich bereits bedroht fühlte, wandte sich an Theudis, der die alte ostgothische Politik noch in Spanien aufrecht erhielt. Doch war das Schutz- und Trutz-Bündniß, auf das er antrug, noch nicht zu Stande gekommen; er war ganz allein auf sich angewiesen, als Justinian sich gegen ihn rüstete.

Der Kaiser stieß in seinem geheimen Rath auf einen gewissen Widerspruch gegen sein Vorhaben. Es waren nicht allein die großen Kosten des Unternehmens, die man dagegen anführte; man machte ihn aufmerksam, daß, wenn es ihm gelänge, Afrika zu erobern, er es doch nicht werde behaupten können, da er Italien und Sicilien nicht besitze; sollte es aber mißglücken, so werde er sein eigenes Reich und die Hauptstadt höchlich gefährden [1]). Das waren nun aber keine Betrachtungen, die den Kaiser hätten irre machen können. Von Amalasuntha erhielt er die Zusicherung, daß seine Flotte, wenn sie nach Sicilien komme und sich daselbst mit Lebensmitteln zu versehen gedenke, dabei keinen Widerstand finden solle [2]). Und am Tage lag, daß, wenn er Hilderich, der doch die Sache der Katholiken unterstützte, fallen ließ, seine Autorität dadurch beeinträchtigt werden würde. Von katholischer Seite liefen die dringendsten Anmahnungen bei ihm ein.

Justinian brachte ein Heer von 10,000 Mann zu Fuß und 5000 zu Pferde zusammen und zugleich eine ansehnliche Flotte von Transportschiffen und Kriegsschiffen, deren Zu-

1) Procop bell. Vand. I. c. 10.
2) Procop bell. Vand. I. c. 14.

ſammenſetzung den damaligen Zuſtänden des Reiches entſprach. Die Transportflotte ſtellte noch einmal die alte Verbindung ioniſch-ciliciſch-ägyptiſcher Fahrzeuge dar; die Dromonen waren mit Byzantinern bemannt. So war auch die Landmacht größtentheils aus Thraciern zuſammengeſetzt. Doch fanden ſich unter ihnen auch Orientalen, unter denen ein Verſchnittener, des Namens Solomon, als der beſte Kopf von allen galt, eine Anzahl maſſagetiſcher Bogenſchützen zu Pferde und eine Schaar von Herulern, die bei dem letzten Aufſtande das Meiſte geleiſtet hatten. An der Spitze aller ſtand Beliſar, der ſich eben bei dem Aufruhr der Nika das allgemeine Vertrauen erworben hatte, ein Mann, welcher Bedachtſamkeit und Energie, ſeltene militäriſche Gaben mit einer unbedingten Hingebung an ſeinen Fürſten verband; Juſtinian gewann es über ſich, ihm den Oberbefehl mit voller Autorität zu überlaſſen; was er anordne, das ſolle ausgeführt und für alle Zukunft beſtätigt werden[1]). So ſetzte ſich dieſe Heeresmacht im Juni 533 in Bewegung[2]). Doch hat ſie drei Monate gebraucht, um bis Sicilien zu gelangen, wo ihr die Abkunft mit Amalaſuntha zu Statten kam, ſodaß ſie ſich erfriſchen konnte, ehe ſie zum Angriff ſchritt.

In früheren Zeiten hatten die Griechen nicht ſelten im Verein mit den Lateinern den Krieg gegen die Vandalen unternommen, jedoch ohne Erfolg; jetzt erhob ſich ein griechiſch-orientaliſches Heer, um den Kampf allein auszufechten.

---

1) Procop bell. Vand. I. c. 11 S. 360, 23: *γράμματα αὐτῷ βασιλεὺς ἔγραψε, ὁρᾶν ἕκαστα, ὅπη ἂν αὐτῷ δοκοίη ἄριστα ἔχειν, ταῦτά τε κύρια εἶναι ἅτε αὐτοῦ βασιλέως αὐτὰ διαπεπραγμένου.*

2) Im ſiebenten Regierungsjahre Juſtinians, um die Zeit des Sommerſolſtitiums (Procop b. V. I. c. 12 in.).

Momentan war die Lage ſehr günſtig, da Gelimer ſeines Reiches noch nicht völlig Meiſter geworden war und von einem unmittelbaren Angriff gegen ihn — ſo werden wir verſichert — nicht das mindeſte erfahren hatte. Er hielt ſich ein paar Tagereiſen entfernt von ſeiner Hauptſtadt auf. Die griechiſchen Landtruppen hatten erklärt, wenn ſie zur See angegriffen würden, dürfe man nicht auf ihren Widerſtand zählen, denn gegen das Meer und den Feind zugleich Stand zu halten, ſeien ſie unfähig. Aber die Seemacht der Vandalen, die ſonſt deren Stärke ausgemacht hatte, war nicht mehr die alte. Ohne den mindeſten Widerſtand zu finden, landete Beliſar an der nördlichen Spitze der kleinen Syrte bei dem Vorgebirge Caputvada, wo ſich noch immer der Name erhalten hat, den es damals trug (Capudia); er ließ ſogleich in altrömiſcher Weiſe ein Lager ſchlagen [1]). Beliſar hatte ſeine Miſſion vollkommen erfaßt; mit großer Strenge hielt er die Mannszucht nicht allein unter ſeinen Römern, ſondern auch unter den Hülfsvölkern maſſagetiſchen Urſprungs aufrecht. Denn vor allem kam es darauf an, die Einwohner nicht etwa durch Feindſeligkeiten auf die Seite der Vandalen zu treiben. Die nächſte freilich nur unvollſtändig in Vertheidigungsſtand geſetzte Stadt, Syllectum [2]), wurde hauptſächlich dadurch erobert, daß eine Abtheilung oſtrömiſcher Truppen daſelbſt eindrang und den Einwohnern in Anweſenheit des Biſchofs und der Vornehmen ankündigte, daß ſie frei ſein ſollten. Den Römern erklärte man, daß man ſie von den Vandalen befreien, den Vandalen, daß man ſie von der

1) September 433, drei Monate nach der Abfahrt von Conſtantinopel (Procop bell. Vand. I. c. 15, S. 377, 11).

2) Jetzt heißt der Ort Sallekto.

Herrſchaft des Tyrannen losreißen werde [1]). Beliſar ſagte einmal, der Kaiſer ſende ihn, das Seine zurückzunehmen, die Vandalen aber hätten ihren König umgebracht. Ungehindert drang er bis in die Nähe von Karthago vor. Hier hatte indeſſen eine natürliche Gegenwirkung ſtattgefunden; der gefangene König Hilderich, zu deſſen Befreiung die Römer herankamen, war erſt in dieſem Augenblick umgebracht worden. Der Bruder Gelimers, Ammatas, der dieſe grauſame That vollzogen hatte, meinte die Römer, als deren Vortruppen in die Nähe von Karthago nach Decimum gelangten, zurücktreiben zu können und ging ihnen, jedoch ohne die nöthigen Vorbereitungen, entgegen. An der Spitze der römiſchen Kriegsvölker ſtand der Armenier Johannes, ohne Zweifel der bedeutendſte unter den Führern Beliſars, Befehlshaber der Leibwache deſſelben, der die Truppen in beſter Ordnung zuſammenhielt. Er erſcheint unter dem Titel Optio d. i. Stellvertreter. Bei der erſten Begegnung mit ihm erlag Ammatas ſelbſt. Dann kam auch Gelimer herbei, dem es nun gelang, eine Höhe einzunehmen, welche die Römer zu beſetzen im Begriff ſtanden; es ſchien zum wirklichen Schlagen kommen zu ſollen. Aber als Gelimer den Hügel herabkam, erblickte er die Leiche ſeines Bruders; er hielt es dann für ſeine wichtigſte Pflicht, dieſem die letzte Ehre zu erweiſen, er beklagte und begrub ihn. Dadurch aber gewann Beliſar Zeit, in ſeinen Reihen Ordnung und Vertrauen wieder herzuſtellen und gegen den Feind, der nicht mehr in Schlachtordnung war, heranzurücken. Die Vandalen waren nicht im Stande, ihm zu begegnen, ſie ſtoben alle ausein-

1) a. a. O. I. c. 16 S. 380, 4. 20.

ander; Karthago ſelbſt mit ſeinen verfallenen Mauern vermochte keinen Widerſtand zu leiſten. Die Einwohner erwarteten Beliſar, doch vermied es dieſer in der Nacht einzurücken, um nicht zu Plünderungen Anlaß zu geben. Als die Flotte in die Nähe kam, wurden von den Einwohnern ſelbſt die Ketten, die den Eingang ſperrten, weggezogen; hier kam es dann doch zu einigen Gewaltſamkeiten, die Beliſar nicht ungeahndet ließ. Ohne allen Widerſtand nahm er von der Hofburg Gelimers Beſitz; in der Feſthalle der vandaliſchen Könige gab er den Seinen ein Gaſtmahl. Die bisherige Dienerſchaft diente auch ihm. Die große Stadt wurde erobert, ohne daß Handel und Wandel geſtört worden wären [1]). Den römiſchen Truppen wurden Quartiere angewieſen, wie vorher den Vandalen. Man glaubte, ein göttliches Geſchick habe die Vandalen getroffen. Sie hatten eine dem heiligen Cyprian geweihte Kirche verletzt; Cyprian aber ſollte ſeinen Gläubigen im Traum erſchienen ſein, mit dem Verſprechen, ſich zu rächen [2]). Recht eigen zeigt ſich hier der Vortheil, welchen die Gemeinſchaft des Glaubens der Herſtellung der oſtrömiſchen Herrſchaft verſchaffte. Der eigentliche Krieg begann erſt, als der nach Sardinien geſchickte vandaliſche Führer, der Bruder des Königs, Tzazo, der indeſſen Meiſter dieſer Inſel geworden war, nach Afrika zurückkehrte. Nicht eben ſehr hoffnungsvoll war die Zuſammenkunft der beiden Brüder, als ſie ſich wiederſahen; ſie fragten einander nicht, wie es einem Jeden ergangen ſei, erkundigten ſich nicht nach ihren Angehörigen, ſie weinten und rangen die Hände. Ueber ihnen lag das Gefühl, daß die Haupt-

1) Karthago wurde am 15. September 533 von Beliſar beſetzt (nach der Berechnung bei Papencordt, a. a. O. S. 152 Nr. 1).

2) Procop Vand. I. c. 21.

ſtadt des Landes verloren ſei. Aber ſie beſchloſſen doch, den Verſuch zu machen, Karthago wiederzunehmen. Alles ſammelte ſich um ſie, was noch im Lande vandaliſch war; die Genoſſenſchaft der Krieger, welche zugleich ein Volk bildete, ſollte ſich nun in der Vertheidigung erproben. Die erſten Scharmützel führten zu keinem Erfolg; endlich ſchlugen die Vandalen hundertvierzig Stadien von Karthago ein Lager auf, in welchem ihre ganze Macht, ihre Weiber, Kinder und Schätze vereinigt waren.

Bemerkenswerth iſt das Motiv, das in einer Rede vorkommt, welche Procop dem Gelimer in den Mund legt. Danach hat der König ſeinem Volke zu Gemüthe geführt, daß ſie um nichts anderes, als den Sieg zu kämpfen hätten: denn wenn ſie beſiegt würden, ſo würde Alles, was ſie hätten und beſäßen, in die Hände des Feindes fallen; ſie ſelbſt würden Sklaven werden, nur um den Sieg ſelbſt könne es ihnen zu thun ſein. So war wenigſtens die Situation; auf einen einzigen Schlachttag kam es an, ob das vandaliſche Reich beſtehen würde oder nicht. Noch mit der Befeſtigung Karthagos beſchäftigt, rückte Beliſar nicht ſelbſt gegen ſie aus, ſondern ſchickte ſeine Reiter unter der Führung des Armeniers Johannes, der auch die Schlacht bei Decimum zu Gunſten der Römer entſchieden hatte, mit dem Auftrag, ein kleines Gefecht nicht zu vermeiden, ins Feld. Im Grunde wiederholte ſich Alles, wie es dort geſchehen war. Die Vandalen waren nicht geneigt, den Feind im Lager zu erwarten, ſie gingen bis an ein Flüßchen vor, das dort die Ebene durchſchnitt; hier hielten ſie inne, um demſelben den Uebergang zu wehren. Tzazo nahm mit ſeinen Truppen dem römiſchen Centrum gegenüber

Stellung, bei welchem sich die Haustruppen Belisars und der Stab befanden. Da entspann sich nun unverweilt, wir können kaum sagen eine Schlacht, aber ein großes Scharmützel [1]). Johannes scheute sich nicht, über das seichte Flüßchen zu gehen, er hatte das schon zweimal versucht und war zurückgetrieben worden. Dann setzte er die um ihn versammelten belisarischen Haustruppen unter der Hauptfahne des Oberfeldherrn zu einem dritten Angriff in Bewegung. Die Vandalen wehrten sich mit dem Schwert, auf das sie allein angewiesen waren, auf das Tapferste. Aber sie wurden überwältigt und ihr Führer Tzazo selbst kam um. Hierauf gerieth die ganze Heeresabtheilung derselben, die hier beisammen war, in wilde Flucht. Doch trug Belisar, der indessen selbst seine Reiterei herbeigeführt hatte, noch Bedenken, zum Angriff auf das feindliche Lager zu schreiten; erst am folgenden Tage, als auch sein Fußvolk angekommen war, rückte er gegen dasselbe vor. Da hätte man nun eine verzweifelte Abwehr erwarten sollen. Aber König Gelimer hatte von allen zuerst das Vertrauen in seine Sache verloren. Der Gefahr, in die Gefangenschaft der Römer zu gerathen, meinte er dadurch zu entrinnen, daß er mit den Söhnen seiner Brüder und seinem vertrautesten Gefolge den letzten Augenblick ergriff, um sich durch die Flucht nach Numidien zu retten, wodurch dann, sowie es bekannt wurde, das ganze Lager in Verzweiflung gerieth: die Männer weinten, wie Procop sagt, die Kinder schrieen, die Weiber heulten. Ohne allen Widerstand fiel das Lager in die Hände der Römer, die nun alles, was nicht fliehen konnte, zu Ge-

1) Bei Trikameron.

fangenen machten und die Schätze, die von den Vandalen ein Jahrhundert lang durch Raub zusammengebracht waren, mit einem Schlage wieder erbeuteten, die einen an Ort und Stelle, die anderen, die der König hatte wegschaffen wollen, durch einen Zufall, der bei den Zeitgenossen die Meinung, daß der Wille Gottes alles so verhängt habe, bestätigte. Es geschah Mitte December 533. Im Verlauf von wenig Monaten hatte Belisar die Vandalen, welche lange Jahre hindurch Asien und Europa mit dem Schrecken ihres Namens erfüllt hatten, nicht allein besiegt, sondern vernichtet. Große Waffenthaten hatten dazu nicht gehört; es war durch zwei Treffen geschehen, die man kaum als Schlachten bezeichnen kann. An den Kriegshandlungen hatte Belisar nur geringen persönlichen Antheil, sein Verdienst war Besonnenheit, Umsicht, Festhalten und die allgemeine Leitung.

Indem er sich nun bemühte, das Land vollends zu unterwerfen, wozu dann vor Allem gehörte, daß er die Vandalen, die etwa in die Asyle der Kirchen geflüchtet waren, in Schutz nahm: denn er wollte deren soviele als möglich nach Constantinopel überführen lassen, verlor er doch den geflüchteten König nicht aus den Augen, der sich in einer Berglandschaft im äußersten Osten von Numidien aufhielt, einer Art von Felsenkluft, wo er bei den Mauren gute Aufnahme und eine gewisse Sicherheit fand. Belisar dachte nicht daran, ihn daselbst aufzusuchen; er ließ aber die Ausgänge bewachen, wozu ihm eine Schaar Heruler, die er gegen die sonstige Gewohnheit des Volkes treu erfand, ihre Dienste bot. Daß es gerade Germanen waren, ist deshalb nicht ohne Bedeutung, weil ihren Anführern der Rath an Gelimer

zugeschrieben wird, sich in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu fügen, wie es ein Belisar ertragen könne, und eine ehrenvolle Stellung anzunehmen, wie sie ihm Justinian ohne Zweifel gewähren werde [1]).

Mangel und Krankheit wirkten auf Gelimer ein und regten verwandte Gedanken in ihm an, denen er doch noch nicht Gehör gab. Er bat um drei Dinge, einen Schwamm, denn er sei von einem Augenübel betroffen; eine Zither, denn er habe einen Gesang über seine Leiden gedichtet; ein Brot, denn bei den Mauru siern war die Kunst des Brotbackens noch in ihren rohen Anfängen begriffen. Eben über ein Stück Brodteig kam es zum Streit zwischen einem Eingeborenen und Gelimer's Neffen, durch den seine Ehre beleidigt wurde. Hierauf ging er auf die Erinnerung ein, daß es besser sei, den Römern unterthänig als ein Sklave der Mauru sier zu werden. So ergab er sich an Belisar. Er wurde im Triumph in Constantinopel aufgeführt; als er dann in den Circus kam, den Kaiser auf seinem Hochsitz erblickte, zu beiden Seiten das unterthänige Volk, hat er den Ausruf vernehmen lassen: O Eitelkeit der Eitelkeiten! [2]), eingedenk ohne Zweifel seines Glanzes und seines Sturzes. Das Wort berührt einen welthistorischen Wechsel; es stammt ursprünglich von einem der großen Könige der ältesten Welt, dessen Tempelschätze nach Rom weggeführt und dann in den Besitz Gaiserichs gefallen waren. Jetzt waren sie wieder in die Hände des

1) Die Briefe, die Procop zwischen ihnen wechseln läßt (bell. Vand. II c. 6), wird man nicht für echt halten; der Heruler und der Vandale sind beide Philosophen, welche die Ideen des Procop und des Polybius über die Tyche theilen; die Thatsache möchte ich nicht leugnen, da Procop, selbst in der Nähe, gerade hierüber glaubwürdig ist.

2) Procop bell. Vand. II c. 9 S. 446, 19.

römiſchen Imperators gekommen, der ſie nach Jeruſalem an die dort angeſiedelten Chriſten zurückſtellte. Ein Theil der eroberten Schätze wurde an die Familie des Hilderich vertheilt, Gelimer mit einem Landſitz in Galatien ausgeſtattet. Zum Patricius aber, wie ihm jener Heruler in Ausſicht geſtellt hatte, wurde er nicht ernannt; denn von dem arianiſchen Glauben abzufallen hat er ſich auch in ſeiner damaligen Hülfloſigkeit geweigert.

Die Vandalen, deren Vordringen an der Spitze anderer germaniſcher Nationen, deren von Afrika her gegen Rom unternommener Krieg zu den Verwicklungen ſeit dem Anfang des fünften Jahrhunderts vornehmlich mitgewirkt hatte, waren gleichſam vertilgt von der Tafel der Welt. Es iſt nur eine Fortſetzung der Unternehmung gegen die Vandalen, wenn Beliſar ſeine Waffen gegen die Gothen ſelbſt wendete. In Italien war ein Ereigniß eingetreten, das der von Theoderich eingerichteten Staatsordnung mit Einem Schlage ein Ende machte.

Amalaſuntha hatte nach dem Tode ihres Sohnes den vornehmſten aller Gothen, die damals lebten, ihren Vetter Theodahat zum Mitgenoſſen des Reiches angenommen[1]). Ganz freiwillig war dieſer Entſchluß wohl nicht; denn Theodahat hatte den nächſten Erbanſpruch auf das gothiſche Königthum.

1) Wir haben das Schreiben Theodahats an den Senat übrig, in welchem er ſagt: dominam rerum consortem me regni sui larga pietate fecisse (Caſſiodor Var. X, 4) und ein anderes an Juſtinian, worin es heißt: Dominae sororis nostrae, cui singulariter studetis, judicio favete (Var. X, 2). Man erkennt, wieviel ihm an der Einwilligung des Kaiſers gelegen war und gelegen ſein mußte. Was bei Procop bell. Goth. I c. 4 S. 22, 20, von ſeinem der Amalaſuntha geleiſteten Verſprechen vorkommt, ſich vollkommen unthätig zu verhalten, ſtammt nur von Hörenſagen, welche dieſen Theil ſeiner Geſchichte noch beherrſchen.

Da nun Amalasuntha auch fortan als Herrin betrachtet sein wollte, wie einst ihr Vater, und Theodahat Ansprüche machen konnte, die von ihr unabhängig waren, so wurde eine Doppelregierung begründet, die sich unmöglich behaupten ließ [1]). Theodahat, der mit den Großen einverstanden war, die sich der Regierung Amalasunthas widersetzt hatten, gerieth nothwendig in Conflict mit derselben. Nicht lange darauf wurde sie aus Ravenna entfernt, auf eine Insel des Lago di Bolsena gebracht und hier, soviel man weiß, als sie ein Bad nahm, ermordet [2]). Das Geschlecht Theoderichs war damit fürs Erste beseitigt, das Königthum unter Theodahat jedoch bestand. In Amalasuntha verlor Justinian eine Freundin und Verbündete. Ueberdies mußten die Bande der gothischen Herrschaft sich durch diese Vorfälle lösen. Aber auch Theodahat scheint seinem Berufe doch nicht gewachsen und kein Mann gewesen zu sein, der das gothische Reich hätte behaupten können. Er war reichbegütert in Toscana und hauptsächlich für diesen Besitz fürchtete er, als Kaiser Justinian seine Waffen gegen Italien wendete. Der Tod Amalasunthas war ein Verlust für Justinian; ihre Ermordung empfand er als eine Beleidigung und, weil Jedermann sein gutes Verhältniß zu ihr kannte und da

1) Im Allgemeinen muß man bei dem stehen bleiben, was Procop in den Gothica gemeldet hat, obwohl es keineswegs ganz zuverlässig ist, wie sich aus den Zusätzen ergiebt, die in den Anekdota beigebracht worden sind. Aber auch darauf dürfte man nicht bauen. Aus den Variae des Cassiodor ergiebt sich, daß zwischen der Gemahlin des Theodahat, Gudelina und der Kaiserin vertrauliche Briefe gewechselt wurden, deren Inhalt jedoch kaum zu wirklichem Verständniß zu bringen ist.

2) Amalasuntha wurde nach der bei Agnellus liber pontificalis ecclesiae Ravennatis c. 62 (vita Ursicini) erhaltenen Zeitangabe am 30. April 535 der königlichen Würde entkleidet und nach der Insel gebracht.

nun die Gothen in innere Entzweiungen geriethen, so war für ihn der Moment gekommen, seine kriegerischen Unternehmungen auch auf Italien auszudehnen. Infolge des vandalischen Krieges waren Sardinien, wohin man den Kopf des gefallenen Tzazo bringen ließ, um die Nachricht von dem Untergang der Vandalen zu beglaubigen, und Corsika unter die Herrschaft der Römer zurückgekehrt. Eine Bewegung, die sich in Afrika erhob, wurde leicht und glücklich überwältigt[1]). Das Heer wurde unter demselben Heerführer, der siegreich zurückgekommen war, nach Italien geschickt. Wir finden keine Germanen in demselben; an ihrer Stelle aber 3000 Isaurier unter ihrem nationalen Anführer Ennes. Wenn man von einer politisch-strategischen Ueberlegenheit reden kann, so war eine solche jetzt vollkommen im Besitz Justinians. Afrika war in seinen Händen, er beherrschte die See. Den Franken stellte er durch eine besondere Gesandtschaft vor: Italien gehöre ihm an, von den Gothen sei es mit Gewalt genommen[2]); durch stete Beleidigungen, die er von ihnen erfahren, werde er genöthigt, gegen sie zu Felde zu ziehen. Er forderte die Franken auf, infolge des beiderseitigen Hasses gegen die Gothen, für den er auch religiöse Gründe anführt, Hülfe zu leisten, wozu sie sich bereit erklärten.

Sicilien, damals die Kornkammer von Rom, nahm Belisar beinahe ohne Schwertstreich ein[3]). Die Sicilianer begrüßten die Ankommenden als Befreier und streckten ihnen

1) Um Ostern — 30. März 536 — Procop bell. Vand. II c. 14.

2) Procop Goth. I c. 5 S. 27, 9: *Ἰταλίαν τὴν ἡμετέραν βίᾳ ἐλόντες.*

3) Am 31. Dezember 535 — *τῇ τῆς ὑπατείας ἐσχάτῃ ἡμέρᾳ* — (Procop S. 28, 18.) — zog Belisar in Syrakus ein.

ihre Hände entgegen. Da will es nun ſcheinen, als hätte Theodahat ſich nicht zugetraut, ſeine Herrſchaft zu behaupten. Er hatte ſeinen Schwiegerſohn, einen Gothen Namens Evermuth, dem heranrückenden oſtrömiſchen Heere gegenüber aufgeſtellt, um es abzuwehren. Aber dieſer wich von ſelbſt aus ſeiner Stellung. Nach der einen der uns vorliegenden Traditionen erklärte er ſich bereit, den Imperatoren zu gehorchen; nach der anderen hat er Beliſar aufgefordert, unverzüglich nach Italien vorzudringen, wo man ihn nicht nur erwarte, ſondern nach ihm ſeufze[1]).

Ohne Schwierigkeit ſetzte Beliſar über die Meerenge, nahm Rhegium ein und rückte vor Neapel. Hier erſt trat ein Widerſtand hervor, bei dem zwei verſchiedene Momente zur Erſcheinung kamen. Der eine lag in der Kriegsmacht der Gothen, der andere in dem Maße der Ergebenheit, welche ſich Theoderich und deſſen Regierung in Italien erworben hatte. Von großer Wichtigkeit war, wenn ich nicht irre, dieſe Belagerung.

Die Neapolitaner, die eine gothiſche Beſatzung bei ſich hatten, verweigerten, ſich dem kaiſerlichen Feldherrn zu ergeben, ſolange Beliſar nicht auch Rom genommen habe, denn wofern ſein Unternehmen gegen die Gothen mißlinge, ſo würde Neapel, wenn es ſich ihm angeſchloſſen hätte, die Feindſeligkeiten der Gothen und deren Rache zu erwarten haben. Es ſei, meinten ſie, ſogar unbillig, ſie jetzt zur Unterwerfung aufzufordern; Beliſar möge doch erſt den Kampf mit den Gothen entſcheiden; dann würde Neapel in ſeine Hand fallen. Man ſieht: der Widerſtand Neapels war wohl

1) Vergl in den Analekten den Exkurs über Jordanes.

begründet und Belisar war bereits entschlossen, die Belagerung aufzuheben und gegen Rom vorzugehen. Wäre er aber dabei nicht glücklich gewesen, so würde dadurch das ganze Unternehmen gescheitert sein; er würde vor den Gothen haben zurückweichen müssen. Da gab nun die Entdeckung eines Isauriers, daß man durch eine Wasserleitung, deren äußere Theile Belisar abgebrochen hatte, in die Stadt gelangen könne, Allem eine andere Gestalt. Das schwierige Unternehmen gelang; die Stadt wurde genommen, die Gothen konnten keinen nachhaltigen Widerstand leisten; sie fielen sämmtlich in die Gefangenschaft Belisars. Das geschah im Spätsommer des Jahres 536. Man darf vielleicht behaupten, daß dies Ereigniß über den ganzen Feldzug entschied. Theodahat hatte nun auch seinerseits eine mehr abwartende, als angreifende Haltung eingenommen, aber einen sehr berechtigten Vorwurf sich dadurch zugezogen, daß er Neapel in die Hände des Feindes hatte fallen lassen, ohne einen Entsatz zu versuchen. Der glaubwürdigsten der uns vorliegenden Erzählungen zufolge entschloß er sich jetzt, das gothische Heer gegen Belisar vorrücken zu lassen, doch erschien er auch in dieser dringenden Gefahr nicht selbst im Felde. Er übertrug den Oberbefehl einem der gothischen Führer, des Namens Vitiges, auf den er besonders deshalb vertrauen mochte, weil derselbe sein Waffenträger gewesen war. Das Heer rückte die appische Straße abwärts, nach einem Platz in den pontinischen Sümpfen, der ihnen Wiesen und Weiden für ihre Pferde bot, des Namens Regeta, unfern von Forum Appii [1]).

Hier aber brach nun, als Vitiges bei dem Heere erschien,

1) Regeta war 280 Stadien von Rom entfernt.

der Widerwille, den man gegen Theodahat hegte, in vollen Flammen aus. Man klagte den König nicht mehr der Feigheit, sondern der Verrätherei an; er wolle augenscheinlich sein Verbrechen, kein anderes gewiß, als die Ermordung Amalasunthas, beim Kaiser entschuldigen, eben zum Verderben der Gothen; seine Absicht gehe nur dahin, seine Besitzungen und einen Theil seiner Macht zu behaupten, wenn auch das gothische Reich darüber zu Grunde gehe. Unter dem Getöse der Trompeten gaben die Gothen ihr Mißvergnügen darüber kund, daß nicht ein streitbarer Fürst sie ins Feld führe. Sie waren nicht gemeint, Vitiges nur als Feldhauptmann an ihrer Spitze zu sehen; sie verlangten einen König, der die Waffen zu führen verstehe. Vitiges selbst sollte ihr König sein. Als Vitiges dies Vorhaben erkannte, hat er gefragt, wohin denn die Absicht des Heeres in Bezug auf Theodahat gehe. Den, rief man ihm zu, müsse man aus dem Wege räumen. Und nur geringen Widerstand setzte ihnen Vitiges entgegen; wahrscheinlich theilte er die Besorgniß des gothischen Heeres. Er wurde auf den Schild gehoben und einstimmig zum Könige ausgerufen. Wir haben eine in seinem Namen verfaßte Ansprache übrig, in der er besonders auf diese kriegerische Stimmung der Gothen Werth legt; der Fürst müsse der Meinung entsprechen, die man von seinem Beruf überhaupt hege; er seinerseits wolle Fürsorge tragen, Theoderich nachzueifern, der einzig dazu ausgerüstet gewesen sei, für das Reich der Gothen zu sorgen; der sei dessen Verwandter, wer seine Handlungen nachzuahmen vermöge[1]). An einen Feldzug gegen Belisar war

1) parens ipsius debet credi qui eius facta potuerit imitari Cassiodor, Var. X, 31.

unter dieſem Getümmel des Regierungswechſels nicht zu denken. Vitiges mußte ſich erſt auf ſeinem Throne befeſtigen. Theodahat, der indeß ſeine Zuflucht nach Ravenna genommen, wurde auf dem Wege durch die Getreuen des Vitiges ermordet[1]) und dieſer ſelbſt eilte dann dahin, um die höchſte Gewalt in Beſitz zu nehmen.

Alle Beziehungen zu dem Geſchlecht der Amaler wollte er nicht aufheben. In Ravenna lebte noch eine Tochter der Amalaſuntha, Mataſuentha. Mit dieſer beſchloß Vitiges, ſich zu verheirathen. Er war ſchon vermählt, aber er trug kein Bedenken, ſeine Gemahlin zu verſtoßen. Hierauf fügte ſich Mataſuentha, aber, wie wir ausdrücklich verſichert werden, nur ſehr ungern und gezwungen[2]).

Unter dieſer drangvollen Verwicklung der Umſtände konnte ſich Rom nicht behaupten; Beliſar zog am 9. Dezember 536 daſelbſt ein. Große Heldenthaten waren es nicht, durch welche Beliſar ſeine Eroberungen vollzog. Daß er dem römiſchen Senat eigentlich willkommen geweſen wäre, läßt ſich auch nicht ſagen; durch eine Miſſion des Senats war ja Zeno einſt aufgefordert worden, keinen morgenländiſchen Gewalthaber wieder nach Italien zu ſchicken. Ein guter, zeitgenöſſiſcher Bericht meldet, der römiſche Senat und das Volk ſeien ihrer alten Tugend nicht eingedenk geweſen. In Wahrheit hatten ſich die Römer unter Odoaker und

1) Nach dem Continuator des Marcellinus (z. J. 536) am Fluſſe Santarno: in loco qui dicitur Quintus; nach Agnellus a. a. O. 15 Millien von Ravenna, im Dezember 536.

2) Ich ſchöpfe hier mehr aus dem Buche des Jordanes, das man als Romana von den Getica trennt, als dieſen ſelbſt. Darüber ein Wort in den Analekten.

unter Theoderich, welche die Idee eines unabhängigen Italiens aufrechterhielten, in einem gedeihlichen und verhältnißmäßig glücklichen Zuſtand befunden. Selbſt die religiöſen Antipathien gegen die Gothen waren nicht gerade ſtark, wie denn der damalige Papſt Silverius dem Theodahat ſeine Einſetzung verdankte; konfeſſionelle Bedrückungen hatten die Katholiſchen von den Gothen nicht erfahren; manche von dieſen waren zu ihnen übergegangen. Dieſer Geſinnung konnte es nicht entſprechen, daß ein Heerführer aus dem Orient herbeikam, um Italien, das er für das Eigenthum des Kaiſers erklärte, und vor Allem Rom dem oſtrömiſchen Reiche wieder zu unterwerfen. Verkennen wir nicht: es war das erſte Eingreifen eines Heeres unter byzantiniſcher Anführung in die Angelegenheiten von Italien. Die Römer ließen Beliſar einrücken; aber ihre Meinung war, eine definitive Entſcheidung über ihr Schickſal erſt von den weiteren Ereigniſſen zu erwarten. Vitiges ſchloß ſich durch ſeine Vermählung mit Mataſuentha an Theoderich und deſſen Politik an, die eine dem Hofe von Conſtantinopel keineswegs entgegengeſetzte war. Daß Theodahat ermordet worden ſei, machte Vitiges bei Juſtinian als ein Verdienſt geltend, das dieſer anerkennen ſollte: denn, wie geſagt, man wußte, daß der Kaiſer mit Amalaſuntha in Verbindung geſtanden hatte[1]). War er aber entſchloſſen, die alte Unabhängigkeit von Italien nochmals zu verfechten, ſo konnte er ſich doch nicht verbergen, daß er mit dem kaiſerlichen Kriegsheer, das dieſelbe vernichten wollte, werde kämpfen müſſen. So vollkommen Barbaren waren die Germanen, die ſich einer großen Weltſtellung erfreut hatten, mit Nichten, daß ſie nicht die allgemeine Verflechtung der Dinge auch ihrerſeits in Be-

tracht gezogen hätten. Wir werden noch darauf zurückkommen, wie sie den Orient selbst und die Verwicklungen mit Persien ins Auge gefaßt haben. Damals aber war ihr Blick vornehmlich auf die Franken gerichtet. Sie konnten sich die Augen nicht dagegen verschließen, daß sie verloren waren, wenn diese sich mit Justinian wirklich vereinigen sollten. Wenn nun der Kaiser sein Einverständniß durch die Lage der Dinge begründet hatte, so bot diese nun auch ein Motiv dar, um die Franken mit den Gothen auszusöhnen. Vitiges und seine Gothen entschlossen sich, die Bezirke des südlichen Galliens, die sie in Besitz genommen hatten, den Franken zu überlassen; diese versprachen ihnen dafür ihre Beihülfe in Italien, nicht zwar durch die Franken selbst, aber durch die von ihnen abhängigen Burgundionen [1]). Insofern war die Stellung der Franken eine zweifelhafte, selbst zweideutige; sie versprachen die Gothen zu unterstützen, ohne doch mit den Römern zu brechen, denen sie kurz vorher entgegengesetzte Zusagen gemacht hatten. Ihrer damaligen Position entsprach das nach beiden Seiten hin. Sie dachten nicht die Unternehmungen Justinians zu hindern, aber seinen Zweck zu erreichen wollten sie ihm doch keineswegs gestatten. Für den Moment war es ein unschätzbarer Vortheil für den neuen gothischen König, daß er dadurch gegen Gallien und Burgund gesichert war. Vitiges konnte alle seine Streitkräfte aufbieten, um Rom wieder in seine Hände zu bringen. Er war der Meinung, wenn er mit gewaltiger Heeresmacht vorrücke, werde Belisar ihn in Rom nicht erwarten. Er eilte herbei, wie man annahm, um die Flucht desselben zu verhindern [2]).

1) Procop I, c. 13 S. 73.
2) Procop bell. Goth. I, c. 16 fin. c. 17 S. 85, 6.

Da kam es nun zu einer Belagerung Roms, die man zwar nicht mit früheren oder späteren vergleichen kann, die aber für die Zeit und die Umstände bezeichnend genug ist, um einige Züge aus derselben mitzutheilen[1]).

Seltsamer Weise tritt hier derselbe Zweifel ein, der bei der Eroberung Roms durch die Gallier so viele Schwierigkeiten macht: auf welchem Ufer des Tiber der erste Zusammenstoß stattgefunden habe. Procop sagt mit Bestimmtheit, daß die Gothen eine Brücke über den Tiber einnahmen, welche Belisar befestigt hatte[2]); der habe ihnen dann den Eingang in einem persönlichen Kampfe verwehrt, bei welchem alle Angriffe des Feindes gegen ihn gerichtet und durch seine Geschicklichkeit und Unerschrockenheit — selbst das Pferd, das er dabei ritt, wird nicht vergessen — zurückgewiesen worden seien. So hoch man auch sonst die Glaubwürdigkeit Procops anschlagen mag, so fällt es doch auf, daß er hier dem Feldherrn, dem er als Beirath beigegeben war, die wichtigsten Erfolge persönlich zuschreibt. Belisar selbst hat das erste Geschoß gegen die heranrückenden Gothen gerichtet und einen Führer derselben grade in den Hals getroffen, sodaß er hinstürzte; er hat den Befehl gegeben, die Geschosse auf das Zugvieh, welches die Belagerungswerkzeuge der Gothen herbeischleppt, zu richten. Bei dem Sturme, den diese später unternehmen, erscheint er an der am Meisten

1) Die Belagerung begann nach Procop bell. Goth. I, c. 24, S. 117, 22 Anfang März (*Μαρτίου ἰσταμένου*) 537. Nach Anastasius vita Silverii rückte Vitiges von Ravenna aus am 24. Februar gegen Rom vor. (Muratori script. rer. Ital. III S. 129 B.)

2) Procop bell. Goth. II, c. 17 S. 861. Gregorovius, der hier sehr lesenswürdig ist, sucht zu beweisen, daß es eine Brücke über den Anio gewesen sei, worin ihm Reumont folgt.

gefährdeten Stelle, sodaß der Anfall unter seinen Augen zurückgeschlagen wird. Daran ist nicht zu zweifeln, daß die Thatsachen, wie Procop sie berichtet, vorgefallen sind, aber die Zusammenstellung hat doch einen panegyristischen Zug. Die Erzählung ist antiquarisch unschätzbar, wie wir denn da das Grabmal Hadrians zuerst in eine Burgfeste verwandelt sehen, zu deren Schutze selbst die Bildwerke der alten Götter und Heroen, durch welche sie geschmückt ist, auf die Gothen herabstürzen und zur Vertheidigung beitragen. Der Autor verschmäht jedoch auch die Legende nicht, nach welcher St. Peter einen Theil der Mauer in seinen Schutz genommen haben soll [1]). Die Erzählung ist ein Gemisch von vortrefflicher eigener Kunde, christlicher und antiker Legende und panegyristischer Auffassung. Die gewaltsame Behauptung der Subordination, durch welche Belisar seinen Ruhm schmälert, wird in diesem Buche dem Neide des Geschickes, in einem anderen — das derselbe Autor verfaßt haben soll — den böswilligen Einwirkungen seiner Gemahlin zugeschrieben. Abstrahiren wir von alledem, ohne es gradehin zu leugnen, so bleiben doch unzweifelhafte Momente von historischer Bedeutung übrig.

Der erste ist der allgemeinste; die Mauern Aurelians bestanden eigentlich erst damals recht ihre Probe; sie wurden von Belisar noch besonders dazu in Stand gesetzt; ihm kam bei der Vertheidigung zu Statten, daß er Sicilien im Besitz hatte und das Volk mit Lebensmitteln versorgen konnte; sonst nahmen die Einwohner an der Sache, die er verfocht, nur wenig Antheil. Sie haben einmal die Thore vor ihm

1) Procop bell. Goth. I c. 23 S. 110, 5.

verſchloſſen, weil ſie fürchteten, die Feinde würden mit ihm zugleich eindringen, und erſt dann wieder geöffnet, als dieſe zurückgewichen waren. Beliſar wandte die poliorketiſchen Erfahrungen, die er im Orient geſammelt hatte, zur Vertheidigung der Ringmauer an. Um dieſelbe her ſchlugen ſich dann ſeine orientaliſchen Reiter mit den Gothen; aber dieſe Scharmützel, deren Procop ſieben und ſechzig zählt, führten doch lange zu keinem Erfolge, bis endlich die Gothen den Portus Romanus, wie er damals war, in ihre Gewalt brachten und auch an einer wohlgeeigneten Stelle ein bewaffnetes Lager aufrichteten, ſodaß die Zufuhr zur See und zu Lande abgeſchnitten wurde [1]). Hierauf brach eine förmliche Hungersnoth mit allen ihren Schrecken in der Stadt aus, ſodaß der Feldherr genöthigt wurde, einen Stillſtand auf drei Monate mit den Gothen einzugehen, auf den dieſe auch deshalb antrugen, weil eine Geſandtſchaft an den Kaiſer abgehen ſollte, von dem ſie hofften, er werde ihre Rechte anerkennen [2]). Allein indeſſen hatte Juſtinian ſchon entſchieden. Um keinen Preis wollte er Italien aufgeben; er ſchickte abermals ein Heer hinüber, das hauptſächlich aus Iſauriern beſtand, bei dem ſich aber auch Thracier befanden, alle unter Heerführern, die eine hohe Stellung einnahmen. Eine kleine Abtheilung landete in Samnium, eine andere in Hydrus (Otranto), eine dritte in Neapel. Dieſe nun unter dem Magiſter Militum Johannes ſchlug, reich mit Lebensmitteln verſehen, den Weg nach dem Portus Romanus ein [3]).

Es gelang ihm, den Gothen zum Trotz, nicht allein

1) Procop I c. 26.

2) Procop II c. 6. 7.

3) Procop II c. 5, und der Continuator des Marcellinus bei Roncall. II 325.

Lebensmittel an das Land zu bringen ſondern auch in ihrem Rücken Aternum (Ortona), und ſogar Rimini zu beſetzen[1]). Hiedurch hauptſächlich wurde Vitiges genöthigt, ſeine Belagerung aufzuheben[2]), er mußte jetzt die vorzugsweiſe von den Gothen eingenommenen Landſchaften zu retten ſuchen. Soeben noch gemeint, Rom auf die eine oder die andere Weiſe zu erobern, mußte er jetzt an die Vertheidigung denken. Er beſetzte Chiuſi, Orvieto, Todi, Oſimo, Urbino und einige andere Plätze[3]); allenthalben ſetzte er gothiſche Heerführer ein. Sein Hauptaugenmerk war auf Rimini gerichtet, welches nun der vornehmſte Schauplatz der Entſcheidungen wurde, unerwarteter Weiſe in zwiefacher Hinſicht. Denn auch zwiſchen Beliſar und den neu angelangten Hülfsvölkern waltete doch kein rechtes Einverſtändniß ob. Beliſar wollte den Anführer derſelben, Johannes, aus Rimini herausziehen und die Stadt anderweit beſetzen, Johannes aber weigerte ſich, ihm Gehorſam zu leiſten, wobei ihm ſeine Truppen großentheils folgten, während die Freunde Beliſars ſich zu dieſem zurückzogen. Vitiges rückte heran, um Rimini wieder einzunehmen, und für das oſtrömiſche Heer war nun die nächſte Aufgabe, dieſe Stadt zu entſetzen. Noch mit einem anderen Heerführer der herbeigeführten Hülfsvölker gerieth Beliſar in Zerwürfniß. Die Rangordnung des Hofes wirkte auf die

1) Comes Marcellinus, Roncall. II, 326: Johannes in Portu, quae posuerat castra deserens, Samnitum regionem ingressus est, Aternoque oppido expugnato — Ortonas quoque similiter invadit, Picenum depraedans Ariminum occupat. Quo audito, Vitiges relicta Roma — Ariminum obsidet.

2) Die Belagerung hatte ein Jahr neun Tage gedauert; Vitiges hob ſie auf um die Zeit des Frühlingsäquinoctiums (ἀμφὶ τροπὰς ἐαρινάς, Procop b. G. II, c. 10, S. 186, 9), alſo um Mitte März 538.

3) Procop II c. 11.

militäriſchen Verhältniſſe zurück, beſonders ſeitdem der Eunuch Narſes, ein doppelt einflußreicher Mann, weil er den Schatz verwaltete und zu den vertrauteſten Rathgebern Juſtinians gehörte, mit einer Schaar von Herulern, die damals unter den Kriegsbanden faſt den vornehmſten Ruf hatten, in Italien erſchienen war. Unter deſſen Einfluß nun geſchah es, daß unter allen möglichen Unternehmungen, über die man berieth, der Entſatz von Rimini als die dringendſte anerkannt wurde[1]). Ohne alle Schwierigkeit wurde derſelbe bewerkſtelligt. Zugleich durch die Ankunft des Heeres, das ſie für bei Weitem ſtärker hielten, als es war, und durch das Herbeikommen einer kleinen Flotte erſchreckt, hoben die Gothen in ſtürmiſcher Eile die Belagerung von Rimini auf; Beliſar konnte in die Stadt einziehen. Hier aber kam der Hader zwiſchen den Feldherren zu vollem Ausbruch. Auf eine Andeutung Beliſars, die Belagerten ſeien einer Abtheilung ſeiner Truppen, deren Führer er nannte, die Rettung ſchuldig, antwortete Johannes: nicht dieſem, ſondern dem Narſes, auf deſſen Rath ſein Entſatz beſchloſſen worden, fühle er ſich zu Danke verpflichtet. Bei einem Zug gegen Urbino erlebte man dann, daß Narſes, der das Unternehmen überhaupt gemißbilligt hatte, mit ſeinem Heerhaufen eine abgeſonderte Stellung einnahm[2]). Beliſar gelang es doch, ſich der Stadt zu bemächtigen[3]). Aber auf einen einzelnen Platz beſchränkte ſich die Differenz zwiſchen Beliſar und Narſes nicht. In Folge des Abkommens mit Vitiges waren die Franken oder vielmehr die von ihnen abhängigen

1) Procop II c. 16.
2) Procop II c. 19.
3) Im Dezember (ἀμφὶ τροπὰς τὰς χειμερινάς, II c. 20) 538.

Burgundionen nach Oberitalien vorgedrungen, wo ſie dann ohne Mühe die Oberhand erlangten, ſodaß ſie die Römer, welche, wie Neapel, Rom, Rimini, bereits auch Mailand eingenommen hatten, durch Gothen verſtärkt, daſelbſt belagerten [1]). Beliſar faßte die Abſicht, ohne Verzug dahin vorzurücken und das Heer der Belagerer zu zerſprengen. Er ſchickte eine Heeresabtheilung ab, die aber am Po innehielt. Narſes dagegen meinte: die Straße und Provinz Aemilia, durch welche Ravenna von dem übrigen Italien abgeſchnitten würde, in Beſitz zu nehmen, ſei mehr im Intereſſe des Kaiſers.

Aus einem Schreiben Juſtinians, worin er angewieſen wurde, Beliſar zu gehorchen „zum Vortheil des Reiches", zog er den Schluß, daß von keiner Unterordnung die Rede ſein könne, ſobald dies der Vortheil des Kaiſers nicht ſei [2]). Er hatte bereits den ihm ergebenen Johannes nach Aemilia geſchickt, um ſich dieſer Provinz zu bemächtigen. Dergeſtalt gab es gleichſam zwei Oberbefehlshaber neben einander, deren Uneinigkeit dann wieder dem Gegner ſehr vortheilhaft war. Als die beliſariſchen Kriegsoberſten anderweite Hülfe verlangten, um es wagen zu können, über den Po zu gehen, weigerten ſich die von Narſes abhängigen, ohne deſſen Befehl ihnen zu Hülfe zu kommen. Zwar gab nun Narſes dieſen Befehl; allein indeſſen war für den Entſatz von Mailand die rechte Zeit verſtrichen; es fiel in die Hände der Gothen, die zwar der Beſatzung freien Abzug geſtatteten, die Stadt aber entſetzlich verwüſteten; die Mailänderinnen, die ſie zu Gefangenen machten, überließen ſie als Sklavinnen den Burgundionen. Dann kam auch König Theodebert in

1) Im Jahre 538 nach Marius von Aventicum. S. 32 bei Arndt.
2) Procop bell. Goth. II c. 18 g. E.

Perſon über die Alpen, in der Abſicht[1]), Italien, welches die Gothen allein zu vertheidigen nicht fähig waren, mit ihnen zu theilen. Er hat das Vitiges ſelbſt vorgeſchlagen, der aber, von Beliſar aufmerkſam gemacht, welchen Gefahren er ſich ausſetze, es vorzog, mit dem Kaiſer zu verhandeln[2]). Auch Juſtinian bot eine Theilung an; er wollte den Gothen das transpadaniſche Gallien überlaſſen, um auf einen früheren Ausdruck zurückzukommen: das continentale Italien; das peninſulare wollte er behaupten und mit ſeinem Reiche vereinigen; die Schätze wollte man theilen. Der Entſchluß des Kaiſers beruhte noch auf einem anderen Moment. Soeben war der Krieg mit Perſien wieder ausgebrochen, ſoviel man weiß, auf Antrieb der Gothen ſelbſt. Der Kaiſer wünſchte dem Kampfe in Italien ein Ende zu machen; er berief Narſes ab und ließ eine ähnliche Abberufung auch an Beliſar ergehen. Wie greifen da wieder alle Verhältniſſe der Welt in einander! Es iſt abermals der Widerſtand gegen die Perſer und gegen die Germanen, welcher, wie einſt das alte, ſo jetzt das neue Rom berührt. Aber jetzt hatten im Weſten die Franken die Oberhand, und die Frage war, ob Italien zwiſchen ihnen und den Gothen getheilt werden ſolle oder zwiſchen den Gothen und Oſtrömern. Den in Ravenna eingeſchloſſenen Gothen war es zweifelhaft, auf welche Seite ſie ſich ſchlagen ſollten. Zu einem Entſchluß aber mußten ſie kommen, ſchon deshalb, weil Beliſar ihnen zu Land und zur See alle Zufuhr abgeſchnitten hatte. Der Entſchluß aber, den ſie faßten, war ein höchſt außerordentlicher. Sie geriethen auf den Ge-

1) Im Jahre 538 (Marius Aventicenſis und der Continuator des Marcellinus Comes bei Ronc. II. S. 387).

2) Procop II, c. 28.

danken, den klugen und glücklichen Heerführer, von dem sie in ihr Unglück verwickelt worden waren, der aber jetzt die Gunst seines Kaisers nicht mehr zu besitzen schien, an ihre Spitze zu stellen. Er sollte, so meinten sie, als König der Gothen und Italioten zugleich sich dem Kaiser entgegensetzen und die Herrschaft, welche die theodosianische Dynastie von Ravenna her ausgeübt hatte, in Besitz nehmen. Gleich bei den ersten Anfängen eines byzantinischen Kaisers tauchte die Frage auf, welche in dem abendländischen Reiche so oft entscheidend gewesen war; es konnte scheinen, als würde der Heerführer an der Spitze eines ihm ergebenen Heeres sich dem Kaiser gegenüberstellen und sich durch die Gothen verstärken.

Die Gothen in Ravenna zogen die Vereinbarung mit dem römischen Kriegsführer den Eventualitäten eines Bündnisses mit den Franken vor; sie selbst würden ja dann in Ravenna an der neuen Regierung desselben theilgenommen haben. Und an und für sich hätte Belisar in seiner damaligen Situation wohl Anlaß gehabt, auf Anerbietungen dieser Art einzugehen. Denn der Kern des Heeres, das er anführte, bestand in den Haustruppen, die ihm persönlich ergeben waren. Sie zählten siebentausend Mann, lauter auserwählte und trefflich eingeschulte, kriegsgeübte Leute, denen man in Italien die errungenen Erfolge fast ausschließend zuschrieb. Man hörte das Wort: die Gothen seien allein durch die Haustruppen Belisars bezwungen worden. Dazu kamen dann eifersüchtige Unbotmäßigkeiten anderer Heerführer, die in Byzanz Rückhalt zu finden anfingen. Da hätte es nun wohl scheinen können, als würde Belisar durch eine selbständige Aufstellung in Italien aller dieser Gegner mächtig geworden sein. Und wir wissen, nichts Neues wäre es in dem römischen

Reiche geweſen, wenn ein großer Heerführer ſich ſeinem Kaiſer entgegengeſetzt hätte.

Allein mit den alten Zeiten und der Natur des Imperiums war auch die Geſinnung der Männer, die demſelben dienten, von Grund aus verändert. Beliſar war ein Vorbild dieſer Geſinnung — ein Mann, der Alles, was er that, mit Umſicht und Bedachtſamkeit vollzog. Die Selbſtändigkeit, die ihm der Kaiſer bewilligt hatte, und die er in den Actionen ſelbſt behauptete, bewog ihn doch nicht, irgend Etwas gegen den Willen deſſelben vorzunehmen.

Man hat erzählt, er habe dem Kaiſer einen Eidſchwur geleiſtet, daß er ſich bei deſſen Lebzeiten nicht eigenmächtig aufſtellen werde. Er war im Dienſte Juſtinians noch vor deſſen Thronbeſteigung emporgekommen; durch Alles, was ſich ſeitdem ereignet hatte, fühlte er ſich an ihn gefeſſelt. Entfernt davon, die Herrſchaft von Italien anzuſtreben, hat er vielmehr dem Kaiſer durch ſcheinbares Eingehen auf die gothiſchen Pläne Stadt und Hafen von Ravenna verſchafft.

Die Sache iſt nach dem Zeugniß des in alle Einzelheiten eingeweihten Procop folgendermaßen vor ſich gegangen. Die Gothen in Ravenna ſchickten eine Botſchaft an Beliſar, um mit ihm einen Pakt zu ſchließen, welcher zwei Punkte enthalten ſollte: den einen, daß er ihnen perſönliche Sicherheit zuſagen, den andern, daß er ihnen verſprechen ſolle, König der Gothen und Italioten zu werden; gehe er darauf ein, ſo ſollten die Geſandten ihn und ſein militäriſches Gefolge ſofort nach Ravenna bringen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Verhandlungen ſehr geheime waren. Beliſar nahm den erſten Punkt an; was aber die höchſte Gewalt

betreffe, ſo werde er die Uebereinkunft nur vor dem König und den Großen der Gothen beſchwören.

Es ſieht beinahe aus, als ob er hiebei ſich doch auch von den Römern emancipiren und die Entſcheidung der Angelegenheit in ſeine eigene Hand habe bringen wollen. Aber dabei hat er doch Etwas hoffen laſſen, was er entſchloſſen war nicht auszuführen. In Folge ſeiner Verſprechungen rückte er in Ravenna ein.

Dem Vitiges wurde ſeine äußere Ehre gewahrt; faktiſch aber brachte ihn Beliſar in ſeine Gewalt. Man erlebte, daß eine größere Zahl von einer kleinen überwältigt und gleichſam in Gefangenſchaft geführt wurde, worüber die gothiſchen Frauen in heftige Verwünſchungen ausbrachen. Beliſar wußte einen großen Theil der Gothen auf ihre Landgüter zu entfernen; er erlaubte ſich keine Gewaltthätigkeiten, nahm jedoch die Schätze des Palaſtes in Beſitz. Und nicht allein dieſe, ſondern auch die Tochter Amalaſunthas, Mataſuentha, und den Gothenkönig Vitiges führte er nach Conſtantinopel fort. Die Befehlshaber der benachbarten Plätze ergaben ſich größtentheils an Beliſar [1]).

In der Vorhalle des kaiſerlichen Palaſtes, den Juſtinian umbauen ließ, wurde eine Darſtellung der Rückkehr des Beliſar angebracht, der die Beute, die er gemacht, und die Fürſten, die er gefangen genommen, vorführt. Neben dem Kaiſer erblickte man ſeine Gemahlin und daneben die Senatoren; Alle in einer Haltung, in welcher ſich die freudigſte Theilnahme kundgab. Und gewiß war der Erfolg für das Reich von Conſtantinopel von größtem Werth; Afrika, ſowie das ſüd-

1) Im Frühjahr 540 kehrte Beliſar nach Conſtantinopel zurück.

liche Italien und die ganze adriatische Seeküste standen wieder unter der unmittelbaren Herrschaft des Kaisers. In der Hauptstadt war Belisar der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung.

Die Besorgnisse, welche man vor Afrika seit Gaiserich, vor Italien unter Theoderich unaufhörlich gehabt hatte, waren durch Belisar rasch und glücklich gehoben. Man sah ihn täglich mit seinem Gefolge von Vandalen, Gothen und Mauren einherschreiten; man konnte sich nicht satt an ihm sehen: ein hochgewachsener Mann, der im Getümmel der Waffen seine Leutseligkeit bewahrt hatte, geliebt von den Soldaten, bewundert vom Volke. Daß er die Autorität des römischen Reiches in Afrika und Italien wiederhergestellt hat, giebt ihm einen Anspruch auf universalen Nachruhm.

Siebzehntes Capitel.

Wiedererhebung und nochmalige Ueberwältigung der Gothen. Totila, Narſes.

Es ſpringt in die Augen, welche Bedeutung dies Ereigniß für die allgemeinen welthiſtoriſchen Probleme hatte, aber entſchieden waren ſie damit nicht; die Gegenſätze zwiſchen der römiſchen und germaniſchen Welt ſtießen immer aufs Neue aufeinander, nur an anderen Orten und in anderer Weiſe.

Die oſtgothiſche Unabhängigkeit war zu Grunde gerichtet, aber an Stelle derſelben trat die fränkiſche Macht in den Vordergrund. Wir erinnern uns, wie gewaltig Theoderich den Franken entgegengetreten war. Zeit ſeines Lebens hatte er ſie in einer gewiſſen Unterordnung gehalten; um ſo ſtärker kamen ſie empor, als er geſtorben war. Die von ihm zurückgehaltenen Frankenkönige ſtürzten ſich auf die Nachbarn, die bisher von den Oſtgothen in Schutz genommen waren. Der Auſtraſier Theoderich brachte nun erſt die Alemannen unter ſeine Botmäßigkeit und nahm Thüringen in Beſitz.

Die Veränderung der Lage kommt vor allem in Thüringen, welches einen guten Theil des inneren Germanien beherrſchte,

zur Erſcheinung. Chlodwig hatte, noch vor den Alemannen, die Thüringer beſiegt. Theoderich gab ihnen die politiſche Exiſtenz zurück und beſtätigte ſie durch verwandtſchaftliche Verbindung. Aber das hing mit dem Beſtehen des oſtgothiſchen Reiches aufs Engſte zuſammen. Die Söhne Chlodwigs erhoben ſich in ihrer urſprünglichen Ueberlegenheit und warfen die Schöpfung Theoderichs nieder. Der Ehrgeiz der Schweſtertochter des verſtorbenen Oſtgothenkönigs, Amalaberga, die mit Hermanfried, dem König der Thüringer vermählt war, gab hierzu den vornehmſten Anlaß [1]). Thüringen erlag dem Anfalle der in den Kämpfen in Gallien erſtarkten fränkiſchen Kriegsmannſchaften der merowingiſchen Könige von Metz und Soiſſons. Amalaberga nahm ihre Zuflucht nach Italien zu ihrem Bruder Theodahat. Auch daraus ſieht man, was es mit dem Sturz deſſelben auf ſich hatte; hätte er ſich vertheidigen können, ſo würde er auch die Autorität der Oſtgothen in Germanien aufrecht erhalten haben. Damals zuerſt ſind die Ufer der Unſtrut in eine allgemeine hiſtoriſche Beziehung getreten. Der Palaſt der thüringiſchen Könige an den Ufern dieſes Fluſſes zerfiel in Staub und Trümmer [2]). Das thüringiſche Königreich ging unter, doch finden wir einige Ueberreſte der Familie in Conſtantinopel [3]) und an den fränkiſchen Höfen, wo ſie dann verſchwinden. Auch die Alemannen konnten ſich ohne den Schutz der Oſtgothen der

1) Ich behalte mir vor, darüber ein Wort in dem Exkurs über Gregor von Tours in den Analekten zu ſagen.

2) Im Jahre 530 u. A.

3) Amalafried, der Sohn Hermanfrieds und der Amalaberga, welchen Beliſar zugleich mit Vitiges nach Conſtantinopel brachte, trat in den Dienſt Juſtinians (Procop bell. Gothic. IV, 25. S. 593, 20).

Uebermacht der Franken nicht lange erwehren. Indem sich nun dergestalt deren Macht in Germanien erneuerte und festsetzte, wurden sie auch ihrer gallischen Nebenbuhler Meister.

Den Söhnen der Clotilde hatte sich bei ihrem Angriff auf Burgund die Concurrenz des ostgothischen Königs entgegengestellt; er hatte einen Theil des burgundischen Gebietes an sich gerissen, aber König Godomar nicht verdrängen lassen. Es scheint nun, als sei es nach dem Tode Theoderichs zu einer Auseinandersetzung zwischen Burgund und dem ostgothischen Hofe gekommen, wodurch jenes sein Gebiet wiedererhielt. Aber zugleich hatte König Godomar durch diesen Todesfall seine beste Stütze verloren. Einem neuen Angriff der fränkischen Könige konnte er keinen Widerstand leisten; er wurde geschlagen, sein gesammtes Gebiet wurde von den Frankenkönigen in Besitz genommen und getheilt[1]). Der letzte burgundische König endete sein Leben, soviel man weiß, in einem fränkischen Castell[2]). Die Macht der Franken wurde hierdurch gleichsam verdoppelt. Sie brachten die Gebiete, welche die Germanen zuerst kolonisirt hatten, und die, von denen sie ausgegangen waren, die zum Theil noch ihren Namen trugen, Helvetien, Savoyen und einen Theil des hohen Gebirges, welches Europa überhaupt beherrscht, unter ihre Botmäßigkeit. Sie ließen es im Allgemeinen bestehen, wie sie es fanden; doch wurden verschiedene wichtige Plätze den kleinen Königreichen zu Theil. Autun,

1) 534: Marius von Aventicum, bei Arndt S. 32.

2) Die näheren Umstände sind bekanntlich zweifelhaft. Vergl. die auf sorgfältigen Studien beruhende Auseinandersetzung bei Jahn, Geschichte der Burgundionen II S. 68.

das alte Augustodunum, das durch Belagerung genommen war, ging an Theoderich von Metz über.

Ueberhaupt nahm dieser, da doch alle Gebiete der Franken seine Autorität anerkannten, eine große Stellung in der Welt ein. In einem seiner Schreiben rühmt er sich, daß auch die Sachsen ihm gehorsam seien [1]). In dieser Lage befand man sich, als die Botschaft Justinians, von der wir oben berichteten, an die Franken gelangte. Justinian suchte, als er sich zum Angriff gegen die Ostgothen anschickte, ein Bündniß mit denselben, ungefähr wie einst Constantius die germanischen Bevölkerungen gegen Magnentius in die Waffen gebracht hatte, aber wie unter ganz anderen Umständen, so auch mit bei Weitem entschiedeneren Erfolgen. Zwischen Justinian und den Franken bildete jetzt auch die Religion ein näheres Verhältniß. Der rechtgläubige Kaiser wollte die Arianer sowenig in Gallien dulden, wie in Italien. Eben das Bekenntniß des Katholicismus aber gab den Franken eine überlegene Stellung in dem inneren Gallien. Man darf wohl hinzufügen, daß diese in der Annäherung des Kaisers zugleich eine Anerkennung ihrer bisherigen Eroberungen sehen durften: denn wie hätte er sonst in ein völkerrechtliches Verhältniß mit ihnen treten können. Sie gingen auf die Anträge des Kaisers ein, aber zu einem intimen Verständniß, wozu zu allen Zeiten noch mehr gehörte, als die bloße Urkunde eines Versprechens, ist es doch nicht gekommen. Die Franken haben nie aufgehört, eine Aus-

1) Schreiben an Justinian bei Bouquet, Rerum Gallicarum et Francicarum scriptores, T. IV, S. 59, Nr. 16.

dehnung der kaiſerlichen Autorität ſelbſt nach Gallien zu fürchten [1]).

Nach einigen Bedenken nahmen ſie die Anträge des Vitiges an, der ihnen die von Theoderich nicht allein im letzten, ſondern auch früher im weſtgothiſchen Kriege in Beſitz genommenen Landſchaften antrug, wenn ſie ihm gegen den Kaiſer Hülfe leiſten wollten [2]). Dadurch erſt wurde der Umkreis ihrer Eroberungen den Gothen gegenüber vollendet und beſtätigt. Zu welcher Größe und Machtfülle hatte ſich da das fränkiſche Reich emporgeſchwungen! Herrſchend in Germanien, in Gallien, vordringend nach Spanien, an der Spitze der Völker, die früher Italien heimgeſucht hatten, und in einem ſelbſtändigen Verhältniß zum oſtrömiſchen Reiche! An die Spitze dieſer Macht trat nun in dem Sohne Theoderichs von Metz, Theodebert, ein Fürſt, der der größten Conceptionen fähig war [3]). Ich fürchte nicht, etwas Fremdartiges in die politiſchen Verflechtungen des ſechſten Jahrhunderts hineinzutragen, wenn ich annehme, daß den Franken ein treffendes Verſtändniß ihrer damaligen Beziehungen innewohnte. Die Fortſchritte Beliſars in Italien konnten ihnen nicht anders als genehm ſein, weil deſſen Unternehmen zugleich ihnen ſelbſt eine freundſchaftliche Abkunft mit Juſtinian verſchafft hatte. Aber, daß ſie nun von ihrer Seite einbrechend die Oſtgothen vollſtändig hätten verderben ſollen, würde doch weit über die Pflicht der Selbſterhaltung hinausgegangen ſein. Theodebert

1) Procop bell. Goth. III. c. 33, S. 417, 6: *οὔ ποτε ᾤοντο Γαλλίας ξὺν τῷ ἀσφαλεῖ κεκτῆσθαι Φράγγοι. μή τοῦ αὐτοκράτορος τὸ ἔργον ἐπισφραγίσαντος τοῦτο.*

2) Procop bell. Goth. I, c. 13. S. 73.

3) Theoderich ſtarb 534, Theodebert 548.

entſchloß ſich, wie berührt, noch vor der letzten Entſcheidung in Italien einzudringen; ſein ſtattliches Heer aber wurde durch die Einwirkung des Klimas und epidemiſche Krankheiten unfähig gemacht, nachdrücklich einzugreifen. Die Franken erſcheinen jetzt als die Vorfechter der Geſammtheit der germaniſchen Völker, wenn wir ſo ſagen dürfen, der germaniſchen Idee, beſonders auch der Oſtgothen ſelbſt. Nach jenem Ereigniß von Ravenna, durch welches Italien an das Kaiſerthum zurückfiel, waren ſie durchaus nicht geneigt, auch das geſammte Oberitalien in oſtrömiſche Hände gerathen zu laſſen. Wohin ihre Entwürfe gingen, kann man am beſten aus dem Vertrag abnehmen, den ſie einige Jahre ſpäter mit den Gothen abſchloſſen, kraft deſſen Beide im Kriege gegen Juſtinian gemeinſchaftliche Sache machen, und wenn es ihnen damit gelinge, alsdann über die von jedem Theile gemachten Eroberungen ſich verſtändigen würden, wie es zu beiderſeitiger Genugthuung das Beſte ſcheinen werde [1]). Theodebert war bereits von dem Ehrgeiz, die Weltherrſchaft zu theilen, ergriffen; er fühlte ſich dadurch beleidigt, daß Juſtinian unter ſeinen Titeln auch den eines Beſiegers der Franken und Alemannen angenommen hatte. Rhätien war ihm ſchon zugefallen; er dachte daran, die römiſchen Grenzen mit einer großen Heeresmacht zu durchbrechen und von Illyrien nach Conſtantinopel ſelbſt vorzudringen. Man hat eine Münze, nach welcher er ſich ſelbſt den Titel Auguſtus beigelegt zu haben ſcheint. Unter dem Zeichen des Kreuzes wollte er Conſtantinopel bezwingen. Zu dieſer

1) Procop Gothica IV, c. 24 S. 587, 3: διοικήσασθαι ταῦτα, ὅπη ἂν ξυνοίσειν ἑκατέροις δοκῇ.

großen Combination gehörte es, daß Justinian auch von anderer Seite Feindseligkeiten erfuhr, die sehr weitaussehend zu werden drohten.

Soviel man weiß, hat Vitiges, der einen weitumfassenden Blick für die allgemeinen Verhältnisse besaß, dem man die Abkunft mit den Franken zu verdanken hatte, auch eine Verbindung mit dem entfernten Osten eingeleitet. Er gewann zwei Priester, nicht von gothischer, sondern von lateinischer Abkunft, aus Ligurien, um sich mitten durch die oströmischen Gebiete hindurch zu dem persischen Monarchen zu begeben [1]). Dem stellten sie vor, seine ruhige Haltung werde dem Kaiser den Weg bahnen, Herr und Meister der gesammten Welt zu werden; die völlige Unterwerfung der Gothen werde Justinian in den Stand setzen, seine Streitkräfte gegen die Perser ins Feld zu stellen. Chosroes Nuschirwan, dem man von einer mit den Hunnen gegen ihn geplanten Feindseligkeit gesprochen hatte, ging auf diese Combination ein.

Der Friede mit Persien hatte den Kaiser in den Stand gesetzt, seine Feinde im Occident zu bezwingen; die ganze Lage veränderte sich, als Nuschirwan die Feindseligkeiten wieder eröffnete; er drang nach Commagene vor und verwüstete das römische Asien [2]).

In dem Wiederausbruch des Krieges, in welchem Belisar sich zuerst ausgezeichnet hatte, lag nun ein sehr naheliegendes Motiv für den Kaiser, demselben die Oberanführung gegen

---

1) Procop Pers. II, c. 2. Gothica c. II c. 22.

2) Im Jahre 540 im Juni nahm er Antiochia, Malalas S. 479, 23 ed. Bonn.

Perſien von Neuem anzuvertrauen, wohin er ſich ohne Weiteres begab.

Wir haben hier nicht die einzelnen Kriegshandlungen zu begleiten; das einzig Wichtige iſt die allgemeine Geſtaltung der Dinge. Man kann mit Grund ſagen, daß es damals drei große Mächte in der Welt gab: die Franken und die Perſer neben dem Kaiſer von Conſtantinopel. Ein Verſtändniß zwiſchen Franken und Perſern tritt nicht hervor. Aber das Ereigniß iſt doch, daß die Eroberung Italiens die Einen und die Anderen gegen Conſtantinopel aufregte und den Gothen die Möglichkeit verſchaffte, ſich nochmals zu regen. Auf dieſen Kampf nun zwiſchen den Gothen und der kaiſerlichen Macht muß unſer Augenmerk vornehmlich gerichtet ſein.

Mit dem Verluſt von Ravenna waren die Gothen keineswegs vernichtet; ſie erhoben ſich zu einem Widerſtand, der gleichſam als ein neuer Krieg anzuſehen iſt. Charakteriſtiſch iſt die Erklärung eines der Vornehmſten unter ihnen, Ildibad: ſich den Anſichten der übrigen anſchließen zu wollen, wofern Beliſar ihr König werde; nicht aber, wenn das nicht der Fall ſei. Als aller Zweifel hierüber geſchwunden war, wurde Ildibad ſelbſt in Ticinum mit dem Purpur bekleidet.

Aber es war nicht ſo leicht, unter den Gothen ſich aus dem Stande der Großen in den des allgemeinen Oberhauptes zu erheben. Die Gemahlin Ildibads wurde eiferſüchtig, weil ſie nicht ſo prächtig geſchmückt war, wie die Gemahlinnen anderer Großen, die den neuen König umgaben; ſie wurde ſogar verhöhnt. Ildibad rächte ſie durch den Mord deſſen, der ſie beleidigt hatte — wie Siegfried ermordet ward. Aber damit forderte er die Blutrache eines Verwandten des Ermordeten heraus; einſt bei der Tafel hinter dem König

ſtehend, ſchlug er dieſem mit ſeinem Schwerte das Haupt ab, ſodaß es gräßlich über den Tiſch hinrollte [1]).

Nach ihm erhob ſich ein Fürſt aus dem Stamme der Rugier, die immer zuſammengehalten und ſich ausſchließlich unter einander verheirathet hatten, was ihnen denn eine beſondere, auf das Stammesgefühl begründete Stärke verliehen haben wird, des Namens Erarich. Die oſtrömiſchen Truppen hatten eine ſo ſtarke Stellung, daß es doch ein Wageſtück zu ſein ſchien, ihnen zu widerſtreben. Auch Erarich wollte nicht ſein eigenes Leben aufs Spiel ſetzen und trat in Verhandlungen mit Juſtinian, um wenigſtens auf die alten, in Ravenna angebotenen Bedingungen Friede zu ſchließen. Die vornehmſten Gothen aber waren nicht der Meinung, dem Rugier den Vortheil einer ſolchen Vereinbarung allein zuzugeſtehen. Der gothiſche Befehlshaber in Tarviſium, Totila, war mit den Römern in Verhandlung getreten, um für ſich ſelbſt Sicherheit und Vortheile auszubedingen, wenn er ſeine Feſte ihnen ausliefere. Totila war der Neffe Ildibads; die Gothen, die daran feſthielten, daß man den Oſtrömern Italien ſtreitig machen müſſe, wendeten ihr Auge auf ihn und trugen ihm an, an Stelle des Rugiers ihr König zu werden. Totila verſchmähte ihre Anträge nicht, wollte aber gleichfalls nicht ſeine perſönliche Exiſtenz gefährden. Er ließ die Gothen wiſſen, ſobald Erarich aus dem Wege geräumt ſei, wolle er ihr König werden; wäre das aber bis zu einem beſtimmten Tage nicht geſchehen, ſo würde er ſeine Abkunft mit den Befehlshabern in Ravenna treffen. Erarich

1) Procop bell. Goth. III, c. 1.

wurde getödtet. Totila empfing den Purpur[1]). Durch Den aber erhielt das gothiſche Königthum wieder eine gewiſſe Conſiſtenz und Charakter. Die transpadaniſchen Gothen, davon durchdrungen, ſich dem römiſchen Imperium nicht unterwerfen zu wollen, ergreifen wieder die Waffen mit erneuertem Eifer. Ihre Defenſive verwandelt ſich in eine Offenſive, welche dadurch unterſtützt wurde, daß die Oſtrömer, nicht mehr einheitlich geführt, ſich weniger furchtbar erwieſen[2]). In dem Kampf erſcheinen die aus dem Oſten herbeigeführten Nationalitäten: Hunnen, Perſarmenier, Iſaurier in der That noch mehr Barbaren, als die Gothen ſelbſt. Sie dringen einmal in Verona ein, werden aber wieder von da zurückgeſchlagen. Der Perſarmenier Artabazes, der den Angriff geleitet hatte, rettet ſich nur durch einen Sprung von der Mauer; charakteriſtiſch iſt der Zweikampf des Artabazes mit einem rieſenhaften und wohlgewappneten Gothen, bei dem ſie beide umkamen; der Gothe durch die Liſt des Artabazes, dieſer ſelbſt durch einen ſonderbaren Unfall bei der Leiche des Erſchlagenen[3]). Noch einmal ſtellten ſich die Truppen des Kaiſers den Gothen im offnen Felde entgegen, wurden aber beſiegt; ihre Feldzeichen fielen in die Hände der Gothen[4]), von ihren Mannſchaften gingen viele zu dieſen über. Die Stärke der Kaiſerlichen be-

1) Gegen Ende des Jahres 541; Erarich war 5 Monate König geweſen (Procop S. 409).

2) Jordanes Rom. 378: militi exsistunt adversi, contra quos dum non unius, sed diversorum temptat varius apparatus, illi fortiores effecti persistunt.

3) Procop bell. Goth. III c. 3. 4.

4) Frühjahr 542, Procop a. a. O. c. 5.

ſtand in den feſten Plätzen, die ſie inne hatten: Rom, Ravenna, Spoleto, Auximum, Florenz, Perugia, Neapel. Auch viele kleinere Feſten waren in ihren Händen; die Bevölkerung Italiens gerieth unter die Herrſchaft zweier feindſeliger Truppenkörper, von denen der eine ihr innerhalb der Mauern beſchwerlich fiel, der andere das offene Land beherrſchte. Man verſteht es, wenn Totila die Mauern der Städte, die er einnahm, ſchleifte, wie einſt Cato die iberiſchen: denn nur im offenen Felde war er Meiſter. Auch eine der großen Städte, die nämlich, deren Einnahme den Kampf überhaupt entſchieden hatte, Neapel, brachte Totila im Frühjahr 543 in ſeine Hand; er hatte bedeckte Ruderſchiffe, mit denen er den Golf beherrſchte. Er vergalt es den Neapolitanern mit Gnadenerweiſungen, daß ſie immer Freunde der Gothen geweſen waren. Ueberhaupt legte Totila Entſchloſſenheit und Geſchicklichkeit, überdies aber auch Mäßigung gegen die Beſiegten an den Tag. Dann wandte er ſeine Augen nach Rom. Er hatte die ſenatoriſchen Frauen, die in ſeine Hände gefallen waren, mit ehrerbietiger Schonung behandelt. Den Römern ſelbſt brachte er das freundſchaftliche Verhältniß in Erinnerung, in dem Theoderich zu ihnen geſtanden hatte [1]). Auch arianiſche Prieſter gab es in Rom, die ſich zur Partei der Gothen hielten. Die Nation war waffenlos, willenlos; der Kampf fand zwiſchen den Gothen, welche früher die Beſatzung ausgemacht, und den oſtrömiſchen Feldherren ſtatt, welche dieſelben zu erſetzen begonnen hatten. Unter den damaligen Umſtänden vermochten dieſe ſich nur durch Unterdrückung der Unterthanen zu behaupten, ohne doch dabei Ordnung unter den Soldaten aufrechtzuerhalten.

1) Procop b. G. III c. 9.

Auf die erſten Erfolge der Gothen ſcheint Juſtinian wenig Werth gelegt zu haben. Nach dem Verluſt von Neapel aber, als Totila auch zur See mächtig erſchien und Otranto belagern ließ, zugleich aber ſelbſt ſich nach Rom wandte, wo er durch Maueranſchläge den Einwohnern erklärte, daß die Gothen ihre Freunde ſeien, fing man auch in Conſtantinopel an, beſorgt zu werden; man empfand die Nothwendigkeit, der wiederauflebenden gothiſchen Macht beſſeren Widerſtand zu leiſten, und ſehr begreiflich iſt es wohl, daß ſich auch hierbei die Augen wieder auf Beliſar wandten, der die Gothen vor Kurzem überwältigt hatte und jetzt gegen die Perſer nicht mehr ausrichtete, als auch ein anderer Feldherr vermocht hätte. Damit aber, daß man ihn zurückberief und zuletzt wieder nach Italien ſchickte, ſind noch andere Umſtände wichtigſter Art verknüpft geweſen, die wir nicht übergehen dürfen. Im Jahre 542 wurden zunächſt Aegypten und der Orient von einer jener großen Seuchen heimgeſucht, welche unzählige Menſchenleben gekoſtet haben. Es war eine wahrhaft peſtilenziariſche Krankheit, ſoviel man aus den Beſchreibungen derſelben erkennen kann: die Bubonenpeſt, die dann faſt regelmäßig von fünfzehn zu fünfzehn Jahren erſchienen iſt und weſentlich dazu beigetragen hat, die Epochen der Geſchichte von einander zu ſcheiden. Damals drang ſie auch nach Conſtantinopel vor, wo ſie über ein Vierteljahr wüthete und bisweilen an Einem Tage 10000 Menſchen hinweggerafft haben ſoll. Die entmuthigende Verwirrung, die dadurch entſtand, wird dazu beigetragen haben, daß dem Totila in Italien keine ſtärkerer Widerſtand geleiſtet wurde. Es erfolgte aber noch eine andere Wirkung auf die öffentlichen Angelegenheiten. Auch Kaiſer Juſtinian war von der Seuche

befallen worden; und bei den im Felde gegen die Perſer ſtehenden Truppen erſcholl das Gerücht, er ſei bereits geſtorben. Jedermann beſchäftigte ſich mit der Frage, wie der Thron des Kaiſers, wenn jener Fall eintrete, wiederbeſetzt werden ſolle. Es war ein Problem, welches in die Geſchichte des Kaiſerthums weſentlich eingriff. Denn wenn unter den Kaiſern des fünften Jahrhunderts die Entſcheidung immer vom Palaſt und den in demſelben herrſchenden Frauen ausging, ſo war darin unter Juſtin I., dem Oheim Juſtinians, eine Veränderung eingetreten. An der Erſetzung des Anaſtaſius hatten die Truppen einen überwiegenden Antheil, wie ihnen ein ſolcher früher immer zugeſtanden hatte.

Einige der großen Anführer ſprachen nun die Meinung aus, daß, wenn in Byzanz dazu geſchritten werde, einen anderen Kaiſer zu ernennen, dies nicht zugegeben werden dürfe [1]).

Man ſieht wohl, was darin liegt. Die Truppen wollten die Erhebung des Nachfolgers nicht dem im Palaſt herrſchenden Einfluß überlaſſen; ſie wollten ſelbſt an der Beſetzung des Thrones theilnehmen. Sie ließen ſogar verlauten, daß ſie im anderen Falle keinen Gehorſam leiſten würden. Dieſer Anſpruch reicht weit über die in dem Palaſt vorwaltenden Irrungen und perſönlichen Strömungen hinaus. Man darf ihn nicht überſehen, wenn man die folgenden Verwickelungen verſtehen will. Juſtinian genas von ſeiner Krankheit. Theodora, der hierauf jene Aeußerungen mitgetheilt wurden, fühlte ſich durch dieſelben tief beleidigt: denn ihr gehörte

1) ἔλεγον τῶν ἀρχόντων τινὲς ὡς, ἢν βασιλέα Ῥωμαῖοι ἕτερόν τινα ἐν Βυζαντίῳ καταστήσωνται σφίσιν, οὐ μήποτε αὐτοὶ ἐπιτρέψωσιν (Anecd. c. 4. S. 30, 6).

jener Einfluß an, dem sich die Feldoberſten entgegenſetzen wollten. Sie zögerte keinen Augenblick, die Vornehmſten, welche jene Worte geſprochen haben ſollten, nach Conſtantinopel zu beſcheiden. Vornehmlich waren das Buzes und Beliſar. Der erſte wurde zu Theodora beſchieden und in das unterirdiſche Gefängniß geworfen, das ſie in ihrem Palaſt eingerichtet hatte. Mit Beliſar verfuhr man glimpflicher. Aber er empfand, daß er jetzt in Ungnade gefallen war; den hochberühmten Mann, der vor Kurzem ein großes Gefolge um ſich gehabt hatte, ſah man einſam und niedergeſchlagen in den Straßen einhergehen. Es ſoll vorgekommen ſein, daß er, als er von dem Palaſt nach Hauſe zurückkehrte, ſcheu um ſich blickte, gleich als fürchte er von abgeſchickten Meuchelmördern ermordet zu werden. Bei ſeiner Gemahlin Antonina, mit der er damals nicht in gutem Einvernehmen lebte, fand er keinen Troſt. Als ein kaiſerlicher Hofbeamter bei ihm eintrat, fürchtete er ſchon, daß er ein Todesurtheil vernehmen werde. Der Hofmann aber theilte ihm ein Schreiben der Kaiſerin mit, welches ganz anders lautete. Sie ſtand mit Antonina, der Gemahlin Beliſars, in beſtem Verſtändniß und zwiſchen Beiden war eine Vermählung der Tochter Beliſars, Johannina, mit dem nächſten Verwandten der Kaiſerin verabredet worden. Wir erörtern die einzelnen Umſtände nicht, über die wir nur unſichere Ueberlieferungen finden; die Hauptſache iſt, daß Beliſar in unmittelbare verwandtſchaftliche Verbindung mit der kaiſerlichen Familie trat [1]). Gegen Juſtinian hätte er ſich gemäß ſeinem Verſprechen niemals empört; gegen Theodora wurden

1) Johannina wurde mit Anaſtaſius, dem Enkel der Theodora, vermählt.

ihm dadurch die Hände gebunden, daß er in nächſte verwandtſchaftliche Verbindung mit ihr ſelber gezogen wurde [1]). Wenn Beliſar nun aber den Antrag geſtellt hat, wieder nach Perſien zurückkehren zu können, ſo darf es nicht Wunder nehmen, daß ihm dies verweigert wurde; denn eben dieſe hohe militäriſche Stellung hatte die Eiferſucht gegen ihn rege gemacht. Nur einen unbedingt ergebenen Heerführer hätte man an die Spitze der Armee ſtellen können, die damals die ſtärkſte war.

Man nahm Bedacht, dem perſiſchen Kriege, der ſo gefährliche Folgen herbeizuführen gedroht hatte, überhaupt wenigſtens ein zeitweiliges Ende zu machen. Durch abermalige Geldzahlungen wurde Chosroes bewogen, einen Waffenſtillſtand auf fünf Jahr einzugehen [2]). Dann wurde Beliſar, der durch die Ernennung zum Comes ſtabuli, Oberſtallmeiſter, dem Hof neu verpflichtet ward, nach Italien geſchickt. Da er aber nicht mehr die volle Gnade des kaiſerlichen Hofes beſaß wie ehedem, wurde er nicht mehr ſo unterſtützt, wie es nöthig geweſen wäre; auch leiſteten ihm die zunächſt ſtehenden Feldoberſten den Gehorſam nicht, den er erwartete. Er hat die Seefeſte Otranto vor dem Untergang gerettet; dann iſt er noch einmal nach Ravenna gegangen, aber ſehr bald inne geworden, daß er von da aus Nichts ausrichten könne. Illyriſche Heerſchaaren, die er gegen Rom entſandte, ſind in ihre Heimath zurückgekehrt, weil ihnen ihr Sold nicht ausgezahlt wurde; der Befehlshaber von Spoleto, Herodian, gab dieſe Stadt auf, weil er ſich von Beliſar beleidigt fühlte.

Der Treuloſigkeit der Einen geſellte ſich die Unbeſonnenheit der Andern hinzu. Die nach Rom geſchickten Hülfs-

1) Vgl. Analekten.
2) April 545.

truppen ließen sich so unvorsichtig in Scharmützel ein, daß sie geschlagen wurden, worauf alle Ausfälle unterblieben und, da der Feind das offene Land beherrschte, wenigstens die römischen Bürger einer Hungersnoth preisgegeben waren. Belisar hatte vergebens um Hülfe in Constantinopel nachgesucht; nur soviel gelang ihm, daß er von Epidamnus aus, wohin er gegangen war, eine Abtheilung von Truppen nach dem Portus Romanus schicken konnte, um hier mit dem Befehlshaber von Rom, Bessas, bei einem Ausfall zusammenzuwirken. Aber dieser war zu saumselig oder zu schwach, um zur rechten Zeit loszubrechen, und eine von dem römischen Bischof Vigilius von Sicilien her gesandte Transportflotte wurde in Folge eines Mißverständnisses durch die Ueberlegenheit der Gothen vernichtet; sie beherrschten das Land und auch die Städte konnten sich nicht behaupten. So konnte es geschehen, daß sie im December des Jahres 546 wieder in Rom eindrangen[1]). Nicht sowohl durch Waffengewalt als durch Verrath hat sich Totila Roms bemächtigt[2]). Es ist immer im Gedächtniß geblieben, daß er auch dann Handlungen der Rache möglichst verhütete. Auf die Anmahnungen eines Priesters in St. Peter, der ihm mit dem Evangelium in der Hand entgegentrat, antwortete er, trotz einiger anzüglicher Worte, die ihm entfielen, doch mit dem Befehl, daß seine Gothen Niemand weiter umbringen sollten — Plünderung hat er ihnen erlaubt; jedoch mit dem Vorbehalt, daß die werthvollste Beute ihm selber zufallen solle. Die

1) Den Tag — 17. Dezember — giebt der cont. Marc. an, er stellt aber das Ereigniß unter ein falsches Jahr (post consulatum Basilii VI d. i. 547 u. Ä.).

2) Procop III c. 20.

Gothen bedrohten die Wittwe des Boethius, weil sie veranlaßt habe, daß die Bildsäulen des Theoderich und der Amalasuntha in Rom umgestürzt worden seien; Totila schützte sie vor Lebensgefahr [1]).

Noch einmal hat er den Senat versammelt, aber nur um ihm in heftigen Worten seine Undankbarkeit vorzuhalten, weshalb er sich auch um denselben fortan nicht weiter zu kümmern brauche; zu den Aemtern des Staates werde er nur solche berufen, die zu ihm übergegangen seien. Aber Herr und Meister der Situation war er darum doch nicht. Während er in Rom verweilte, erlitten seine Truppen in Lucanien, wo man um den Besitz der Landgüter stritt, einen nicht eben unbedeutenden Verlust. Er wurde inne, daß er sich doch nicht in Rom einschließen dürfe, wenn er das Land behaupten wolle, und hielt es für rathsam, die Hauptstadt fürs Erste wieder zu verlassen. Er hat wohl ausgerufen: er wolle Rom zu einer Viehweide machen, wie das ja auch einmal der Stadt Athen gedroht worden ist; er begnügte sich jedoch damit, nur einen Theil der Mauern niederreißen zu lassen und begab sich dann wieder ins Feld [2]). Dadurch wurde nun veranlaßt, daß Belisar von dem Portus, wo er sich aufhielt, wirklich wieder nach Rom gelangte, wo er die Mauern so gut es anging, wiederherstellte [3]). In der allgemeinen Lage wurde jedoch dadurch wenig geändert. Wie bisher das obere und mittlere Italien, so wurde jetzt das untere, an dessen Küsten die Griechen sich noch hielten, der Schauplatz blutiger und verwüstender Kämpfe. Eigentlich diese Kämpfe sind es gewesen,

1) Procop III c. 20, S. 365, 7.
2) Procop bell. Goth. III. c. 22.
3) Procop bell. Goth. III c. 24.

welche die alte Herrlichkeit Italiens zu Grunde gerichtet haben. Unter Theoderich bestand dieselbe noch, aber der Versuch des oströmischen Kaiserthums, Italien wieder zu unterwerfen, der doch nicht mit entschiedenem Nachdruck unternommen wurde und den Krieg an unzähligen Stellen localisirte, hat die Verwüstung des Landes hervorgebracht. Zwischen der Barbarei undisciplinirter Truppen und dem gewaltsamen Versuche freier germanischer Schaaren, sodaß man nicht wußte, wer der Vertheidiger, wer der Angreifer sei, ist das alte Italien zu Grunde gegangen. Soweit kam Belisar niemals wieder, um den Gothen im offenen Felde die Spitze bieten zu können.

Die Ereignisse der Feldzüge hingen noch von anderen Motiven ab, als der Tapferkeit der Streitkräfte, die sich in Italien mit einander maßen. Daß die Verstärkungen ausblieben, welche Belisar bedurfte und erwartete, hing von dem Stand der inneren Zerwürfnisse in Constantinopel ab. Entscheidend dafür war, daß einer der vornehmsten Führer, Johannes, Schwestersohn des Vitalianus, welcher von Belisar nach Constantinopel geschickt wurde, um die erforderliche Unterstützung an Truppen und Geld auszuwirken, sich vielmehr dort in eine Verbindung einließ, die dieselbe verzögern mußte. Theodora, die mit Antonina in bestem Verständniß war, hätte Nichts dagegen gehabt. Aber es gab noch eine andere Partei, die sich im Gegensatz zu Theodora befand, die unmittelbaren Angehörigen des Justinian selbst; an deren Spitze stand Germanus, sein Brudersohn. Eben an den aber wandte sich Johannes; er vermählte sich mit der Tochter desselben, Justina [1]). Wie Belisar mit den Angehörigen Theodoras

1) Anecd. c. 4. bell. Pers. I c. 12.

damals verbunden war, so vereinigte sich Johannes mit ihren Gegnern. Daraus entsprang dann eben, daß keine Hülfe nach Italien geschickt und als dies endlich geschah, Germanus an die Spitze derselben gestellt wurde. Endlich erhielt Belisar die Nachricht, die Hülfstruppen seien bereits in Unteritalien, und zugleich die Weisung, sich mit denselben zu vereinigen und dem Feind auf den Leib zu gehen. Der alte Strateg gerieth dadurch in nicht geringe Verlegenheit.

Er sah die Unmöglichkeit ein, dem Feind im offenen Felde zu begegnen, zugleich aber wurde seine Stellung in Rom unhaltbar. Aus diesen Erwägungen, nicht aus allerlei Zufälligkeiten ist sein weiteres Verhalten zu erklären. Er verließ Rom, setzte sich in dem Hafen zu Schiff und nahm seinen Lauf nach dem tarentinischen Meerbusen. Gewiß war es nothwendig, der gothischen Seemacht eine byzantinische entgegenzusetzen. Aber die Hauptsache war doch die Vereinigung der Streitkräfte zu einem ernstlichen Angriff gegen Totila. Belisar suchte wohl von der See her eine Verbindung mit Johannes ins Werk zu setzen. Aber dieser Versuch mißlang vollständig; nach kurzem Succeß wurden die zu diesem Zweck abgesandten Truppen von den Gothen vernichtet. Ein kleiner in der Reihe der damaligen Ereignisse verschwindender Vorfall, dem man aber, wenn ich nicht irre, eine durchschlagende Wirkung zuschreiben muß [1]). Totila wurde nicht angegriffen. Belisar bat um seine Rückberufung: denn im Kriege könne man nicht weiter schreiten, wenn der Eine Fuß erlahmt sei; und sprach seine Befriedigung aus, als er dieselbe erhielt. Seine Gemahlin war noch einmal nach Constantinopel geeilt,

1) Procop bell. Goth. III c. 23. 24.

um durch Theodora eine bessere Hülfsleistung auszuwirken. Aber als sie ankam, war die Kaiserin bereits gestorben[1]). Belisar kehrte nach Constantinopel zurück, jedoch in ganz anderem Zustand als früher[2]). Man hat oft wiederholt, er sei von der vollen Ungnade des Kaisers betroffen worden.

Wer kennt die Erzählung nicht, daß Belisar nach so vielen Thaten des Augenlichts beraubt worden sei, daß der große Feldherr sein Brot habe erbetteln müssen. Sie findet sich zuerst bei Tzetzes, einem Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts; sie ist eine späte Erfindung poetischer Moralisten; der wahre Sachverhalt war damals ein ganz anderer.

Belisar wurde, als er zurückkam, als die Stütze des Kaisers gegen eine Verschwörung angesehen, die auf eine Thronveränderung abzielte. Die Verschwörung wurde entdeckt, aber nicht sehr nachdrücklich bestraft, weil sie aus der Partei hervorging, die als die des Kaisers selbst angesehen werden konnte; Belisar mit seiner Autorität, seinen persönlichen Verbindungen, seinem Reichthum war doch für den Kaiser unentbehrlich. Er wurde an die Spitze der kaiserlichen Leibwache gestellt und ist später nochmals als Feldherr unfern der Hauptstadt aufgetreten[3]), aber sein Werk in Italien wieder aufzunehmen, war ihm nicht beschieden.

In Italien nahmen die Dinge einen den griechischen Interessen entgegengesetzten Verlauf. Totila behielt gegen die griechischen Truppen und Städte die Oberhand. Er hat sich im Jahre 549 selbst der Stadt Rom wieder bemächtigt.

1) Im Juni 548.
2) Im Jahre 549.
3) Im Jahre 559 u. A. Agathias V c. 11 S. 309 ff. Theophanes S. 360 ed. Bonn.

Einſt hatte er bei dem Frankenkönig Theodebert, ſeinem Bundesgenoſſen, um die Hand von deſſen Tochter geworben; der aber ihm geantwortet, wenn er Rom nicht habe, könne er auch nicht König von Italien ſein[1]). Jetzt hat Totila Rom dem Wechſel zufälliger Ereigniſſe nicht wieder überlaſſen. Im Jahre 549 war er Meiſter von Italien; er baute eine Flotte von vierhundert Fahrzeugen und warf ſich auf die See. In Kurzem finden wir ihn in Sicilien[2]), auf den joniſchen Inſeln, an der Küſte von Epirus[3]); er machte ſich weit und breit furchtbar. Er brachte zugleich Rimini und Rhegium in ſeine Hand. Es war ein verderblicher, verheerender Krieg, den Totila führte; die Schätze, die er zuſammenbrachte, legte er in Cumä nieder[4]).

Er hatte einmal dem Kaiſer angetragen, Friede mit ihm zu ſchließen und die Verhältniſſe wiederherzuſtellen, in denen einſt Anaſtaſius zu Theoderich geſtanden habe; dann würden ihm die Gothen nach allen Seiten Heeresfolge leiſten. Und man hätte meinen können, ſeine Stellung wäre dazu angethan geweſen, den Hof von Conſtantinopel zu einem Abkommen dieſer Art zu vermögen. Die Lage des Kaiſerthums war damals keine glänzende. In den Schriften der Zeit wird die Frage erwogen, wie das Imperium urſprünglich gegründet und nach und nach in Verfall gerathen ſei. Die Herrſchaft deſſelben wird nur als eine oberflächliche, vorübergehende

1) Procop bell. Goth. III c. 37.

2) Im Jahre 549 (Procop bell. Goth. III c. 39).

3) Im Jahre 551 (Procop bell. Goth. IV c. 22, S. 574, 18).

4) In dieſe Zeit werden ſeine Silbermünzen gehören, auf deren Vorderſeite ſein Bruſtbild mit dem Diadem erſcheint, ſein Name findet ſich auf den Münzen in der eigenthümlich gothiſchen Form Baduila. Vergl. Friedländer, Die Münzen der Oſtgothen und die ergänzenden Bemerkungen in deſſen Schrift über die Münzen der Vandalen.

betrachtet. Aber eben damals raffte Juſtinian ſeine Macht noch einmal zuſammen. Er war eine von den Naturen, die das einmal Begonnene niemals wieder aufgeben und ihre Grundgedanken allezeit feſthalten. Gerade das Aufkommen des Gegners gab den Anlaß, ſich ihm um ſo energiſcher entgegenzuſetzen. An eine Wiedererwerbung Italiens für ſich ſelbſt dachte er zunächſt nicht; aber er hatte eine vermittelnde Abſicht gefaßt. Dieſe knüpfte ſich daran, daß Totila kein geborener König war und die Erbin des Theoderich, ſeine Enkelin, ſich in Conſtantinopel befand. Mataſuentha, die ſchon immer Hinneigungen zu den Römern kundgegeben, hatte ſich nach dem Tode des Vitiges mit dem Neffen Juſtinians, Germanus vermählt. Und dieſer Germanus nun, der ſchon einmal bei einem Aufſtand in Afrika das Beſte gethan hatte, um es unterworfen zu halten, hielt ſich für den Mann, der auch Italien wieder zu unterwerfen beſtimmt ſei; wenn er mit Mataſuentha daſelbſt erſcheine, würden auch die Gothen ihm keinen Widerſtand mehr leiſten [1]). Mit eigenen Geldmitteln und mit Unterſtützung des Kaiſers brachte er ein ſtattliches Heer zuſammen, mit dem er in den Fußſtapfen Theoderichs in Italien einzudringen und die Gothen im offenen Felde zu bezwingen hoffte [1]). Man darf vorausſetzen, daß der Kaiſer zu dieſem neuen Unternehmen nicht geſchritten wäre, hätten nicht die perſiſchen Angelegenheiten eine Wendung genommen, welche eine Fortdauer des Friedens erwarten ließ. Der von Chosroes geſchloſſene Waffenſtillſtand wurde auf neue fünf Jahre verlängert. Juſtinian er-

1) Procop Goth. III, c. 39, S. 447, 3: ἤλπιζε, ἢν ξὺν αὐτῷ ἐν τῷ στρατοπέδῳ ἡ γυνὴ ἴῃ αἰσχύνεσθαι, ὡς τὸ εἰκὸς, Γότθους ὅπλα ἐπ' αὐτὴν ἀνελέσθαι.

kaufte denſelben recht eigentlich durch eine anſehnliche Geldſumme[1]). Man weiß, wie ſehr ihm dieſe Aufwendungen und das fiskaliſche Regiment, auf dem dieſelben beruhten, zum Vorwurf gemacht wurden. Aber Eines bedingte das Andere. Ohne allezeit bereite Geldmittel wären die Abwandlungen ſeiner äußern Politik und ſeine kriegeriſchen Unternehmungen unmöglich geweſen. Nach geſchloſſenem Vertrage verdoppelte er ſeine Anſtrengungen, um die Rechte der Imperatoren im Occident zur Geltung zu bringen.

Germanus wird als grabſinnig und ehrgeizig, tapfer und leutſelig geſchildert; das Gerücht ſeiner Beſtimmung erweckte in den Ueberbleibſeln des römiſchen Heeres in Italien eine freudige Bewegung. Ich denke, daß die Erwartungen der von Totila unabhängigen und dem Hauſe Theoderichs noch immer ergebenen Gothen, die in dem Buche des Jordanes ausgeſprochen werden, ſich an dieſe Ausſicht knüpften. Allein, indem man ſich mit ſolchen Hoffnungen ſchmeichelte, geſchah es, daß Germanus, der in Sardica ſtand und ſich durch die Abwehr vordringender Slaven neuen Ruhm erworben hatte, zwei Tage vor dem beſchloſſenen Aufbruch nach Italien von einer Krankheit ergriffen wurde, der er erlag[2]). Die Unternehmung, zu der alle Vorbereitungen getroffen waren, wurde dadurch unterbrochen, jedoch nicht aufgegeben. Unter anderen Anführern gelangte das Heer nach Salona. Aber der Kaiſer meinte nicht, ihnen den Feldzug anvertrauen zu können, weil ſie untereinander von gleichem Rang waren,

1) Im Sommer 551 im 25. Regierungsjahre Juſtinians. Procop bell. Goth. IV, c. 15 S. 588, 7).

2) Im Jahre 550. Procop III, c. 40, S. 450, 19.

ſo daß eine Erneuerung der alten Unbotmäßigkeiten gegen Beliſar ſchon befürchtet werden mußte [1]). Er betraute Narſes, deſſen Conkurrenz bei Rimini und am Po Beliſar entgegengetreten war, mit dem Oberbefehl. Narſes hatte ſeine hohe Stellung im Palaſt nicht allein behauptet, ſondern noch verſtärkt. Gegen ſeine Autorität konnte ſich Niemand regen. Er war von unſcheinbarer Geſtalt, klein und mager, aber von einer ſeltenen Capazität zugleich für finanzielle Angelegenheiten, die Regierung und den Krieg.

Wenn die Gothen damals ihre glücklichen Seefahrten nach Korſika und Sardinien auf der einen, nach Epirus auf der anderen Seite ausdehnten, und wenn ſie zugleich an der italieniſchen Küſte gegen Ravenna vordrangen und Ancona zu Waſſer und zu Lande belagerten, ſo lag die Entſcheidung vor Allem darin, ob die byzantiniſche Seemacht ihnen gewachſen ſein werde oder nicht. Selbſt gegen den Willen des Kaiſers vereinigten die Befehlshaber, Johannes in Ravenna, Valerius in Salona ihre Flotten und ſchifften gegen die gothiſchen Fahrzeuge, die bei Ancona lagen, heran [2]). Soviel aber die Gothen bereits an den Küſten herumgeſchwärmt waren, ſo verſtanden ſie doch noch nicht, einen wohlgerüſteten Feind in offener Schlacht zu beſtehen; ſie wußten noch nicht, was es heißt, ſich ruhig zuſammenhalten und den Angriff erwarten. Den Griechen, die in ſeemänniſcher Taktik erfahren, überdies an Zahl der Segel überlegen waren, gelang es, einige gothiſche Schiffe, die ſich zu weit herausgewagt hatten,

---

1) ἔδεισε μὴ διχοστατοῦντες τῇ γνώμῃ ἢ ἐθελοκακοῦντες τῷ φθόνῳ ξυγχέωσι τὰ πρασσόμενα Goth. IV, c. 21 S. 570, 11.

2) Procop. Goth. IV, c. 23 S. 578, 9: καίπερ αὐτῷ πρὸς βασιλέως ἀπορρηθέν.

zu überwältigen. Dann ſchritten ſie zum Angriff auf die Linie der Feinde. Durch ihre wohlberechneten Bewegungen und ihre Wurfgeſchoſſe erfochten die Byzantiner einen vollſtändigen Sieg, durch welchen ſie nicht allein Ancona retteten, ſondern der geſammten militäriſchen Stellung der Gothen einen Schlag verſetzten, der ſich auf allen anderen Schauplätzen des Krieges fühlbar machte. Sicilien ging den Gothen verloren; die römiſchen Beſatzungen in den italieniſchen Städten faßten wieder Vertrauen in ihre Sache. Im Frühjahr 552 langte Narſes in Ravenna an. Er ſetzte ſein Heer hauptſächlich aus Germanen von langobardiſchem, gepidiſchem, heruliſchem Urſprung zuſammen[1]), die, obwohl unter einander entzweit, kein Bedenken dabei hatten, einem römiſchen Führer zu folgen — denn an Eintracht unter den Germanen war niemals zu denken. Rimini bei Seite laſſend und ohne das befeſtigte Petra Pertuſa zu berühren, rückte Narſes, als berechtigter Vertreter des römiſchen Imperiums, auf der Straße, die ihn nach Rom führen ſollte, vorwärts. Zwiſchen Helvillum und dem Forum Flaminii, bei einem Dorfe des Namens Taginä[2]) fand er die Feinde auf ſeinem Weg. Er ließ den Gothenkönig warnen, nicht mit ſeinem in der Eile zuſammengebrachten Kriegshaufen dem römiſchen Reiche widerſtehen zu wollen; ſollte er aber bei ſeinem Entſchluß verharren, ſo möge er den Tag beſtimmen, an welchem man ſchlagen wolle. Totila antwortete, auf jeden Fall werde er ſchlagen und zwar binnen acht Tagen. Aber ſchon am nächſten Tag ſchickte er ſich, wie Narſes recht vermuthete, zum Angriff an. Alle Abtheilungen des gothiſchen

1) Procop bell. Goth. IV, 26 S. 598, 15.

2) Der Ort lag unfern von Gualdo in der Richtung nach Matelica.

Heeres waren bereits zusammen bis auf zweihundert Reiter, die man noch erwartete. Man erzählt, Totila habe die Zeit bis zu ihrer Ankunft dadurch ausgefüllt, daß er im Schmuck seiner königlichen Würde eine Waffenübung zu Pferd ausführte, bei der seine Gelenkigkeit und Körperkraft in vollem Lichte erschien [1]). Dann, als seine Verstärkungen angekommen waren, begrüßte er dieselben, ließ sein Heer sich durch ein Frühmahl erfrischen und führte es gegen die oströmischen Truppen ins Feld, denen Narses, damit sie in Reih und Glied blieben, nur einen Schluck Wein und ein Stück Brot gegönnt hatte, was sie in voller Rüstung zu sich nahmen.

Wie so oft, kamen dem Narses auch hier seine Bogenschützen zu Statten, von denen den mit aller Macht heranrückenden Gothen große Verluste beigebracht wurden. Als die beiden Schlachtreihen auf einander stießen, setzten die Germanen des Narses den Germanen, die um Totila geschaart waren, nicht allein den kräftigsten Widerstand entgegen, sondern sie antworteten mit vordringenden Bewegungen. Nicht so gut bestand die gothische Reiterei den Feind. Als sie sich gegen Sonnenuntergang im Nachtheil sah, nahm sie ihren Rückzug, der sich aber in Flucht verwandelte; die Fußvölker die sie hatte unterstützen sollen, wurden von der Flucht mitfortgerissen. Sie sollen unter einander selbst handgemein geworden sein. Der Ungestüm des großen Reiterkriegsmannes unterlag der besser geschulten Heerführung eines Eunuchen [2]). Es war ein Gepide, der dem fliehenden Totila eine Wunde beibrachte, an der derselbe, nachdem ihn die Seinen noch

1) Procop IV, 31.
2) Juni 552.

zwei Meilen weit im Todeskampfe fortgeſchleppt hatten, geſtorben iſt [1]).

Nach der Schlacht wandte ſich Narſes gegen Rom, und bald war er im Stande, ſeinem Kaiſer die Schlüſſel der Stadt nochmals zu überſchicken. Die Gothen unter einem neuen König, des Namens Tejas vereinigt, nahmen noch einmal eine feſte Stellung in der Nähe des Veſuv. Durch den Sarnus gedeckt, ſtellten ſie ſich den Römern entgegen, unüberwindlich, ſo lange ihnen ihre Schiffe Lebensmittel brachten. Als dieſe, wie man erzählt, durch die Verrätherei eines Gothen genommen waren, blieb ihnen nichts weiter übrig, als zwiſchen dem Hungertode und dem Tode in der Schlacht zu wählen. Sie wählten das Letztere und griffen die Römer an, die anfangs in Verwirrung geriethen, ſich aber gar bald zum Widerſtand ordneten. Da kam es nun noch einmal zu einem Kampfe zu Fuß. Vor den Gothen erſchien ihr König Tejas mit Schild und Speer mit wenig Begleitern in erſter Reihe. Die Römer kannten ihn wohl und richteten ihre Bogen und Wurfſpeere gegen ihn. Tejas wich und wankte nicht in ſeiner Stellung; mit der Rechten tödtete er die, welche auf ihn eindrangen, mit der Linken hielt er den Schild, der, ſobald er durch eingedrungene Wurfſpeere unbrauchbar gemacht war, gegen einen anderen vertauſcht wurde [2]). Ein paar

1) Procop bell. Goth. IV, c. 32: Procop, der Alles aufzeichnete, was ihm zu Ohren kam, hat noch eine andere Verſion, die ſeiner Idee von dem Eingreifen dämoniſcher Gewalten mehr entſpricht; Tyche habe auf Totila, noch ehe es zur Schlacht gekommen, die Pfeile der feindlichen Bogenſchützen gelenkt, (*τῆς τύχης ἰθυνάσης ἐπὶ τὸ τοῦ ἀνθρώπου σῶμα τὸν ἄτρακτον*, S. 627, 1).

2) Procop Goth. IV c. 35 S. 640, 19: *ὥσπερ τῷ ἐδάφει ἐρηρεισμένος αὐτοῦ μετὰ τῆς ἀσπίδος εἱστήκει, κτείνων δὲ τῇ δεξιᾷ χειρὶ καὶ ἀποκρουόμενος τῇ λαιᾷ.*

Mal war dies gelungen; als es wieder geschehen sollte und der Waffenträger herbeigerufen wurde, um den Schild zu empfangen, entblößte Tejas seine Brust, in welche dann ein Wurfspieß eindrang, der ihn tödtete [1]).

Totila und Tejas waren beide der römischen Schlachtordnung nicht gewachsen. Ihr Tod ist charakteristisch für sie selbst und für die Nation, die mit ihnen ihre Unabhängigkeit verlor.

Wir wissen aber: die Sache der Gothen hatte noch einen anderweiten Rückhalt. Der Frankenkönig Theodebert hatte ihnen Bundesgenossenschaft gegen Justinian versprochen [2]). Dessen Sohn, Theodebald hielt wenigstens soweit daran fest, daß er ein Bündniß. welches die Römer ihm anboten, zurückwies. Die Gothen versäumten nicht, ihn zu Hülfe zu rufen; doch trug er noch Bedenken, sich mit dem Hofe von Constantinopel unmittelbar zu verfeinden. Was aber der König verweigerte, waren zwei mächtige Alemannen an seinem Hofe, Leutharis und Bucelin, zu unternehmen sehr bereit; sie wollten Italien nicht unter die Herrschaft des Eunuchen gerathen lassen. Mit 75000 Mann Franken und Alemannen drangen sie dahin vor [3]).

Narses hatte Cumä noch nicht erobert, aber sich doch nach Etrurien gewendet, als er die Nachricht von dem Eindringen der Barbaren erhielt. Er schickte die Heruler unter ihrem Fürsten Fulcaris nach Oberitalien mit der Weisung, sich in festen Positionen aufzustellen. Er selbst hielt, um die

1) Frühjahr 553.
2) Theodebert starb in der ersten Hälfte des Jahres 548.
3) Agathias I, c. 7 z. E.

Verbindung der Gothen mit den Franken zu hindern, die noch nicht besetzten festen Plätze umlagert; er eroberte ganz Toscana mit Ausnahme von Lucca. Aber indessen hatte Fulcaris trotz der Weisungen des Narses das fränkische Heer, das bis Parma vorgedrungen war, mit großer Unklugkeit angegriffen und war geschlagen worden. Er hatte keine Lust als Besiegter zu Narses zurückzukehren; er suchte und fand den Tod im Kampfe. Hierauf aber brachen die Gothen in Aemilia und Ligurien die Verbindungen ab, in die sie mit Narses getreten waren, und schlossen sich den Franken an. Die den Franken und Gothen gegenübergestellten Truppen fühlten sich denselben nicht gewachsen und zogen sich nach Ravenna zurück. Narses, der zuerst damit unzufrieden war, löste doch auch seinerseits — nachdem er Lucca eingenommen — sein Heer auf, um nicht im Winter streiten zu müssen — eine Jahreszeit, die für die Franken die vortheilhafteste war — und begab sich nach Ravenna mit seinen Haustruppen, den Staatsbeamten und Hofbeamten, welche unbefugtes Eindringen verhindern und die alten Schriften in Schutz nehmen sollten[1]).

Aber auch, indem er sich zurückzog, hatte er einen großen Erfolg. In den angesehensten Gothen regte sich der Verdacht, die Franken würden, wenn sie den Kaiser überwänden, doch niemals Italien den Gothen wiedergeben, sondern vielmehr Franken über sie zur Herrschaft erheben. Besonders der Befehlshaber der Gothen in Cumä, der Bruder des Tejas, Aligernus hegte diese Meinung. Bei der Ankunft der Franken in Italien entschloß er sich, sich lieber den Römern

1) οἷς τὰ ἀρχεῖα ἐπεφρόντιστο. Agathias I, c. 19, S. 55, 12 ed. Bonn.

zu übergeben, als die Stadt mit ihren Schätzen in fränkische Hände fallen zu lassen. Er suchte Narses auf; in der Nähe von Classis überlieferte er ihm die Schlüssel von Cumä. Aligernus hat dann die vorbeiziehenden Franken von den Mauern herab verhöhnt, daß sie zu spät kämen; die Schätze, die sie begehrten, seien schon in die Hände der Römer übergegangen sammt dem Purpurkleid des Königs. Die Franken nannten ihn einen Verräther seines Volkes, hielten aber doch für besser, weiterzuziehen.

Bei einem Scharmützel, zu dem es dann vor Rimini kam, war Narses selbst in Gefahr gerathen. Sein frommes Pferd wird beschrieben, wie das Schlachtroß Belisars vor Rom. Er erfocht den Sieg und begab sich darauf selbst nach Rom.

Hier übte er die Truppen für den nächsten Feldzug sorgfältig ein, zu Fuß und zu Pferd. Das feindliche Heer rückte indessen bis an die Meerenge vor, mit dem Unterschied jedoch, daß die Franken vor den Kirchen Ehrfurcht hatten, die Alemannen dagegen die Kirchen plünderten und die heiligen Gefäße fortschleppten.

Um die gemachte Beute in Sicherheit zu bringen, begab sich dann Leutharis auf den Heimweg. Er ist wieder an den Po gelangt, dort aber von einer ansteckenden Krankheit heimgesucht, sammt seinen Truppen dem Klima zum Opfer gefallen [1]). Bucelinus dagegen, sein Bruder, hielt aus. Er hatte den Gothen geschworen, ihren Kampf mit den Römern auszufechten; diese dagegen ihm eidlich versprochen, ihn zu ihrem König zu erheben. Seine Absicht war, das gothische Königthum unter fränkischer Oberhoheit wiederherzustellen; mit

1) Agathias II, c. 3.

dem nun hatte Narſes noch einen ſchweren Kampf zu beſtehen.

Noch war Nichts entſchieden, als die beiden Heere an dem Fluſſe Caſilinus in der Nähe von Capua aufeinander ſtießen. Die italieniſchen Völker erwarteten mit Spannung den Ausgang, der über ihr künftiges Schickſal entſcheiden ſollte; und faſt ſchien es, als ob die Franken die Oberhand gewinnen würden. In dem Heer des Narſes trat nämlich ein Vorfall ein, der es zu zerſprengen drohte. Ein angeſehener Heruler hatte einen Mann ſeines Gefolges, der ſich gegen ihn vergangen hatte, getödtet[1]). Narſes wollte dies nicht dulden, obwohl der Heruler darauf beſtand, daß es ſein Recht ſei. Dem Eunuchen lag Alles daran, die Unterordnung und Mannszucht zu erhalten; er ließ den Mörder ſeines Dieners mit dem Tode beſtrafen. Aber darüber empörte ſich das Stammesgefühl der Heruler; ſie gaben die Abſicht kund, an der Schlacht keinen Theil zu nehmen. Narſes aber kannte ſie beſſer. Ihr Stammesgefühl ſchwieg, als er alle, welche am Siege theilnehmen wollten, aufforderte ihm zu folgen. Sie bedachten ſelbſt, daß man es ihnen als Feigheit auslegen würde, wenn ſie im Moment der Schlacht ſich zurückzögen. Das Gefühl der Mannszucht war doch auch in ihnen, das Kriegsgeſchrei riß ſie mit ſich fort. Dieſer Zwiſchenfall wurde verhängnißvoll für die Franken.

Auf die erſte Nachricht von dem zu erwartenden Abfall der Heruler griffen ſie in wildem Sturm das Heer des Narſes an. Sie fanden daſſelbe in beſter Ordnung. Eben als die Schlacht losbrach, waren die Heruler an die ihnen

1) ἕνα τῶν οἰκείων θεραπόντων Agathias II, c. 6 S. 78, 14.

bestimmte Stelle eingerückt. Von beiden Seiten, in der Flanke und im Rücken getroffen, wurden die Franken völlig vernichtet; Bucelin selbst kam in der Schlacht um [1]).

So behielt der Eunuch, durch Klugheit und Muth im Augenblick, den Sieg sowohl über die Franken, wie über die Gothen. Manche meinten, daß nun Alles beendigt sei; Narses war nicht dieser Ansicht; nach einer Reihe von Jahren finden wir ihn in Oberitalien in offenem Kampfe mit einem fränkischen Führer, der an einen früher zwischen ihnen geschlossenen Stillstand gemahnt antwortete: er werde das Schwert schwingen und den Speer gebrauchen, solange seine Hand dazu fähig sei. Narses aber behielt auch hier die Oberhand; nach einiger Zeit war er im Stande die Eroberung von Verona und Brescia nach Constantinopel zu melden. Daß er Oberitalien vollkommen bezwungen, oder auch die Franken zum Frieden genöthigt habe, läßt sich nicht behaupten. Allein soweit war es doch gekommen, daß Narses und sein Kaiser an die Herstellung einer friedlich-bürgerlichen Ordnung denken konnten. Die Gesetzgebung Justinians bekam eine erweiterte Bedeutung für die Welt dadurch, daß sie in Italien eingeführt wurde.

Man fügte jedoch einige besondere, durch die veränderte Lage der Dinge erforderliche Gesetze hinzu. Wohl das Merkwürdigste von allen ist die nach dem Muster früherer Kaiser, welche in solchen Fällen immer Rechtserfahrene consultirt hatten, am 13. August 554 erlassene Sanctio Pragmatica. Darin wird dem Codex sammt den späteren Edikten des Kaisers Gesetzeskraft für Italien zugesprochen,

1) Im Jahre 553.

damit, wie es darin heißt, nachdem die Republik wieder vereinigt worden, auch die kaiserlichen Gesetze überall zur Geltung kommen [1]). Dem aber werden noch einige besondere Bestimmungen hinzugefügt, auf Verlangen des Bischofs des älteren Roms, zum Nutzen aller, die das Abendland bewohnen. Auch aus diesen Worten sieht man, wie entschieden der Kaiser sich nach gewonnenem Sieg als den Herrscher des Gesammtreiches betrachtete, welches Morgenland und Abendland umfaßte. Für Italien wird dann Alles bestätigt, was unter Athalarich und dessen königlicher Mutter Amalasuntha, zugleich auch unter Theodahat zum Theil auf Bitten des Senats den Römern bewilligt worden war. Es wird dem gleichgestellt, was von Justinian selbst oder seiner Gemahlin Theodora für Italien verfügt war. Dagegen wird Alles, was von Totila befohlen oder zur Zeit seiner Tyrannei geschehen sei, für ungesetzmäßig und ungültig erklärt, unter anderem auch die zwischen Sklaven und Freien und mit heiligen Frauen eingegangenen Ehen. Mit diesen Constitutionen soll eine regelmäßige Verwaltung eingerichtet werden, die Annona soll bestehen wie in alten Zeiten; ebenso die darauf begründeten Bildungsanstalten für Grammatik, Rhetorik, die medicinischen und juridischen Schulen, damit die Jugend des Reiches in liberalen Studien erwachse [2]). Für die Verwaltung ist es von Bedeutung, wie man den Mißbräuchen der unteren Beamten, die hier als Richter erscheinen, zu steuern sucht. Aus den Bischöfen und Primaten jeder Provinz sollen Auf-

1) Die Adresse ist nach dem überlieferten Text (in dem Novellenauszug Julians): Narsi urbi Ill.; die Editionen geben: Narsiur Ill. Es wird zu lesen sein: Narsi viro ill.; denn ein Anderer kann eben nicht gemeint sein.

2) quatenus juvenes liberalibus studiis eruditi.

sichtsbehörden gebildet werden, welche die unteren Beamten zu bestellen das Recht haben, zugleich aber die Pflicht, darüber zu wachen, daß diese ihre Befugnisse den Unterthanen gegenüber nicht überschreiten. Das Finanzsystem, welches Justinian im Orient durchführte, sollte fortan auch in Italien gelten. Italien schien wirklich für das römische Imperium zurückerobert.

Achtzehntes Capitel.

Die letzten Jahre Juſtinians und der Eintritt Juſtins II.

In dem Conflikt der drei großen Mächte hatte Juſtinian die Oberhand behalten. Das römiſche Reich nahm inſofern die bedeutendſte Stellung zwiſchen ihnen ein, zumal da die Perſer mit ihren Nachbarn im entfernten Oſten in Kämpfe von zweifelhaftem Ausgang verwickelt waren, das fränkiſche Reich dagegen noch nicht tiefe Wurzeln geſchlagen hatte und ein Gemiſch von nationalem und alttömiſchen Weſen darſtellte, das bei dem Widerſtreit der germaniſchen Elemente unter ſich ſelbſt noch keine Gewähr für die Zukunft darbot. Dagegen ſchloß das römiſche Reich alle Elemente der Vergangenheit in ſich in der Geſtalt, die ſie in den inneren Kämpfen angenommen hatten. Bei dem erſten Anblick konnte es zugleich als ein griechiſches erſcheinen, modificirt durch die an die ſemitiſche Vorzeit anknüpfenden religiöſen Inſtitutionen. Durch die Eroberung von Afrika und Italien hatte es aber wieder einen ſtarken lateiniſchen Beſtandtheil erhalten. Juſtinian befeſtigte die Grenzen des Reiches mit dem Eifer der alten Kaiſer. Ueberall erhoben ſich im weiteſten Umfang Bauwerke zur Vertheidigung beſtimmt. Um die Einfälle

der unaufhörlich beweglichen, räuberiſchen Sarazenen abzuweiſen, wurde Palmyra befeſtigt [1]). Den Perſern gegenüber trat Dara an die Stelle von Niſibis; auf der Straße von da nach Edeſſa wurde Conſtantine neu befeſtigt [2]). Beſonders für die Behauptung der Flußübergänge trug Juſtinian Sorge [3]). Viele Orte, die ſchon in der Notitia Imperii als Stationen römiſcher Truppen bezeichnet werden, erſcheinen in der gleichzeitigen Aufzeichnung über die Bauwerke Juſtinians als ſolche, die von dieſem Kaiſer neu befeſtigt worden ſind [4]).

Armenien wurde dadurch romaniſirt, daß an Stelle der Satrapen mit einheimiſchen Kriegshaufen römiſche Duces traten, welche disciplinirte Truppen befehligten [5]). Die Tzanen, die ſich jetzt unterworfen und das Chriſtenthum angenommen hatten, wurden durch zahlreiche Caſtelle für das Reich und den Glauben geſichert [6]). Am kimmeriſchen Bosporus zog Juſtinian die tetraxitiſchen Gothen in ſein Vertheidigungsſyſtem hinein; Procop ſchildert dieſelben als eifrige Krieger, fleißige Landbauer, die auf den Ruf des Kaiſers nicht verfehlen, ihm Hülfe zu ſchicken — vor Allem gegen die gemeinſchaftlichen

1) Procop, *περὶ τῶν τοῦ δεσπότου Ἰουστινιανοῦ κτισμάτων* II c. 11 S. 243, 14. ed. Bonn.

2) Procop eb. l. II c. 1.

3) So wurde der Uebergang über den Euphrat durch Circeſium (II c. 6), Callinikum (c. 7 z. E.) und das von Juſtinian reſtaurirte Zenobia (II, 8 S. 232, 4), über den Chaboras durch Theodoſiopolis (II c. 5 S. 224) geſichert.

4) Wie an der perſiſchen Grenze Circeſium (*στρατιωτικῶν καταλόγων ἄρχοντα τῇ δὲ καταστησάμενος, ὃν δοῦκα καλοῦσι* II c. 6 S. 226, 24), Theodoſiopolis (in Armenien: *οἳ τὰς δυνάμεις ἁπάσας καὶ τὸν ἐν Ἀρμηνίας στρατηγὸν ἱδρύσασθαι καταστησάμενος* III c. 5 S. 256, 12), Satala, Melitene (III c. 4).

5) III c. 1 S. 248, 5.

6) III c. 6).

Feinde, die Hunnen [1]). Längs der Donau errichtete Juſtinian, zahlreiche Caſtelle; „unzählige“ ſagt Procop [2]). Da aber nach den gemachten Erfahrungen nicht darauf zu rechnen war, daß die ſarmatiſchen, avariſchen, ſlaviſchen Nachbarn dadurch im Zaum gehalten werden würden, und andere Anwohner in Pannonien Sitze genommen hatten, ſo traf Juſtinian, indem er mit dieſen möglichſt gute Verhältniſſe anbahnte, doch auch im inneren Lande Vorkehrungen gegen ihre Anfälle. Seinen eigenen Geburtsort Taureſium umgab er mit einem Mauerwerk im Viereck, das mit Thürmen wohl verſehen war [3]). Altberühmte Orte: Pallene in Macedonien, Demetrias, Lariſſa, Gomphi, Pharſalus in Theſſalien, endlich mit beſonderer Sorgfalt die Thermopylen wurden befeſtigt [4]). Man trug Sorge, daß die Einwohner bei plötzlichen Einfällen in Caſtellen und Feſtungen Zuflucht fanden. Orte, wo ein lebhafter Verkehr beſtand, wurden möglichſt vor Angriffen von der See her geſchützt [5]).

Ein den italieniſchen Verhältniſſen analoger Zuſtand tritt auch in den anderen Landſchaften hervor. Man verzweifelte

---

1) III c. 7 S. 262, 8.

2) IV c. 1 S. 265, 6. *ἐρύματα ἀνάριθμα.*

3) IV c. 1 S. 266, 13. Taureſium lag in der Provinz Dardania. Juſtinian legte in der unmittelbaren Nähe dieſer Ortſchaft eine Stadt, die er nach ſich benannte, an, Juſtiniana prima. Dieſe bezeichnet er ſelbſt (Nov. 131 c. 3) als ſeine Vaterſtadt; ſie wurde der Sitz des Erzbiſchofs von Illyrien (vgl. Peter von Ludewig, Vita Justiniani atque Theodorae S. 126 N. 3, und in Betreff der nicht ganz übereinſtimmenden Angaben der Autoren über den Geburtsort Juſtinians Alemannus III S. 361 ed. Bonn.).

4) IV c. 2 S. 269, 16 ff. Juſtinian richtete hier Waſſerreſervoirs und Vorrathshäuſer ein; in die Befeſtigungen legte er eine Beſatzung von 2000 Mann.

5) Wie in Aenus und Anaſtaſiopolis (in der Provinz Rhodope IV c. 11).

daran, die eindringenden Barbaren aus dem Lande verdrängen zu können, die römische Cultur zog sich in die Städte zurück[1]). Und während Rom den Wechselfällen des Krieges mehr als einmal unterlag, wurde Constantinopel durch starke Bollwerke gegen solche Eventualitäten geschützt; die langen Mauern, durch welche Anastasius den Umkreis der Stadt in weitem Umfang von der Propontis bis zum Pontus Euxinus gesichert hatte, wurden aufs Beste in Stand gehalten und, wo sie zu zerfallen schienen, erneuert, ebenso die Außenwerke der Befestigung, Strongylon, Athyra, Episkopia[2]). Manche Kirchen, die Justinian errichtete, wurden als Schutzwehren gegen die Feinde betrachtet[3]). Justinian hat auch neue Heerstraßen angelegt, die Wasserleitungen in Stand gesetzt, Brücken erbaut[4]) und den inneren Verkehr geord-

1) So bemerkt Procop bei der Befestigung von Rhädestus: *οὗ βαρβάρων σφίσιν ἐγκειμένων οἱ πλησιόχωροι ἅπαντες εἰς καιρὸν καταφεύγοντες σὺν τοῖς χρήμασι διασώζονται* (IV c. 9 z. E).

2) IV c. 8.

3) Wie die beiden, der Gottesmutter geweihten Kirchen außerhalb der Constantinopel von der Landseite schützenden Mauer, die eine in den Blachernen (eigentlich ein Bau Justins), die andere vor dem goldenen Thor (Procop, *περὶ κτισμάτων* I c. 3).

4) Erbauung von Brücken oder Wiederherstellung verfallener durch Justinian erwähnt Procop bei den Flüssen Sangarius (V c. 3 S. 314, 17), Pyramus (bei Mopsuestia), Sarus (bei Adana), Cydnus (bei Tarsus c. 5), Siberis (in Galatien), endlich bei Rhegium in der Nähe von Constantinopel (IV c. 8 S. 295, 3). Mit großen Schwierigkeiten und bedeutendem Geldaufwand stellte Justinian eine von Antiochien nach Cilicien führende Straße her; eine Strecke mußte der Weg in Felsen (V c. 5) gehauen werden. Straßen mit Steinunterlagen erbaute Justinian von Constantinopel über Strongylon nach Rhegium (IV c. 8 S. 294, 14) und am Drakon. Wasserleitungen richtete er in Trapezunt (III c. 7), Perinth (IV c. 9 S. 99, 11), Nicäa (in Bithynien IV c. 5), Alexandrien (in Aegypten. Malalas S. 445, 8), Ptolemais (in der Pentapolis VI c. 2 S. 333, 3) ein.

net, wobei die Versorgung der Hauptstadt mit dem Getreide von Alexandrien das dringendste Bedürfniß befriedigte; dreimal im Jahre fuhren die besonders hierzu bestimmten Fahrzeuge der Flotte hin und her. In Tenedos waren Anstalten getroffen, um die Unterbrechung der Zufuhr bei ungünstigem Winde doch zu verhüten [1]), wodurch dann vornehmlich die Einführung indirekter Abgaben ermöglicht wurde.

Was wir sonst von den Monopolen vernehmen, welche Justinian für verschiedene Artikel einrichtete, lautet mehr fiskalisch als wirthschaftlich, dem Gemeinwohl mehr schädlich als vortheilhaft. Die nationalökonomische Seite der Verwaltung Justinians verdient aber noch eine genauere Erörterung, als ihr bisher zu Theil geworden ist.

Große Ehre hat es seinem Andenken bei der Nachwelt gemacht, daß er Manufaktur und Industrie begünstigte.

Auch das geschah nicht ohne politische Rücksicht, wie man an der Einführung des Seidenwurmes bemerkt. Den Persern sollte der einträgliche Zwischenhandel in den entferntesten Orient entrissen werden. Ein paar Mönche, die bis nach China gewandert, dort die Production der Seide wahrgenommen hatten, erwarben sich das Verdienst, die Raupe, aus welcher das Gespinst hervorgeht, in die Grenzen des römischen Reiches zu importiren. Zur Selbständigkeit des Reiches gehörte auch seine Unabhängigkeit von fremden, unentbehrlich gewordenen Manufakturen.

Hier greifen einmal die kirchlichen Ideen mit dem bürgerlichen Gewerbe unmittelbar zusammen; Reich und Kirche gelten eben als vollkommen identisch.

1) V c. 1 S. 310, 1.

Unter den Bauwerken Juſtinians nahmen die kirchlichen den erſten Rang ein. Der Gottesgebärerin wurden überall neue Heiligthümer errichtet, wie in Antiochien, ſo namentlich in Jeruſalem[1]). Wir werden verſichert, daß es hier ungeheurer Subſtructionen bedurfte, um für die Kirche, welche man die neue nannte, in dem Umfang, den Juſtinian dafür beſtimmt hatte, Raum zu ſchaffen[2]).

Bisweilen trafen Religion und Vertheidigung zuſammen. Für die Mönche, die am Sinai ihre einſiedleriſchen Wohnſitze aufgeſchlagen hatten, erbaute Juſtinian an den Abhängen des Berges eine Kirche. Auch hier hielt er eine militäriſche Station für nöthig, um die ſaraceniſchen Einfälle abzuwehren[3]). Er zuerſt hat das Ammonium, wo noch immer die alten Gebräuche obwalteten, chriſtianiſirt[4]). In dem wiedergewonnenen Afrika wurden der Gottesmutter neue Kirchen errichtet, wie in Leptis Magna und Karthago[5]); das altrömiſche Caſtell Septa (Ceuta) erneuerte er wieder und ſuchte es mit unüberwindlichen Werken zu befeſtigen[6]).

Der Kaiſer übte die Autorität eines oberſten Schutzherrn

---

1) *ἱερὸν ἐνταῦθα (ἐν Ἀντιοχείᾳ) τῇ θεοτόκῳ πεποίηται μέγα· οὗ δὴ τό τε κάλλος καὶ τὸ ἐς ἅπαντα μεγαλοπρεπὲς ἐπελθεῖν λόγῳ ἀμήχανον* II c. 10 S. 241, 17).

2) Procop de aed. V c. 1.

3) V c. 8.

4) VI c. 2 S. 333, 17.

5) VI c. 7 S. 341, 17. Andere Befeſtigungen, die Juſtinian unter der Leitung des magister militum Solomon in Afrika aufführen ließ, werden zwar von Procop nicht erwähnt, kommen aber in Inſchriften vor, wie die von Capſa in der provincia Byzacene (Corp. insc. lat. VIII nr. 101), von Calama in Numidien (nr. 5351); auch des Wiederaufbaus von Theveſte gedenken die Inſcriptionen (nr. 1863).

6) VI c. 4 S. 336, 5 c. 5 S. 339, 12.

über die Kirchen ohne ernſtlichen Widerſpruch aus. In dieſer Stellung hielt er ſich für ſtark genug, um ſelbſt der dogmatiſchen Parteiung, die ſich immer aufs Neue regte, ein Ziel zu ſetzen. Wir müſſen hier nochmals den theologiſchen Streitigkeiten unſere Aufmerkſamkeit zuwenden, nicht allein, weil ſie mit den öffentlichen Zuſtänden aufs Genaueſte zuſammenhängen, ſondern auch weil ſie einen unberechenbaren Einfluß auf die Folgezeit gehabt haben. Man hat dem Kaiſer wohl zum Vorwurf gemacht, daß er im Drange politiſcher Geſchäfte ſich dennoch die Zeit nehme, ganze Nächte hindurch mit den Kirchenmännern zu ſitzen und dem Sinne der Offenbarung nachzugrübeln. Nicht eben aus einem theologiſchen Uebereifer darf man das ableiten: ein unleugbares Intereſſe lag vor, welchem ſein Recht geſchehen mußte.

Urſprung des Dreikapitelſtreites.

Ich komme darauf zurück, daß ſich nun einmal, wenn man daran ging, das Geheimniß begrifflich auffaſſen zu wollen, eine Verſchiedenheit der Anſichten gar nicht vermeiden ließ. Die arianiſche Meinung war den athanaſiſchen Lehren im Umfange des Reiches unterlegen, aber auf dem Grund des nicäniſchen Bekenntniſſes waren doch wieder jene Streitigkeiten zwiſchen den Neſtorianern und Monophyſiten ausgebrochen, welche die Regierung in Conſtantinopel nach der Reihe beſchäftigten. Auch daran ſollte man ſo vielen Anſtoß nicht nehmen: denn daß der höchſten Gewalt, die zum Theil auf die kirchliche Beiſtimmung gegründet war, daran gelegen ſein mußte die Streitigkeiten zu heben, leuchtet ja auf

den ersten Blick ein. In diesem Sinne hatte das Concil von Chalcedon eine maßgebende Entscheidung ausgesprochen. Aber immer aufs Neue erhoben sich in einer gewissen Stufenfolge die alten Streitigkeiten wieder, welche abermals die öffentliche Ordnung gefährdeten. Die Unionsversuche der Kaiser Zeno und Anastasius hatten nur den Erfolg gehabt, die beiden Parteien heftiger aufzuregen. Kaiser Justinus verdankte seine Thronbesteigung seiner unbedingten Ergebenheit für die Schlüsse des chalcedonischen Concils. Darin folgte ihm Justinian nach. Aber er mußte erleben, daß die Monophysiten sich bei denselben keineswegs beruhigten. Wir berührten schon, daß sie eine Stütze an der Kaiserin Theodora fanden. Die Gährung in Volk und Kirche wurde dadurch mehr aufrechterhalten, als beschwichtigt. Für den Kaiser aber, der von der Nothwendigkeit der unbedingten Einheit der Kirche durchdrungen war, hatte dieser Zustand etwas Unerträgliches; er meinte oder ließ sich einreden, die Einheit der Kirche werde sich vollkommen herstellen lassen, wenn er, ohne sonst die Autorität der chalcedonischen Beschlüsse anzufechten, nur ein und das andere aus denselben streiche, was den Unwillen der Monophysiten besonders erregt hatte. Dies bestand hauptsächlich darin, daß sich das Concil über einige Führer der Nestorianer mit Schonung ausgesprochen hatte; namentlich waren es Theodor von Mopsuestia, Ibbas von Edessa und Theodoret von Cyrrhus, während doch die Monophysiten diese nach wie vor für Ketzer hielten. Er meinte, einen annehmbaren Schritt zur Aussöhnung zu thun, wenn er die Capitel in den Satzungen des chalcedonischen Concils, in welchen die drei Lehrer sehr glimpflich behandelt,

eigentlich freigesprochen waren, zurücknehme. Im Jahre 544 erließ er eine Verordnung in diesem Sinne.

Der nächste Anlaß dazu lag darin, daß in den Klöstern Palästinas die Lehren des Origenes wieder auflebten; die Mönche, die dazu hinneigten, wurden durch den Bischof des Landes verjagt, breiteten aber dann ihre abweichenden Meinungen in aller Welt aus. Wie man erzählt, nahm sich ihrer der Bischof Theodorus Askidas von Cäsarea in Cappadocien, der im engsten Vertrauen mit dem Kaiser stand, an[1]). Askidas war ein Origenist, wie die Mönche, und an dem Concil von Chalcedon war dieser Partei nichts so widerwärtig, als das glimpfliche Urtheil desselben über die erklärten Gegner des Origenes, zu welchen die genannten drei Männer gehörten. Es schien zu einer Aussöhnung auch mit den Origenisten führen zu müssen, wenn das von dem Concil von Chalcedon über dieselben ausgesprochene Urtheil widerrufen würde; sogar eine nachträgliche Anathematisirung der drei Lehrer oder vielmehr ihrer Schriften erschien hierzu erforderlich. Wohl regte sich der Zweifel, ob es sich gezieme über Verstorbene das Anathem auszusprechen; unter Berufung auf eine Handlung des alten jüdischen Königs Josias wurde das aber als sehr geziemend anerkannt. Eine gleich damals nach Constantinopel berufene Synode setzte fest, daß man die Ketzer auch nach dem Tode derselben verurtheilen könne; sie sprach sich unbedingt über Theodor von Mopsuestia aus. Zugleich verurtheilte sie die Anathematismen des Theodoret gegen die zwölf Propositionen des Cyrillus und ein Schreiben des

1) *πιστὸς αὐτῷ (κ. Ἰουστινιανῷ) καὶ ἐς τὰ μάλιστα ἐπιτήδειος.* Euagrius IV, 38 S. 418, 11 ed. Reading.

Ibbas über das Concil von Chalcedon. Die Schriftstücke wurden auf der Synode verlesen und mit dem Anathem belegt.

Die orientalischen Bischöfe ließen sich allgemein zur Annahme des Decrets bewegen; im Abendland dagegen regte sich der lebhafteste Widerspruch. Die afrikanische Kirche besonders nahm an dem Verdammungsurtheil über Verstorbene ernstlichen Anstoß. Eine sehr verbreitete Meinung war, es sei wohl nur auf Unterstützung der Monophysiten abgesehen.

Ich möchte von allen diesen Anschuldigungen abstrahiren; die Entzweiung war einmal da; der Kaiser wollte sie heben. Die Eutychianer verweigerten besonders deshalb sich dem Concil von Chalcedon zu fügen, weil darin einige Urtheile enthalten waren, durch welche ihre vornehmsten Gegner in Schutz genommen zu werden schienen. Daß Justinian das chalcedonische Concil hätte rückgängig machen wollen, läßt sich gar nicht annehmen, da der Kirchenfriede auf demselben beruhte. Ich halte also sein Verfahren nicht für so tückisch und hinterlistig, als die katholischen Schriftsteller nicht allein, sondern auch Männer von ganz entgegengesetzter Gesinnung, wie Gibbon, angenommen haben. Meines Dafürhaltens war es ein Versuch, die Einheit der Kirche im Orient zu behaupten und über den Occident auszudehnen. Das seltsame Verfahren des römischen Bischofs Vigilius, der sich zur Unterschrift der drei Capitel nicht entschließen kann, aber auch nicht, sie zu verwerfen, entspricht sehr gut der Lage der Dinge.

Um den Streit auszumachen, war aber die Autorität des Kaisers, selbst nachdem der Papst sich gefügt hatte, nicht hinreichend. Der Beschluß wurde gefaßt, die Streitfrage von einem großen Concil in Constantinopel entscheiden zu lassen.

In ſeinem Anſchreiben an die im Mai 553 in Conſtantinopel verſammelten Biſchöfe, welches von den ehrerbietigſten Ausdrücken gleich in der Anrede voll iſt, bezieht ſich Juſtinian auf das Verfahren der früheren Kaiſer, durch Verſammlung von Biſchöfen den Ketzereien ein Ende zu machen und durch den wahren Glauben den Kirchenfrieden zu erhalten. Er legt ihnen dann die obſchwebenden Fragen über die ſtreitigen Ausſprüche des chalcedoniſchen Concils vor und fordert die Verſammelten mit ſalbungsvollem Nachdruck auf, ihm ihre Meinung darüber ohne Zögern mitzutheilen. In der dritten Sitzung bekannte die Verſammlung ſich mit ernſter Feierlichkeit zu den von den vier vorangegangenen Concilien von Nicäa, Conſtantinopel, Epheſus und Chalcedon, deren es ſich als das fünfte anreihte, feſtgeſetzten Glaubensartikeln [1]). Dann aber ging ſie zu einer Verdammung des Theodor von Mopſueſtia über, deſſen Symbolum ſie als ein vom Satan herrührendes bezeichnet, nach dem Grundſatze, daß Irrlehrer auch nach ihrem Tode verdammt werden dürften. In der ſiebenten Sitzung wurde das Verhalten des römiſchen Biſchofs Vigilius, der dieſelbe Meinung ausgeſprochen, ſie aber jetzt kundzugeben verweigere, verurtheilt, jedoch mit dem Vorbehalt, daß mit dem heiligen Stuhl im älteren Rom keineswegs gebrochen werden ſolle; der Kaiſer wird, weil er ſich Mühe gebe, die Einheit der Kirche zu conſerviren, höchlich gelobt [2]).

1) omnia, quae a praedictis sanctis quatuor conciliis pro una eademque fide definita sunt, suscipimus. Manſi IX, S. 201.

2) Die ſiebente Sitzung fand am 26. Mai 553 ſtatt. Sancta synodus dixit: Ea, quae nunc piissimo Imperatori visa sunt, congrua sunt laboribus, quos pro unitate sanctarum ecclesiarum pertulit. servemus itaque unitatem ad apostolicam sacrosanctae ecclesiae sedem antiquioris Romae. Manſi IX, S. 367.

Zwei Beschlüsse, welche historisch von größter Wichtigkeit sind: der eine, weil er ein gleichsam retrospectives Anathem einführt, das sich auf die verstorbenen Kirchenväter erstreckt, deren Lehren doch bisher angenommen und im Reiche weit verbreitet waren, sodaß die ruhige Fortentwicklung unterbrochen und die momentanen Verhältnisse den als orthodox überlieferten Meinungen vorgezogen wurden; der andere, weil der römische Bischof von der römischen Kirche getrennt, und indem man jenen verdammte, die Einheit mit der letzteren doch aufrechterhalten wurde.

Erinnert man sich, daß die chalcedonischen Beschlüsse hauptsächlich durch den Einfluß des römischen Bischofs Leo zu Stande gekommen waren und das ganze Abendland für sich hatten, wie denn ein Protest des Bischofs von Mailand im Namen vieler italienischen, der spanischen und der gallischen Bischöfe vorliegt [1]), so sieht man wohl, daß durch die Abweichungen ein Streit von nicht vorauszusehendem Ausgang angeregt wurde. Der römisch-griechische Katholicismus, dessen Ursprung aus dem Zusammenwirken geistlicher und weltlicher Motive oben geschildert ist, wurde dadurch, wenn nicht durchbrochen, so doch gefährdet. Niemals hatte ein Kaiser einen so entschiedenen Einfluß auf ein Concil ausgeübt, wie Justinian, dessen ausführliches Anschreiben den Beschlüssen der Synode zu Grunde liegt.

Sollte es nun in der Kirche dahin kommen, daß ein Kaiser durch direkten Einfluß sein persönliches Urtheil als das einzig orthodoxe stempeln und zur allgemeinen Annahme

1) Mansi IX, S. 162 gedenkt einer privata synodus der Bischöfe von Illyrien, Ligurien, Venetien, die sich gegen die Beschlüsse der Synode zu Constantinopel erklärte.

bringen konnte? Die Einheit der Kirche hätte dann doch lediglich in der Persönlichkeit des Kaisers gelegen. Nur durch die Streitigkeiten im Orient war das Verfahren des Kaisers und der Synode überhaupt zu erklären. Im Occident wirkten entgegengesetzte Motive; man hielt einfach an den zu Chalcedon gefaßten Beschlüssen fest, ohne sich um die Abwandlungen, die der Kaiser verfügte, zu bekümmern. Wohl setzte nun Justinian seine Idee von der kirchlichen Einheit im Orient durch; für den Occident aber konnte die Synode nicht anders, als die entgegengesetzte Wirkung ausüben. Damit aber wurde doch die vornehmste Frage der damaligen Zeit nahe berührt. Denn dahin ging die Absicht des Kaisers, die Autorität des Reiches in allen bisherigen Gebieten wiederherzustellen. Er hatte soeben Italien durch Narses unterworfen; er rückte auf der pyrenäischen Halbinsel vor; mit den Franken in Gallien war er noch unversöhnt. Das größte Hinderniß auf seinem Wege hätte darin gelegen, wenn der römische Stuhl, auf welchen das ganze Abendland sein Augenmerk gerichtet hatte, seinen Neuerungen sich mit Entschiedenheit entgegengesetzt hätte. Seine Autorität aber war so übermächtig, daß das nicht geschah.

Vigilius selbst wurde zu einem Schreiben bewogen, in welchem er sein Widerstreben von einer Eingebung des bösen Geistes herleitet. Er trat in aller Form den Schlüssen der letzten Synode bei und war wieder in Gnaden, als er auf der Rückkehr in Sicilien, wohin er gegangen war, um die Wiedereroberung von Rom zu unterstützen und dann selbst dahinzugehen, starb[1]). Sein Nachfolger Pelagius trat ebenfalls den Tendenzen des Kaisers bei; dessen kirch-

1) Zu Ende des Jahres 554 oder Anfang 555.

liche Abſichten waren nahe daran ausgeführt zu werden, wie die politiſchen. Grade hier aber begann der Widerſtand, welchen, ſchon wegen der Folgen, die er nach ſich zog, zu erwähnen erlaubt ſein wird. Pelagius wurde in Rom keineswegs mit Freuden bewillkommnet. Man konnte nicht die drei Biſchöfe zuſammenfinden, durch die er hätte geweiht werden können; man mußte ſich dazu bereits eines Presbyters bedienen. Da die Meinung ihm eine Mitſchuld am Tode des Vigilius beimaß, ſo hielt er es für nöthig, ſich vor Allem von dieſem Verdacht zu reinigen. Man ſah ihn mit Narſes, dem Stellvertreter des Kaiſers, nach St. Peter ziehen, wo er, das Evangelium und das Kreuz über ſeinen Kopf haltend verſicherte, daß er an dem Tode des Vigilius keinen Antheil habe.

Allerdings konnte Pelagius nun auf den Gehorſam der Römer rechnen. Allein an anderen Stellen regte ſich eben wegen ſeiner religiöſen Haltung mannigfaltiger Widerſtand. Er kam in den Fall, den Biſchöfen von Tuscien mit Nachdruck die Verſicherung zu geben, daß er an dem Concil zu Chalcedon, namentlich an dem Schreiben des Papſtes Leo an Flavian unerſchütterlich feſthalte. Eine gleiche Verſicherung gab er einem fränkiſchen König, der ihn hierüber befragen ließ. Den entſchiedenſten Widerſpruch erhoben die Biſchöfe von Aquileja und Mailand. Pelagius ſah ſich veranlaßt, einen Presbyter und einen Notar in dieſe Diöceſen zu ſchicken, um die Vorſteher derſelben entweder an Ort und Stelle zu ſtrafen oder zu ihm zu bringen. Unbedingt konnte er hiebei nicht einmal auf die Unterſtützung des Narſes rechnen. Pelagius hat ihm zu Gemüthe geführt, daß Jeder, der der Kirche widerſtrebe, durch die weltliche Gewalt beſtraft

werden könne und ihm einen Vorwurf daraus gemacht, daß er renitente Bischöfe in Ligurien, Venetien und Istrien dulde; er forderte, daß die Bischöfe zum Kaiser gebracht und von diesem verurtheilt würden.

Des römischen Bisthums war der Kaiser insofern mächtig, als die Wahl, bei der der Klerus, die angesehensten Männer und das Volk concurrirten, doch nicht ohne eine vorangegangene Anfrage vorgenommen werden und kein Gewählter die Weihe erhalten durfte, ehe er nicht vom Kaiser bestätigt war. Erwägt man nun die Autorität, welche das römische Patriarchat in dem Abendlande überhaupt ausübte, so wird man auch inne, wieviel das für die Ausdehnung der kaiserlichen Gewalt zu bedeuten hatte.

Es gehörte zu der großen Stellung, welche Justinian überhaupt einnahm. Sie ist nicht viel weniger bedeutend in kirchlicher als in juridischer Beziehung; die Idee derselben hat die folgenden Jahrhunderte beherrscht. Ueberhaupt giebt es unter all den Imperatoren, die in Rom oder Constantinopel gewaltet haben, keinen, der sich in vielseitiger Regententhätigkeit mit Justinian vergleichen ließe.

Indem seine Heere neue Provinzen erwarben und die alten beschützten, richtete er in Constantinopel eine Regierung ein, die alle Zweige des öffentlichen Lebens umfaßte: Legislation, Administration, Finanzen und kirchliche Angelegenheiten. Er lebte und webte darin: denn für sich selbst hatte er wenig oder keine Bedürfnisse; er war Tag und Nacht bei der Arbeit. Er war von der Idee durchdrungen, das römische Reich noch einmal in seinem alten Umfang wiederherzustellen. Hierfür war er in unaufhörlichem Krieg begriffen, ohne doch je im Felde zu erscheinen. Was ihn beschäftigte, waren die Er-

wägungen und Anordnungen, die zur Erreichung dieses Zweckes führen konnten. Gleichzeitige Kriegführung im Osten und Westen mußte möglichst vermieden; die Beziehungen zu den avarischen, slavischen, gepidischen Nachbarn mußten in Obacht genommen, in ihren inneren Zerwürfnissen der Moment ergriffen werden, der ein erfolgreiches Eingreifen möglich machte. Die Abhängigkeit der Feldobersten, deren er sich bediente, von seinem Willen und Geheiß durfte keinen Augenblick unterbrochen werden. Nicht die leichteste Aufgabe war es, ihnen keine Ueberhebung zu gestatten und doch auch keinen zu Ungehorsam zu veranlassen, wie sich das an dem Beispiel von Belisar herausstellt. Immer gab es am Hofe mächtige Persönlichkeiten, die einander widerstrebten. Sie mußten alle in Unterordnung und in einer Art von Gleichgewicht gehalten werden. Als das größte Verdienst erschien es immer, den Intentionen des Herrschers zu genügen, — auch wenn sie nicht geradezu ausgesprochen waren. Es fehlte nicht an raschen Erhebungen und plötzlichem Fall, deren Ursachen sich nicht immer erkennen lassen. Die größte von allen Schwierigkeiten, die der Kaiser hatte, lag in der Herbeischaffung der finanziellen Mittel, die zur Ausführung seiner politischen Entwürfe unentbehrlich waren.

Man könnte sich wohl versucht fühlen, gegen die politische Idee, die Justinian verfolgte, Einsprache zu erheben. Denn von den germanischen Nationen, die er mit Krieg überzog, hatte er doch in der That wenig zu fürchten. Italien und Afrika waren in verhältnißmäßiger Blüthe, als er sie angriff. Italien war damals mit den Gothen bis zu einem gewissen Grade ausgeglichen, und welche Dienste hätten ihm die Vandalen leisten können, wenn er sie gegen den Orient geführt hätte, nicht die

Orientalen gegen Afrika. Und selbst gegen die kirchlichen Unternehmungen Justinians ließe sich einwenden, daß dem Grunde derselben neue Entzweiungen entspringen mußten und entsprungen sind, welche zu ganz anderen Resultaten geführt haben, als die, welche er beabsichtigen konnte. Aber mit den großen Ideen läßt sich nun einmal nicht streiten. Sie haben, sobald es ihnen gelingt, die äußere Macht um sich her zu centralisiren, den unabweislichen Trieb sich geltend zu machen. Justinian schien das historische Recht auf seiner Seite zu haben, da er die zertrümmerte Autorität, von welcher die Ordnung in der Welt abhing, wiederherzustellen suchte. Nur dies sei bemerkt, daß seine Kriege den Mittelpunkt der folgenden historischen Entwicklung bilden. Wir werden ihrer Nachwirkungen noch vielfach zu gedenken haben. Unmittelbar aber drängt sich noch eine andere Bemerkung auf.

Die Finanzverwaltung Justinians hat schon in seiner Zeit die bittersten Vorwürfe gegen ihn hervorgerufen. Die Monopole und Zölle, seine Auflagen überhaupt wurden als Ausgeburten der Willkür und Habsucht betrachtet [1]). Dagegen könnte man wohl Manches zur Rechtfertigung des Kaisers beibringen. Ohne die Auflagen, gegen die man reklamirte,

1) Wir kennen sehr wohl die äußere Steuerverfassung Justinians. Ein Gesetz liegt vor (Nov. 128 vom Juni 545 vergl. Isambert, Justinien S. 579 ff.), das sehr eingehende Bestimmungen über die Erhebung der Steuern enthält. Wir ersehen daraus, mit welcher Strenge besonders die Grundbesitzer zur Entrichtung der ihnen zur Last fallenden Steuern angehalten wurden. Bei der Eintreibung der öffentlichen Abgaben darf auf das Asylrecht der heiligen Orte keine Rücksicht genommen werden (Nov. 128 cap. 13, Nov. 17 cap. 7); die Präsides der Provinzen (Nov. 17 de mandatis principum cap. 5 vom 16. April 535) werden überhaupt angewiesen, durch ihr Verhalten wie den schweren Verbrechern, so auch den Schuldnern des Fiskus ein Schrecken zu sein.

hätten seine weltumfassenden Entwürfe überhaupt nicht in Gang gesetzt werden können; und die Bauten, die man dem Kaiser verargte, dienten doch auch dazu, einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung in stetiger Thätigkeit zu erhalten, sie kamen einem socialen Bedürfniß entgegen. Aber man war nun einmal gewohnt, die höchste Staatsgewalt als eine persönliche Macht anzusehen. Von dem Erforderniß, das in der Sache lag, bildete sich Niemand einen Begriff. Für uns ist die Geldwirthschaft jener Zeit in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt[1]). Zu dem schlechten Rufe Justinians in dieser Hinsicht aber trug es bei, daß selbst die höchsten Beamten der Geldgier und Bestechlichkeit geziehen wurden. In polizeilichen Anordnungen, die sehr entschuldbar waren, sah man sogar die Absicht, das Volk zu bedrängen und zu berauben. Selbst seine gerichtliche Verwaltung wurde beschuldigt, diesem Unwesen Vorschub zu leisten. Die Käuflichkeit der Aemter, die zwar abgeschafft wurde, aber in einer anderen Form doch wieder eintrat, führte zu immer neuen Beschwerden. Mißbräuche, die der Kaiser in seinen Edikten verfolgt, werden eben seiner Regierung selbst Schuld gegeben. Der kleinen Schrift, die wir unter dem Namen Anekdota kennen, giebt es einen gewissen Werth, daß sie hiergegen polemisirt.

Es ist das Problem der Regierungen, die eine große

1) Ueber die Beiträge der Steuern sind wir nicht im Stande, eine nähere Auskunft zu geben. Aus dem Vertrage, den Justinian im Jahre 562 mit den Persern schloß (bei Menander Frgta. Hist. Graec. IV S. 212 a.), ersieht man, daß als Einfuhrzoll ein Zehntel des Waarenwerthes erhoben wurde. Ysambert (a. a. O. S. XLIV) hat einige weitere Berechnungen angestellt, die jedoch nur auf unsicheren Vermuthungen beruhen.

Politik verfolgen, die Anforderungen, welche die auswärtigen Verhältniſſe in Krieg und Frieden herbeiführen, zu erfüllen und dabei doch auch den Bedingungen gerecht zu werden, auf denen das Wohl der Unterthanen beruht. Indem Juſtinian den Occident wieder mit dem Orient zu vereinigen trachtete, ſcheint es doch unleugbar, daß er die Kräfte des Orients über Gebühr angeſtrengt und nahezu erſchöpft hat. Wenigſtens iſt es dies, was ihm zum Vorwurf gemacht wurde und die Gemüther der Menſchen in den Provinzen wie in der Hauptſtadt ihm entfremdete [1]).

Noch in ſeinen letzten Jahren wurde er wieder durch Gefahren beunruhigt, wie ſie am Anfang ſeiner Regierung vorgekommen waren; wir hören von einer Verſchwörung gegen ſein Leben, welche entdeckt und beſtraft wurde. Sie würde kaum erwähnt zu werden verdienen, wenn nicht dabei die große Geſtalt Beliſars noch einmal hervorträte [2]). Er lebte in der Fülle des Anſehens, welches alte Verdienſte und eine hohe bürgerliche Stellung hervorbringen; der Patricius Beliſar konnte neben dem Kaiſer genannt werden. Im

1) Ich beziehe mich hiebei auf die Bemerkungen über die Anekdota.

2) Die Erzählungen über dies Ereigniß bei Malalas und Theophanes (S. 493 ff. ed. Bonn.) ſind dürftig. In dem Text des Malalas tritt S. 367, 6 zum Schluß eine ſehr unwillkommene Lücke ein. Gibbon hat beide Berichte gekannt und benutzt; aber er iſt mehr der Ueberſetzung gefolgt, als dem Original, von dem dieſe doch merklich abweicht; nur in der erſten, nicht im Original iſt von einer intendirten Flucht Beliſars die Rede. (Bei Theophanes lautet der griechiſche Text S. 368, 18: πολλοὶ δὲ φυγῇ ἐχρήσαντο, was lateiniſch wiedergegeben wird: multi fugam arripere [sc. Belisario] conciliati sunt; daß die Bedeutung der Worte eine andere iſt, darüber läßt die Parallele aus Malalas S. 494, 11: πολλοί δέ τινες τῶν ἐξονομασθέντων φυγῇ ἐχρήσαντο, nach der lateiniſchen Ueberſetzung: alii nonnulli ab his indicati fuga se subduxerunt keinen Zweifel.

Jahre 562 wurde er eines Tages in den geheimen Rath des Kaisers berufen; auch der Patriarch von Constantinopel war dabei zugegen. Akten wurden verlesen, welche die Verhöre der wegen einer Theilnahme an den letzten Verschwörungen Angeklagten enthielten. Darin aber kam der Name Belisars selber vor. Ein mit innerer Empörung gemischtes Erstaunen ergriff den treuergebenen alten Helden; aber Justinian erschien von der Nennung des Namens doch betroffen und wies den Verdacht nicht eben zurück. Belisar wurde in sein Haus eingeschlossen und eines Theiles seiner dienstbeflissenen Umgebung beraubt. Bei aller seiner Größe fügte er sich in die Pflichten eines Unterthanen. Nach einigen Monaten, die doch einer weiteren Untersuchung gewidmet worden sein werden, wurde er von dem Kaiser wieder zu Gnaden angenommen und in seine Würden wieder eingesetzt [1]). Nicht zwei Jahre vergingen, so starb Belisar; seine Reichthümer fielen an den Kaiser [2]); auch Justinian aber starb bald darauf, am 11. November 565 [3]).

Keine Zeit kann sein Gedächtniß verlöschen. Die Gewalt, die er inne hatte, entwickelte er mit einer Application und

1) Die Verschworenen beabsichtigten den Kaiser am 25. November (den Tag giebt Theophanes an; der Monat ist, da der Text des Theophanes hier eine Lücke hat, aus Malalas zu entnehmen) zu ermorden; am 5. Dezember fand das Consistorium (σιλέντιον) Statt; am 11. Juli des folgenden Jahres wurde Belisar vom Kaiser wieder in Gnaden aufgenommen und in allen seinen Würden wiederhergestellt (Theophanes S. 370, 17). Ueber die Bestimmung des Jahres ist Clinton Fasti Romani I. S. 814 zu vergleichen.

2) Belisar starb im März 565 (Theophanes S. 371, 19). Antonina, die ihn überlebte, blieb im Besitz eines Vermögens, das sie in den Stand setzte, eine durch Feuersbrunst zerstörte Kirche wiederherzustellen (Alemannus zu Anecd. S. 349 ed. Bonn.).

3) Nach Theophanes S. 372, 9; das Chron. Pasch. S. 688, 1 giebt den 14. November an.

Geschicklichkeit ohne Gleichen. Er behauptete die volle Souveränetät den inneren und äußeren Gegensätzen zum Trotz. Alle Kräfte des Reiches und alle Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung kam, mußten seinen Absichten dienstbar werden. Immer verfolgte er großartige Ziele. Wir haben nicht unerwähnt gelassen, was sich gegen sein Verfahren, gegen seine Zwecke selbst einwenden ließ, aber soweit war es doch gekommen, daß er die geistliche mit der weltlichen Macht vereinigt und dem Vordringen der Germanen Einhalt gethan hatte. Er konnte glauben, sie noch völlig zu überwinden. Das ist nun anders gekommen; die Gegenwirkungen, die er hervorrief, haben den Platz behauptet. Aber zwei Denkmale hat er sich auf immer gestiftet, das eine in seiner Legislation, welche die weltlichen, das andere in seinen Bauten, namentlich den kirchlichen, deren Charakter die geistlichen Bestrebungen, die ihn belebten, repräsentirte. In dem Codex und der Hagia Sophia lebt er fort.

Mit dem Tode Justinians trat der Fall ein, von dessen Wahrscheinlichkeit man schon vor mehr als zwanzig Jahren geredet und dabei die Art und Weise, wie dem Kaiser ein Nachfolger gegeben werden solle, erwogen hatte. Belisar, der damals für die Ansprüche der bewaffneten Macht gewesen war, hatte dadurch die Stellung, die er einnahm, sehr zweifelhaft gemacht. Jetzt konnte der neue Kaiser nicht anders, als durch das Uebergewicht des Palastes bestimmt werden. Justinian hinterließ keinen Leibeserben; aber er hatte — so werden wir versichert — seinen Schwestersohn Justinus zu seinem Nachfolger bestimmt [1]) und den Ergebensten unter seinen nächsten Haus-

1) Vigilantia, die Schwester Justinians und Mutter des zweiten Justin, war mit Dulcissimus vermählt.

genossen, Callinicus, beauftragt, diesem, wenn er abgeschieden sei, das zu hinterbringen mit der Verwarnung, die Annahme der höchsten Würde nicht etwa zu verweigern; denn er würde dann dem Willen Gottes widerstreben.

Justinus war mit der Nichte der Kaiserin Theodora, Sophia, vermählt. In diesem Paar vereinigten sich also die Verwandtschaften Justinians und Theodoras, die früher einander nicht selten feindlich gegenübergetreten waren. Der Autor Corippus, dem wir hier folgen, erzählt ausführlich, wie Justin und Sophia, die in einem andern Palast wohnten, dort von Callinicus, der eine Anzahl Senatoren um sich hatte, aufgesucht und veranlaßt wurden [1]), in die Hofburg zu kommen, wo sie zuerst bei dem Anblick der Leiche Justinians ihn gleichsam anklagen, daß er das Reich in einem Moment verlassen habe, in welchem es von allen Seiten mit Krieg bedroht sei, dann aber vor Allem ein rechtgläubiges Bekenntniß auf Dreieinigkeit und Menschwerdung ablegen und sodann mit den Reichsinsignien bekleidet werden. Die Leibwachen heben Justin nach germanischer Weise auf den Schild; dann erscheint der vornehmste Priester, wie der Autor sagt, schön durch sein Alter, segnet Justin, läßt sein Haupt als ein unverletzliches weihen und setzt ihm die Krone auf; der Akt wird mit jubelnden Glückzurufen der Anwesenden begrüßt. Darauf besteigt Justin den Thron, indem er das Zeichen des Kreuzes macht. Worte werden ihm in den Mund gelegt, die ihn gleichsam als Stellvertreter Gottes auf Erden bezeichnen: der Schöpfer habe die Sorge für

1) Flavius Cresconius Corippus, de laudibus Justini Augusti minoris libri IV.

das, was er geschaffen, dem Kaiser übertragen. Der Kaiser sei der Kopf, der das Gemeinwesen regieren müsse, wie dieser den Leib. Andere Gewalten werden als Brust und Arme bezeichnet; aber auch sie haben die Pflicht, den Befehlen des Hauptes zu gehorchen.

Dieser unbedingten Anerkennung des Systems, das gleichsam als ein göttliches erscheint, tritt nun aber schon hier ein abweichendes zur Seite. Der Fiskus wird als der Magen des Reiches bezeichnet, nicht ohne Seitenblicke auf Justinian, der das Reich erschöpft und mit Schulden belastet hinterlassen habe. Ein Tadel, der in voller Stärke erscheint sowie der neue Kaiser in den Circus tritt, wo sich die Menge in Folge der indeß verbreiteten Nachricht von dem Tode Justinians versammelt hatte. Hier machte sich nun eine der bisherigen Verwaltung entgegengesetzte Stimmung Bahn. Von einem Antheil des Volkes an der Erhebung selbst ist nicht die Rede [1]). Der Kaiser wird mit tausendstimmigem Jubel empfangen; dann ergreift er selbst das Wort, er verspricht Sicherheit, Ruhe und Ordnung; das Volk möge sich der Ruhe erfreuen; ihm gebühre Wachsamkeit. Er gelobt ihnen Gerechtigkeit und selbst Freigebigkeit, wie sie mit dem Antritt des Consulats, das Justinian abgeschafft hatte, er aber wiederherzustellen gedachte, verbunden sei.

Darauf aber erfolgt eine allgemeine Bewegung; mit Einem Schlage regt sich die circensische Demokratie aufs Neue: die Sitze leeren sich, die Arena erfüllt sich mit Menschen. Sie rufen: Erbarme dich; wir gehen zu Grunde. Die Sache war, daß Justinian gezwungene Anleihen gemacht hatte. Sie

1) Auch Euagrius erwähnt einen solchen nicht.

legen dem Kaiser ihre Scheine dabei zu Füßen und fordern die Rückgabe ihrer Einzahlungen. Der erste Akt der Regierung Justins ist es, daß er hierin nachgiebt. Gold und Silber wird in den Cirkus gebracht, und all die Scheine werden eingelöst. Recht eigen bemerkt man hiebei, daß die Verpflichtung gegen das Gemeinwesen als Pflicht gegen dessen Oberhaupt, und dessen Stellung als eine persönliche betrachtet wird.

Eine große Anzahl Frauen in kläglichem Aufzug strömte herbei; sie baten um die Freilassung ihrer gefangenen Männer und Söhne. Der Kaiser, sagt unser Autor, erhört das Gesuch nach der Weise Gottes, er läßt sie alle frei; denn mit der Macht verbindet sich die Gnade.

Man wird nicht Alles für buchstäblich wahr halten dürfen, was Corippus erzählt: aber für den Begriff von der höchsten Gewalt, wie er sich damals gebildet hatte, ist es doch sehr charakteristisch. Man erkennt die Idee des Kaiserthums in seiner Unumschränktheit als einer göttlichen Institution, nicht minder die Schwierigkeit, die es gleich in der Hauptstadt hatte, dieselbe gegenüber der Menge, die von dem finanziellen System erdrückt wurde, zu behaupten. Darin lag der größte Widerspruch, daß die höchste Autorität, die man zu besitzen meinte, doch nur mit einer Anstrengung zu realisiren war, welche den Einwohnern, die den römischen Namen führten, unerträglich vorkam.

Wie so ganz das Gegentheil von der Plebs Altroms, welche aus dieser Herrschaft Vortheile gezogen hatte. Was sollte aber nun daraus werden, wenn die Feindseligkeiten wieder ausbrachen, die Justinian zu beseitigen verstand und wenn man auch in dieser Hinsicht das Vorbild verließ, das er gegeben hatte? Dessen Staatskunst beruhte vor Allem

darauf, daß er die Völkerſchaften, von denen er gewaltſame Angriffe fürchtete, durch Geſchenke und Jahrgelder auf ſeiner Seite zu feſſeln wußte und daß er den alten Gegenſatz gegen Perſien nicht in einen principiellen, religiöſen umſchlagen ließ. Gegen das Eine und das Andere ſträubte ſich das Selbſtgefühl des neuen Imperators; er fand es unerträglich, daß in dem perſiſchen Reiche Chriſtenverfolgungen vorkamen. Denn das religiöſe Bekenntniß ſtand ihm höher als das Intereſſe des Staates. Niemals könne, ſagte er, ein Chriſt es dulden, wenn ſeine Glaubensgenoſſen Unbill erlitten. Er wurde darin von der Geiſtlichkeit und ſelbſt dem Gemeingefühl des Volkes unterſtützt. Nicht lange, ſo brach der perſiſche Krieg wieder aus. — Zugleich aber nahm Juſtin den größten Anſtoß an den Jahrgeldern und Subſidien, welche Juſtinian den benachbarten Völkerſtämmen gezahlt hatte. Er wies die erſten Forderungen, welche in dieſer Hinſicht an ihn gemacht wurden, mit Stolz und einer Art von Indignation zurück: denn ein römiſcher Kaiſer gebe zwar Geſchenke, aber nur zur Belohnung geleiſteter Dienſte. — Wie durch den erſten dieſer Grundſätze im Orient, ſo brachte er durch den zweiten im Occident feindſelige Regungen hervor, welche zuſammentreffend durch die Rückwirkung, die ſie auf Conſtantinopel ausübten, dem römiſchen Imperium die ſchwerſten Schläge beibringen ſollten, die es noch erfahren hatte.

Neunzehntes Capitel.

Avaro-langobardiſche Invaſion in Italien. Die drei nächſten Nachfolger Juſtinians.

Nicht allein auf der allgemeinen Combination beruhte das Anſehen des römiſchen Reiches im Occident, ſondern beſonders darauf, daß die Feindſeligkeit der in die Balkanländer eingedrungenen germaniſchen und ſlaviſchen Stämme immer wieder durch andere Völkerſchaften, welche ſich dem Kaiſerthum anſchloſſen, im Zaum gehalten wurde. Damals boten hierzu vornehmlich die Avaren die Hand. Die Avaren gehören denſelben finniſch-ugriſchen Stämmen an, aus welchen die Hunnen hervorgegangen waren [1]), und wenn wir in der Auslegung der byzantiniſchen Nachrichten nicht irren, kamen ſie in den Fehden dieſer Stämme untereinander ſo mächtig empor, daß ſie ſich für das größte und ſtärkſte aller Völker hielten [2]). Erſt vor wenigen Jahren waren ſie an den Grenzen des römiſchen Reiches erſchienen und hatten unter Vermittelung

1) Die Identität mit den Hunnen ergiebt ſich aus dem häufigen Vorkommen hunniſcher Namen, wie Attila, Uldin, Ellak unter den ſpäteren Avaren, ſ. Adelung Mithridates IV, S. 148. Theophylakt VII c. 8 S. 284, 10: *Σαρσῆλτ καὶ Οὐννουγοῦνοι καὶ Σαβίροι, Οὐννικά τε πρὸς τούτοις ἔθνη.*

2) Menander Frgt. bei Müller IV S. 203: *μέγιστόν τε καὶ ἀλκιμώτατον τῶν ἐθνῶν.*

der Alanen demſelben ihre Bundesgenoſſenſchaft angeboten: denn für die barbariſchen Stämme galt es immer noch als ein Gegenſtand des Ehrgeizes, mit dem römiſchen Reiche in Verbindung zu ſtehen. Von Juſtinian verlangten ſie mit ſtolzen Worten Jahrgelder oder Landabtretungen. Der Kaiſer ſcheint nicht abgeneigt geweſen zu ſein, ſie in Niederpannonien aufzunehmen; aber ſie zogen vor, Geſchenke und Jahrgelder zu empfangen, wofür ſie dann den Römern an der unteren Donau gute Dienſte geleiſtet haben. Das entſprach nun ganz dem Syſtem Juſtinians, welcher unter den Völkern, die ihn bedrängten und gefährdeten, immer einen tapferen Stamm auf ſeiner Seite zu haben ſuchte. Aber dafür hatte die neue Regierung wenig Verſtändniß. Ihre erſte Abſicht war, den Geldaufwendungen, welche die Hauptſtadt und die Einwohner gegen die Regierung aufgeregt hatten, ein Ende zu machen. Durch die Drohungen, welche die avariſchen Geſandten ausſprachen, nicht erſchreckt, ſondern, wie berührt, in ſeinem imperatoriſchen Stolz beleidigt, verſagte Juſtin die Zahlung der bisherigen Jahrgelder, worauf die Avaren das Bündniß mit den Römern voll Unwillen aufgaben: denn wolle Juſtin der Nachfolger ſeines Oheims ſein, dann müſſe er auch deſſen Verſprechungen erfüllen[1]). Man kann nicht mit Sicherheit angeben, wo ſich die Avaren eben aufhielten, aber wahrſcheinlich ſind ſie ſchon damals durch die Karpathenpäſſe nach Pannonien eingedrungen und haben begonnen, die Ringe aufzuwerfen, von welchen her ſie ein paar Jahrhunderte hindurch zu anderweiten Unternehmungen ausgezogen ſind[2]).

1) Menander, Frgt. 14, bei Müller Hist. Graec. Frgta. IV S. 219.
2) Schafarik: Slaviſche Alterthümer II, S. 59.

Zurückgewieſen von Juſtin wandten ſie ſich an die Franken, die zu dieſer Zeit Rhätien beherrſchten und ein vorwaltendes Anſehen ſelbſt im Gebiet von Aquileja behaupteten, wie ſich unter Anderem daraus ergiebt, daß ſie dort Biſchöfe eingeſetzt haben. In Oberitalien ſtellten die Franken ſich noch immer den Fortſchritten der römiſch-griechiſchen Waffen entgegen. Mit den Einen und den Anderen verbündet, treten nun die Langobarden auf[1]).

Die Langobarden erſcheinen bereits unter den älteſten Germanen. Nach Tacitus, Vellejus, Ptolemäus hatten ſie ihre Sitze zwiſchen Weſer und Elbe. Eine Zeit lang haben ſie zum Reiche Marbods gehört; und es läßt ſich erklären, wenn ſie wie ſo viele andere Stämme und die Gothen ſelbſt nach dem Sturze Marbods und dem Zerfall ſeiner Herrſchaft an der mittleren Donau auftreten. Sie nahmen Theil an dem großen Bunde der germaniſchen Völker im marcomanniſchen Krieg. Sie ſind damals über die Donau gekommen, aber zurückgewieſen worden[2]). Erkennbar und in charakteriſtiſchen Zügen erſcheinen ſie erſt in dem Völkerkampfe, der ſich nach der Zerſtörung des Reiches Attilas erhob, zwiſchen Herulern und Gepiden. Wir wiſſen, wie enge beſonders die Heruler mit dem römiſchen Reiche verbunden waren, welchen Antheil ſie nicht allein an den äußeren Kriegen, ſondern auch an den inneren Irrungen des Kaiſerthums genommen haben. Gerade im Gegenſatz zu den Herulern kamen nun die Langobarden empor. Wir ſind dem Geſchichtſchreiber der Epoche, Procop,

1) Menander, Frgt. 23, bei Müller IV S. 230: *Ἀβάρων καὶ Φράγγων σπεισαμένων πρὸς ἀλλήλους καὶ τῆς εἰρήνης ἐμπεδώτατα ἐχούσης.*

2) Petrus Patricius Frgt. 6 bei Müller Hist. Graec. Fr. IV S. 186.

Dank dafür schuldig, daß er uns eine mehr als in Einer Beziehung merkwürdige Nachricht von der Entzweiung der Langobarden mit den Herulern aufbewahrt hat[1]). Die Heruler erklären an die Langobarden den Krieg im Gefühl ihrer Uebermacht, ohne daß sie Anlaß zu einer Beschwerde gehabt hätten, die Langobarden lassen ihnen durch Gesandtschaften Vorstellungen machen. Durch die letzte sprechen sie aus: sie würden Widerstand leisten und dabei Gott anrufen, der den Ausgang der Schlachten nach der Ursache des Kampfes zu bestimmen pflege. Die Heruler rücken dennoch vor, ohne auf ungünstige Vorzeichen Rücksicht zu nehmen, werden aber in dem Kampfe vollständig geschlagen, sodaß sie selbst ihre bisherigen Sitze nicht mehr behaupten können. Man mag wohl dieses ersten Momentes in dem Auftreten der Langobarden gedenken, da er in seinem geistigen Inhalt einigermaßen an die Sage erinnert, welche sie selbst erzählen, und von welcher sie den Namen der Langobarden hergeleitet haben sollen. Deren Sinn ist: daß ihnen der heidnische Wodan selbst den Namen gegeben und mit dem Namen den Sieg.

Von den bei dem Geschichtschreiber der Langobarden mitgetheilten Sagen darf man nicht allein, sondern muß man zunächst abstrahiren, da der Bericht des zeitgenössischen Autors Procop vorliegt, der gerade in diesen Verwickelungen Glauben verdient. Dem zufolge fand sich Justinian bewogen, den Langobarden, die noch jenseit der Donau saßen, in Pannonien neue Sitze anzuweisen. Er gab ihnen das alte Noricum, die Hauptstadt und das Land, eine Anzahl fester Plätze an der Donau und ansehnliche Geldgeschenke[2]), womit es zusam-

1) Procop, bell. Goth. II c. 14 S. 200, 13 ed. Bonn.
2) Procop, bell. Goth. III c. 33 S. 418, 9.

menhängt, daß er auch den Herulern neue Wohnsitze in der Nähe von Singidunum anwies. Die Langobarden begingen, als sie über die Donau gekommen waren, mancherlei Gewaltsamkeiten, verwirkten jedoch dadurch die Gnade des Kaisers mit Nichten. Dieser stand ihnen vielmehr im Kampf mit den Gepiden bei, die einst vor Theoderich über die Donau gewichen, aber nach dem Falle der Ostgothen zurückgekommen waren und sich Sirmiums bemächtigt hatten, was dem Kaiser besonders deshalb mißfiel, weil sie slavische Völkerhaufen mit sich herbeiführten. Er meinte, sich an den Langobarden sicherere Verbündete zu verschaffen. Nicht zu übersehen ist, daß ein Theil der den Langobarden nach langen Berathungen zugesandten Hülfsmacht Amalafred, einen Nachkommen des thüringischen Königshauses, zu seinem Anführer hatte. Amalafred war mit seiner Mutter Amalaberga zu den Ostgothen geflüchtet und dann mit Vitiges nach Constantinopel gekommen. Eine Schwester desselben wurde durch Justinian mit dem Langobardenkönig Audoin vermählt, so daß hier eine genealogische Combination eingeleitet wurde, durch welche die Völker der Balkanhalbinsel an Justinian geknüpft und zugleich den Franken, die für Totila waren, entgegengesetzt wurden [1]). In der That war es nun dieser Amalafred, welcher den Langobarden die Oberhand über die Gepiden verschaffte [2]).

Obwohl nicht zufrieden mit der ihnen geleisteten

1) Auch die Romana des Jordanes hat darüber eine Notiz c. 386: Langobardorum gens, socia Romani regni principibus, et Theodahadi sororis filiam dante sibi imperatore in matrimonium jungens regi suo, contra emulos Romanorum Gepidas una die pugna commissa eorum pene castra pervasit.

2) Procop. Gothica IV, c. 25 S. 863.

Hülfe, beharrten die Langobarden doch im engsten Verhältniß zu den Römern, die von den Gothen unterstützten und durch die Franken verjagten Ueberreste der königlichen Familie von Thüringen, die Heruler selbst und die Langobarden bildeten eine Art von Alliance zu Gunsten der Oströmer. Man begreift es, daß Langobarden und Heruler den Eunuchen Narses nach Italien begleiteten. Ihnen sind dann Totila und die Franken, die nach Italien vorgedrungen waren, erlegen. Narses hielt es nicht für möglich, Italien zu pacifiziren, so lange die Langobarden, welche sich nicht abhalten ließen die Heiligkeit der Asyle zu verletzen und andere Gewaltsamkeiten auszuüben, bei ihm waren. Er wußte sie mit Geschenken zu begütigen und nach ihrer Heimath zu entfernen.

So lange Justinian lebte, scheint es bei dem freundschaftlichen Verhältniß geblieben zu sein. Nach dessen Tode aber, als das ganze System verändert wurde und die Avaren in der Nähe erschienen, änderte sich die Lage der Dinge.

Die Langobarden bestanden darauf, die Gepiden nicht neben sich zu dulden. Sie konnten aber unter der neuen Regierung die Oströmer nicht dahin bringen, sie gegen die Gepiden zu unterstützen, wahrscheinlich doch, weil dem Hofe Alles an dem Gleichgewicht der großen kriegerischen Genossenschaften gelegen war. Hierüber nun löste sich das bisherige Bundesverhältniß zwischen Römern und Langobarden vollständig auf. Diese wendeten sich an die Avaren, die eben als die ausgesprochenen Gegner der Römer auftraten[1]). So viel man weiß, haben die Langobarden selbst den Avaren bemerklich gemacht, daß der Krieg nicht allein gegen die Gepiden, sondern gegen die Verbündeten derselben, die Oströmer geführt

1) Menander, Frgt. 12 S. 305 ed. Bonn.

werde und sie nach Thracien, vielleicht nach Byzanz bringen könne [1]). Der Gepidenkönig Cunimund rief die Hülfe der Römer an, aber dem neuen System gemäß entzog sich Justin auch der Verbindung mit den Gepiden; es schien ihm ganz Recht zu sein, wenn die germanischen Völker ihren Streit untereinander ausfochten. Noch einmal sind avarische Gesandte bei ihm erschienen und haben ihm ihre alten Forderungen wiederholt; der Kaiser aber wies sie nochmals zurück; er wäre nicht abgeneigt gewesen, sich des friedlichen Verhaltens der Avaren durch Geiseln zu versichern; aber er forderte dafür die Kinder des Chagan; mit Kindern anderer avarischer Häuptlinge wollte er sich nicht begnügen, wiewohl das der Feldhauptmann Tiberius für hinreichend gehalten haben würde [2]). Hierauf brach der Krieg aus. Avaren und Langobarden fielen in die Landschaft der Gepiden ein. Den Avaren stand der römische Befehlshaber gegenüber, die Gepiden übernahmen den Kampf mit den Langobarden. Hätten die Römer den Gepiden Hülfe geleistet oder nur mit den Avaren rechtzeitig eine Abkunft getroffen, so würden die Dinge wahrscheinlich anders gegangen sein. Während aber die Römer sich mit den Avaren, jedoch sehr unglücklich schlugen, wurden die Gepiden von den Langobarden in offener Schlacht niedergeworfen und nahezu vertilgt. Ihr Name verschwindet seitdem gleichsam aus der Geschichte [3]).

Man erkennt den Unterschied der Zeiten und Verhält-

1) Menander, Frgt. 24 bei Müller IV S. 230: *ἐδίδασκον, ὡς οὐ κατὰ τοσοῦτον πρὸς Γήπαιδας τὸν πόλεμον ἀναῤῥίπωσι, καθόσον Ἰουστίνῳ μαχήσονται.*

2) Menander Frgt. 33.

3) Die Niederlage der Gepiden erfolgte im Jahre 567.

niſſe. Juſtinian hatte die Langobarden als Gegner der Franken aufzuſtellen und in den engſten Bund zu ziehen geſucht. Zur Behauptung dieſes Einverſtändniſſes hätte vor allem die Fortſetzung der mit den Avaren eingeleiteten freundſchaftlichen Beziehungen gehört. Wenn nun aber Juſtin denſelben die Zahlung der gewohnten Jahrgelder verſagte, was im Angeſicht der Aufregung in Conſtantinopel unvermeidlich ſein mochte, ſo wurde doch dadurch das politiſche Syſtem Juſtinians zerſtört. Da nun die Avaren in Pannonien vordrangen und Freundſchaft mit den Franken ſchloſſen, ſo konnten die Langobarden an ihrem Bunde mit Conſtantinopel nicht feſthalten. Die Oſtrömer wurden von den Avaren beſiegt, die Gepiden erlagen den Langobarden. Zwiſchen Avaren und Langobarden trat dann das engſte Verhältniß ein. Erklärte Feinde der Römer, faßten die beiden Völker den Entſchluß, Italien von Conſtantinopel loszureißen.

In den älteſten urkundlichen Aufzeichnungen über die langobardiſche Geſchichte findet ſich eine ſehr auffallende Nachricht hierüber. Zwiſchen Avaren und Langobarden ſoll ein Bündniß geſchloſſen worden ſein, nach welchem letztere die von Juſtinian ihnen eingeräumten Landſchaften den Avaren überließen, während ſie ſelbſt es unternahmen, die Oſtrömer in Italien zu bekämpfen. Sie hätten ſich, ſo lautet die Erzählung, die Rückkehr vorbehalten. Nicht aber auf den Moment ſei dieſer Vorbehalt beſchränkt geblieben, er habe vielmehr auf zweihundert Jahre gelten ſollen, binnen welcher Zeit dann die Avaren den Langobarden in Italien Hülfe zu leiſten verpflichtet ſein ſollten. Das höchſt Außerordentliche einer ſolchen Abkunft wird doch nicht berechtigen, ſie geradehin zu verwerfen; ihre Subſtanz entſpräche der Stimmung der Völker,

die ſich niemals ganz von ihrer Heimath losſagten, wie das Beiſpiel der Heruler, Vandalen und nachmals der Sachſen beweiſt. Wie man auch darüber denken möge, die Thatſache eines Einverſtändniſſes zwiſchen beiden Nationen wird man kaum leugnen dürfen. Den Avaren kam es darauf an, die Gebiete, die den Langobarden vom Kaiſer überlaſſen waren, an ſich zu bringen; den Langobarden, ſich bei ihrem Unternehmen, welches einen Angriff auf die römiſche Herrſchaft in Italien einſchloß, einen fortwährenden Rückhalt zu ſichern. Sie waren bereit aus Noricum zu weichen und den Zug nach Italien zu unternehmen.

Das iſt aber nur die eine Seite des großen Ereigniſſes, die wir als die barbariſche bezeichnen können. Langobarden und Avaren treten mit den Franken in Verbindung, womit es zuſammenhängen wird, daß eine Tocher des Königs Chlotar I., Chlotswinde, mit Alboin, dem Nachfolger Audoins, vermählt wurde. Bisher mit den Römern verbündet, ſchloſſen ſich Langobarden und Avaren den Franken an.

Nun aber traten auch auf der anderen Seite, der italiſch-byzantiniſchen, Verwicklungen ein, welche dieſem Unternehmen ſehr zu Statten kamen. Ich behalte mir über die vielbeſtrittenen Nachrichten, die wir darüber finden, für die Folge noch eine eingehendere Erörterung vor. Hier ſei nur bemerkt, daß die Veränderung der kaiſerlichen Politik nothwendig auch auf Italien zurückwirkte und zwar in zwiefacher Hinſicht. Wenn das Finanzſyſtem Juſtinians im Orient verlaſſen wurde, ſo konnte es ſich auch in Italien nicht behaupten; die bisherige Finanzverwaltung war in dem alten Rom ebenſo verhaßt, wie in dem neuen, und es iſt ſehr verſtändlich, wenn die römiſchen Großen dem neuen Kaiſer die Bitte vorlegen

ließen, sie und die Stadt von dem unerträglichen Drucke zu befreien, welchen die Regierungsweise des Narses über sie verhänge; von den Griechen würden sie schlechter behandelt, als von den Gothen; wenn das so fortgehe, so würden sie zu den fremden Nationen abzufallen gezwungen sein.

Der alte Gedanke der romanischen Bevölkerung, sich lieber den germanischen Willkürlichkeiten zu unterwerfen als sich durch das römische System zu Grunde richten zu lassen, machte sich Bahn. Dem aber kam die Tendenz des Hofes gewissermaßen entgegen. Narses war der Repräsentant des alten, soeben gestürzten Systems; wenn der Hof allenthalben von demselben abwich, so konnte er den Oberbefehlshaber auch in Italien nicht dulden. Das Exarchat, zu dem Narses doch wohl selbst den Grund gelegt hatte, mußte organisirt werden. Es ist sehr begreiflich, daß sich Narses hierdurch gefährdet fühlte, und wenn auch die Sage, wonach ihn Kaiserin Sophie als Eunuchen in das Gynäceum verwiesen haben soll, verworfen werden muß, so ist doch aus anderen Zeugnissen gewiß, daß ihm Aeußerungen derselben zu Ohren kamen, durch die er sich verletzt fühlte. So trat in Italien eine Auflösung des bisherigen Zustandes ein, welche den Langobarden eine große Aussicht für ihr Unternehmen darbot. Die Ueberlieferung ist nun, daß Narses, der sich von den italienischen Großen bedroht und von seinem Hofe verleugnet, wenn nicht verfolgt sah, die Langobarden, die er einst ihrer unbezähmten Wildheit wegen nicht in Italien hatte behalten wollen, sondern in ihre Heimath geschickt hatte, jetzt selbst aufgefordert habe, nach Italien zurückzukommen. Für gradezu unmöglich möchte ich das nicht erklären: denn

die menſchliche Leidenſchaft ſpielt nun einmal eine Rolle in den Verwicklungen der Welt, und von denen Unrecht zu leiden, um die man ſich die größten Verdienſte erworben hat, wird vielleicht im hohen Alter noch unerträglicher als früher; auch das höchſte Alter aber fühlt ſich doch nicht dem letzten Athemzug ſo nahe, daß es nicht noch Gedanken der Selbſthülfe und Selbſterhaltung Raum geben ſollte. Man könnte dem Narſes den Gedanken zutrauen, an der Spitze von Mannſchaften, wie er ſie einſt ſelbſt nach Italien geführt hatte, ſich den Neuerungen, die man von Seiten des Hofes in Conſtantinopel und der Großen in Rom vorhatte, entgegenzuſtellen. Die Nachricht iſt wenigſtens gleichzeitig überliefert und in die Erinnerungen der Langobarden ſelbſt aufgenommen. Ich wage nicht ſie zu verwerfen, wenn ſie von den unzweifelhaft fabelhaften Zuſätzen, die ſie begleiten, gereinigt wird. Es würde eine pſychologiſche Erſcheinung außerordentlichſter Art ſein, wenn der weltkluge Eunuch ſich entſchloſſen hätte, das Werk, das er unternommen, durch Herbeirufung eines fremden Stammes, den er früher ſelbſt ausgeſchloſſen, zwar nicht zu zerſtören, aber doch umzugeſtalten. Mit Beſtimmtheit behaupten läßt ſich das freilich nicht, aber unleugbar iſt doch die Thatſache, daß der Wechſel der Regierung für das Unternehmen der Langobarden nicht anders als günſtig wirken konnte. Die militäriſche und adminiſtrative, vor allem die finanzielle Thätigkeit der Reichsregierung fing an zu ſchwanken, nach dem Tode Juſtinians konnte dieſe nicht mehr entſcheidend durchgreifen. Die Gefühle der Selbſtändigkeit erwachten nach verſchiedenen Seiten hin.

Darf ich hier nochmals auf Juſtinian zurückkommen, ſo iſt er überhaupt der letzte römiſche Imperator geweſen, der

die Idee des Kaiserthums und seiner Weltherrschaft nicht allein festhielt, sondern bis auf einen gewissen Grad wieder zur Geltung zu bringen wußte. Die Strenge der finanziellen Mittel, die er anwandte, war für diesen Zweck unentbehrlich. Auch die gezwungene Anleihe, zu der er zuletzt gegriffen hatte, war ohne Zweifel für den Moment nothwendig gewesen. Was man ihm zum Vorwurf machte, daß er die Reichthümer der Gräco-Römer den Barbaren zuwende, war eben der Mittelpunkt seiner politischen Stellung überhaupt. Die Verwerfung seiner Geldwirthschaft, welche mit der Thronbesteigung Justins Hand in Hand ging, schloß zugleich die Verwerfung seiner politischen Absichten in sich ein. Das wichtigste Ereigniß, das damit zusammenhängt, ist der Zug der Langobarden nach Italien. Die Freunde der Oströmer traten zu ihren Gegnern über, die eingeborenen Triebe der Populationen nahmen eine Richtung gegen das oströmische Reich, das nicht nur in seinem Centrum, sondern auch in den Provinzen in Unruhe und Gährung gerieth. Auch die Kirchenverhältnisse hingen damit zusammmen.

Wie in Illyrien überhaupt, so war in der Diöcese von Aquileja die Verstimmung gegen die fünfte constantinopolitanische Synode eine allgemeine. Deren Beschlüsse: die Verwerfung der Tria Capitula wurden aber noch von dem römischen Stuhl aufrechterhalten, der dabei die weltliche Gewalt anrief. Genug: einverstanden mit den abgesagten Feinden des Hofes von Constantinopel, Franken und Avaren, eingeladen durch den Hader der nächsten Kirchenprovinz und die Entzweiung, die in Italien selbst zwischen dem Hofe und seinem Stellvertreter, zwischen den Eingeborenen und den einge-

lagerten Truppen bestand, wurden die Langobarden veranlaßt, den verhängnißvollen Zug zu unternehmen.

Wir stehen an einem Wendepunkt der Weltgeschichte; ein Ereigniß tritt ein, durch welches die Balkanländer den Germanen entfremdet, deren Macht dagegen in Italien, wo sie soeben unterdrückt worden war, erneuert worden ist. In dem großen Gegensatze zwischen Germanen und Oströmern ist es entscheidend geworden. Constantinopel konnte seine aggressive Tendenz nicht weiter verfolgen. Der Einfall der Langobarden verschaffte den Germanen nochmals die Oberhand.

Aber wie sich die Vorfälle, denen jene Combination zu Grunde lag, nur schwer erkennen lassen, so ist das auch bei dem Ereigniß, das nun vor sich ging, der Fall. Wir kennen es nur in seinen allgemeinen Umrissen. Anfang April 568 setzte sich Alboin von Noricum aus mit seinen Langobarden in Bewegung[1]). Ein nicht sehr zahlreiches Heer umgab ihn; daß er es aber auf eine dauernde Besitznahme abgesehen hatte, ergiebt sich daraus, daß auch Frauen und Kinder den Zug der Männer begleiteten. Aber das Unternehmen ließ sich so wenig in dieser Zeit, wie früher, auf die Langobarden beschränken. Eine große Anzahl anderer Germanen, namentlich Sachsen, haben sich Alboin angeschlossen, doch wohl in Folge der umgewandelten Politik überhaupt. Da Chlotswinde damals noch lebte, so läßt sich an einem Einverständniß der Franken nicht zweifeln. Zuerst nahm Alboin die Colonie in Besitz, welche einst die Römer bei ihrem Vordringen nach der Donau hin am Abhange des Gebirges angelegt hatten; in dem Mittelpunkt desselben, Forum Julii,

1) Am 2. April 568. Paulus Hist. Lang. II c. 7.

legte er eine langobardiſche Colonie zu Schutz und Trutz an. Man darf nicht bezweifeln, daß ihm hierbei die kirchlichen Bewegungen in dem Bisthum Aquileja zu Statten gekommen ſind. Dieſe aber umfaßten zugleich Venetien und Ligurien. Die Biſchöfe der drei Provinzen hatten ſich zu einer ſynodalen Oppoſition vereinigt. Als Alboin an die Grenzen der Provinz Venetia kam, erſchien der angeſehene Biſchof von Treviſo und ſtellte ſich ſammt ſeiner Kirche in den Schutz des Königs. Verona, das ſchon ſo oft der Kampfpreis zwiſchen romaniſchen und germaniſchen Streitkräften geweſen war, nahmen die Langobarden ohne Widerſtand ein. Man könnte zur Erklärung dieſes erſten großen Erfolges doch vielleicht jene vergeſſene langobardiſche Aufzeichnung herbeiziehen, nach welcher Narſes die Beſitznahme italiſcher Städte, welche von Beſatzung frei ſeien, den Langobarden in Ausſicht geſtellt haben ſoll.

Ohne ſich nach der Seeküſte zu wenden, die von Ravenna aus gedeckt wurde, rückte Alboin nach Ligurien und nahm die Hauptſtadt Mailand ohne Mühe in Beſitz[1]). Eine geiſtliche Bewegung iſt auch hier eingetreten, wahrſcheinlich jedoch von entgegengeſetzter Art. Der Biſchof hat die Stadt verlaſſen und ſich mit ſeinen Anhängern nach Genua geflüchtet, wo ihm dieſe, als er dort ſtarb, einen Nachfolger geſetzt haben. Kaum begreifen ließe ſich, wie dieſe großen Städte und mehrere andere mit ihnen ohne Widerſtreit in die Hände der Langobarden gerathen ſind, wenn nicht die inneren Entzweiungen in Italien ihre Vertheidigung unmöglich gemacht hätten. Noch ein anderes Moment iſt hierbei nicht zu überſehen. Die Regionen, in welche Alboin

1) Am 3. September 569. Paulus Hist. Lang. II c. 25.

vordrang, waren ebendieselben, in denen sich die transpadanischen Gothen zur Rettung ihrer Selbständigkeit erhoben und dann den Krieg gegen Rom mannhaft und erfolgreich geführt haben. Es war erst fünfzehn Jahre her, daß Totila niedergeworfen wurde. Oberitalien war von Ostrom nie vollkommen bezwungen worden. Es kann kein Zufall sein, daß sich die Langobardenherrschaft eben in dieser Landschaft erhob. Obwohl die einsilbigen und sagenhaften Notizen nichts davon melden, so darf man doch vermuthen, daß die Ueberreste der Gothen, — denn vollkommen vertilgt konnten sie nicht sein — sich den Langobarden angeschlossen haben. Aber zu gesicherter Besitznahme gehörte noch die Eroberung von Ticinum (Pavia), welches sowohl durch seine geographische Lage an der Heerstraße nach Gallien bedeutend, als durch die topographische Beschaffenheit des Bodens zu einer haltbaren Vertheidigung geeignet war. Uralte keltische Hauptstadt, altes römisches Municipium, war Ticinum in den Völkerbewegungen namentlich zur Zeit des Honorius wichtig geworden. Theoderich hatte es mit stattlichen Gebäuden ausgeschmückt und befestigt, dort hatte sich dann der erste der späteren gothischen Könige erhoben. Hier erst fanden die Langobarden eigentlichen Widerstand. Ticinum hat sich drei Jahre gegen sie vertheidigt. Die Langobarden haben sich genöthigt gesehen, ein festes Lager vor der Stadt aufzuschlagen. Aber es ist erklärlich, daß der langandauernde Kampf und die Nothwendigkeit, sich mit den erforderlichen Lebensbedürfnissen zu versehen, dann zu Gewaltsamkeiten und Verwüstungen Anlaß gab. Die Eroberung Ticinums ist die letzte Handlung Alboins. Er hat in der That ein kleines Reich gegründet, aber demselben eine regelmäßige Fortsetzung zu verschaffen, war ihm nicht

beſchieden. Seine erſte Gemahlin war geſtorben; durch die zweite, Roſamunde, deren Namen weltbekannt iſt, wurde er umgebracht [1]).

Ich trage Bedenken die Sage aufzunehmen, nach welcher Roſamunde, durch die Anmuthung ihres Gemahls, aus dem Schädel ihres Vaters, der als Trinkſchale umgeformt war, zu trinken, dazu aufgeregt worden ſei, Blutrache an ihm zu ſuchen. Die Sage iſt echt germaniſch, gräßlich und wundervoll, ſie ſpielt in den prächtigſten Farben, aber als hiſtoriſch kann ſie nicht gelten. In der einfachſten Erzählung findet ſich zwar, daß Alboin den Vater der Königin umgebracht habe, nicht aber, daß derſelbe König der Gepiden geweſen ſei, ein Moment, der die Grundlage der poetiſchen Ueberlieferung in ſich trägt. Der Vater wird vielmehr als ein Langobarde gedacht. Das verbrecheriſche Verhältniß, in welches ſich Roſamunde mit einem anderen Langobarden, Helmichis, einläßt, ſoll zugleich den Zweck gehabt haben, dieſem die Krone zu verſchaffen. Die Abſicht der Thronveränderung aber ſcheitert an dem Widerwillen der Langobarden, die beiden Schuldigen werden ergriffen und getödtet. An dieſe Nachricht knüpft eine andere an, die noch eine weitere Ausſicht gewährt. Helmichis und Roſamunde, welche nach Ravenna flüchteten, nicht jedoch ohne ein lombardiſches Gefolge und die Schätze des Ermordeten, hätten den Gedanken gefaßt, ſich ſelbſt der Republik d. h. nach damaligem Sprachgebrauch dem römiſchen Reich zu ergeben [2]). Das Vorhaben würde dahin gegangen

1) Nach Agnellus c. 96 am 28. Juni 572, nach den Excerpta Sangerm. VI. am 24. Mai.

2) Marius Aventic. bei Arndt S. 37, ad an. 572: Albuenus rex Langobardorum a suis id est Hilmegis cum reliquis, consentienti uxore sua Verona interfectus est; et suprascriptus Hilmegis cum

sein, einen Theil der Städte den Oströmern wieder zu überliefern, um die Langobarden in ein Verhältniß zu ihnen zu bringen, welches dem des gothischen Reiches unter Amalasuntha analog gewesen wäre. Aber die Langobarden waren noch weniger dazu geeignet oder gar geneigt, als einst die transpadanischen Gothen. Auch nachdem der Tod ihres Königs eingetreten, führten sie den Krieg im Sinne desselben weiter. Sie erhoben einen Mann aus einem der vornehmsten Geschlechter, den Herzog Cleph zu ihrem König. Aber dieser meinte sich nur durch Gewalt gegen Vornehme und Geringe behaupten zu können [1]). Kaum anderthalb Jahre hatte er den Thron eingenommen, da ist er von einem Menschen seines Gefolges erschlagen worden. Die Führer der verschiedenen Haufen meinten dann eines Königs entbehren zu können; sie dünkten sich nun wie selbständige Herren und wandten ihre Waffen nach allen Seiten. Sie machten selbst Angriffe auf Gallien, wo sich der Patricius Mummolus von Burgund das Verdienst erwarb, sie zurückzutreiben [2]).

Auf der anderen Seite brachten sie die römischen Besatzungen in die größte Gefahr. Sehr verständlich, daß der unerwartete Einbruch das Land verödete und auch wohlummauerte Ortschaften und Castelle durch Hungersnoth genöthigt wurden, ihre Thore den Langobarden zu öffnen. In diesen Fall schien auch Rom zu kommen; und es würde, wie die alte

antedicta uxore ipsius, et omnem thesaurum, — cum parte exercitus, Ravennae reipublicae se tradidit. respublica erscheint selbst in dem Schreiben des Kaisers Mauricius gleichbedeutend mit imperium.

1) Marius Aventic. ad an. 573: et plures seniores et mediocres interfecti sunt. So ist Marius zu verstehen, Paulus hat dies auf die Römer bezogen.

2) Gregor Hist. Franc. IV, c. 42.

Papſtgeſchichte meldet, unfehlbar geſchehen ſein, wenn nicht Kaiſer Juſtin durch Papſt Benedict bewogen worden wäre, der alten Reichshauptſtadt noch einmal mit einer Getreideſpende zu Hülfe zu kommen. Sie kam diesmal nicht aus dem eigentlichen Afrika, obwohl dies wiedererobert war, — denn deſſen Verhältniſſe zu Rom waren nun einmal aufgelöſt, — ſondern aus Aegypten, dem Lande, deſſen Getreideerträge ſeit Conſtantin beſonders nach Conſtantinopel gegangen waren[1]). Durch dieſe Zufuhr wurde Rom der Nothwendigkeit überhoben ſich zu ergeben, um nur leben zu können. Aber dabei gerieth es doch in die Bedrängniſſe einer Umlagerung. Inmitten der Unruhen ſtarb Benedict im Jahre 578 und bei der Wahl des Nachfolgers deſſelben, Pelagius II., konnte man die Gewohnheit, den Kaiſer um Beſtätigung der Wahl zu erſuchen, nicht beobachten.

Wenden wir unſere Augen zurück auf das oſtrömiſche Reich überhaupt, ſo war es damals in eine Lage gerathen, die himmelweit von der abſtach, in welcher Juſtin das Reich übernommen hatte. Bei ſeiner Thronbeſteigung hatte er ſich geſchmeichelt, die Unzuſtändigkeiten, welche die letzten Jahre ſeines Vorgängers bezeichneten, abſtellen und dabei doch das Imperium, das durch eine göttliche Inſtitution in die Welt getreten ſei, nicht allein in ſeiner Integrität, ſondern in ſeinem vollen Glanze behaupten zu können. In dieſer Idee hatte er die Subſidien, die Juſtinian im Orient und Occident bezahlt hatte, den Fürſten und Völkern, welche darauf Anſpruch machten, verſagt. Er meinte die Population erleichtern und dabei doch ſeine ganze Macht aufrechterhalten zu können. Wir

1) Paulus Hist. Langobard. III, c. 11.

wissen schon, wie wenig ihm das im Occident gelang. Glücklicher schienen die Kriegszüge im Orient zu gehen. Das oströmische Heer, welches unter Marcian gegen Persien vorrückte, war nicht eben gut zusammengesetzt [1]), aber es gelang ihm doch in die persischen Grenzprovinzen vorzudringen und selbst Nisibis belagern zu können [2]). Kaiser Justin vermeinte alle Tage, daß ihm die Schlüssel von Nisibis überbracht werden würden, was ihm dann die Oberhand im Orient gesichert hätte.

Aber noch lebte Chosru Nuschirwan, der dem Kaiser Justin an Umsicht, Politik und Strategie weit überlegen war. Er brach in Syrien ein, was Justin auch nur für wahr halten zu können sich sträubte. Doch mußte er erleben, oder trug vielleicht durch unzeitige Veranstaltungen selbst dazu bei, daß das Heer vor Nisibis sich auflöste [3]). Nuschirwan wandte seine Kräfte gegen die Feste Dara, welche von Anastasius errichtet worden war, um dem römischen Reich zur Vormauer zu dienen. Die Besatzung wehrte sich sechs Monate lang mit aller Tapferkeit, aber Justin war weder im Stand sie zu unterstützen, noch vollends sie zu entsetzen. Die Perser eroberten Dara mit stürmender Hand, wodurch sie dann die Uebermacht in allen Grenzprovinzen erlangten [4]). Es war derselbe Zeitpunkt, in welchem die Balkanländer von den Avaren besetzt und die festen Plätze in Italien von den Langobarden einer nach dem anderen eingenommen wurden. Welcher Wechsel der Momente der Macht! Unter Justinian äußerste

1) Evagrius V c. 8.

2) Marcian wurde im 7. Jahre Justins d. h. im Jahre 572 nach dem Orient geschickt (Theophanes Byzantinus Frgt. 4 bei Müller IV S. 271).

3) Er berief Marcian, der in den Verdacht kam, sich des Imperiums bemächtigen zu wollen, vom Heere ab. Theophanes Byzantinus a. a. O.

4) Evagrius V c. 10 S. 437, 17 ed. Reading.

Anstrengung, aber voller Besitz einer ausgedehnten Gewalt, unter Justin allenthalben Niederlagen und Verluste. Der innere Zustand war keineswegs gebessert; die hohen Beamten erlaubten sich Eigenmächtigkeiten, die der Kaiser nicht mehr zu reprimiren in der Lage war.

Dem Verfalle der Macht ging ein allgemeines Mißvergnügen zur Seite. Erinnert man sich nun, mit welchen Erwartungen Justin das Reich und die Regierung übernommen hatte, Erwartungen, die sich auf die Idee von der göttlichen Berufung zur Weltherrschaft gründeten, so läßt sich begreifen, wie der ohnehin nicht starke Fürst in sich selbst zusammenbrach. Im Gefühle seiner Ohnmacht und Unfähigkeit adoptirte er den Obersten seiner Leibwache, Tiberius, und ernannte ihn zum Cäsar und zu seinem Reichsgenossen[1]).

Wahrscheinlich kam demselben zu Statten, daß er einen Rath gegeben hatte, aus dessen Nichtbefolgung die späteren Unglücksfälle hergeleitet wurden. In der Vorhalle seines Palastes, in Gegenwart des Patriarchen, der vornehmsten Reichsbeamten und der Haustruppen sprach Justin seinen Willen aus. Er soll den Akt mit einer Rede eingeleitet haben, welche eine Art von Programm einer gemäßigten und friedlichen Regierung gebildet haben würde. Der geistvollste unserer Gewährsmänner, Evagrius, sieht sie jedoch nicht in diesem Lichte an. Nach ihm hat Justin besonders die Ermahnung an Tiberius gerichtet, sich von den glänzenden Aeußerlichkeiten der Macht nicht blenden zu lassen und den Rathschlägen, die ihm die hohen Beamten geben würden,

1) Die Ernennung des Tiberius zum Cäsar erfolgte nach dem Chron. Paschale S. 689, 15 den 7. Sept. 574; nach Theophylakt Simokatta S. 137 im Dezember.

keineswegs zu folgen [1]). Die Ernennung des Cäsar wäre vor allem daraus entsprungen, daß Justin verzweifelte, das Reich würdig verwalten zu können.

Zunächst wurde die Regierung durch Sophia, die eine Art selbständiger Autorität ausübte, und den neu ernannten Cäsar geführt. So viel wir wissen, waren sie beide bemüht, den Frieden mit Persien zu befestigen [2]). Tiberius erbot sich gegen die Herausgabe von Dara andere bedeutende Zugeständnisse zu machen.

Die wichtigste Frage war es nun, wie die Regierung geordnet werden würde, nachdem Justin im Jahre 578 mit Tode abgegangen war [3]). Meines Erachtens muß man auch hier von der anekdotenhaften Erzählung, wie es gekommen sei, daß Sophia nicht selbst Augusta und Gemahlin des Tiberius wurde, worauf sie einen heftigen Haß gegen denselben gefaßt und ihn zu stürzen gesucht habe, abstrahiren. Nach den besten Gewährsmännern [4]) wollte sie sich nicht mit ihm vermählen: denn wie wäre daran zu denken gewesen, da er verpflichtet worden war, sie wie seine Mutter zu ehren, aber sie meinte nach dem Tode ihres Gemahls die Stellung neben Tiberius behaupten zu können, die sie zu Justins Lebzeiten inne gehabt hatte. Es war ein Verhältniß wie zwischen Amalasuntha und Theodahat, als diese ihn zum Reichsgenossen annahm. Aber es aufrecht zu erhalten war in Constantinopel

1) Euagrius V c. 13, S. 439, 21 Reading: *τοὺς ἄρχοντας δεικνὺς ἔλεγεν ἥκιστα χρῆναι τούτοις πείθεσθαι.* Die andre Fassung der Rede findet sich bei Theophylakt Simokatta III c. 12.

2) Menander Frgt. 37, bei Müller IV, S. 240: *ἐν ἀπόρῳ ἦσαν αὐτός τε Τιβέριος καὶ ἡ βασιλὶς Σοφία, ὅπως διάθοιντο τὸν πόλεμον.*

3) Am 5. Oktober 578. Chron. Pasch. S. 689, 17.

4) So lesen wir ausdrücklich bei Theophanes, die Nachrichten des Cedrenus sind nur eine Erweiterung.

das schönste Epitaph schreiben. Er setzte ihm die Krone selbst auf das Haupt. Wenige Tage darauf ist er verschieden, am 14. August 582 [1]).

Mauricius, Abkömmling einer altrömischen Familie, die in Cappadocien Wohnung genommen und immer eine gewisse Bedeutung behauptet hatte, war in der intimsten Verbindung mit Tiberius emporgekommen. Noch unter Justin war er in Bezug auf die persische Politik mit ihm einverstanden. Und als Tiberius dem orientalischen Kriege dadurch eine andere Färbung gab, daß er aus den Kriegsgefangenen aller Nationen eine Truppe bildete, die seinen Namen trug und eigenthümlich uniformirt und bewaffnet war, so hatte sich Mauricius das Verdienst erworben, an die Spitze dieser Truppen zu treten. Wenn Tiberius den bisherigen Führer Justinian, einen Neffen der Sophia, obwohl er sich glücklich geschlagen hatte, doch in Entfernung hielt und Mauricius an dessen Stelle setzte, so liegt auch eben darin wieder eine weitere Beseitigung des Geschlechtes der Justine. Mauricius rechtfertigte die Wahl des Tiberius. Bei der Wiedereröffnung der Negociationen mit Persien drang er auf die Herausgabe von Dara. Da sie versagt wurde, kam es zu einer Schlacht (bei Constantine), in welcher die Römer so vollkommen die Oberhand behielten, daß noch einmal in Constantinopel ein Triumph über die Perser gehalten werden konnte. Daher kam es dann, daß Tiberius kein Bedenken trug seine Tochter an Mauricius zu vermählen und diesem selbst das Diadem aufzusetzen.

Mauricius verdiente das wohl. Er war in dem kräftigsten Mannesalter, ein Mann, nüchtern und einfach und

1) Chron. Pasch. S. 690, 9. Bei den Griechen ist sein Name *Μαυρίκιος*, auf den lateinischen Inschriften Mauricius.

durch und durch verständig. Euagrius sagt von ihm: Niemand habe etwas bei ihm ausgerichtet, er hätte ihn denn durch Gründe der Vernunft überzeugt. Er hatte Sinn nicht minder für die Wissenschaft, als für die Praxis des Krieges. Er war noch einmal ein Kaiser, der die Waffen selbst zu führen verstand. Die Lage des Reiches war im Osten und Westen in hohem Grade gefährdet, als er die Herrschaft übernahm.

Welche Zustände in Italien eintraten, ersieht man aus einem Schreiben des Papstes Pelagius an Mauricius. Der Papst hatte sich um Hülfe an den Exarchen gewendet; aber dieser war selbst in Ravenna hart bedrängt, die Langobarden haben um dieselbe Zeit den Hafen Classis eingenommen. Der Exarch vermochte keine Hülfe zu leisten. Der Papst richtete nun an Mauricius die Bitte, die bisherige Einheit der Regierung in Italien aufzulösen und einen Herzog zu ernennen, der Rom beschützen könne.

Der erste eigentliche Exarch, Longinus, hatte das römische Gebiet, soweit es noch dem Kaiser gehorchte, in eine einheitliche Regierung zusammengefaßt. Aber dies genügte in Rom nicht mehr, wo ein von Constantinopel unmittelbar abhängiger Heerführer erwünschter gewesen wäre. Der Kaiser seinerseits ging nicht darauf ein. Aber wahrscheinlich hängt es damit zusammen, daß er Longinus eben im Jahre 584 abberief und einen Mann von größerer Energie, den Smaragdus, der sein ganzes Vertrauen besaß, dahin schickte.

Wenn Mauricius nicht mehr that, so rührte das nicht daher, daß er keinen Sinn für die Wiedererwerbung Italiens gehabt hätte; man weiß vielmehr, daß er an eine Erneuerung des abendländischen Reiches gedacht und von den Söhnen, die ihm die Tochter des Tiberius brachte, den einen als den

künftigen Kaiſer des Weſtens bezeichnet hat, der einſt Italien erwerben ſollte. Aber fürs Erſte war er doch mit dem perſiſchen Kriege, in welchem er ſelbſt ſich hervorgethan hatte, vollauf beſchäftigt. Die Langobarden meinte er durch eine Verbindung mit den Franken zu bewältigen, an welche er, wie ſeine Vorfahren, anſehnliche Geldzahlungen zu leiſten nicht vermied. Anfangs führte das zu Kriegshandlungen, die keine weitere Erwähnung verdienen; im Jahre 588 aber erfolgte eine Unternehmung von größerer Bedeutung.

Wir beſitzen darüber das Schreiben des Exarchen von Ravenna, aus dem die ganze Situation erhellt. Wenn man die Worte desſelben eingehend erwägt, ſo hatte der Exarch die Abſicht und die Hoffnung gefaßt, dem Langobardenreiche vollkommen ein Ende zu machen. Dazu ſollten ein fränkiſches Heer, ein von Ravenna anrückendes römiſches und ein drittes, wahrſcheinlich ein avariſches, nebſt einer kleinen Flotte zuſammenwirken. Die abendländiſchen Autoren berichten nun, daß die Franken, die in Oberitalien weit vorgerückt waren, und von den Griechen, die ihnen ein Zeichen ihrer Annäherung zu geben verſprochen hatten, ein ſolches niemals erhielten, hierauf vorgezogen hätten ſich zurückzuziehen, ſodaß alle Schuld des Mißlingens auf den Exarchen fallen würde. Dieſer aber erklärte den Vorgang dadurch, daß Authari mit dem fränkiſchen Heerhaufen eine Abkunft getroffen habe; er rechnet es den Franken als ein ſchweres Vergehen an, daß ſie Authari, der indeſſen in Pavia belagert wurde, nicht energiſch angegriffen, ſondern zufrieden mit ihrer Beute unter mancherlei Gewaltthaten nach Gallien den Rückzug angetreten hätten. Von allen Unternehmungen, die gegen die Langobarden in Gang geſetzt worden ſind, darf dieſe wohl als die für ſie gefahrvollſte betrachtet

werden. Franken und Avaren waren mit dem Exarchen übereingekommen, dem König Authari, der sich in Pavia behauptete, unmittelbar zu Leibe zu gehen, und in der That würde er schwerlich einem solchen Angriff widerstanden haben, wofern derselbe zur Ausführung gekommen wäre. Allein der unternehmende Exarch hatte sich doch getäuscht, wenn er von Franken und Avaren ernstliche Mitwirkung zur Unterdrückung der Langobarden erwartete; sie mochten nicht für die Ausbreitung der Langobarden sein, aber noch weniger waren sie für die Festsetzung der römischen Autorität in Oberitalien. Genug, dies Unternehmen scheiterte. Aber von Seiten des Kaisers gab man diese Absicht nicht auf; noch ein anderes Schreiben des Exarchen liegt vor, in welchem er den König der Franken benachrichtigt, daß er sich Friauls bemächtigt und von den langobardischen Heerführern in Parma, Piacenza, Reggio Zusagen der Unterwerfung, die durch Geiseln bekräftigt wurden, erhalten habe [1]). Er wünscht nur, daß der König ein neues Heer nach Italien schicke, aber freilich nicht mehr unter den alten Anführern, die gewiß in seine Ungnade gefallen seien. Auch dies Schreiben blieb ohne Folgen. Bei den inneren Entzweiungen der fränkischen Könige unter einander und der wachsenden Eigenmacht der Großen, von der wir an einer anderen Stelle berichten werden, läßt sich das leicht erklären.

Authari war indeß gestorben [2]) und Agilulf erhoben worden [3]). Der aber wußte die Herzöge besser im Zaum zu

1) Bouquet IV S. 88.

2) Authari war im Jahre 584 zum König erhoben; er starb am 5. September 590.

3) Agilulf empfing die königliche Würde durch Vermählung mit Theudelinde Anfang November 590, als König anerkannt wurde er im Mai des folgenden Jahres zu Mailand. Paulus Hist. Lang. III z. E.

halten, als sein Vorgänger. Er muß überhaupt als der bedeutendste der bisherigen Oberhäupter der Langobarden betrachtet werden, wenigstens nach Alboin, mit dem er aber genealogisch in keinem Zusammenhange stand.

Nun aber ging in dieser Zeit auch eine große Veränderung im Orient vor. Euagrius erfüllt ein ganzes Buch seiner Geschichte mit den Begebenheiten des persischen Krieges, der nach und nach für die Römer versprechende Aussichten darbot, besonders als in dem persischen Reich wieder innere Bewegungen ausbrachen, welche die Thatkraft desselben nach Außen lähmten. Der große Nebenbuhler Justinians in Krieg und Frieden, Chosru Nuschirwan, dessen Stellung im Orient eine der großartigsten war, die jemals vorgekommen sind, war doch von den letzten Vortheilen, welche die Gräco-Römer in Armenien über ihn davon trugen, um so tiefer verwundet worden. Es war ihm unerträglich, in seinem Lande Ortschaften durch die Hand der Römer in Feuer aufgehen zu sehen. Nach dem Tod Nuschirwans [1]) vermochte sein Nachfolger Hormisdas ihn aber nicht zu ersetzen. Die benachbarten Völkerstämme, die von Nuschirwan abhängig gewesen waren, erhoben sich gegen ihn. Bei den Persern selbst fand er keinen Gehorsam, weil er nicht von reiner persischer Abkunft war und doch die höchste Gewalt mit großer Strenge gegen sie geltend machte. In dem Sturme, der sich hierüber erhob, kam es im Jahre 590 dahin, daß Hormisdas geblendet und abgesetzt wurde, aber auch sein Sohn Chosroes gerieth in eine so schwierige, gefahrvolle Lage, daß er sich entschloß die Hülfe der Römer nachzusuchen.

1) Februar 579.

Mauricius war glücklich, einen so günstigen Moment ergreifen zu können. Durch die Römer wurde Chosroes wieder hergestellt; man versäumte nicht demselben zu sagen, er verdanke seinen Thron den Römern und bleibe ihnen dafür verpflichtet. Dem entsprach auch die Gesinnung des Chosroes. Er umgab sich mit einer römischen Leibwache.

Man darf die fabelhaften Erzählungen der persischen Autoren hierüber zunächst zur Seite lassen. Darin, daß von Mauricius Chosroes hergestellt sei, stimmen sie mit den abendländischen Nachrichten überein. Es leuchtet ein, wie sehr durch diesen Umschwung in Persien die ganze Situation verändert wurde. Der Krieg hörte auf, der bisher die græco-römischen Streitkräfte beschäftigt hatte. Mauricius wurde in Stand gesetzt, sich wieder gegen Westen zu wenden, zunächst gegen die Avaren, welche damals die Balkanhalbinsel beherrschten, bis an die langen Mauern streiften und die Hauptstadt aufs äußerste bedrängten. Die Absicht des Kaisers war nun, den Krieg persönlich zu führen. Dem widersetzte sich jedoch Senat, Volk und Geistlichkeit von Constantinopel, sowie die kaiserliche Familie. Es schien nicht gut, daß der Kaiser sich persönlich an diesem Kampfe betheiligte; er verwendete dazu einen seiner besten Führer und sein sieggewohntes Heer. Man darf die Bedeutung dieses Krieges nicht unterschätzen; es galt die Zugehörigkeit der Balkanländer zu Constantinopel oder die Entfremdung derselben[1]). Aber zugleich wurde das Verhältniß

1) Eine erneuerte Darstellung dieses Gegensatzes oder vielmehr dieser Kriege auf topographischer Kunde gegründet und mit Unterscheidung der beiden Völkerelemente, die dabei im Kampfe erscheinen, würde, wie mir scheint, eine recht dankenswerthe Arbeit sein. Sie würde auch auf die heutigen Zustände Licht werfen.

zu dem Occident überhaupt davon betroffen. Indem sich Mauricius zu diesem Kampfe anschickte, empfing er eine Gesandtschaft der Franken, die ihm ihr Bündniß antrugen, aber gegen jährliche Subsidien und eine bestimmte Summe für die nächsten Unternehmungen. An sich hätte dies Erbieten dem Kaiser sehr erwünscht sein können; aber in frischem Gedächtniß war ihm der schlechte Erfolg der letzten, mit den Franken verabredeten Angriffe auf die Langobarden. Er hat darüber selbst an König Childebert geschrieben. Das Schreiben, das wir noch übrig haben, athmet den Geist der kaiserlichen Superiorität eben so stark, wie Justinian denselben auszusprechen pflegte. Auch Mauricius war noch von der Idee erfüllt, daß die Oberherrschaft in der Welt dem Kaiser in Constantinopel gebühre; er spricht von dem römischen Reich als von dem hochheiligen Gemeinwesen, das aber mit seiner Person auf das Engste verknüpft ist. Ueberhaupt hielt auch er es für unwürdig, daß die Römer den Barbaren Geld zahlen sollten. Die in Anspruch genommenen Jahrgelder und Zahlungen lehnte er mit Entschiedenheit ab; nur das Bündniß an sich wies er nicht zurück, unter der Voraussetzung jedoch, daß Childebert seine Versprechungen halte, wie es einem König zieme.

Sein Exarch in Ravenna wurde in Stand gesetzt, den Kampf mit den Langobarden auch ohne die Franken fortzuführen. Es war damals Romanus, der sich überhaupt kräftig regte. Er hat zuweilen wichtige Städte, wie einmal Perusia, an sich gebracht und es niemals zugeben wollen, daß der Papst in Rom mit denselben einen Vertrag einging. Gregorius I. genannt der Große hat sich in mehr als einem Schreiben an Mauricius gewendet und ihm ehr-

erbietige Gegenvorſtellungen gemacht, ohne doch von der Rückſicht auf den Kaiſer abzulaſſen. In einem dieſer Schreiben erklärt er ſich vielmehr gradezu für den Säckelmeiſter des Kaiſers, ſo gut wie es der Exarch ſei[1]). Die Härte des Druckes, unter dem er ſich befand, erhellt aus einigen ſeiner Schreiben, die den ſpäten Leſer mit Sympathie für ihn erfüllen. Die Entſcheidung des Kampfes in Italien hing von dem Succeß ab, welchen der Krieg an der Donau nehmen würde, wo neben Avaren auch ſlaviſche Heerhaufen erſchienen, von denen das neue Rom nicht viel weniger bedrängt wurde, als das alte von den Langobarden.

Die erſten Feindſeligkeiten gegen die Avaren führten zu einigen günſtigen Erfolgen an den Grenzen, die aber den Chan erſt recht in Bewegung ſetzten. Er drang auf der Heerſtraße von Adrianopel nach Conſtantinopel vor; die beiden wichtigſten Plätze an derſelben, Tzurulum und Druſipara, geriethen in Gefahr, von ihm eingenommen zu werden; und ſoviel man aus der Erzählung der griechiſchen Hiſtoriker abnimmt, war es nur blinder Schrecken und die Wirkung eines fingirten Briefes, wodurch er dann bewogen wurde, ſich zurückzuziehen und einen Frieden einzugehen. Aber er fuhr ſeinerſeits fort ſich als den Gebieter aller Nationen zu betrachten; die beiden Gewalthaber, der Kaiſer und der Chan, ſtanden einander, der eine mit dem alten und anerkannten, der andere

1) Gregor an die Auguſta Conſtantia. Januar 595. Jaffé, Regesta pontificum S. 112: sicut in Ravennae partibus dominorum pietas apud primum exercitum Italiae sacellarium habet, ita in hac urbe in causis talibus eorum sacellarius ego sum.

mit einem neuen, aber um so kecker verfochtenen Anspruch gegenüber. Constantinopel fühlte sich von der dringendsten Gefahr bedroht, als nun bald hernach auch die Slaven in starken Heereszügen über die Donau kamen. Daß sie zum Rückzug genöthigt wurden, veranlaßte die Stadt zu feierlichen religiösen Danksagungen. Sie wurden über die Donau zurückgetrieben und der Kaiser ordnete an, daß seine Truppen in deren Gebiete selbst den Winter über bleiben sollten. Damit aber berührte er eine andere Seite des damaligen Militärwesens, die ihm schon einmal in den persischen Feldzügen entgegengetreten war. Die dortigen Truppen waren durch seine Anordnungen mit ihren Quartieren und ihrer Verpflegung in das äußerste Mißvergnügen gerathen. Sie hatten einen Befehlshaber, den ihnen der Kaiser zuschickte, aus diesem Grunde zurückgewiesen.

Was in Asien geschehen war, wiederholte sich nun in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt. Vor allem wurden die Truppen dadurch aufgeregt, daß der Kaiser, der auf strenge Ordnung hielt, ihre Löhnung reguliren und einen Theil des ihnen versprochenen Soldes auf die Waffen und Bekleidung in Abzug bringen wollte. Auch die herrische Natur des Petrus, eines Bruders des Kaisers, dem er den Oberbefehl anvertraute, trug nicht wenig dazu bei, den Widerwillen der Truppen aufzureizen, welcher soweit ging, daß man einem folgenden Befehlshaber die Absicht zugetraut hat, in den Conflikten mit den Slaven und den Avaren, die von Neuem ausbrachen, eine Niederlage des kaiserlichen Heeres zu veranlassen, um sich der widerstrebenden Kriegsvölker auf diese Weise zu entledigen. Wenn dann der Kaiser eine Anzahl von Gefangenen, die in die Hände der Avaren gerathen waren, dem Chan,

obwohl dessen Forderungen nach und nach ermäßigt wurden, abzukaufen verweigerte, worauf dieser sie sämmtlich hinmorden ließ — es waren ihrer 12000 — so schrieb man das einer ähnlichen, bei einem Kaiser gleichsam verrätherischen Absicht zu. In diesem Widerwillen hatten die empörerischen Truppen den Beifall, nicht zwar der Vornehmen, der Senatoren, die eine aus dem Heere eintreffende Deputation mit Verachtung behandelten, aber des Volkes der Stadt, welches, durch die in der Nähe andauernden Kriege erschreckt, nichts mehr wünschte, als die Truppen gut behandelt und den Frieden durch feste Verträge mit den Nachbarn gesichert zu sehen. Den ohne Zweifel absurden Behauptungen über eine durch den Kaiser selbst veranlaßte Niederlage seiner Kriegsvölker gab es dennoch Gehör. Will man die Stellung des Kaisers Mauricius überhaupt würdigen, so lag bei ihm eine Abweichung von dem Justinianischen System zu Grunde. Justinian hatte niemals selbst einen Krieg geführt, sondern Alles seinem indirekten Einfluß auf die benachbarten Völkerschaften und der geschickten Kriegführung unbedingt ergebener Männer anvertraut. Die Hauptstadt war mit Lasten beschwert, aber sie fühlte sich sicher. Mauricius, ohne Zweifel in moralischer Haltung dem Justinian bei Weitem vorzuziehen, hatte den Krieg in Asien selbst geführt und war dadurch in ein unmittelbares Verhältniß zu dem Heere gelangt, das doch kein zufriedenstellendes genannt werden konnte. Jetzt stellte er andere Führer an die Spitze der Truppen, die sich aber wenig fähig erwiesen und in denselben eher Widerstreben als Vertrauen erweckten. Ebenso hatte er es verschmäht, jenem Beispiel zufolge sich gegen die benachbarten Völker durch Bündnisse zu sichern. Die nächsten Feinde konnten, ohne von der

anderen Seite etwas fürchten zu müſſen, ſich gradezu auf die Hauptſtadt ſtürzen. Dieſe fühlte ſich nicht mehr ſicher und richtete nun ihren Mißmuth, wie ſchon in früheren Zeiten ſo auch jetzt gegen den Imperator ſelbſt. Was ſich gleich bei dem Regierungsantritt Juſtins II. bemerken ließ, kam unter Mauricius zu voller Erſcheinung. Die Hauptſtadt war nicht mehr geſonnen mit Hintanſetzung ihrer eigenen Ruhe und Sicherheit die Weltherrſchaft, die der Imperator anſtrebte, zu behaupten. Man empfand es, daß die Mächte, die Mauricius auf der Balkanhalbinſel und im Occident zu bekämpfen unternahm, ihm ſelbſt überlegen waren. Weder die Truppen, die er ins Feld führte, noch die Hauptſtadt waren gemeint, ſich für ihn zu opfern. Ihr Abfall kann als der Moment angeſehen werden, in welchem Byzanz begann, ſich auf ſich ſelbſt zurückzuziehen. Und wenn Mauricius daran dachte, ſeiner Familie eine geſicherte Erbfolge zu verſchaffen, ſo war auch das eine Abweichung von dem bisherigen Herkommen; denn ſeit mehr als einem Jahrhundert hatte nie eine regelmäßige Succeſſion ſtattgefunden, nicht einmal bei Juſtinian, der doch ſchon ſelbſt bei der Thronbeſteigung ſeines Oheims den größten Antheil genommen hatte. Das ſchlimmſte Uebel lag darin, daß der kriegskundige und kriegsgeübte Mauricius doch ſeines Heeres nicht mehr ſicher war. Die Truppen, welche den Frieden an den Grenzen und die Ruhe im Inneren aufrechterhalten ſollten, geriethen ſelbſt in Oppoſition mit ihrem Kaiſer. Dieſe fand nicht gerade bei den oberſten Anführern aber unter denen zweiten Ranges ihren Ausdruck. Ein empöreriſcher Centurio, des Namens Phokas, von Herkunft ein Cappadocier, war in dem Feldlager allmächtig. Er hatte

bei der erwähnten Deputation das Wort geführt und damit bei dem Volke Eingang gefunden. So konnte es geschehen, daß sich die unruhige Bewegung auch der Hauptstadt mittheilte. Es kam zu einer Scene im Circus, der wir wie der beiden vorangegangenen wohl gedenken dürfen. Unter Justinian waren die beiden Factionen überwältigt und zum Gehorsam gezwungen worden. Bei der Thronbesteigung des Justinus erscheinen sie doch wieder sehr mächtig; der Kaiser opferte ihnen die strengen Finanzmaßregeln seines Vorgängers auf. Unter Mauricius greifen sie nun wieder in die wichtigsten Angelegenheiten ein. Der demokratische Gedanke erscheint nochmals in dem stürmischen Gebahren der hauptstädtischen Menge. Als der Kaiser, der die Bewegung der Gemüther wohl kannte, aber es doch für gut hielt, keine Rücksicht auf sie zu nehmen, im Herbst 602 bei einem Wettrennen, das er selbst angeordnet hatte, im Circus erschien, warfen sich die Führer der Faction der Prasiner, der Grünen, vor ihm nieder und sprachen es als den Wunsch des Volkes aus, daß die Regierung des Landes in andere Hände gelegt werde. Sie bezeichneten sogar den Mann, der im Stande sein werde, alle äußeren und inneren Feinde zu besiegen. Sie hatten dabei ohne Zweifel Phokas selbst im Sinn [1]).

Der Kaiser antwortete ihnen: von der Bewegung im Heere dürfe sich Niemand erschrecken lassen. Und noch einmal machte sich der Streit der Factionen zu Gunsten des Kaisers

1) Im Theophanes wird derselbe als *Ἀρούαης* bezeichnet, was doch eben nur den Anführer der Truppen bezeichnen kann; vor der lateinischen Uebersetzung muß man sich übrigens hüten.

geltend. Die Veneter, die Blauen, erklären: Gott, der Mauricius die Herrschaft verliehen, werde ihn auch unterstützen und alle seine Gegner vernichten. Es ist noch immer der alte Gegensatz aus den Zeiten des Nikakampfes. Die Grünen sind die damals unterdrückten, in diesem Augenblick aber bilden sie die tonangebende Opposition. Man wußte, daß das Heer in feindseliger Aufregung bereits gegen die Stadt heranrücke. Der Kaiser hielt es für rathsam, die Bewachung der Thore und Mauern den Venetern anzuvertrauen, die zu seiner Partei hielten, und machte hierauf bauend sogleich Anstalt, sich des vornehmsten Mannes zu versichern, von dem er wenigstens selbst den Verdacht hegte, daß er die Unordnungen begünstige und veranlasse. Das war Germanus, der Schwiegervater seines eigenen, bereits zum Cäsar ernannten Sohnes, der, wenn Mauricius gestürzt wurde, in den Besitz der höchsten Gewalt getreten sein würde. Aber in der Gefahr, von dem Kaiser seiner Freiheit beraubt zu werden, flüchtete Germanus in eine Kirche, und als er in derselben bedroht wurde, in die Hagia Sophia. Hier aber nahm das Volk Partei für ihn; man ließ nicht zu, daß Germanus sich selbst in die Hände des Kaisers liefere, wie er vorhatte; das große Bauwerk Justinians, das ihn für alle Jahrhunderte unsterblich gemacht hat, diente doch dazu, um eine gewaltsame Thronveränderung vorzubereiten. Die Unruhen der Stadt bewirkten, daß auch die venetische Faction jetzt gegen den Kaiser Partei nahm, der sich, plötzlich von allen Seiten verlassen und bedroht, dem bevorstehenden Unglück nur durch die Flucht entziehen zu können meinte. Eine Theodora, einen Belisar und eine unbedingt ergebene bewaffnete Macht, wie sie den Sieg Justinians entschieden hatten, gab es zur Zeit

nicht; vielmehr stellte sich eine Verbindung der Factionen und des Kriegsheere gegen den Kaiser heraus. Der schneidendste Gegensatz gegen Belisar erschien in einem Manne wie Phokas. In der Stadt entwickelte sich Alles zu einem gewaltsamen Umschlag. Nicht etwa jener gefangene Verwandte des Kaisers, sondern eben der Führer der empörten Truppen, Phokas, wurde von dem Volke als Imperator begrüßt und, nachdem er seine katholische Gesinnung betheuert hatte, von dem Patriarchen gekrönt. Aber er fühlte sich, wie man denken kann, nicht sicher, solange Mauricius, der durch widrige Winde wieder an die Hauptstadt zurückgetrieben worden war, noch lebte. Phokas sah in ihm ein Oberhaupt aller derer, die sich ihm widersetzten, und ließ eine gräßliche Exekution an ihm vollziehen. Zuerst wurden seine fünf Söhne, denn sein ganzes Geschlecht wollte man vertilgen, vor seinen Augen getödtet, dann er selbst. Nie hat ein anderer Imperator, soviele ihrer auch umgekommen waren, ein so gräßliches Ende genommen, wie Mauricius. Das Ereigniß, das am 27. November 602 vorfiel, bildet einen Moment der allgemeinen Geschichte. Noch einmal hatte das römische Reich in Mauricius einen würdigen und machtvollen Imperator besessen, der alle Ansprüche desselben unerschütterlich aufrechterhielt. Jetzt aber war dieser Kaiser einer Empörung der Truppen und einem Aufstand der Hauptstadt erlegen. Man darf wohl behaupten, er hat nie wieder einen rechten Nachfolger gehabt. Sogleich veranlaßte das Ereigniß eine durchgreifende Veränderung in allen auswärtigen Beziehungen. Durch Mauricius war soeben ein Verständniß mit den Persern zu Stande gekommen. Der Tod desselben veranlaßte eine Erhebung der Perser gegen den Mörder ihres vor-

nehmſten Verbündeten. Ein Krieg brach aus, welcher vier und zwanzig Jahre beide Reiche verwüſtete. Daran hat ſich dann eine Umkehr aller Dinge im Orient geknüpft; eine neue Epoche der Weltgeſchichte beginnt. Davon zu reden mag noch verſchoben bleiben. An ſich nicht minder bedeutend ſind die Rückwirkungen, welche im Occident erfolgten. Eine der wichtigſten iſt der Friede mit den Avaren im Jahre 604, durch welchen die Entfremdung der Balkanhalbinſel erſt eigentlich begründet wurde. Eine zweite iſt die Abkunft, die Phokas mit den Langobarden traf, und durch welche die Unabhängigkeit des größten Theiles von Italien ausgeſprochen wurde. Erſt mit der Thronrevolution in Conſtantinopel beginnt die Selbſtändigkeit der Langobarden. Eine dritte iſt die Emancipation des römiſchen Stuhles von dem Machtgebot des Hofes von Conſtantinopel.

Papſt Gregor I., dem ſeine Verdienſte um die Kirche den Beinamen des Großen verſchafft haben, hatte vergebens in Mauricius gedrungen, den Anmaßungen des Biſchofs von Conſtantinopel als der allgemeine Biſchof zu gelten, ein Ende zu machen. Den Sturz des Mauricius, an dem er keinen Theil nahm, hat er keineswegs als ein Unglück betrachtet. Er beklagt ſich einmal bitter über die Schärfe, mit der er von Mauricius behandelt worden ſei, ohne Hülfe von ihm zu empfangen. Er begrüßte Phokas und ſogar deſſen Gemahlin mit einer Art von Huldigung. Dieſe Annäherung wurde mit der größten Conceſſion erwiedert, die dem römiſchen Stuhl gewährt werden konnte. Man nimmt an, daß Phokas der Anmaßung des Biſchofs von Conſtantinopel definitiv ein Ende gemacht habe. Er ließ geſchehen, daß das Pantheon,

welches noch in den Händen der Kaiſer war, in eine chriſtliche Kirche verwandelt wurde.

Auch abgeſehen hievon bildet es einen großen hiſtoriſchen Moment für das Papſtthum, daß es von dem Kaiſerthum in Conſtantinopel, welches ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf den Orient richten mußte, nicht mehr beeinträchtigt wurde. Die Aera der Selbſtändigkeit des Papſtthums, das von dem ganzen Abendlande verehrt wurde, bahnte ſich an. Auch hievon wird an einer anderen Stelle eingehender die Rede ſein. Hier betrachten wir noch die andere Seite des Ereigniſſes, von dem die moderne Welt ausgegangen iſt.

Zwanzigſtes Capitel.

Emancipation der Weſtgothen in Spanien und der Langobarden in Italien von dem römiſch-griechiſchen Reich in Conſtantinopel.

In demſelben Maße, in welchem die Einwirkungen von Conſtantinopel auf die weſtlichen Provinzen zurücktraten, befeſtigte ſich die Selbſtändigkeit der in dieſelben eingedrungenen germaniſchen Stämme. Ich weiß nicht, ob ſich das Wort Colonien auch hier anwenden ließe. Die Griechen hatten ihre commerciellen Pflanzungen, durch welche ſie ihrer Cultur in einer fremden Welt Raum verſchafften. Die Militärcolonien der Römer haben unendlich viel dazu beigetragen, ihre Macht zu befeſtigen und ihre Cultur nach allen Seiten hin auszubreiten. Die germaniſchen Anſiedelungen ſind nicht aus bewußtem Vorbedacht hervorgegangen, aber ſie laſſen ſich doch, wenn ich nicht irre, als gleichartig betrachten, inſofern ſie dem von den Römern gefährdeten germaniſchen Leben, nachdem es in langen Kämpfen gerettet worden war, das Uebergewicht im Occident verſchafften.

Ganze Provinzen wurden occupirt und eine Vermiſchung mit dem volksthümlichen Beſtandtheil der alten Welt hervorgebracht.

In Bezug auf die allgemeine Cultur verhielten die Germanen ſich receptiv, aber zugleich durchdrangen ſie die Völkerelemente, mit denen ſie verſchmolzen, mit friſchem Leben.

In dem Conflikt der weltgeschichtlichen Kräfte bilden sich neue Nationen.

Ich will versuchen, den Ursprung dieser Umgestaltung in kurzen Zügen zu schildern.

Vor Allem ziehen dann die kirchlichen und politischen Verhältnisse der Westgothen unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Sie wurden von denselben Gefahren bedroht, denen die Ostgothen unterlegen waren.

Justinian hatte den Plan gefaßt, das römische Reich auch in Spanien wiederherzustellen. Theudis, der nach dem Tode Theoderichs die höchste Gewalt in Händen behielt, machte sich darüber keine Illusionen; er nahm Partei für die Ostgothen in Italien; er unterstützte Ildebald, der sein Neffe war [1]), bei der Erhebung gegen Belisar; einer Empörung in Afrika gegen das römische Imperium lieh er seinen Beistand und griff Ceuta, wo die Römer Fuß gefaßt hatten, mit seinen Streitkräften an. Er hat es einmal genommen, aber nicht behaupten können [2]). Die Machtstellung des Theudis steht den Bewegungen des Totila ergänzend zur Seite. Solange sich der Eine hält, hatte der Andere Nichts zu fürchten; nachdem aber Totila besiegt war, so wendet sich der Unternehmungsgeist Justinians direct gegen die pyrenäische Halbinsel, wo ihm dann der Zustand der königlichen Gewalt, die nirgends unsichrer war als bei den Westgothen, zu Statten kam [3]).

---

1) Procop, bell. Goth. II. c. 30 S. 274, 12.

2) Isidor Historia Gothorum c. 42.

3) Theudis wurde Frühjahr 548, sein Nachfolger Theudisclus im Herbst 549 ermordet.

Juſtinian wurde ſelbſt von einer Faction, die ſich einem gewaltſamen König, des Namens Agila widerſetzte, zu Hülfe gerufen. An ihrer Spitze ſtand Athanagild, der überhaupt eine Stellung einnahm, wie die Fürſten der Oſtgothen und Vandalen vor ihrer Kataſtrophe. Der Patricius Liberius unterwarf im Jahre 554 die Küſte Spaniens[1]; es war der Moment der größten Macht Juſtinians. Darüber aber trat ein Umſchlag in Spanien ein. Aus den kurzen und einſilbigen Nachrichten, die uns über dieſe Vorfälle erhalten ſind, entnehmen wir doch, daß die Weſtgothen Agila erſchlugen und zu Athanagild übergingen, nicht etwa weil er mit Juſtinian verbündet war, ſondern um an ihm einen Rückhalt gegen den Kaiſer zu finden[2]. Athanagild wurde König der Weſtgothen; er gelangte zu allgemeiner Anerkennung und ſetzte ſich dann den Oſtrömern entgegen. Aber ihr weiteres Vordringen konnte er nicht mehr verhindern; ſie nahmen wichtige Städte, wie Corduba und beſonders die Hafenplätze an der atlantiſchen Küſte in Beſitz.

In dieſer Gefahr kamen den Weſtgothen die Veränderungen, welche in Conſtantinopel mit der Thronbeſteigung Juſtins II. eintraten, aus der dann die Erneuerung des perſiſchen Krieges folgte, zu Statten, noch mehr aber die Invaſion der Langobarden in Italien. Der langobardiſche und der perſiſche Krieg verhinderte die Oſtrömer gegen die Weſtgothen energiſch vorzugehen. Unter dieſen trat im Jahre 569 der

1) Jordanes Getica c. 58: contra Agil Athanagildus insurgens Romani regni concitat vires, ubi et Liberius patricius cum exercitu destinatur.

2) metuentes ne Hispaniam milites Romani auxilii occasione invaderent, Iſidor c. 46.

tapfere und einsichtige Leovigild auf, welcher ihrer Macht eine neue Begründung auf der alten Basis gegeben hat.

Die Zeitgenossen bezeichnen es als wunderbar, wie er sich unter den empörerischen Großen dennoch die oberste Macht verschafft habe. Mit der Kraft des Reiches wandte er sich dann nach Süden gegen die Oströmer. Zuerst verjagte er sie aus dem Gebiete von Malaga und kehrte als Sieger heim. Des festen Assidonia [1]) bemächtigte er sich in Folge eines Verrathes und ließ die Besatzung, die hier, wie so oft in Italien unter dem Namen der römischen Miliz erscheint, niederhauen [2]). So drang er auch in Corduba zur Nachtzeit ein, vernichtete die Besatzung; die Stadt wurde wieder eine gothische. Viele Kastelle sammt ihren ländlichen Umwohnern kehrten unter seine Botmäßigkeit zurück [3]).

Noch andere Unternehmungen werden erwähnt, deren Objekte sich nicht wohl entziffern lassen; die Meinung der älteren Spanier war, daß es ebenfalls Orte, die von den Griechen occupirt waren, gewesen seien. Und wenn sie dann den Zug des Königs nach Cantabrien von einem Stillstand, den er mit den Griechen geschlossen, herleiten, so möchte man an die Notiz erinnern, nach welcher die Flotte der Griechen bis nach Bordeaux gedrungen ist und sich Cantabriens bemächtigt hatte.

Noch aber bestand neben den Westgothen auf der pyrenäischen Halbinsel das kleine Reich der Sueven unter mächtigen Königen, Carrarich, Theodemir, Miro, die sich von den Westgothen besonders dadurch unterschieden, daß sie

1) Im Jahre 570.
2) miles romanus.
3) Johannes von Biclaro bei Roncalli II S. 383 und 384.

bereits zum Katholicismus übergegangen waren [1]). Aus den Berichten über die Concilien, welche die ſueviſchen Könige um ſich verſammelten, entnehmen wir, daß ſie noch ein ſehr ausgedehntes Gebiet innehatten, zu dem Porto, Lamego, Coimbra, Braga, Aſtorga, überhaupt Galicien und Portugal gehörten. Man pflog dort über die Abgrenzung der Metropolitanbezirke Berathung. Daraus, daß den Verſammelten Abſchriften orientaliſcher Concilienbeſchlüſſe zugefertigt worden ſind, darf man ſchließen, daß ſie ſich an die Kirchengemeinſchaft des Orients anſchloſſen. Für Leovigild, der noch ein Arianer war, lag eine Gefahr darin, wenn die katholiſche Kirche in ſeiner unmittelbaren Nähe zu einer ſtarken Repräſentation gelangte. Er mag dadurch veranlaßt worden ſein, zu Toledo, wo er ſelbſt ſeinen vornehmſten Sitz aufgeſchlagen hatte, ein Concil zu verſammeln, auf welchem er noch einmal den verzweifelten Verſuch machte, die Arianer, die er ſelbſt als Katholiken bezeichnete, und die Anhänger des römiſchen Glaubens mit einander auszuſöhnen [2]). Bisher waren die Arianer die ſtrengeren geweſen; ſie nöthigten die Römiſchgläubigen, wenn ſie in Gemeinſchaft zu ihnen treten ſollten, zu einer erneuerten Taufe. Das veranlaßte nun aber Mißverſtändniſſe aller Art, von denen die königliche Familie ſelbſt heimgeſucht wurde. Die Tochter eines Frankenkönigs Ingundis, welche mit dem Sohne Leovigilds Hermenegild vermählt war, wurde gemißhandelt, weil ſie ſich einer neuen Taufe nicht unterwerfen wollte [3]). Darüber trat jene Synode in Berathung;

1) Carrarich 550—59, Theodemir —569.

2) Im Jahre 581.

3) Ingundis war die Tochter Sigiberts von Metz und der Brunhilde, der Tochter des Weſtgothenkönigs Athanagild und der Goiswintha; Goiswintha war in zweiter Ehe mit Leovigild vermählt.

die Arianer waren auf derselben sehr stark vertreten und einige der römisch gesinnten Bischöfe schlossen sich ihnen an, sodaß eine Formel zu Stande kam, nach welcher man sich zu einer Erleichterung der Ceremonie beim Uebertritt verstand und selbst ein Glaubensbekenntniß entwarf, das beide befriedigen zu können schien [1]). Viele jedoch widerstrebten schon in der Versammlung selbst, noch mehr, als sie nach Hause gekommen waren; der König hielt sich, auf die Beschlüsse seines Concils gestützt, für berechtigt, die unfügsamen Bischöfe von ihren Sitzen zu verjagen; er verhing über sie und über ihre Anhänger die widerwärtigsten Verfolgungen. Man sieht einen mächtigen Fürsten, der den Bestand des Reiches wiederhergestellt hatte, auf das eifrigste bemüht, die Lehre, die sich seit Ulfila bei den Westgothen fortgepflanzt hatte, aber seitdem fast überall niedergedrückt war, in Spanien zur überwiegenden Geltung zu bringen. Aber die innere Entzweiung, die er dadurch veranlaßte, machte dann auch wieder die äußeren Verhältnisse zweifelhaft. Sein eigner Sohn Hermenegild wurde von Ingundis bewogen, mit den Oströmern, die in den südlichen Provinzen noch immer mächtig waren, in Verbindung zu treten und von dem Vater abzufallen [2]). Leovigild wußte die Anfälle des constantinopolitanischen Heeres anfangs durch Geldgeschenke zu hintertreiben, später gelang es

1) Im Jahre 581. Johannes von Biclaro: ad nostram catholicam fidem venientes non debere baptizari, sed tantummodo per manus impositionem et communionis perceptione pollui (II S. 390).

2) Wieviel Theilnahme Hermenegild fand, ergiebt sich aus einer Inschrift, die sich früher in der Karthause bei Sevilla befand: anno secundo regni domini nostri Erminigildis regis, quem persequitur gene(i)tu(o)r su(u)s dom(inus) Liuvigildus rex in cib(v)itate Ispa(lensi) [der Sinn der folgenden Worte ducti Ajone ist dunkel; Ajo ist ein häufig vorkommender germanischer Personalname]. Hübner, Insc. Hisp. christ. 73.

ihm, ſie in einer Feldſchlacht zu beſiegen [1]). Sein Sohn mußte ſich ihm ergeben [2]) und wurde nie wieder eigentlich frei, ſodaß er als Gefangener umkam, während Ingundis in den Händen der Griechen blieb [3]). Aber ihre hohe Geburt und der religiöſe Hader, der ſich jetzt entſpann, brachten es zu einer Schilderhebung der Franken zu ihren Gunſten. Es koſtete jedoch dem Leovigild nicht viel Mühe, ſie, unterſtützt von ſeinem Sohne Reccared, aus dem narbonnenſiſchen Gebiet wieder zurückzutreiben. In dieſem Conflikt haben ſich die unabhängigen Stämme der nördlichen Provinzen nochmals erhoben; allein gegen das krieggeübte Heer, das aus Gallien herangezogen wurde, vermochten ſie nicht Stand zu halten; wir wiſſen, daß die Stadt Vittoria ein Denkmal dieſes Sieges iſt. Dann wandte ſich Leovigild gegen die Sueven. Es läßt ſich nicht mit Deutlichkeit nachweiſen, welche Rolle ihr Fürſt Miro in den Zwiſtigkeiten Leovigilds mit ſeinem Hauſe und in ſeinem Lande ſpielte. Von den beiden wichtigſten Zeugen über dieſe Begebenheit verſichert der eine, der einheimiſche Johann von Biclaro, Miro habe dem weſtgothiſchen König zur Unterwerfung ſeines Sohnes, der damals in Sevilla belagert wurde, Beiſtand leiſten [4]), der andere, der Franke Gregor, er habe vielmehr den Sohn entſetzen und befreien wollen [5]). Daran

1) Gregor von Tours, Hist. Franc. V c. 39.

2) Im Jahre 584; er wurde nach Valentia verbannt und am 13. April (dem Oſtertage) 585 auf Befehl ſeines Vaters zu Tarragona getödtet. Johannes von Biclaro S. 393.

3) Nach Gregor Hist. Franc. VIII c. 28 ſtarb Ingundis auf der Reiſe nach Conſtantinopel.

4) Die Worte des Johannes (II S. 391) über den Zug Miros ad expugnandam Hispalim laſſen keinen Zweifel übrig. Vergl. Iſidorus Hispalenſis Chron. Suevorum (in dem Chron. Goth. c. 91, bei Arevallo VII S. 136).

5) Gregor Hist. Franc. VI c. 43: Hermenegildus solatio fretus

aber kann kein Zweifel ſein, daß Miro dem gewaltigen und in mannigfaltige Händel verwickelten weſtgothiſchen König verſprochen hat, niemals die Waffen gegen ihn zu tragen. Bei Miros Tode trat auch deſſen Nachfolger Eborich oder Eurich in dieſe Verpflichtung ein. Gegen Eurich aber, der noch ein Knabe war, erhob ſich ein ſueviſcher Häuptling, des Namens Andeca. Er nahm die Wittwe Miros zur Gemahlin und bemächtigte ſich des Thrones. Ich laſſe dahingeſtellt, inwiefern der religiöſe Gegenſatz dazu beitrug oder nicht. Es iſt genug, die einfachen Worte zu wiederholen, mit denen der gothiſche Chroniſt dieſes Ereigniſſes gedenkt: König Leovigild, ſagt er zum Jahre 584, verwüſtet Gallicien, nimmt Andeca gefangen und beraubt ihn ſeines Reiches; das Volk der Sueven, ihren Schatz und ihr Land bringt er in ſeine Gewalt und macht es zu einer Provinz von Gothien. Der arianiſche Herrſcher bezwang dergeſtalt allenthalben die Hinneigungen zum Katholicismus, die zugleich Verbindungen mit den beiden vornehmſten Feinden des Reiches, den Griechen und den Franken in ſich ſchloſſen. Es hatte das Anſehen, als ſei der Arianismus noch nicht ohne alle Ausſicht für den Occident, da er Spanien beherrſchte, die Langobarden ihn, namentlich unter Authari, ſtreng feſthielten. Was ihm aber im Wege ſtand, war die Gewaltſamkeit, mit der er behauptet werden mußte. Die Bevölkerungen konnten unmöglich beiſtimmen, da er mit einem nicht nationalen Elemente verbunden war [1]). Allgemeine Freude erregte es, als der Sohn und Nachfolger Leovigilds, Reccared, gleich im Anfang ſeiner

imperatoris atque Mironis Galliciensis regis Leuivichildus patrata victoria cognovit Mironem regem contra se cum exercitu residere.

1) Leovigild ſtarb am 1. April 586.

Regierung ſich auf die andere Seite neigte. Reccared war durch ſeinen Aufenthalt im ſüdlichen Gallien auf den Confinien beider Reiche, wo das katholiſche Bekenntniß am Eifrigſten verfochten wurde, von einer Sympathie für daſſelbe ergriffen worden. Ueberhaupt giebt es in dem Kampfe der Confeſſionen Momente, in welchen die eine in der öffentlichen Meinung emporkommt, die andere zurücktritt. Ein ſolcher trat jetzt zu Gunſten des Katholicismus ein. Reccared begann damit, die von Leovigild geraubten und dem Fiskus zuerkannten Güter zurückzugeben. Gegen die arianiſchen Biſchöfe übte er noch keine Gewalt aus; er ſuchte ſie durch freundſchaftliches Geſpräch zu bekehren. Er ſelbſt erklärte ſich für katholiſch im Sinne der römiſchen Kirche und erwies ſich als ein eifriger Förderer der Klöſter und Kirchen. Es konnte nicht anders ſein, als daß ſogleich eine arianiſche Gegenwirkung eintrat. Biſchöfe und Große verbündeten ſich gegen den König. Aber ſchon war das Königthum zu ſtark geworden; es warf die Empörer nieder; den Vornehmſten unter ihnen wurden die Hände abgehauen. Im vierten Jahre ſeiner Regierung berief Reccared das in der ſpaniſchen Geſchichte epochemachende Concil von Toledo, wo ſich alle Biſchöfe von Spanien, eingeſchloſſen die ſueviſchen von Gallicien, und die jenſeit der Pyrenäen wohnenden, die noch galliſche genannt werden, verſammelten. Dieſer Verſammlung übergab Reccared ein durchaus katholiſches Bekenntniß und machte für Jedermann ein ähnliches zur Bedingung der Reichsangehörigkeit. Indem er die Biſchöfe für ſich gewann, vermehrte er zugleich ihre Rechte der höchſten Autorität gegenüber. Reccared war von Natur friedlich und gewiſſenhaft. Weder mit den Franken noch mit den Griechen, die ja dem-

ſelben Bekenntniß angehörten, liebte er es, Krieg zu führen. Wenn er einmal in Septimanien mit den burgundiſchen Franken feindlich zuſammentraf, ſo beruht das darauf, daß ein paar fränkiſche Grafen den Arianern, die ſich empörten, zu Hülfe kamen. Sie wurden miteinander geſchlagen[1]). Man muß dieſe Regierung als einen Moment in der allgemeinen Geſchichte des Occidents betrachten. Das Uebergewicht der Katholicität, das ſoeben durch Leovigild bedroht worden war, wurde dadurch befeſtigt. Sehr bemerkenswerth iſt, daß ein Freund und Genoſſe Gregors des Großen Leander, damals Biſchof von Sevilla, weſentlich dazu beigetragen hat. Auch mit Gregor ſelbſt ſtand Reccared in beſtem Vernehmen. In Conſtantinopel war man ſehr einverſtanden damit, zumal da das weſtgothiſche Reich noch an ſeinen Küſten von oſtrömiſchen Beſatzungen umfaßt war. Das Verhältniß gehört zu der Machtfülle und dem Anſehen, welches Kaiſer Mauricius beſaß. Nicht ſo enge aber waren die politiſchen und religiöſen Verhältniſſe verbunden, daß ſie nicht durch Ereigniſſe ſo ſchrecklicher Art wie die Kataſtrophe des Mauricius war, von einander hätten getrennt werden ſollen. Das religiöſe Verhältniß blieb intakt, das politiſche änderte ſich von Grund aus. Wie die Empörung des Phokas gegen die Bedingungen der äußeren Macht des oſtrömiſchen Reiches gerichtet war, ſo hatte ſie auch ihre Wirkungen eben in den äußeren Verhältniſſen. Dieſe ſtellten ſich nicht wieder her, als Phokas bereits im Jahre 610 geſtürzt wurde: denn der perſiſche Krieg

1) Johannes von Biclaro: in hoc certamine gratia divina et fides catholica, quam Reccaredus Rex in Gothis fideliter adeptus est, esse noscitur operata.

hörte damit nicht auf. Heraklius, der an die Stelle des Phokas trat, hatte ſein Lebelang mit den Perſern zu kämpfen, was dann den Occidentalen, namentlich auch den Weſtgothen, freie Hand gegen ihn gab. Schon Witterich [1]), der zwei Jahre nach Reccareds Tod [2]) den Thron beſtieg, erneuerte den Krieg gegen die römiſch-griechiſchen Beſatzungen; er verjagte ſie aus Segontia. Noch energiſcher aber griff Siſibut, der vom Jahre 612 bis 621 regierte, die Griechen an. Der Beſitz der Oſtrömer dehnte ſich ſowohl an der öſtlichen als der weſtlichen Küſte von Spanien noch immer recht bedeutend aus. König Siſibut hat den römiſchen Patricius Cäſarius aus den Plätzen am Mittelmeer vertrieben [3]). Kaiſer Heraklius mußte ſich darin fügen [4]). Dann hat der Nachfolger Siſibuts, Swinthila, die Griechen auch aus der Südſpitze von Algarbien verjagt [5]).

Wir vernehmen, ein Patricius ſei angelangt, um dieſe Beſitzung zu vertheidigen, jedoch mit ſo ſchwachen Kräften, daß er ſelbſt geſehen habe, er werde ſich den Gothen gegenüber nicht behaupten können; er ſei zufrieden geweſen, als ihm Swinthila freien Abzug geſtattete; ſo ſei dieſe Küſte im Jahre 624 in den Beſitz der Weſtgothen gekommen und die ganze pyrenäiſche Halbinſel unter Einem Scepter vereinigt worden. Religiös und politiſch bildete Spanien ſeitdem eine Einheit.

---

1) Iſidor widmet dem Witterich nur ein ſehr beſchränktes Lob: vir quidam strenuus in armorum arte, sed tamen expers victoriae. (Hist. Goth. c. 58.)

2) Im Jahre 601.

3) Iſidor c. 61: de Romanis praesens feliciter triumphavit.

4) Im Jahrr 615.

5) Iſidor c. 62: Svintila postquam apicem fastigii regalis conscendit, urbes residuas, quas in Hispaniis romana manus agebat proelio conserto obtinuit. Totius Hispaniae infra oceani fretum monarchia regni primus idem potitus ſ. Dahn, Könige der Germanen, V, S. 185.

Wenden wir unſern Blick nach Italien, wo ſehr ähnliche, obwohl wieder ſehr abweichende Verhältniſſe ſich begründeten.

Die Invaſion der Langobarden in Italien war in dem Kampfe der romaniſchen und der germaniſchen Elemente inſofern von entſcheidender Wichtigkeit geweſen, als ſie dem Vordringen der in dem römiſchen Kaiſerthum von Byzanz vereinigten Streitkräfte ein unüberwindliches Bollwerk entgegenſetzte. Ihre Einrichtungen konnten beſonders in den transpadaniſchen Gegenden nicht anders als eine Wiederbelebung der von den Gothen begründeten Zuſtände ſein; ſie verfuhren hierbei mit der größten Härte und Gewaltſamkeit.

Von den vornehmſten Römern wurden viele geradezu umgebracht; ſo daß ihre Beſitzungen ohne weiteres an die Sieger fielen; die übrigen wurden angehalten, an die einzelnen langobardiſchen Herren, denen man ſie zuwies, den dritten Theil des Ertrages von Grund und Boden abzuliefern [1]). Von eigentlichen Landvertheilungen wird Nichts gemeldet und konnte kaum die Rede ſein Ueberhaupt kommt bei den Langobarden auf Einrichtungen dieſer Art wenig an; ihr ganzes Daſein war an den fortdauernden Krieg gebunden.

Das lombardiſche Königthum war, wie es beſtand, aus

1) Paulus Diaconus II, 32: multi nobilium Romanorum ob cupiditatem interfecti sunt. Reliqui vero per hospites divisi, ut terciam partem frugum suarum Langobardis persolverent, tributarii efficiuntur. Die exegetiſche Frage iſt immer, ob ſich das reliqui auf multi oder nobilium bezieht. Auch die folgende Stelle (III, 16) giebt darüber keine Auskunft. Das Einfachſte ſcheint mir, reliqui auf multi zu beziehen. Bekannt iſt die vortreffliche Behandlung dieſer Streitfrage bei Savigny, der Alles an die gothiſchen Tertiae anknüpft. Hegel, Geſchichte der Städteverfaſſung von Italien I S. 382 ff., ſieht darin eine Wirkung der königlichen Gewalt und Schonung des Volkes.

dem Ducat hervorgegangen; die Oberſten der langobardiſchen Kriegsmannſchaften, welche ſich der verſchiedenen Hauptfeſtungen bemächtigt hatten, an und für ſich ſelbſtändig und ſo gut wie ſouverän, fühlten doch, daß ſie einzeln überwältigt werden würden und wählten ſich ein Oberhaupt, deſſen weſentlicher Beruf dann zunächſt darin beſtand, die Impulſe der Kriegführung nach der einen oder anderen Seite hin zu lenken.

Wir wiſſen, wie gefährdet die Exiſtenz des noch in ſeinen Anfängen begriffenen lombardiſchen Königreichs einem Kaiſer wie Mauricius gegenüber war. Hätte Mauricius die Avaren beſiegt und ein freundſchaftliches Verhältniß mit den Franken hergeſtellt, ſo würde er unfehlbar die Langobarden niedergeworfen haben. Den Langobarden vor Allen kam die Kataſtrophe des Mauricius zu Statten. Unmittelbar nach dem Tode desſelben begrüßte Agilulf den neuen Imperator Phokas durch eine Geſandtſchaft, die dann, von deſſen Geſandten begleitet, ihm kaiſerliche Geſchenke zurückbrachte. Zuvörderſt wurde Waffenſtillſtand auf ein Jahr geſchloſſen, der bald darauf zu einem Frieden mit dem Exarchen von Ravenna führte.

Vielleicht nicht minder wichtig war es, daß die Franken, die ſich nun vollends aller Verpflichtungen, die ſie einſt gegen den Hof von Conſtantinopel eingegangen waren, enthoben fühlten, einen Frieden auf immer mit den Langobarden ſchloſſen. Im Circus von Mailand wurde die Thronfolge für den Sohn Agilulfs feierlich ausgeſprochen im Beiſein des Geſandten des Königs Theodebert, der ſeine Tochter mit dem Sohne Agilulfs, Adaloald, verloben ließ [1]).

---

1) Im Juli 604. Paulus H. Lang. IV c. 31.

Hierauf erſt von beiden Seiten geſichert konnte die langobardiſche Macht ſich feſt begründen und über Italien ausbreiten.

Agilulf war mit der bairiſchen Fürſtentochter Theudelinde vermählt, die nach dem Tode ihres erſten Gemahls Authari durch ihr Wort die Erhebung Agilulfs zu ihrem Gemahl und dieſem den Vorzug vor allen anderen Herzögen verſchafft hatte [1]). Er lehnte ſich auf den Beiſtand der Germanen nicht allein in dem eigentlichen Reiche der Franken, ſondern auch der germaniſchen Vaſallen derſelben. Er iſt meines Erachtens als der eigentliche Begründer des langobardiſchen Reiches anzuſehen.

Unter Agilulf wurden die Langobarden Meiſter von Oberitalien; ſie nahmen Cremona, Mantua, Padua und Verona ein, eroberten alſo den öſtlichen Theil der Lombardei [2]). Noch unter Arioald, dem Gemahl der Tochter Agilulfs und Theudelindens — denn Adaloald war nach kurzer Regierung von den langobardiſchen Herzögen wieder abgeſetzt worden — [3]) wurde ein Geſetz gegeben, um jede Vermiſchung mit den Römern zu verhindern. Nach Arioalds Tode durfte ſich Theudelindens Tochter wieder einen Gemahl wählen; es iſt Rothari [4]).

Rothari erſcheint als der wahre Nachfolger Agilulfs, deſſen Unternehmungen er nach verſchiedenen Seiten fort-

1) Authari ſtarb am 5. September 590. Agilulf empfing durch Vermählung mit Theudelinde im November deſſelben Jahres die Königswürde und wurde dann im Mai des folgenden Jahres zu Mailand als König anerkannt (Paulus Hist. Langobard. III c. 35).

2) Agilulfs Tod fällt in das Jahr 616.

3) Im Jahre 626, — postquam cum matre decem regnaverat annos. Paulus IV c. 41.

4) Rothari wurde König der Langobarden im Jahre 636.

ſetzte. Er iſt es, durch welchen die liguriſche Küſte dem Kaiſer von Conſtantinopel entriſſen wurde. Als ſeine vornehmſte Handlung aber darf man anſehen, daß er mit dem an ſich ſehr unternehmenden und thätigen Exarchen von Ravenna einen entſcheidenden Kampf im offenen Felde beſtand, den erſten wieder ſeit der Niederlage des Tejas. Die Gothen waren geſchlagen worden; die Langobarden erfochten einen vollſtändigen Sieg, bei dem 8000 gefallene Römer gezählt worden ſein ſollen, am Fluß Skultenna [1]), dem heutigen Tanaro, einen Sieg, durch welchen das Exarchat auf beſtimmte Grenzen eingeſchränkt wurde [2]). Ein Akt der Selbſtändigkeit iſt es, wenn Rothari im Jahr 643 unter dem Beirath der Primaten und Judices und unter Zuſtimmung des geſammten Heeres ein Geſetzbuch promulgirte, welches an Stelle der ungeſchriebenen Rechtsgewohnheiten treten ſollte.

Ganz im Gegenſatz gegen Theoderich den Oſtgothen vermeidet Rothari alle auf das römiſche Recht gegründeten Beſtimmungen. Sein Geſetzbuch bezieht ſich auf die Langobarden und die mit ihnen eingewanderten Germanen allein. Dabei treten dann zwei Momente hervor: die kriegeriſchen Rechtsgewohnheiten der Langobarden, unter Anderem auch die gerichtliche Bedeutung des Zweikampfes, das Recht der perſönlichen Rache werden beſtritten oder wenigſtens ermäßigt. Man kann das vielleicht als den erſten moraliſchen Einfluß der veränderten Weltſtellung auf die Sieger ſelbſt betrachten. Vornehmlich wird auch der königlichen Gewalt größere Sicherheit gewährleiſtet. Vergehungen gegen den König werden mit den härteſten Strafen belegt.

1) Origo gentis Langobardorum c. 6.
2) Um das Jahr 642.

Es ist ein Akt des kriegerischen Königs und seines Heeres noch inmitten des Kampfes.

Noch war damals an eine Vereinigung der Langobarden mit den Unterworfenen nicht zu denken, da sie durch die Religion geschieden wurden. Neben den katholischen Bischöfen, welchen die einheimische Population anhing, bestanden allenthalben auch arianische, zu denen die eingedrungenen Germanen sich hielten; ein Zustand, der mit der Zeit immer unhaltbarer wurde, da der Katholicismus nicht allein in Gallien herrschte, sondern auch in Spanien. Westgothische Könige haben die Langobarden ermahnt, ihrem Beispiele zu folgen [1]). Das war aber unmöglich, solange der römische Bischof nur den Kaiser von Constantinopel in Rom vertrat. Allmählig aber veränderte sich dies Verhältniß von Grund aus

In der Epoche des Heraklius hat einer der Exarchen die Schätze des lateranensischen Palastes sich mit Gewalt angeeignet, weil ohne dieselben die den Langobarden gegenüberstehenden Truppen nicht besoldet werden könnten. Von Constantinopel war damals so wenig Beihülfe zu erwarten, daß vielmehr der Exarch einen Theil der Schätze dem Kaiser gesandt hatte, ihn zu unterstützen [2]). Bei Vorgängen dieser Art konnte die enge Verbindung zwischen Rom und Constantinopel nicht mehr bestehen.

Im Jahre 649 trat bereits ein Papst ein, der nichts

1) Epistola Sisebuthi regis Gothorum ad Adoaldum regem Langobardorum et Theodelindam eorum reginam, bei Migne Patrol. lat. LXXX S. 572 ff.

2) Liber Pontif. v. Severini: direxit exinde ex parte ex substantia ipsa in civitatem regiam ad Heraclium Imperatorem. Muratori SS. III, p. 137.

davon hören wollte, daß er vom Kaiser in Constantinopel bestätigt werden müsse. Die Pflicht wurde zwar wiederhergestellt, aber die Identität der Interessen des Kaiserthums und des Papstthums hörte allmählig auf. Dann gab es keine politische Schwierigkeit mehr, die den Uebertritt der Langobarden überhaupt zur Religion der Landeseingebornen verhindern konnte. Schon Rothari trug kein Bedenken, den Papst Theodorus um Bestätigung der Privilegien des Klosters Bobbio zu bitten. Wir finden bald darauf langobardische Könige, die als gute Katholiken gelten.

Dagegen blieb das feindselige Verhältniß zu Constantinopel auch fortan bestehen. Dennoch ist es einem Kaiser in den Kopf gekommen, den Sitz des Reiches wieder nach Italien zu verlegen. Es war Constans, der in den Wirren nach dem Tode des Heraklius zum Thron gelangte. Dazu hätte aber wenigstens die unbestrittene Herrschaft in Unteritalien gehört, wo indeß die Langobarden in Benevent ein kräftiges Herzogthum gegründet hatten, das damals mit der königlichen Würde verbunden war. Grimoald hatte dieselbe in Besitz genommen[1]). Es kam so weit, daß die Oströmer Benevent belagerten.

Ich wiederhole die sagenhafte Tradition nicht, die sich über die Rückkunft Grimoalds und die Kämpfe, die dann erfolgten, gebildet hat. Wichtiger ist es, sich eine Vorstellung von dem eigentlichen Vorhaben des Constans zu bilden. Er ging von Neapel, das noch immer griechisch geblieben war, nach Rom. Die offizielle Geschichte der Päpste berichtet die Ceremonien, mit denen er empfangen worden sei, und die

1) Rothari ist im Jahre 652 gestorben. In der zweiten Hälfte des Jahres 662 wurde Grimoald König.

Handlungen der Devotion in St. Peter und den anderen Stätten religiöſer Verehrung, die er in Rom vollzog; das von Phokas der Kirche geſchenkte Pantheon forderte er nicht zurück, aber er nahm die Kuppelbekleidung von vergoldeter Bronze von dieſem nunmehr chriſtlichen Heiligthum. Daß er in Rom ſelbſt zu bleiben beabſichtigt, läßt ſich doch kaum denken; er hielt ſich nur zwölf Tage daſelbſt auf.

Unleugbar ſcheint es, daß er Sicilien zum Mittelpunkt einer ſelbſtändigen Griechenherrſchaft, die zugleich eine Seeherrſchaft war, zu machen gedachte; ſie ſollte ſich über Sardinien, Afrika und das ſüdliche Italien erſtrecken; wahrſcheinlich, daß er ſich Benevents durch die ihm als Geiſel überantwortete Tochter Grimoalds verſichern wollte, was ihm jedoch nicht gelang. Die Langobarden nahmen auch Brundiſium in Beſitz.

Die Geſetze des Rothari ſind von Grimoald erneuert und verbeſſert, die Inhumanitäten der alten langobardiſchen Gewohnheiten noch weiter beſeitigt, dem römiſchen Recht wieder ein größerer Wirkungskreis eingeräumt worden[1]). Nicht mehr gehindert von Rom und ohne Eingriffe der Griechen konnten ſich nun die Langobarden in dem Gebiet, das ſie inne hatten, befeſtigen. Wie die Religion, ſo ſchloß ſich auch die Rechtsverwaltung, wenigſtens die privatrechtliche, allenthalben an die Vorbilder der alten Zeit an. Die Grundlagen der altrömiſchen Kultur beſtanden fort; wie hätten ſie zerſtört werden können, da die Religion angenommen und die Rechtsverfaſſung, wenngleich nur in den eigentlich romaniſchen Kreiſen aufrechterhalten wurde. Daß die römiſche Städte-

1) Stobbe: Geſchichte der deutſchen Rechtsquellen I, S. 129 fg.

verfassung, welche den religiösen, sowie den gemeinrechtlichen Instituten entsprach, fortbestanden habe, halte ich für gewiß. Die Beweise, die dafür von einem der Meister der historischen Rechtsgelehrsamkeit im Einzelnen aufgestellt worden sind, mögen mancherlei gelehrter Einrede unterworfen sein; aber die allgemeine Anschauung ist eine richtige. Sie bewährt sich auch in Beziehung auf die grammatischen Studien und den Unterricht überhaupt. Es konnte geschehen, daß sich die Einheimischen mit den Eingewanderten zu einer Nationalität vereinigten; der Hof von Pavia wurde ein Sitz künstlerischer Bestrebungen und literarischer Kultur. Doch war die Herrschaft der Langobarden mit der der Ostgothen nicht zu vergleichen. Sie entwickelte sich nicht allein im Kampfe gegen die griechischen Kaiser; sie war auch keineswegs einheitlich und von einem überwiegenden Oberhaupt geleitet. Einen eigenthümlichen Charakter empfing das Langobardenwesen durch das Verhältniß der Herzogthümer, welche selbst einen mehr stabilen Charakter hatten, als das Königthum, das zwar aus ihnen hervorgegangen war, aber von ihnen unaufhörlich bekämpft wurde. Bemerkenswerth ist die Stellung der Herzogthümer in Bezug auf die Nachbarländer. In den Alpen bestanden den Franken gegenüber die Herzogthümer Turin und Ivrea; in den letzteren hat man immer eine langobardische Descendenz vorausgesetzt.

Fast mehr zur Verbindung mit den transalpinischen Nachbarn als zur Abwehr diente das Herzogthum Trient; Garda scheint eine langobardische Benennung zu sein. Um Rom her erhoben sich die Herzogthümer Spoleto und Benevent. Das erste, das sich zu beiden Seiten des Apennin erstreckte, umfaßte die aus der ältesten Geschichte wohl bekannten Ge-

biete der Umbrer, Marser, Peligner, Vestiner, das zweite Samnium und Campanien. Wir berührten soeben, wie wacker es sich gegen das Eindringen der Griechen vertheidigte, welche von der Seeküste vordrangen und Neapel innehatten. Das Herzogthum Friaul war mit seinen zahlreichen Castellen dazu bestimmt, die von der Balkanhalbinsel vordringenden Avaren und Slawen zurückzuweisen. Denn darin liegt das Unterscheidende dieser Epoche, daß die Balkanländer größtentheils in die Hände der Avaren, Bulgaren und Slawen übergingen. Das langobardische Reich hielt die Idee von Italien dadurch aufrecht, daß es die Alpen gegen die Franken, Friaul gegen die Avaren, Mittelitalien gegen die Exarchen, die südlichen Provinzen gegen das Reich von Constantinopel vertheidigte.

Die Gründung mächtiger und nahezu unabhängiger Herzogthümer bewirkte, daß sich die Einwohner um verschiedene Mittelpunkte her gruppirten. Dazu kam dann die Fortdauer der Autorität der Griechen im Exarchat sowohl wie in den südlichen Regionen. Aus dem Provinzialismus haben sich dann die städtischen Gemeinwesen erhoben; schon damals kam Venedig in Aufnahme.

Nochmals kehren wir zu dem westgothischen Reiche zurück, das nun auf dem eingeschlagenen Wege zu einer immer festeren Gestaltung gelangte.

Aus den stürmischen Bewegungen geistlicher und weltlicher Großen, welche die Lage eines Königs bei den Westgothen noch immer so gefahrvoll machten, wie jemals, erhob sich endlich im Jahre 642 König Kindaswinth.

König Kindaswinth ist eine anthropologisch merkwürdige Erscheinung; zwischen dem 80. und 90. Lebensjahre — er

zählte bereits 79 Jahre, als er den Thron beſtieg, gab er dem gothiſchen Staatsweſen eine haltbarere Geſtalt. Eben aus der Mitte der empöreriſchen Großen war er emporgekommen, lange Zeit ihr Genoſſe und Verbündeter, kannte er ſie alle. In der fränkiſchen Chronik des Fredegar iſt aufgezeichnet worden, mit welcher Schonungsloſigkeit er ihnen ſeine Macht auflegte [1]). Hunderte hat er umgebracht und ſeine Getreuen mit ihrem Vermögen ausgeſtattet, bis er endlich glaubte, es ſei nun Niemand mehr innerhalb der Landesgrenze, der auf Empörung ſinnen könnte. Viele waren ausgewandert, namentlich nach Afrika, das damals den abgefallenen Großen einen ſicheren Rückhalt darbot. Indem Kindaswinth ſie auch dort bekämpfte, vertheidigte er zugleich die Integrität ſeines Reiches. Sein Sohn Reciswinth ſtand ihm hiebei Zeit ſeines Lebens zur Seite und ſetzte ihn nach ſeinem Tode, jedoch mit minderer Härte fort [2]).

Dieſe beiden Könige nun haben ſich dadurch ein unvergängliches Andenken geſtiftet, daß ſie ein zuſammenhängendes Geſetzbuch, die Lex Wiſigothorum, zu Stande brachten. Es iſt der erſte Verſuch einer zuſammenhängenden und alle Lebensverhältniſſe umfaſſenden Geſetzgebung unter den Germanen, von jenem Breviarium Alarichs doch ſehr verſchieden, wie die Umſtände, unter denen es zu Stande kam. Eigentliche germaniſche Rechtsbegriffe hat auch das neue Geſetzbuch nicht. Es beruht allenthalben auf dem römiſchen Rechte, wie denn überhaupt die Gelehrſamkeit durch die Erſtarkung des Katholicismus in Spanien mächtig gefördert wurde. Jenem Leander,

1) Fredegar, Chronicon c. LXXXII.

2) Kindaswinth ſtarb am 1. Oktober 652; am 2. Januar 649 hatte er ſeinen Sohn Reciswinth zum Mitregenten ernannt.

der auf die Beschlüsse von Toledo namhaften Einfluß ausübte, folgte auf den erzbischöflichen Stuhl von Sevilla Isidor, dessen Origines eines der bedeutendsten unter den Büchern sind, in denen eine umfassende Kunde über die mannigfaltigsten Gegenstände der Welt aus den Schriften des Alterthums in die neue Epoche übertragen wurde — ein Compilator, wie ihn die Zeit forderte. Einer Weltchronik hat er auch eine Geschichte der Westgothen hinzugefügt, aus der wir sehen, daß zwischen ihnen und den Einwohnern das beste Verständniß obwaltete. Geistlos darf Niemand diesen Mann schelten; er stand auf der Höhe seiner Zeit. Wie mit aller Annäherung in der Idee doch auch ein starker Gegensatz gegen die Einwirkungen von Constantinopel stattfinden konnte, wie ja die Könige mit den Kaisern in stetem Kriege waren, erkennt man aus der Aeußerung Isidors, daß die Herrschaft der Gothen von den in Spanien wohnenden Römern geliebt werde; den beschränkten Zustand unter deren Herrschaft ziehen sie der Vereinigung mit der Macht von Rom unter dem Drucke ihrer Auflagen vor. Man könnte den Gegensatz, der von jeher obgewaltet, nicht besser als durch diese Worte bezeichnen. Italien war durch die strenge Justinianische Verwaltung zur Verzweiflung gebracht worden, was dann der Invasion der Langobarden in einem großen Theile des Landes zu Statten kam. So war es nun auch in Spanien eben die Besorgniß vor dem Drucke jener Zustände, wodurch das Volk veranlaßt wurde, sich den gothischen Königen gegen die Macht von Constantinopel anzuschließen. Darauf beruht die Geschichte des westgothischen Spaniens in der zweiten Hälfte des sechsten, in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts. Die Gewaltsamkeiten der Erhebung und Ab-

ſetzung der Könige waren vorübergehend. Man wollte nicht wieder römiſch werden. Jene Anweſenheit des Kaiſers Conſtans in Sicilien, von wo er die Inſeln und Afrika beherrſchte, die auf demſelben Finanzſyſtem beruhte, konnte nicht anders als den Widerwillen der Bevölkerung von Spanien gegen ſie hervorrufen und auf dieſem beruhte das Geſetzbuch des alten Kindaswinth. Es iſt wohl nicht zufällig, daß die römiſche Geſetzgebung herübergenommen, ihres vornehmſten Begründers aber, Juſtinians Erwähnung zu thun vermieden wird. Eben dazu war das Geſetzbuch beſtimmt, den direkten Einfluß der römiſchen Jurisprudenz zu beſeitigen. Wir wollen — heißt es darin — von den römiſchen Geſetzen nicht behelligt werden. Eine Bezugnahme auf das eigentlich römiſche Geſetzbuch wurde bei ſchwerer Strafe verboten, wie man oftmals geſagt hat, einmal ſogar bei Todesſtrafe. Man verbarg ſich nicht, daß doch Fälle vorkommen konnten, für welche in dem wiſigothiſchen Geſetzbuch keine Vorſehung getroffen war. In ſolchen Fällen ſollte an den König recurrirt werden. Es war eben ein neues Moment, auf welchem deſſen Macht beruhte. Aber noch eine andere Beſtimmung von großer Wichtigkeit enthält das Geſetzbuch. Wenn in dem Breviarium die Verheirathungen zwiſchen romaniſchen und gothiſchen Geſchlechtern verboten waren, ſo wurde dies Verbot durch Kindaswinth und Reciswinth aufgehoben.

Vermählungen dieſer Art ſollten rechtskräftig ſein, wenn ſie mit Bewilligung des Comes eingegangen wurden. Eben darauf beruhte die Macht des Reiches, daß die beiden Populationen ſich untereinander ausſöhnten. Kein Zweifel, daß die hohe Geiſtlichkeit hiebei zu großem Anſehen gelangte.

Spanien iſt eigentlich das erſte Land, in welchem die Concilien zugleich mit den geiſtlichen auch über weltliche Angelegenheiten in Berathung traten, wogegen dann feſtgeſetzt wurde, daß auch der Klerus dem weltlichen Geſetze unterworfen ſei. Kaum ein halbes Jahrhundert nach dieſen Feſtſetzungen traten Ereigniſſe ein, durch welche eine fremde und fremdartige Nation die pyrenäiſche Halbinſel ſich unterwarf. Aber die geiſtliche und weltliche Ordnung der Dinge, die unter den letzten gothiſchen Königen begründet worden, wurde damit nicht zerſtört; dieſe beſtand vielmehr immer fort und hat zur Reconſtruktion des Landes in ſpäterer Zeit weſentlich beigetragen.

Das wichtigſte Moment lag in der religiöſen Vereinigung mit den Eingeborenen. Die chriſtliche Kirche umfaßte alles geiſtige Leben der Epoche. Dies war nicht ſo ſehr in dem Triebe der Produktion, welcher alle Annäherung ausgeſchloſſen haben würde, als in einer expanſiven Bewegung, die eine ſolche zuließ, begriffen. Es iſt ein Ereigniß ohne Gleichen, daß die Ueberwinder nicht allein die Religion, was ſchon geſchehen war, ſondern die Confeſſion von ihren Unterthanen annahmen.

Die Nationen coalescirten, die politiſchen Inſtitute der Germanen verſchmolzen, indem ſie die adminiſtrativen und rechtlichen Einrichtungen der Römer möglichſt ſchonten, nicht jedoch ohne ſich dem Reiche von Conſtantinopel entgegenzuſetzen, zugleich mit den kirchlichen des katholiſchen Chriſtenthums zu einer Einheit, welche Leben und Kultur beherrſchte und fortpflanzte.

Hüten wir uns aber die Epoche zu überſchreiten, in der

ſich dieſe Umwandlung in Italien und Hiſpanien vollzog. Die Triebe, welche die Geiſter fermentirten, wirkten auch noch bei der Neugeſtaltung der beiden wichtigſten occidentalen Länder des altrömiſchen Reiches, Gallien und Britannien mit, die nun unſere ganze Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen.

Einundzwanzigſtes Capitel.

Die merowingiſchen Könige in Gallien. Die Sachſen in Britannien.

Wir haben der erſten, ſehr eigenartigen Feſtſetzung der Franken in Gallien bereits gedacht. Die Vereinigung der römiſchen Bevölkerung mit den Franken in religiöſer Hinſicht war nicht aus einer Rückwirkung der Provinzialen auf die Eroberer hervorgegangen, wie das der Fall geweſen wäre, wenn ſich etwa die burgundiſchen Könige zur Confeſſion der unterworfenen Bevölkerung bekehrt hätten, ſondern die Bekehrung war aus dem Entſchluß des Frankenkönigs entſprungen, der ſich an die Spitze des gallo-römiſchen Klerus ſtellte, und deſſen Bekenntniß zum allgemeinen des Landes machte. Das Königthum Chlodwigs trat unmittelbar an die Stelle des Kaiſerthums und wurde von der katholiſchen Bevölkerung ſelbſt in ſeinem Emporkommen unterſtützt.

Eine Zeit lang durch den Einfluß der Oſtgothen zurückgehalten, hatten die Franken bei und nach dem Sturze derſelben bereits die Stellung einer großen Macht erworben. Sie griffen in die Völkerkämpfe in Italien ſelbſtändig ein. Hier wurden ſie noch einmal von den Oſtrömern zurückgedrängt, aber unaufhörlich behaupteten ſie ſich doch in großem Anſehen. Ein auſtraſiſcher König Theodebert hatte

ſogar einmal den Gedanken gefaßt, dem oſtrömiſchen Kaiſer die Weltherrſchaft ſtreitig zu machen. Wohin würde die fränkiſche Macht gelangt ſein, wenn ſie ſich nach Innen und Außen einheitlich entwickelt hätte? Das wurde aber durch die Natur derſelben unmöglich.

Unter allen Einwirkungen der germaniſchen Ideen war keine eingreifender, als die Anwendung des germaniſchen Erbrechts auf die höchſte Gewalt, die ſogleich an einzelne Territorien angeknüpft wurde und das geſammte Gebiet in kleine Königreiche zerſetzte. Die Könige geriethen in mannigfaltige Zerwürfniſſe untereinander. Anfangs iſt dadurch das Anſehen der Frankenherrſchaft nicht gemindert worden. Sehr merkwürdig iſt es doch, wie Agathias dieſe ſchildert[1]). Er hebt den Unterſchied zwiſchen den anderen gewaltſam eingedrungenen germaniſchen Völkern, die er als wandernde bezeichnet, und den ſeßhaften Franken mit guter Zucht und Sitte, die der römiſchen gleichkomme, hervor, und vor Allem die Eintracht, in der ſie bei getheilten Herrſchaften doch mit einander leben; niemals ſei es zwiſchen ihnen zu innerem Blutvergießen gekommen; zwar fehle es nicht an Streitigkeiten zwiſchen den Fürſten; zuweilen rüſten ſich ihre verſchiedenen Schaaren und rücken zu offenem Kampfe vor; ſowie aber ein Heerhaufe des andern anſichtig wird, laſſen ſie ihre Feindſeligkeiten fallen; ſie fordern ihre Fürſten auf, ihre Streitigkeiten rechtlich zu ſchlichten und, wäre dies nicht zu erreichen, ſie durch einen perſönlichen Zweikampf unter einander abzumachen, ohne ihr Volk dadurch zu Grunde zu richten: denn es würde ſich nicht geziemen, ihrer beſonderen Zwiſtigkeiten wegen das Gemeinweſen

1) Agathias Hist. I, 2 S. 17 ed. Bonn.

zu zerstören. Diesen Eindruck machten die fränkischen Fürstenthümer von Außen angesehen. Man kannte die Zwistigkeiten, die zwischen ihnen ausbrachen; aber sie traten dem Ansehen der fränkischen Kriegsgenossenschaft gegenüber zurück, die trotz der Theilung der Provinzen sich als eine Einheit fühlte und behauptete. Noch einmal vereinigte Chlotar I. die sämmtlichen fränkischen Besitzungen in seiner Hand; nach seinem Tode trat eine Theilung ein, die in Folge der seitdem gemachten Erwerbungen größere Dimensionen annahm, als die frühere, und verschiedenartigere Elemente vereinigte [1]).

Es wurden vier Königreiche gebildet: Paris, Orleans, Soissons und Metz. Paris wurde dem ältesten der Brüder, Charibert zu Theil. Sein Königreich umfaßte Tours, Poitiers, Bordeaux, Bayonne. Der zweite Sohn, Guntram, erhielt Orleans, welches zugleich Burgund in sich begriff und unter diesem Namen erscheint. Seine Herrschaft umfaßte Troyes, Langres, Auxerre, Lyon. Dem dritten, Sigibert, fiel Metz und Rheims mit den überrheinischen Gebieten zu. Der vierte, Chilperich, empfing Soissons und Tournay, die ältesten Sitze der salischen Macht und ihrer Eroberungen in Gallien. Es ist vielleicht bemerkenswerth, daß die Metropolen der kleinen Reiche sich an einige der vornehmsten alten Civitates anschlossen, an die Hauptorte der Mediomatrici und Suessionen, die beiden anderen an die der Carnuten und Parisii der früheren Zeit.

Daß sie nun ohne innere Kämpfe nicht nebeneinander hätten bestehen können, läßt sich doch nicht geradehin voraus-

1) Chlotar starb im Jahre 560 (Marius Aventicensis) im 51. Jahre seiner Regierung (Gregor Hist. Franc. IV, 21).

ſetzen; es war ſchwer, aber nicht unmöglich: denn wenn ſich einer von ihnen, wie es wohl geſchah, ſelbſtändig regen wollte, ſo wurde er durch die drei anderen in ſeine Schranken zurückgewieſen. Der Streit, der dann wirklich unter ihnen ausbrach, hatte einen anderen Urſprung. Er kam daher, daß der friedfertigſte dieſer Fürſten Charibert von Paris im Jahre 567 mit Tode abging, ohne Erben zu hinterlaſſen.

Sein Gebiet mußte nach germaniſchen Begriffen unter die drei Brüder getheilt werden, was denn auch friedlich geſchah. Den größten Gewinn hatte Orleans in den Städten Melun, Saintes, Perigueux. Die beiden jüngeren Brüder wurden auf die ſüdfranzöſiſchen Landſchaften angewieſen. Chilperich erhielt unter anderen Bordeaux, Limoges, Cahors; Sigibert Tours und Poitiers. Ueber einzelne große Städte, namentlich Marſeille und Paris konnte man ſich nicht einigen, ſie verblieben den drei Königen gemeinſchaftlich. Paris, das ſchon als Capitale erſcheint, wurde in drei Bezirke getheilt, von denen ein jeder einem der drei Könige angehören ſollte. Die Beſorgniß, daß dieſe Theilungen zu Entzweiungen führen würden, zeigt ſich auch darin, daß man ſie den vornehmſten Heiligen St. Martin, St. Hilarius, St. Polyeuct zur Aufrechterhaltung anempfahl, deren Strafe denjenigen treffen ſollte, der ſie breche.

Man meinte, daß die Herrſchbegier der Fürſten vor dieſer Sanktion zurückweichen würde, aber das war doch bei der veränderten Lage der Dinge kaum zu erwarten. Wie hätten die beiden jüngeren Brüder ſich über die zwiſchen ihnen getheilten Provinzen des ſüdlichen Galliens, wo die geiſtlichen Intereſſen ſelbſt auf das Wirkſamſte eingriffen, verſtändigen ſollen?

Dazu kam noch der Widerstreit der häuslichen Verhältnisse derselben. Sigibert von Metz [1]) und Chilperich von Soissons vermählten sich beide mit Töchtern des westgothischen Königs Athanagild, Sigibert mit Brunhilde, Chilperich mit deren älterer Schwester Galswintha. Brunhilde war sehr glücklich in ihrer Ehe, da sich Sigibert keinerlei Ausschweifungen erlaubte [2]), anders Galswintha. Der zeitgenössische Poet Venantius Fortunatus, von dem wir erfahren, daß sie nur sehr ungern auf diese Verbindung eingegangen war, hat sie in ihrem prächtigen Schmuck in Poitiers vorüberziehen sehen [3]). Er schildert ihre Vermählung, die zu Rouen stattfand, bei welcher Galswintha die Verehrung des Volkes gewann, und die bewaffnete Macht ihr Treue schwur [4]). Aber König Chilperich, der früher in unregelmäßigen anderen Verbindungen gelebt hatte, mochte sich derselben nicht entäußern. Plötzlich starb die Königin. Man sieht aus dem erwähnten Gedichte, welchen schmerzlichen Eindruck der Todesfall machte. Die Amme, welche mit der Fürstin gekommen war, weiß ihre Klage kaum zu mäßigen. Die allgemeine Meinung ging dahin, daß der König selbst seine Gemahlin habe umbringen lassen. Er erneuerte seine Verbindung mit anderen Frauen und erhob eine derselben, Fredegunde zu seiner Gemahlin. Diese, die auch ihrerseits als klug, thätig

1) So heißt er bei Fredegar Hist. epit. c. 55. (Sigibertus sedem habens Mettis), Gregor nennt Rheims als vornehmsten Sitz (IV c. 22 sedem habere Remensem). Die Bestandtheile der verschiedenen kleinen Reiche hat Roth: Geschichte des Beneficialwesens S. 56 fg. näher zu ermitteln gesucht.

2) Venantius Fortunatus sagt von Sigibert: rector tot gentibus unus sibi frena dedit contentus in uno amplexu (carm. VI, 1, 34).

3) carm. VI, 5, 223.

4) v. 241 utque fidelis ei sit gens armata per arma jurat jure suo; se quoque lege ligat.

und ihrem Gemahl ergeben gerühmt wird, wurde die heftigſte Feindin des auſtraſiſchen Hofes [1]).

Nicht allein daraus aber entſprang die Feindſeligkeit zwiſchen Sigibert und Chilperich. Sie hatte zugleich einen territorialen Gegenſtand. Bei der Vermählung mit Galſwintha nämlich hatte ihr Chilperich mehrere anſehnliche Städte als Morgengabe zum Geſchenk gemacht, namentlich Bordeaux, Limoges, Cahors [2]). Ob nun dieſe Städte bei dem Tode der Galſwintha an Chilperich zurückfallen ſollten, war doch ſehr zweifelhaft: auch Brunhilde machte Anſpruch auf die ihrer Schweſter zugeeigneten Städte und Landſchaften. Hierüber iſt es dann zu einer Art von Rechtsgang vor dem König von Orleans-Burgund und einer Verſammlung fränkiſcher Großen gekommen [3]). Die Entſcheidung war für Brunhilde ſehr günſtig.

Ihr wurde die Stadt Cahors zugeſprochen, die übrigen Städte ſollten König Guntram gehorchen und alsdann an Brunhilde fallen. Eine Entſcheidung, deren Motive man nicht genau erkennt, deren Folgen aber verhängnißvoll wurden. Der jüngere Sohn Chilperichs hielt ſich für berechtigt, Bordeaux dennoch in Beſitz zu nehmen. Sigibert aber war nicht gewillt das zu dulden, und ließ ihn

1) provida consiliis, sollers cauta, utilis aulae . . . . te (Chilpericum) utilitate juvans cuius auxilio floret honore domus (lib. VI carm. IX, v. 23).

2) Das wird im Vertrag von Andelot erwähnt bei Gregor IX c. 20 (S. 442 Ruinart): De civitatibus Burdegala, Lemovica, Caduco, Benarno et Bigorra, quas Gailesuindam tam in dote quam in morganegiba, hoc est, in matutinali dono in Franciam venientem certum est acquisisse.

3) Gregor l. IX c. 20: per judicium gloriosissimi domni Gunthramni regis vel Francorum.

in Bordeaux angreifen. Der junge Mann mußte entfliehen „wie ein geſcheuchtes Wild“. Dagegen aber wandte ſich nun der ältere Sohn Chilperichs gegen Tours und Poitiers, und hier wird das Heer Sigiberts geſchlagen. Eben in dieſem Kampfe fallen die größten Gewaltthaten gegen die Kirche und ihre Beſitzthümer vor. Gregor von Tours bricht darüber in die bitterſten Exklamationen aus; er ſehnt ſich nach der Alleinherrſchaft König Chlodwigs zurück und meint, die Zwietracht der Brüder könne den Untergang des Frankenreiches überhaupt herbeiführen. Ein ähnliches Gefühl ſcheint ſich auch in den Franken geregt zu haben. Indem die beiden Heere der Könige von Metz und Soiſſons gegen einander vorrückten und zugleich Guntram bedrohten, ſo daß ein allgemeines Blutvergießen bevorzuſtehen ſchien, vermittelte dieſer ein Abkommen. Aber damit waren die von Sigibert herbeibeſchiedenen überrheiniſchen Franken nicht zufrieden, ſie wollen nicht ohne Waffenthaten ausgeführt und Beute gemacht zu haben zurückkehren. Sie haben nichts gegen Guntram, aber dem Urheber der Entzweiung Chilperich wollen ſie zu Leibe gehen. Die einzelnen Vorgänge, die dann folgen, ſind ſchwer zu ermitteln; und hier iſt nicht der Ort, die Widerſprüche der Erzählung zu entwirren. Sigibert bleibt Herr und Meiſter des Kampfplatzes. Chilperich muß nach Tournay flüchten; die Franken, die ihm bisher gehorchten, fallen von ihm ab und erkennen Sigibert als ihren König an. Aber in dem Augenblick, in welchem er als der König aller Franken anerkannt werden ſollte, wurde er durch zwei Dienſtleute Fredegundens angefallen und ermordet[1]).

1) Im Jahre 575. Fredegar Hist. epitom. c. 71: Fredegundis duobus pueris dolo transmissis Sigibertum interficiunt.

Chilperich blieb alſo zuletzt in dieſem Kampfe Sieger. Wenn man nun erwarten konnte, in dem Frankenlande, nachdem der eine der Protagoniſten vernichtet war, Frieden zu haben, ſo ging das doch in der That nicht in Erfüllung, da es durch eine Veranſtaltung, die einem Raube gleichkam, den Freunden Sigiberts gelang, deſſen Sohn Childebert den Händen Chilperichs zu entreißen und nach Auſtraſien in Sicherheit zu bringen, wo ſich ſeitdem unter den vornehmen Großen, die unter dem Namen Leudes erſcheinen, eine Regierung ausbildete, die eine ariſtokratiſche Farbe trägt. Um Chilperich dagegen conſolidirten ſich die Gaue, welche unter dem Namen Neuſtrien zuſammengefaßt werden. Eigentlich im Kriege zwiſchen Metz und Soiſſons hat ſich der Gegenſatz von Auſtraſien und Neuſtrien ausgebildet. Chilperich trat in dieſem Augenblick als die größte Geſtalt unter den Franken hervor. Venantius ſagt von ihm, das Glück, das ihn den ſchwerſten Gefahren preisgab, ſei ihm fortan günſtiger geweſen; der Tag, an welchem er untergehen zu ſollen ſchien, ſei der ſeines Emporkommens geworden: denn er habe es an außerordentlichen Anſtrengungen nicht fehlen laſſen. Der in ſeinen Hinneigungen ſehr veränderliche Dichter ſpricht von ihm das ſchöne Wort aus: nur unter ſchwerer Arbeit gehe das Große hervor. Chilperich war nicht allein ein gewaltiger Kämpe; Venantius rühmt: er verſtehe die Kunſt des Krieges; er wird als Vertreter des fränkiſchen Namens gegen die Nachbarn geprieſen, unter denen neben den Gothen Basken, neben den Dänen auch Sachſen und Britannen genannt werden. Er wird wegen ſeiner Verwaltung der Gerechtigkeit gelobt, durch welche die öffentliche Ordnung hergeſtellt werde, wegen ſeiner Sprachkunde, ſodaß

er keines Dolmetschers bedürfe, auch wegen seiner literarischen Bestrebungen. Ein glückliches Regiment aber führte er nicht. Von den Armoricanern erlitt er eine Niederlage, die Aquitaner empörten sich gegen die Strenge seiner Gesetze. Sein Steuersystem brachte das Volk in Aufruhr. Mit der Geistlichkeit gerieth er bereits in offenen Conflikt. Er gab den Bischöfen Schuld, daß sie die königliche Gewalt größtentheils an sich gerissen hätten [1]) und suchte nun diese wieder ihren Händen zu entwinden. Er warf ihnen die persönlichen Mängel vor, an denen sie litten; ihm dagegen machten sie die Härten seiner Verwaltung zum Verbrechen. Gregor nennt ihn einen Nero, einen Herodes. Im Jahre 584 ist er auf der Jagd meuchlerisch angefallen und ermordet worden [2]). Die Großen des Landes, die hierauf das Uebergewicht bekamen, waren doch weit entfernt den Austrasiern beizutreten, sie huldigten dem jüngsten Sohne des Ermordeten, Chlotar, der erst vier Monate alt war.

Man könnte wohl versucht sein, aus den zerstreuten Notizen sich ein Bild dieser eigentlich merowingischen Fürsten herzustellen. Man müßte dabei von dem ersten Chlotar ausgehen. Er war eine auf herrschsüchtige Gewaltsamkeit angelegte Persönlichkeit. Schon vor seiner Thronbesteigung machte er sich blutiger Gewaltthaten gegen seine Neffen schuldig und gerieth dann mit seinem eigenen Sohn in das bitterste Zerwürfniß und offene Fehde, in welcher derselbe umkam. Unaufhörlich war er mit Kriegshandlungen beschäftigt. Er hat die unabhängigen Fürsten der Bretagne bezwungen, er war

1) Die Streitpunkte wenigstens erhellen aus den Worten, welche ihm Gregor (VI c. 46) in den Mund legt: ecce pauper remansit fiscus noster, ecce divitiae nostrae ad ecclesias sunt translatae. Nulli penitus, nisi soli Episcopi regnant: periit honor noster, et translatus est ad episcopos civitatum.

2) Zu Chelles bei Paris.

dabei, als Burgund zuerst unterworfen wurde; an den Eroberungen gegen die Thüringer hat er Theil genommen. Mit Radegundis wollte er sich wahrscheinlich auch deshalb vermählen, um ein näheres Recht auf diesen Thron zu haben. Die Rebellion der Thüringer hat er dann bezwungen, nicht so ganz die der Sachsen, wobei ein Streit zwischen ihm und seinen Mannen ausbrach, die ihn zum Kriege nöthigten. Chlotar I. war Christ; er verschonte und bereicherte die Klöster, welche in jener Zeit die allgemeinen Asyle bildeten. Was waren aber seine religiösen Anschauungen? Die Annahme des Glaubens verbindet sich mit einem trotzigen Selbstgefühl, wenn Chlotar bei seinem Tode ausruft: Wie groß müsse der König des Himmels sein, da er so mächtige Könige wie ihn selbst tödten könne. Dessen Söhne nun waren sehr verschieden von einander. Charibert, der älteste, gab sich dem städtischen Leben der Gallo-Römer, seinen Genüssen und seiner friedlichen Cultur hin; er starb sehr früh, ist aber nicht ganz zu vergessen, da er eine seiner Töchter an einen sächsischen König in Britannien verheirathete, was für die Insel die wichtigsten Folgen nach sich zog[1]). Sigibert, enthaltsam in seinem Leben, hatte doch eine europäische Stellung. Mit den Avaren und den Langobarden verbündet, war er ein gefährlicher Gegner des Kaisers von Constantinopel; in Gallien gab ihm seine enge Verbindung mit den Germanen ein entschiedenes Uebergewicht. Er war nahe daran die oberste Gewalt unter den Franken zu erringen, was die Einheit derselben hergestellt hätte, da Burgund keine Erben hatte, als er von den Dienern Frede-

1) Die Tochter Chariberts, Aldeberga, die auch Bertha genannt wird, vermählte sich mit dem König von Kent, Ethelbert.

gundens ermordet wurde. Chilperich war schon berührt von der romanischen Kultur, aber thatkräftig und ehrgeizig. Er wollte die Vollgewalt des Königs im Innern ausüben; die Franken, die altrömischen Unterthanen, die Geistlichen, alle sollten ihm Gehorsam leisten — darüber wurde er ermordet. Der zweite der Brüder, Guntram von Burgund, hatte insofern vielleicht die schwierigste Stellung, als sein Land die stärksten gallo-römischen Elemente in sich schloß. Aber er wußte zu regieren; er behandelte die Geistlichen als Seinesgleichen, war leutselig gegen seine Mannen, freigebig gegen die Armen. Das unglückliche Ende seiner beiden Brüder erweckte jedoch auch in ihm nicht selten die schwersten Besorgnisse. Eines Tages hat er in der Kirche, als man die Messe las, Ruhe gebieten lassen und zu den Versammelten gesagt: „Ich beschwöre euch, die ihr gegenwärtig seid, mich nicht auch zu tödten, wie meine Brüder getödtet worden sind, damit ich wenigstens meinen Neffen, den ich zum Sohn angenommen habe, auferziehen kann."

Diese Adoption ist eines der wichtigsten Ereignisse dieser Jahre; auch der Ursprung, den sie hatte, ist der Erwähnung werth, da er die allgemeinen Weltverhältnisse berührt.

In den tumultuarischen Irrungen der Könige hat sich einmal eine Partei gebildet, welche sich an einen Sprößling des merowingischen Hauses, Namens Gundobald, der sich nach Constantinopel geflüchtet hatte und von da zurückkam, anschloß. Man beschuldigte ihn, er wolle das burgundische Reich wieder unter die römische Herrschaft zurückbringen. Und so ganz emancipirt von dem östlichen Reiche waren die Franken noch nicht, daß nicht ein Kaiser wie Mauricius den Anlaß ergriffen haben könnte, um wieder

in Gallien feſten Fuß zu faſſen. Gundobald wurde auf den Schild erhoben und als König anerkannt [1]). Er hielt in allen benachbarten Städten ſeinen Umritt. Darauf mögen ſich die Münzen des Kaiſers Mauricius beziehen, die in Arles und Marſeille geprägt worden ſind. Selbſt der Patricius Mummolus gehörte zu dieſer Partei. Es ſcheint, als ſeien die Auſtraſier damit urſprünglich einverſtanden geweſen. Allein in der auſtraſiſchen Politik wechſelten immer momentane Annäherungen an das oſtrömiſche Reich mit Widerſtreben gegen deſſen Ausbreitung. In dieſem Moment vereinigten ſich Auſtraſier und Burgunder. Der König Guntram ernannte den auſtraſiſchen König Childebert, ſeinen Neffen, indem er ihm die Lanze in die Hand gab, zu ſeinem Erben. In Folge deſſen ſah ſich die widerſtrebende Partei genöthigt, zurückzuweichen. Gundobald wurde von den Anhängern, auf die er vertraute, verlaſſen und getödtet; ſie ſelbſt aber alsdann größtentheils mit dem Tode beſtraft, unter ihnen auch Mummolus. Andere empöreriſche Große, die ſich in den beiden Reichen erhoben, Rauching in dem einen, Guntram-Boſo in dem anderen, wurden von den Königen ohne viel Mühe übermannt. Das auſtraſiſche Königthum wurde nun wieder ſehr mächtig. In dem Vertrage, welchen die beiden Könige am 28. November 587 zu Andelot trafen, der ſchon ein ariſtokratiſches Gepräge trägt, wurde die gemeinſame Aufrechterhaltung des Friedens beſchloſſen, der zugleich darauf berechnet war, die Anſprüche der höchſten Gewalt und der aufſtrebenden Großen zu ordnen [2]). Durch dieſe Verbindung von Auſtraſien und Bur-

1) Im Dezember 584 bei dem Vicus Briva Curretia (Brives-la-Gaillarde). Gregor VII c. 10. 11.

2) Löbell, Gregor von Tours S. 183. 189. 191.

gund wurde aber der Haß Fredegundens gegen die auſtraſiſche Königin nur verſtärkt. Zu wiederholten Malen ging ſie mit Mordgedanken um. Sie umgab ſich mit Weiſſagerinnen und heidniſchem Aberglauben. Die Mörder, die ſie ausſchickte, wußte ſie erſt durch ſinnverwirrende Getränke zu betäuben und irre zu machen; ſo hielt ſie ſich in der Gewalt. Es iſt ein Beiſpiel ihrer Juſtiz, daß ſie drei Franken von Tournay, die ſich ihrem Friedensgebot nicht unterwerfen wollten, zu ſich laden ließ; während des Gelages traten drei Schergen hinter ſie; auf ein gegebenes Zeichen ließen ſie ihre Mordwerkzeuge auf die Köpfe der Schuldigen fallen. Unaufhörlich behielt ſie ihre auſtraſiſche Feindin Brunhilde im Auge. Sie ſchickte einen Geiſtlichen, der ſich ihre Gunſt erſchleichen und ſie dann zu Grunde richten ſollte, dann ein paar andere, die mit vergifteten Dolchen verſehen waren, um den König, auf dem doch die Macht der Gegnerin beruhte, oder ſie ſelbſt umzubringen. Endlich wurde ſie ſtark genug, mit einem ſtattlichen Heer ins Feld zu rücken. Als Guntram und Childebert geſtorben waren [1]), griff ſie im Jahre 596 die unter Brunhildens Enkeln Theodebert und Theoderich vereinigten Reiche Auſtraſien und Burgund an und brachte ihren Feinden eine ſchwere Niederlage bei [2]). Gleich darauf ſtarb ſie [3]). Auch Brunhilde aber regierte in Auſtraſien mit Härte und Schärfe; ſie ließ Wintrio, den Herzog von Champagne, tödten. Damit entfremdete ſie ſich die Gemüther der auſtraſiſchen Leudes ſo ſehr, daß dieſe ſie aus dem Lande verjagten. Sie ſoll an der Grenze allein, ohne Diener und Lebensmittel ausgeſetzt worden ſein.

1) Guntram im Jahre 593, Childebert im Jahre 596.
2) Fredegar Chron. c. 17.
3) Im Jahre 597.

Mit Hülfe eines armen Menſchen, der ſich ihrer erbarmte, gelangte ſie nach Burgund zu ihrem Enkel Theoderich, der ſie mit Freuden aufnahm und an der Ausübung der höchſten Gewalt Theil nehmen ließ [1]). Dadurch wurde nun aber das Bundesverhältniß zwiſchen beiden Reichen nothwendig geſtört, zumal da die Burgunder einen Krieg gegen Neuſtrien auf eigne Hand glücklich durchführten; der König von Burgund zog in Paris ein. Ueberhaupt wurde Burgund ſo mächtig, daß es die Eiferſucht der benachbarten germaniſchen Fürſten erweckte. Auch Theoderich von Burgund vermählte ſich mit der Tochter eines Königs der Weſtgothen, ſchickte ſie aber unberührt, ihrer Schätze beraubt, dem Vater zurück.

Wir erfahren, daß hierauf zwiſchen den Königen der Weſtgothen, der Langobarden, der Auſtrier und Neuſtrier eine Coalition gegen Burgund geſchloſſen worden iſt, die aber keinen Erfolg hatte. Brunhilde, die auch hier mit gewohnter Gewaltſamkeit alle Gegner niederſchlug, hatte in dem Majordomus Protadius einen thätigen und geſchickten Freund an ihrer Seite. Unter ihrem Zuſammenwirken geſchah es, daß die Burgunder einen Angriff auf Auſtraſien unternahmen; doch ließen ſich die burgundiſchen Heerführer nur ſehr ungern dazu herbei, und als die Heere einander gegenüberſtanden, regte ſich in ihnen das Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit beider Reiche. Sie erſchlugen Protadius; denn es ſei beſſer, daß einer ſterbe, als daß die Völker ſich unter einander zu Grunde richteten [2]). Tiefgekränkt dadurch ſuchte nun Brunhilde alle die zu verderben, denen ſie das Unglück des

1) Im Jahre 599.
2) Im Jahre 605.

Protadius zuſchrieb. Ihre Grauſamkeiten waren die der Fredegunde werth. Eben in deren Sohn aber fanden jetzt die Burgunder einen Verbündeten, der ihnen das Verſprechen gab, ſich in ihren Kampf mit den Auſtraſiern nicht zu miſchen. Hiedurch verſtärkt rückten nun die Burgunder unter Führung der Brunhilde, die ihrem Enkel in Burgund verſicherte, daß Theodebert in Auſtraſien gar nicht ſein Bruder, ſondern aus einem Concubinat entſprungen ſei, gegen denſelben zu Felde.

Wahrſcheinlich hat dieſe Vermuthung ſich auch bei den Auſtraſiern geregt; ſie leiſteten ihrem König nicht mehr ſo tapfere Dienſte wie vordem. Theodebert wurde zuerſt bei Toul und als er hierauf überrheiniſche Truppen, Sachſen und Thüringer an ſich gezogen hatte, nochmals bei Zülpich geſchlagen und auf der Flucht gefangen genommen [1]). Der Burgunder entkleidete den Auſtraſier in aller Form ſeiner königlichen Inſignien. Die Burgunder erfochten unter Brunhildens Einwirkung einen vollſtändigen Sieg; das hatte nun wieder die Folge, daß die Königin dem Chlotar die Bedingungen des Vertrages, unter denen er mit Burgund abgeſchloſſen hatte, nicht halten wollte. Eine Beſitzerweiterung wollte Brunhilde dem Sohne ihrer Feindin nicht zugeſtehen. Sie ſchickte ihren Majordomus Warnachar an die überrheiniſchen Stämme, ſie gegen Chlothar aufzureizen [2]).

Ich weiß nicht, ob man den Namen eines Felsblocks auf der Höhe des großen Feldbergs, Brunhildenſtein, hierauf beziehen darf. Die auſtraſiſch-burgundiſche Königin hatte einen Augenblick, wo ſie weit in das Innere Deutſchlands ihre Macht auszudehnen vermochte. Das mag ſich um ſo tiefer dem Ge-

1) Im Jahre 612. Fredegar Chronicon c. 38.

2) Fredegar, Chronicon c. 40.

dächtniß eingegraben haben, da ihr Schickſal ſich unverzüglich auf eine gräßliche Weiſe vollendete. Weder bei den Burgundern noch bei den Auſtraſiern hatte ihre Autorität Wurzel geſchlagen. Als Theoderich, indem er den Gipfel ſeiner Macht erſtiegen hatte, an einer Krankheit ſtarb[1]), wollten weder die einen, noch die anderen von Brunhilde Etwas hören. Der lange angeſammelte Haß entlud ſich in einem plötzlichen Abfall. Die Hausmeier Burgunds und Auſtraſiens machten gemeinſchaftliche Sache mit Chlotar. Brunhilde wurde gefangen und vor Chlotar gebracht, der hielt ihr alle ihre Miſſethaten vor, unter denen die Ermordung einer ganzen Anzahl fränkiſcher Könige die ſchwerſte war. Hierfür wurde ſie, denn eine Fremde war ſie doch, zur gräßlichſten Hinrichtung verurtheilt. Sie wurde an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden, das davonſprengend ihre Gliedmaßen in Stücke zerriß. Das Schlimmſte, was die Franken einſt ihren Feinden nachgeſagt hatten, verübten ſie jetzt ſelbſt an ihrer Königin, der mächtigſten, die es im Abendlande gegeben hatte. Von den vier Urenkeln Brunhildens wurden drei getödtet, einer verſchwand im Kloſter, denn ihrem ganzen Geſchlecht ſollte ein Ende gemacht werden. Vom Hauſe Chlodwigs war nur ein Nachkomme übrig, Chlotar II., der nun Herr und Meiſter des geſammten Frankenreiches wurde. Das Ereigniß eröffnet in zwiefacher Hinſicht eine neue Aera. Das fränkiſche Reich bildete wieder eine Einheit, welche, durch keine inneren Entzweiungen beeinträchtigt, zugleich die romaniſchen und germaniſchen Landſchaften umfaßte. Noch in den letzten Begebenheiten hatte ſich die Abhängigkeit der Sachſen und der Thüringer von dem Geſammtreich manifeſtirt. Zugleich war

1) Im Jahre 613.

in Bezug auf die königliche Macht ein vollkommener Umschwung eingetreten. Die vorgefallenen Akte der Willkür und Gewaltsamkeit hatten eine Reaktion der Geistlichen und Weltlichen hervorgerufen. Wie Chlotar I., so vereinigte auch Chlotar II. das Gesammtreich. Aber welch ein Unterschied ist zwischen beiden Fürsten. Der erste verdankte alles sich selbst und seinem Schwert, der zweite war ein Kind der Umstände. Er war durch die allgemeine Unbotmäßigkeit auf den Thron gehoben. Dieser veränderten Lage entsprechen nun auch die Festsetzungen, die man für die Zukunft traf.

Im Jahre 614 war fast wie in Spanien ein Concil versammelt, auf dem sich auch Weltliche einfanden [1]); es repräsentirte die Einheit des ganzen Frankenreiches und nöthigte den König, Alles zu widerrufen, was zum Nachtheil der geistlichen und weltlichen Großen angeordnet worden war. In einer Perpetua Constitutio wurden nicht allein die Uebergriffe der königlichen Gewalt, die in den letzten Jahren vorgekommen waren, mit einer gewissen Feierlichkeit abgeschafft, sondern es tritt auch eine wesentliche Beschränkung des Königthums hervor. Die Judices, mit welchem Ausdruck die höheren Beamten überhaupt, die eben auch Richter waren, bezeichnet werden, sollen immer in der Provinz angesessen sein, in welcher sie fungiren. Auch die Bischöfe und Großen sollen nur immer solche Beamte einsetzen, die in der Provinz ein-

1) Ich bin von Löning, Geschichte des deutschen Kirchenrechts II, 140 N. 5 doch nicht überzeugt worden, daß sich auf diesem Concil Bischöfe allein befunden hätten. In dem darauf bezüglichen Edict des Königs liest man die Worte (c. 24): deliberationem, quam cum pontificibus vel tam magnis viris optimatibus aut fidelibus nostris in synodali concilio instituimus (Manst X. 545). Die Beschlüsse mögen die Geistlichen allein gefaßt haben, die Confirmation ging von dem König und den Großen aus.

heimiſch ſind; wodurch doch eine Selbſtändigkeit der Provinzen anerkannt wird, welche für die Folgezeit von unendlicher Wichtigkeit iſt. Fügt man hinzu, daß die Freiheit der biſchöflichen Wahlen anerkannt und dem Könige nur ein Beſtätigungsrecht vorbehalten wird, ſo ſieht man wohl, daß die Macht des Königthums vor einer unabhängigen geiſtlich-weltlichen provinzialen Bewegung zurücktritt. Verhält es ſich nicht ſo, daß die ſtändiſchen Verfaſſungsformen des europäiſchen Continents hiermit überhaupt begründet wurden?

Ein andermal hoffe ich hier wieder anzuknüpfen; zunächſt aber faſſe ich noch die Begebenheiten ins Auge, die der benachbarten Inſel eine andere Geſtalt gaben.

Sachſen in Britannien.

Britannien war unter den Römern nicht zu der Bedeutung in der Welt gelangt, die ihm ſeine geographiſche Lage anwies.

Die Nachbarn waren nicht überwunden, die Seeherrſchaft nicht behauptet worden, die Politik der Römer ging nur dahin, das reiche Britannien zur Verſtärkung ihrer Macht in Gallien und zur Behauptung derſelben in Germanien anzuwenden. Mit der Zeit aber hatte ſich dies Verhältniß unhaltbar erwieſen; die romano-britiſchen Truppen waren nicht gemeint, jede Veränderung, die in der continentalen Römerwelt vorfiel, zu genehmigen. Ihr Sinn ging vielmehr dahin, in die Kämpfe um die höchſte Macht, die von den Legionen durchgefochten wurden, ſelbſtändig einzugreifen.

Daß an jener Empörung des Marcellinus und Magnentius gegen Conſtantius die in Britannien angeſiedelten Römer Antheil genommen haben, darf man aus dem ſcharfen und

ſchrecklichen Strafgericht ſchließen, welches Conſtantius über die Anhänger derſelben in Britannien verhängte.

Unter Valentinian wurde die Unterordnung gewaltſam hergeſtellt, nach ſeinem Tode aber eben ſo gewaltſam wieder unterbrochen. Wir erwähnten, wie Maximus an der Spitze der britiſch-römiſchen Legionen ſich zum Kaiſer des Occidents zu erheben die Abſicht faßte. Die Niederlage, die er ſich zuzog, und ſein Untergang müſſen die römiſche Kriegsmacht, wie ſie noch auf den britiſchen Inſeln beſtand, weſentlich geſchwächt und beeinträchtigt haben.

Aehnlich wie Maximus erhob ſich Conſtantinus an der Spitze der römiſchen Legionen in Britannien. Er bekämpfte den Sohn des Theodoſius, wie Theodoſius ſelbſt von Maximus bekämpft worden war. Ich möchte die Behauptung wagen, daß für das Beſtehen der römiſchen Herrſchaft in Britannien nichts verderblicher war, als der Verſuch der Legionen, gleichſam ein abendländiſches Reich dem Hauſe des Theodoſius gegenüber zu errichten. Die Kraft der Beſatzungen, welche Britannien unterworfen hielten, wurde dadurch durchbrochen. Honorius ſah in den Briten, die ſich gegen Conſtantinus auflehnten, gleichſam ſeine Verbündeten; er überließ, ſo berichtet die Ueberlieferung, die im Allgemeinen nicht verworfen werden kann, Britannien ſich ſelbſt. Dadurch wird es ſich aber erklären laſſen, daß die eingeborenen Briten ohne Rückſicht auf die allgemeinen Anordnungen des Reiches ſich ſelbſt bewaffneten und kriegeriſch organiſirten. Honorius entließ ſie nicht etwa aus dem Gehorſam, aber er erinnerte ſie, für ihre eigene Sicherheit zu ſorgen[1]). Das war aber eine

1) Ὀνωρίου γράμμασι πρὸς τὰς ἐν Βρεττανίᾳ χρησαμένου πόλεις φυλάττεσθαι παραγγέλλουσι. So Zoſimus VI. c. 10, 2.

faſt hoffnungsloſe Aufgabe, hauptſächlich deshalb, weil die Seeherrſchaft indeſſen an die Germanen übergegangen war; dieſe aber erſchienen unter dem Namen der Sachſen.

Die Sachſen hatten ſchon zur Zeit des Carauſius Antheil an dem Verſuche deſſelben genommen, Britannien von dem Continent unabhängig zu machen, ein Verſuch, der damals ſcheiterte, aber doch das Emporkommen der Sachſen befördert hat. Deren Name begriff zunächſt die Germanen an der Küſte der Nordſee, welche auf der See erſchienen und nun die Herrſchaft auf derſelben erlangten.

Bereits im Anfang des 5. Jahrhunderts finden wir einen Küſtenſtrich in Gallien und Britannien als Litus Saxonicum bezeichnet, wobei nicht viel darauf ankommt, ob man Maßregeln zur Abwehr gegen die Sachſen darin zu erkennen hat oder ſchon eine Beſitznahme der Sachſen ſelbſt vorausſetzen darf[1]). Denn aus dem Einen und dem Anderen geht die Ueberlegenheit der Sachſen in dieſen Gewäſſern hervor. Sie waren mächtig zu beiden Seiten des Canals.

Die Britten ſind nur einen Augenblick fähig geweſen, ſich der Gegner zu erwehren, zumal da zugleich die Feindſeligkeiten der nördlichen Einwohner der Inſel, Picten und Scoten, welche die Römer vergeblich zu dämpfen geſucht hatten, wieder losbrachen.

Auch hier befinden wir uns auf dem Confinium der Geſchichte und der Sage, und da die erſte ſo überaus dunkel iſt, ſo verdient wohl auch die letztere eine Erwähnung.

Mit der ſoeben ausgeſprochenen hiſtoriſchen Anſicht ſtimmen die einheimiſchen Traditionen inſofern überein, als

1) Nach den Worten der Notitia dign. (vergl. Böcking II S. 547) iſt das Erſte bei weitem wahrſcheinlicher.

ſie die Entblößung Britanniens von den römiſchen Truppen ebenfalls an das Unternehmen des Maximus anknüpfen. Dann aber fügen ſie ſagenhafte Phantaſiegebilde hinzu. Die von den Nachbarn gefährdeten Landeseinwohner ſollen ſich um Hülfe nach Rom gewendet und ſie auch erlangt haben.

Darüber ſind zwei Traditionen vorhanden. Nach der einen bei Nennius haben die Römer, durch Geſchenke und Verſprechungen bewogen, ein wohlausgerüſtetes Heer unter militäriſchen Anführern nach Britannien geſchickt und die Britten gerettet. Dieſe aber können die Autorität der Römer doch nicht ertragen, ſie tödten die ihnen zurückgelaſſenen Führer. Abermals bedrängt ſchicken ſie wieder nach Rom, das ihnen nochmals Hülfe leiſtet, dann aber wären die Römer mit den Schätzen von Britannien von dannen gezogen.

Die andere Tradition bei Gildas und Beda läßt die Römer ebenfalls zweimal zu Hülfe gegen die Nachbarn in Britannien erſcheinen. Sie bauen ihnen einen Wall, zuerſt einen wenig haltbaren, dann, da dieſer überſchritten wird, einen feſten, ſteinernen, welchen ſie der Obhut der Britten ſelbſt, denen ſie auch die nöthigen Waffen hinterlaſſen, anvertrauen.

Bei beiden Traditionen herrſcht, wie man leicht ſieht, eine Erinnerung an die alte Römerherrſchaft vor: bei der erſten ſehr im Allgemeinen, bei der andern mit beſtimmter Beziehung auf den Grenzwall, den die Römer zum Schutz Britanniens errichteten. Aber die eine und die andere gehört in das Gebiet der an hiſtoriſche Ereigniſſe anlehnenden Mythenbildung. Ich denke, daß ſich davon nicht das Mindeſte in die Geſchichte aufnehmen läßt. Nicht ſo ganz darf man eine ſpätere Miſſion verwerfen, die an die beiden erſten angeknüpft und in die Mitte des 5. Jahrhunderts geſetzt wird.

Nochmals angegriffen wenden sich die Britten zum dritten Mal an die Römer, und es trifft wenigstens die obwaltenden Verhältnisse, wenn sie sich an Aetius wenden, den Mann, welcher die römische Macht in dem occidentalen Continent damals repräsentirte. An den sollen sie den allmein bekannten Hülferuf gerichtet haben: „Die Barbaren jagen uns zum Meer, das Meer zu den Barbaren. Wir werden entweder erwürgt oder ertrinken.“ Die Epistel, in der das vorkommt, trägt ganz die Farbe der gallischen Latinität jener Zeit, sie ist nicht gerade gut verbürgt, aber ihr Inhalt trifft mit dem Zustand der Epoche wohl zusammen. Zu begreifen ist ja, daß in der damaligen Lage der Dinge bei dem ausbrechenden Kampfe mit Hunnen und Vandalen die Römer dem entfernten Britannien keinen Beistand leisten konnten. Es erfolgt also, daß sich die Briten nach fremder Hülfe umsehen müssen, und eine solche bieten ihnen die damals seebeherrschenden Germanen dar.

Nach den beiden Traditionen wenden sich die Briten und ihr Fürst, der bald als König, bald als Tyrann erscheint, an die Sachsen.

Nach der einen wird den Sachsen zuerst eine kleine Insel eingeräumt, wovon die andere nichts weiß, aber darin stimmen beide überein, daß die Sachsen in drei Kiulen d. i. langen Schiffen ankamen und bald verstärkt wurden.

Der britische König, so heißt es weiter, habe ihnen Lebensunterhalt und Jahrgelder versprochen; bei ihrer wachsenden Zahl aber sei es unmöglich geworden, das Versprechen auszuführen; er habe sich vor den Ankömmlingen bereits fürchten müssen und einen Bund mit den Picten gegen

sie geschlossen; hierauf sei das Land von den Sachsen in Besitz genommen worden.

Daß dem allen wirkliche Vorgänge zu Grunde liegen, darf man schwerlich annehmen. Einer Berufung der Sachsen aus Germanien bedurfte es nicht. Wenn es denn einmal zwei mit einander kämpfende Elemente auf der Insel gab, so versteht es sich von selbst, daß die Sachsen, die schon mächtig an den Küsten waren, in den Streit hineingezogen wurden. In dem allgemeinen Kampfe, der sich auf der Insel zwischen den Ueberresten der römischen Cultur und den mächtig aufstrebenden keltischen Völkern entspann, erhielten die Germanen, die in denselben eingriffen, die Oberhand über beide.

Es ist in derselben Epoche geschehen, in der sich Italien und Gallien, endlich auch die Westgothen in Spanien der römischen Herrschaft entledigten. Der Untergang des römischen Kaiserthums im Occident, der mit der Ermordung Majorians eintrat, mußte auch auf Britannien zurückwirken. Die Germanen und Sachsen behielten die Oberhand in Britannien, wie die Franken in Gallien, die Rugier und die germanischen Kriegsvölker überhaupt in Italien.

Ueber diese Ereignisse ist uns keine historische Kunde zugekommen. Erst nach anderthalb bis zwei Jahrhunderten erhellt sich das Dunkel. Dann finden wir die Germanen im ausschließenden Besitz des größeren und besseren Theiles des Landes. Den ganzen südlichen Theil, der früher immer in der engsten Verbindung mit dem Continent gestanden, haben die Sachsen in verschiedenen kleinen Königreichen in Besitz genommen. Das alte Venta Belgarum, Wincheſter [1]),

1) Bekannt ist die Inschrift die sich in den Ruinen von Venta gefunden hat, Corp. insc. lat. VII, S. 15.

iſt in den Händen der Weſtſachſen. Auch das linke Ufer der Themſe haben ſie inne. Eine der älteſten römiſchen Colonien iſt in den Händen der Oſtſachſen. Zwiſchen Beiden hat ſich der Stamm der Jüten angeſiedelt. Jenſeit des Humber haben ſich beſonders die Angeln, deren Namen man von einer den Thüringern verwandten Völkerſchaft in Mitteldeutſchland herleitet[1]), niedergelaſſen, in ſo beträchtlicher Anzahl und Macht, daß ſie der Inſel den Namen gegeben haben. Auch ſie ſind tief in das Land eingedrungen. Mercia gehört ihnen an.

Ueberall finden wir bei den Sachſen königliche Geſchlechter, die ihren Urſprung unmittelbar an die Götter knüpfen, von denen ſie nur durch wenige Generationen getrennt ſind. Man zeigt unter Anderem den Platz, wo Horſa, der eine jener drei Kiulen geführt hatte, gefallen ſei. Aber wie ließe ſich dieſen Erzählungen irgend ein hiſtoriſcher Werth beimeſſen, wenn u. A. aus dem Portus Magnus der Römer ein ſächſiſcher Held des Namens Port gebildet wird. Mythologie und jene Art von Geſchichte, welche aus Namen und Zahlen Begebenheiten zimmert, ſtoßen hier unmittelbar zuſammen. Von dem alten Götzendienſt finden wir eigentlich nur in den Geſchlechtsregiſtern und den Namen der Städte Spuren.

In der Sache liegt, daß Sachſen und Angeln in die engſte Verbindung mit den Germanen in den Nordländern traten, wovon die prächtigſten poetiſchen Monumente, Zeugniß geben. Aber ſich ſelbſt überlaſſen würde Britannien

1) So nahm auch unſer Jakob Grimm noch an (Geſchichte der deutſchen Sprache, S. 604), und man darf daran erinnern, daß Thüringer im Anfang des 6. Jahrhunderts als Verbündete der Sachſen erſcheinen.

barbariſch geworden ſein; nach der Auflöſung des römiſchen Gemeinweſens mußte es ein anderes Band geben, um die Inſel mit der alten Kultur zu verknüpfen. Da nun trafen die Sachſen mit dem Chriſtenthum in Britannien zuſammen.

In dem römiſchen Britannien war das Chriſtenthum ſchon lange zur Herrſchaft gelangt, wie wir denn im Anfang des vierten Jahrhunderts britiſche Biſchöfe auf den Kirchenverſammlungen finden. Schon bei ſeiner Einführung hatte ſich das Chriſtenthum eng an die Landesreligion angeſchloſſen. Glaſtonbury iſt ein alter Druidenſitz Avallona, ſo auch das Kloſter Bangor; das Druidenweſen ſetzte ſich in dem Bardenorden fort. Man hat in neuerer Zeit angenommen, daß Pelagius Brito, der berühmte Gegner Auguſtins, mit ſeiner auf das praktiſch-moraliſche gerichteten Auffaſſung druidiſche Grundſätze in das Chriſtenthum getragen habe.

Eine andere Beſonderheit entſtand dadurch, daß man in Rom ſeit der Mitte des ſechſten Jahrhunderts ſich des alexandriniſchen Cyclus bediente, während die britiſche Kirche an dem alten Cyclus von 84 Jahren feſthielt, ſodaß hier eine Differenz der Berechnung der Oſtern, eines der wichtigſten Feſte, entſtand. Jedoch nicht auf die den Römern unterworfenen Landſchaften beſchränkte ſich das Chriſtenthum, wie ja ſchon Tertullian berichtet, es habe ſich außerhalb der Grenzen des römiſchen Reiches ausgebreitet.

Man erzählte, Athanaſius habe, aus Aegypten nach dem Abendlande verwieſen, das Chriſtenthum den Scoten und Attacotten gepredigt; ägyptiſche Mönche ſeien mit ihm geweſen und von dieſen ſei dort das Mönchthum begründet, von S. Patrik aber allgemein eingeführt worden.

Eine große Geſtalt in der Geſchichte des brittiſchen

Chriſtenthums iſt S. Patrik. Die alten Ueberlieferungen laſſen ihn, geboren an der Grenze zwiſchen den Römern und Picten (zu Bannaven unſern Glasgow), ſchon früher als gefangenen Sklaven nach Irland geführt werden, wo er zum Viehhüten gebraucht worden ſei und in einſamer Entfernung von den Menſchen Gott geſucht und gefunden habe; befreit, entſchließt er ſich endlich freiwillig dahin zu gehen. Sehr wahrſcheinlich iſt, daß Patrik mit dem chriſtlichen Gallien in Verbindung geſtanden hat.

Alle Erinnerungen ſind darüber einig, daß er im Jahre 432 nach Irland gekommen ſei. Wir brauchen nicht präzis an einem Jahre feſtzuhalten. Es war die Epoche, in welcher überhaupt die direkte römiſche Herrſchaft in Britannien aufgelöſt und die Propagation von Cultur und Chriſtenthum den Briten allein anvertraut war.

S. Patrik war ein heiterer Bekehrer. Bei Paukenſchlag verſammelte er die Leute auf freiem Felde und erzählte ihnen von dem Leben und der Lehre Chriſti. So iſt S. Patrikstag allezeit in Irland mit heiteren Feſten begangen worden. Vornehmlich hatte er mit den Druiden zu kämpfen. Ueberall vernichtete er die Götzenbilder durch die Kraft ſeines Gebetes; ein Druide, der ihn bei der Volksverſammlung tödten will, wird durch Feuer vom Himmel verzehrt. In Folge ſolcher Vorgänge verwandelt ſich ein alter Druidenſitz in eine erzbiſchöfliche Kirche (zu Armagh), die Heilquelle des Tempels wird S. Patriksquelle; er überwindet die Wetter-, Kräuter- und Liederzauberinnen durch größere Wunderkraft.

Ein Jahrhundert ſpäter finden wir Columban in dieſen Regionen, der mit zwölf Gefährten nach Schottland gekommen

ſein ſoll. Er iſt ein rechtes Beiſpiel der Miſſionsthätigkeit jener Zeit, die von der Inſel ſelbſt auf den Continent zurückwirkt. Von Bangor ging er nach Gallien, noch bei Lebzeiten Gregors von Tours, um den Katholiken bei der Bekämpfung des Arianismus beizuſtehen. Guntram von Burgund gewährte ihm eine Freiſtätte für ſeine kloſterähnlichen Einrichtungen in den Vogeſen, von da aber entwich er nach Neuſtrien unter Chlotar II. In Folge der Siege deſſelben ging er zu den heidniſchen Alemannen nach Bregenz, von dort zu der Königin Theudelinde und ihrem Gemahl Agilulf. Hier fand er eine Freiſtätte für Gottesdienſt und gelehrte Ausbildung in dem Kloſter Bobbio. Nach allen Seiten hin iſt er überaus wirkſam, nur ſeiner Einwirkung auf die Angelſachſen geſchieht keine Erwähnung.

Was hätte bei dieſem propagandiſtiſchen Eifer der Briten natürlicher geſchienen, als daß die Sachſen das Chriſtenthum von denſelben annehmen würden. Dem aber ſetzte ſich die nationale Feindſchaft, die aus der Eroberung ſelbſt entſprang, ſchlechterdings entgegen; von einer ganz anderen Seite iſt die Bekehrung der Angelſachſen ausgegangen.

Von altersher ſeit den Zeiten der Völkerbewegung werden Franken und Sachſen nebeneinander genannt. Wir gedachten des abenteuerlichen Kriegszuges, wo an der unteren Loire Franken und Sachſen bei einem Angriff auf Gallien zuſammen erſchienen. Die Nachkommen nun des damaligen Königs der Franken waren in Folge des Uebertritts zum Chriſtenthum Meiſter von Gallien geworden. Ein Enkel Chlodwigs, Charibert, beherrſchte damals das vornehmſte der merowingiſchen Königreiche, Paris, das auch die nördliche Seeküſte umfaßte. Mit dieſem trat einer der Sachſenfürſten, welcher

eines der anſehnlichſten Gebiete diesſeits der Humber, das ganze ſüdliche Britannien beherrſchte, Ethelbert von Kent in die engſte verwandtſchaftliche Verbindung. Er verheirathete ſich mit der Tochter deſſelben, Bertha. Ihr Vater aber hätte ſie inmitten einer wundergläubigen Capitale nicht ohne weiteres dem benachbarten Herrſcher vermählen dürfen. Er bedang ſich aus, daß ſie den chriſtlichen Gottesdienſt in der neuen Heimath ausüben dürfe [1]).

Dazu diente ihr dann eine noch aus den römiſchen Zeiten herrührende Kirche in der Nähe von Canterbury. Die Königin, der Biſchof, der ſie begleitete, und ihre Umgebung waren hienach die erſten, welche das Chriſtenthum in Britannien wieder erneuerten.

Dem König wird es nicht möglich geweſen ſein, in Widerſpruch mit ſeiner Nation den chriſtlichen Glauben anzunehmen. Dazu bedurfte es einer beſſer autoriſirten Miſſion, die von Gregor dem Großen ausging.

Wer kennt die Erzählung nicht, daß Papſt Gregor einſt junge angelſächſiſche Sklaven auf dem Markte geſehen, ſich ihres hellen lichten Ausſehens gefreut — wie Engel des Himmels erſchienen ſie ihm — und beſchloſſen habe, auch ihre Seelen aus der Finſterniß zu erretten.

Der römiſche Mönch Auguſtin ward im Voraus zum Biſchof von England beſtimmt und dahin geſchickt. Den fränkiſchen Königen wurden die Miſſionare empfohlen. Fränkiſche Dolmetſcher vermittelten das Verſtändniß zwiſchen den Miſſionaren und den Angelſachſen.

1) Beda H. eccl. I c. 26: ea conditione a parentibus acceperat, ut ritum fidei ac religionis suae cum episcopo quem ei adjutorem fidei dederant nomine Liudhardo, inviolatum servare licentiam haberet.

König Ethelbert, noch Heide, empfing sie 596 zuerst auf einer Insel, nicht in seiner Stadt, noch in einem Hause; er soll besorgt haben, von ihnen bezaubert zu werden, aber er gewährte ihnen Gastfreundschaft.

Er selbst trug Bedenken, sich von seinem altsächsischen Götterdienst zu trennen, aber er gestattete den Missionaren, im Lande zu predigen und das Volk für den neuen Glauben zu gewinnen. Wir bemerken den Unterschied zwischen der angelsächsischen Bekehrung und der fränkischen. Chlodwig erfüllte ein Gelübde, das er in der Schlacht gethan, seine Mannen folgten nach. Ethelbert ließ zuerst die Missionare ihre Lehre verkündigen. Ihre erste Station nahmen sie in jenem Heiligthum, das der Königin überlassen war. Dann zogen sie mit dem silbernen Kreuz und dem Bild des Erlösers in Canterbury ein. Die Bekehrung hätte schon in dem Volk Wurzel geschlagen, ehe der König übertrat. Nicht ein Landesbischof taufte ihn, sondern ein aus der Fremde herbeigekommener Missionar, der erst nachträglich zum Bischof geweiht wurde [1]).

Die Klugheit der Missionare, welche die Tempel nicht zerstörten, sondern nur umweihten, trug nicht wenig zur Ausbreitung des Christenthums bei. Vielleicht war auch das priesterliche Ansehen, das dem König die alte Religion gewährte, den raschen Erfolgen der Mission in England förderlich. Diese selbst bekam durch die inneren Gegensätze in England zugleich ein kriegerisches Moment. Da die Briten sich weigerten, Augustin als ihren Oberen anzuerkennen, so soll er ihnen gesagt haben: „Da ihr nicht Frieden wollt mit den Brüdern, so sollt ihr Krieg haben mit den Feinden".

1) Beda Hist. eccl. I c. 23 u. 26.

Man will wiſſen, daß ein Anfall, den ein noch heidniſcher Führer der Angelſachſen auf die Mönche von Bangor machte, wobei er ganze Schaaren von ihnen niederhieb, auf Veranlaſſung Auguſtins geſchehen ſei[1]).

Wie Auguſtin in Kent, wirkte in Northumberland unter den Angeln Paulinus. Die Veranlaſſung der Aufnahme chriſtlicher Miſſionare war hier ungefähr dieſelbe wie in Kent. Der König des Gebietes, Edwin, warb um die Hand der Ethelberga, Tochter jener fränkiſchen Bertha und des Königs Ethelbert von Kent. Sie wurde ihm aber verſagt, weil es ungeziemend ſei, die chriſtlichen Sacramente durch Gemeinſchaft mit heidniſchem Götterdienſt zu beflecken.

Edwin machte ſich anheiſchig, ſie in Ausübung ihres Gottesdienſtes nicht zu ſtören und ließ hoffen, daß er ſelbſt übergehen würde. Hierauf konnte Ethelberga mit ihrem bereits chriſtlichen Gefolge dorthin ziehen. Unter den Prieſtern, die ſie begleiteten, war der vornehmſte Paulinus, der in Canterbury zum Biſchof geweiht wurde und die Bekehrung von Northumberland unternahm. Unter all den blonden, lebensfrohen Germanen machte die Erſcheinung des ſchwarzhaarigen, mageren, hochgewachſenen Miſſionars, der aber etwas gebückt einherging, einen beſonderen Eindruck. Er erſchien, wie Beda ſagt, ehrwürdig und furchtbar. Edwin, bei dem auch noch andere Motive, namentlich ein glänzender Sieg über die Nachbarn, mitgewirkt zu haben ſcheinen, nahm das Chriſtenthum an. Sein Oberprieſter ſelbſt wurde dazu geſtimmt, eine hölzerne Kirche zu York trat an die Stelle des heidniſchen Idols.

1) Im erſten Capitel meiner Engliſchen Geſchichte habe ich noch einige verwandte Züge beigebracht, die ich hier nicht wiederholen will.

Edwin wird bei Beda als großer und wohlthätiger Regent geſchildert, unter dem England eine allgemeine Sicherheit genoß [1]). Noch war jedoch das angelſächſiſche Britannien weder in ſich ſelbſt einig, noch gegen die nördlichen Feinde geſichert.

Ein Neffe Edwins, Oswald, hat zuerſt die allgemeine chriſtliche Idee in den Kämpfen gegen die nördlichen Nachbarn zur Geltung gebracht [2]). Er erfocht unfern der römiſchen Grenzmauern einen Sieg unter der Fahne des Kreuzes [3]).

Er trat dann als König zugleich der Picten, Scoten, Briten und Angeln auf. In Erinnerung an die Römer, aber im vollen Gefühl ſeiner Unabhängigkeit, nannte er ſich Imperator des geſammten Britanniens.

Doch fand auch das Heidenthum noch einmal an Penda von Mercia einen kraftvollen Repräſentanten. Dieſer Fürſt war, bereits fünfzigjährig, zur Herrſchaft gekommen; ſein Land war mehr mit britiſchen Elementen erfüllt, als die anderen, aber fortwährend finden wir ihn ſchlagen, fünf Könige hat er beſiegt, unter ihnen jenen Oswald. Dem nun ſetzte ſich Oswiu, der Bruder Oswalds entgegen; es kam am 15. November 655 an dem Fluſſe Winwaed (jetzt Broad-Are) zur Schlacht. Oswiu hatte nur eine kleine Schaar, aber er gelobte, wenn er ſiege, zwölf Klöſter zu erbauen und ſeine Tochter dem Kloſterleben zu widmen. Er ſiegte vollſtändig; der größte Theil der Feinde kam in der Schlacht oder in dem angeſchwollenen Fluſſe um.

1) Beda, H. eccl. l. II c. 17: Tanta autem eo tempore pax in Britannia quaquaversum imperium regis Aeduini pervenerat, fuisse perhibetur, ut sicut usque hodie in proverbio dicitur.

2) Beda, Hist. eccl. III, 6.

3) Im Jahre 635.

Hierauf wurde das Christenthum auch in Mercia fest begründet; aber noch war nicht entschieden, ob die Form der britischen Religionsübung, welche noch immer viele Anhänger zählte, oder die römische die Oberhand in den angelsächsischen Kirchen behaupten würde. Um den Streit zu entscheiden, berief Oswiu, der über die Frage des Osterfestes einen von seiner eigenen Gemahlin verschiedenen Ritus beobachtete, im Jahre 664 eine Synode von beiderlei Geistlichen, die nun ihre Gründe und Beweise gegeneinander vorbrachten. Der König entschied, freilich auf einen Grund hin, der nicht frei von Aberglauben war. Den größten Eindruck machte es auf ihn, daß dem heiligen Petrus die Schlüssel des Himmels anvertraut seien; er wolle dereinst nicht vergeblich an die Pforte des Himmels klopfen. Diesem naiven Glauben trat jedoch noch ein anderes Motiv von unleugbarem Gewicht zur Seite. Es bestand darin, daß in Gallien und Italien und über den ganzen Orient hin der römische Gebrauch vorwaltete; von dieser großen Gemeinschaft dürfe man sich nicht trennen und einen Ritus annehmen, der nur auf zwei vereinzelten Inseln und auch auf diesen nicht durchweg beobachtet werde [1]). Eben das aber entsprach der Idee. Die Angelsachsen wollten sich der großen Kirchengemeinschaft, welche die Welt beherrschte, anschließen, nicht mit den Britten

1) Im Namen des Agilbert, Bischof v. Wessex, spricht der alte Ilfrid, Beda, H. eccl. III, 25 (Mon. hist. Brit. I S. 201 A): Pascha quod facimus, vidimus Romae, ubi beati apostoli Petrus et Paulus vixere, docuere, passi sunt et sepulti, ab omnibus celebrari. hoc in Italia, hoc in Gallia, quas discendi vel orandi studio pertransivimus ab omnibus agi conspeximus; hoc Africam, Asiam, Aegyptum, Graeciam et omnem orbem quacumque Christi ecclesia diffusa est per diversas nationes et linguas uno ac non diverso temporis ordine gerere comperimus.

Gemeinſchaft machen, deren beſchränkte Nationalität ihnen gegenüber ſtand.

Hierauf wurde nun von dem römiſchen Biſchof ein Erzbiſchof nach Canterbury geſchickt: Theodor von Tarſus; ein Mann der zugleich als der Gründer der literariſchen Cultur und der Hierarchie in England betrachtet werden kann. Durch ihn iſt die Verbindung der romaniſchen Welt mit England befeſtigt worden.

Auf dieſe Weiſe nun iſt das römiſche Britannien von einem germaniſchen Stamme eingenommen worden. Die Angelſachſen haben es den Römern nicht etwa abgerungen; deren Macht war durch die continentalen Kämpfe bereits unfähig geworden, die höchſte Autorität im Lande geltend zu machen; die Sachſen erwarben dieſelbe in den inneren Kämpfen mit den Eingeborenen des Landes. Aber die Weltſtellung Britanniens wurde dadurch von Grund aus verändert. Alle ſeine Kräfte waren ſonſt dem Continent in einer oder der anderen Weiſe zu Gute gekommen; jetzt war es auf ſich ſelbſt beſchränkt und angewieſen. Und worauf es am Meiſten ankam: es gericth in die Hände einer ſeefahrenden Nation. Die britanniſchen Inſeln näherten ſich der Stellung, die ihre geographiſche Lage ihnen anweiſt. Was wäre wohl erfolgt, wenn die Eroberer nur ihren Inſtinkten von ehedem, ihrem einheimiſchen Glauben zugethan geblieben wären? Sie ſchloſſen ſich der Religion an, welche als die Religion des Menſchengeſchlechtes urſprünglich begriffen worden war.

Schlußwort.

Werfen wir noch einen Rückblick auf die Gesammtentwickelung des germanischen Lebens in seinen Beziehungen zum römischen Reich.

Im 4. Jahrhundert war das Imperium, welches noch immer die Welt zu umfassen meinte, im vollen Besitz seiner administrativen und militärischen Autorität. Im Inneren gerieth es jedoch in eine religiöse, nach Außen in eine nationale Verwickelung, deren Ausgang seine Zukunft bestimmen mußte. Der Kampf der Religionen war noch keineswegs ausgefochten. Aber überdieß trat in der christlichen, zu welcher die Kaiser sich nunmehr bekannten, ein Streit der Confessionen ein. Es war die Zeit der genialen Productivität der Theologie: was die tiefsten Geister auf dem Grund der Schrift gedacht hatten, wurde dann durch die Concilien sanctionirt. Dem aber konnte sich auch das Kaiserthum nicht entziehen; der Allgewalt des Imperiums gegenüber erhob sich die orthodoxe Lehre, die in der Kirche die Oberhand behielt, zu einer Macht, welcher die Kaiser, mochten sie an sich dazu geneigt sein oder nicht, durch den Wechsel der Ereignisse genöthigt, accedirten. In der Verbindung der Geistlichkeit mit dem Imperium bildete sich der griechisch-römische Katholicismus,

welcher die Abweichungen des Arianismus von ſich ausſtieß. Noch war dieſer Zwieſpalt im vollen Gange, als die Germanen, welche den Arianismus in der Zeit, in der ſich die Kaiſer noch zu demſelben bekannten, angenommen hatten, in das römiſche Reich eindrangen. Die Vandalen haben ſich ausdrücklich auf das Concil von Rimini bezogen. Wie ganz anders war das ſeitdem geworden. Die Arianer erſchienen als Gegner der Orthodoxie, der ſich die Kaiſer anſchloſſen. Wenn ſie nun in dem römiſchen Reiche Eingang fanden, ſo lag darin nicht allein ein nationaler, ſondern ein kirchlicher Gegenſatz gegen die höchſten geiſtlichen und kirchlichen Gewalten.

Dies große Ereigniß, das Eindringen der Germanen in das römiſche Reich, brauchen wir aber, wenn ich daran erinnern darf, nicht aus entfernten Völkerbewegungen herzuleiten, obwohl dieſe Einfluß darauf hatten. Es war in der Hauptſache eine Fortentwickelung der germaniſchen Geſchichte überhaupt. Die erſte Epoche derſelben umfaßt die Invaſion der Römer in Germanien und deren Zurückweiſung; die zweite den Jahrhunderte andauernden Streit an dem römiſchen Limes. Dieſem gehören die beiden noch vom Dunkel der Sage umgebenen Geſtalten der alten gothiſchen Stammeshäupter an: Hermanarich, der ein Eroberer, Athanarich, der ein friedlicher Fürſt in dem bereits eingenommenen Gebiete war. An eben dieſe knüpft ſich dann die dritte Epoche, die der Invaſion der Germanen in das römiſche Gebiet. In der Ausbildung und Ausbreitung ihrer Macht fanden die Gothen kraftvolle Nebenbuhler aus anderen Stämmen; Unglücksfälle traten ein, Mißhelligkeiten brachen aus, in deren Folge ſie gezwungen wurden, die römiſchen Grenzen zu überſchreiten.

Sie traten anfangs als Verbündete der Römer auf, was dadurch begünstigt ward, daß noch ein Kaiser ihres Bekenntnisses auf dem Throne saß; aber eben mit diesem geriethen sie in einen nationalen Widerstreit, durch den er vernichtet wurde. Und da sie nicht wieder vertrieben werden konnten, so gewann es der Nachfolger des geschlagenen über sich, sich mit ihnen zu verständigen und sie in seinen Dienst aufzunehmen. Aber dieser Nachfolger gehörte dem entgegengesetzten Bekenntniß an. Es war Theodosius, welcher demselben das Uebergewicht im Reiche verschaffte. Unter den Gothen lebte eben damals Ulfilas, der die Urkunden des christlichen Glaubens übersetzt und dadurch der Religion bei seinem Volke eine nationale Grundlage gegeben hat. Diese Verbindung nun zwischen zwei entgegengesetzten Nationalitäten und Confessionen schürzt den Knoten für die späteren Ereignisse.

Unter den in das römische Gebiet übergetretenen Gothen, die sehr bald ihr Uebergewicht im Gebrauch der Waffen inne wurden, traten dann zwei in sich entgegengesetzte, aber doch wieder gleichartige Tendenzen hervor. Die einen, die im regelmäßigen Dienst standen, meinten sich der neuen Reichshauptstadt Constantinopel bemächtigen zu können, nicht etwa um sie zu zerstören, sondern um eine gebietende Stellung, der kaiserlichen zur Seite, einzunehmen — wir sahen, wie Gainas bei einem Versuche dieser Art scheiterte. Die anderen unternahmen, sich in dem westlichen Reiche feste Sitze zu suchen; Alarich, der vor Allem daran dachte, eine unabhängige militärische Würde zu erlangen, wurde unter unaufhörlichen Verhandlungen bis vor das alte Rom geführt und nahm es wirklich ein. Aber Rom wurde damals durch seine Hülfsbedürftigkeit selbst gerettet, weder die Umgegend

der Stadt noch auch Italien überhaupt bot den Gothen eine feste Position dar, in der sie sich zu behaupten oder auch nur die erforderlichen Lebensmittel zu erlangen hätten hoffen dürfen. Wie Gainas vor dem neuen, so mußten die Kriegsgenossen Alarichs vor dem alten Rom zurückweichen. Wenn der Nachfolger Alarichs, Ataulf, wirklich sich mit dem Gedanken getragen, wie man von ihm sagt, Gothen und Römer zu Einem Reiche zu vereinigen, so ist es umsomehr anzuerkennen, daß er, da derselbe sich unausführbar erwies, eine andere Idee faßte, die wirklich ausgeführt wurde. Ataulf war nicht so bereit, in jedem Augenblicke zu schlagen, wie sein Vorgänger. Er nährte die umfassendsten Pläne, immer jedoch entweder durch Vertrag oder durch Unterhandlungen mit dem Kaiserthum verbündet. Indem er dessen Autorität in Gallien rettet, sucht er sich dem regierenden Hause durch eine Vermählung zu nähern. Hierauf sich stützend, macht er dann den Versuch, ein abgesondertes Gebiet im südlichen Gallien für sich und seine Gothen zu erwerben. In den Bezirken, die er zuerst an sich zu bringen trachtete, hat sich später wirklich das westgothische Reich erhoben.

Indeß waren andere Stämme mit ähnlichen Absichten in die occidentalischen Provinzen vorgedrungen, von denen die einen im östlichen Gallien, die anderen jenseits der Pyrenäen feste Sitze erlangten, unter Einwilligung der Provinzialen, die in dem allgemeinen Sturme lieber eine Abkunft mit dem Feinde schließen als seinen Plünderungen ausgesetzt und zugleich dem Gebot der römischen Staatsverwaltung unterworfen sein wollten. Aus diesen aber ging nun eine neue Generation hervor, die unter den Impulsen der kriegerischen Wanderlust und der Verwirrung der westlichen Hälfte des römischen Reiches noch bei Weitem selbständiger auftrat. Ein germanisches

Volksheer ſetzte nach Afrika über und nahm die Landſchaften ein, in welchen Karthago geblüht hatte, mächtig zur See und zu Lande. Eine Individualität ſtand an ſeiner Spitze, welche dieſer Stellung vollkommen gewachſen war, der König Gaiſerich, ein Mann von nie ruhendem kecken Unternehmungsgeiſt und treffender Erwägung ſowohl der äußeren Verhältniſſe zu Griechenland und Italien als der inneren Bedingungen einer dauernden Landesverwaltung, grauſam und barbariſch, zugleich aber intelligent und entſchloſſen. Wie ſehr verſchwinden Maſiniſſa und der ſpätere Hasdrubal gegen ihn; mit Hannibal freilich dürfte man ihn nicht vergleichen.

Bei dem zweifelhaften Verhältniß, das ſich dergeſtalt zwiſchen Römern und Germanen entwickelte, trat das große Völkeroberhaupt auf, das der hunniſchen Macht, die ſich neben den beiden ſtreitenden Weltelementen erhoben hatte und beide bedrohte, ein hiſtoriſches Gewicht gab. Die Germanen theilten ſich zwiſchen Attila und dem damaligen Führer der Römer, Aetius. Sowohl die Einen als die Anderen, die Führer der Oſtgothen, Gepiden, Heruler auf der einen, die der Weſtgothen und Burgundionen auf der anderen Seite erſchienen in untergeordnetem Verhältniß; ehrenwerth und tapfer, aber nicht ſelbſtändig. Das Meiſte leiſteten die, welche ſich den Römern angeſchloſſen hatten. Und dieſe nun behielten auch die Oberhand. Attila ging zu Grunde. Bei dem Falle Attilas traten aber auch die, welche mit ihm verbündet geweſen waren, in ihrer Selbſtändigkeit wieder hervor und nahmen von Oſten her eine eben ſo drohende Stellung gegen das römiſche Reich, wie die anderen im Weſten. Unter dieſen iſt ohne Zweifel der bedeutendſte der weſtgothiſche König Theoderich, der die Verbindung

ſeines Stammes mit den Römern in einer ernſtlichen Gefahr vollzieht und ſich dadurch erſt vollkommen einbürgert und eine feſte Stellung in Gallien gewinnt. Ihre gemeinſchaftliche Macht richtete ſich gegen die in Afrika aufkommenden Vandalen. Da vollzog ſich nun in dem weſtlichen Reiche jenes unſelige Ereigniß, welches dem in Rom reſidirenden Zweige des theodoſiſchen Hauſes ein Ende machte. Durch dies Ereigniß und die Folgen, die es nach ſich zog, wurde auch die Stellung der Germanen zum Reich weſentlich verändert. Die erſten Feſtſetzungen der Germanen in den römiſchen Provinzen waren unter Connivenz und ſelbſt unter Theilnahme der regierenden Gewalten geſchehen, immer unter dem Vorbehalt der oberſten Autorität des Kaiſerthums. Selbſt die Vandalen, welche durch Parteiungen unter den römiſchen Machthabern veranlaßt eigenmächtig vorgedrungen waren, ſind begierig, ſich mit dem Hofe von Ravenna zu verbünden.

Nach dem Abgang dieſes Hauſes waren die Germanen nicht gemeint, die Autorität, die ſich jetzt wieder in Conſtantinopel concentrirte, in der alten Weiſe anzuerkennen und nahmen eine, wenn auch nicht ausgeſprochen, doch factiſch unabhängige Stellung neben demſelben ein.

In Italien traten die Befehlshaber germaniſcher Milizen auf, welche zugleich römiſche Patricier waren und die natürliche Tendenz hatten, alle Einwirkungen, welche von dem Imperium in Conſtantinopel ausgingen, abzulehnen. Dem erſten, Ricimer, war es widerwärtig, Imperatoren neben ſich zu ſehen, deren Ernennung ſich von Griechenland oder vom römiſchen Senat herſchrieb: er warf ſie alle nieder. Dem zweiten, Odoaker gelang es, ſich mit dem Senat zu vereinigen und gegen Conſtantinopel eine ſolche Stellung zu nehmen, daß man es

dort aufgab, Italien unmittelbar zu beherrſchen. In Odoaker erſchien zuerſt die Idee eines unabhängigen Italiens inmitten der kämpfenden Weltmächte. Als Patricius hat er den politiſchen Gedanken einer regelmäßigen Einrichtung von Italien umſichtig und energiſch aufrecht erhalten. Aber ſeine Stellung litt an einem anderen Mangel. Dadurch, daß er mit den benachbarten germaniſchen Fürſten, welche Könige alter Herkunft waren, in Streit gerieth und die Intereſſen des römiſchen Reiches gegen ſie geltend machte, gerieth er in Verwicklungen, die eine ſtärkere Macht über ihn hereinzogen, als die ſeine war. Um ſeine Blutsverwandten, die rugiſchen Könige, an Odoaker zu rächen, erhob ſich der König der Oſtgothen, Theoderich, gegen denſelben. Durch die Haltung, die er in den inneren Entzweiungen und äußeren Verhältniſſen des conſtantinopolitaniſchen Reiches einnahm, hatte er ſich nicht allein feſte Sitze, ſondern ein überwiegendes Anſehen verſchafft, ſodaß der damalige Kaiſer ſeinem Verlangen, gegen Italien zu ziehen, nicht widerſtreben konnte noch mochte. Aus beiden Motiven, der Feindſeligkeit gegen Odoaker und der Verbindung mit Conſtantinopel, ging das Unternehmen Theoderichs gegen Italien hervor. Bis zur Ermordung Odoakers war und blieb er vollkommen Germane. Nach erfochtenem Siege ſetzte er ſich vor, die Inſtitutionen, auf welchen das römiſche Reich beruhte, und ſeine Cultur aufrecht zu erhalten, damit aber die Herrſchaft eines kriegeriſchen Stammes und ſeines Geſchlechtes zu verbinden. Durch die Ruhe und Folgerichtigkeit, mit der er ſein Ziel verfolgte, iſt er unſterblich geworden; er erſcheint als der Soſpitator der lateiniſchen Cultur in Italien und zugleich als das Oberhaupt aller germaniſchen Völkerſchaften, ein weſtrömiſcher Kaiſer — ohne dieſen Titel, aber

thatsächlich[1]). Er wußte das Bestehen einer eingedrungenen Kriegsmacht mit dem Bedürfniß des Landes zu vereinigen. Die vornehmste der Schwierigkeiten, auf die er stieß, war die Differenz des Bekenntnisses der italienischen Landeseinwohner und seiner Germanen. Da er aber durch seine Macht selbst den Besonderheiten der Confession, zu der sich die Lateiner den Griechen gegenüber neigten, Genüge that, so behauptete er sich ein Vierteljahrhundert lang in vollem Besitz der Gewalt.

Nun aber waren neben den gothischen und ostgermanischen Völkerschaften in dieser Zeit auch die westgermanischen in mannichfaltig abwechselnde Beziehungen zu dem römischen Reiche getreten. Die ersten Angriffe der Franken und Sachsen unter einem Führer, der ursprünglich selbst von den Franken herstammte, waren von Constantius zurückgeschlagen worden. Bald darauf traten aus den fränkischen Kriegsvölkern selbst Oberhäupter hervor, die sich im römischen Kriegsdienst Namen und Einfluß erwarben: Merobaudes, Arbogast, jener Bauto, dessen Tochter den Thron von Constantinopel bestieg. Nicht auf immer aber ließ die allezeit kampfbereite Nation sich durch ein ähnliches Verhältniß befriedigen. Verkennen wir nicht, die Umstände machten es unmöglich und luden sie zu größeren Unternehmungen ein. Daß das römische Reich keine feste Repräsentation im Occident hatte, daß Italien selbständig wurde, eröffnete den Franken den Weg zur Eroberung von Gallien. In Chlodwig fanden sie dann einen Fürsten, der seine Lage vollkommen verstand. Er schuf für sein Reich eine zwiefache, nationale Grundlage, indem er das Christenthum

1) Von der Stellung in Italien hat das schon Procop gesagt (Goth. I, 1: λόγῳ μὲν τύραννος ἔργῳ δὲ βασιλεὺς ἀληθής).

im Gegenſatz gegen die arianiſchen Abweichungen annahm, gewann er die romaniſche Bevölkerung und ihre geiſtlichen Vorſteher für ſich, und dabei blieb er, da ſeine Herrſchaft zugleich unvermiſchte germaniſche Population enthielt, mit dieſer in unterbrochener Gemeinſchaft. Das orthodoxe Chriſtenthum vereinigte die widerſtrebenden Elemente unter ſeinem Scepter. Nur durch die Ueberlegenheit des oſtgothiſchen Königs wurde Chlodwig abgehalten, weiter zu greifen, ſo daß die germaniſche Einheit ihrem Gegenſatz zum Trotz bis auf einen gewiſſen Grad zur Erſcheinung gelangte. Von vornherein läßt ſich nicht behaupten, daß dieſer Zuſtand unhaltbar geweſen wäre, vorausgeſetzt, daß der Oſtgothe Theoderich würdige Nachfolger gefunden hätte. Das allgemeine Leben der Germanen würde an ihnen einen Stützpunkt und die weiteſte Ausdehnung ſo im europäiſchen Oſten, wie vielleicht im afrikaniſchen Süden gefunden haben; die Balkanländer, die Theoderich noch größtentheils behauptete, würden in germaniſchen Händen geblieben ſein. Aber nicht allein die allgemeinen Tendenzen entſcheiden in dem Fortgang der Geſchichte; es bedarf immer großer Perſönlichkeiten, um ſie zur Geltung zu bringen. Zwei Ereigniſſe trafen zuſammen: Theoderich ſtarb, ohne einen Erben, der ſein Syſtem hätte fortſetzen können, zu hinterlaſſen; in ſeinem Hauſe und ſeinem Volke brachen vielmehr Entzweiungen aus, die das unmöglich machten. Dagegen beſtieg in Conſtantinopel ein Mann den Thron, der es verſtand, die innere Oppoſition, die ſeine Vorgänger geſchwächt hatte, niederzuhalten und die noch immer anſehnlichen Kräfte des Reiches anzuſtrengen und zu vereinigen, ſo daß von den germaniſchen Staatenbildungen keine einzige ihm gewachſen war.

Es war Kaiser Justinian, dessen wir so oft gedacht haben. Er faßte den Gedanken, der unabhängigen Macht der Germanen innerhalb der Grenzen des alten Reiches überhaupt ein Ziel zu setzen. Der Politik des Kaisers kam dabei Nichts mehr zu Statten, als daß die königlichen Geschlechter selbst eine starke Hinneigung zu Constantinopel zu erkennen gaben, aber nicht ohne damit in Widerspruch mit den rein germanischen Intentionen ihrer Völker zu gerathen. Selbst wenn in diesen Irrungen die Gewalt an andere Häupter überging, so wurden auch diese mit der Zeit von dem nämlichen Einfluß ergriffen. Gelimer wird trotz der tapfern Gegenwehr, die er geleistet, doch zuletzt zur persönlichen Unterwerfung unter Constantinopel vermocht. Auch der entschlossene Vitiges, der die Besitznahme von Italien sehr ernstlich gestört hat, fügt sich nach mancherlei Wechsel des Schicksals in ein ähnliches Verhältniß. Aber es gab auch entschlossene Gegner. Wie bei den Vandalen Tzazo einer gewesen war, so erhoben sich in Italien Oberhäupter wie Ildebad und vor Allem Totila. Hiebei erscheinen nun auch die Frankenkönige, welche mit eingeborener Thatkraft Verschlagenheit und allgemeine Umsicht vereinigen. Nach dem Tode des großen Ostgothenkönigs versäumen sie keinen Augenblick, dessen germanische Verbündete, die er aufrecht gehalten hatte, niederzuschlagen. Sie haben gern gesehen, daß die Gothen in dem peninsularen Italien und Sicilien zu Grunde gerichtet wurden; daß auch Oberitalien wieder unter die Oströmer gerathen solle, war ihnen höchst widerwärtig und sie suchten es zu verhindern. An den Franken fand Totila, der eine vielgestaltige Thätigkeit zur See und zu Lande entwickelte, seinen besten Rückhalt. Es kam eine Zeit selbst

unter Justinian, in welcher die oströmische Macht in Abnahme und Mißkredit gerieth. Aber eine neue große Anstrengung, bei der auch Germanen mitwirkten, entschied zu Gunsten der Oströmer. Totila und Tejas, die schlachtfertigsten Vorkämpfer, welche die Gothen nach dem Untergang Theoderichs überhaupt gefunden haben, vermochten der Disciplin und Strategie des Eunuchen nicht zu widerstehen. Selbst ein paar fränkische Heerführer, die den Versuch machten, sich Italiens zu bemächtigen, unterlagen demselben. Die Germanen verloren, wie das nördliche Afrika, so auch Italien so gut wie vollständig.

Justinian nahm dann auch die Küsten der pyrenäischen Halbinsel in Besitz. Seine Fahnen wehten in Bordeaux, er beherrschte Cantabrien, er suchte ein Verhältniß zu den Angelsachsen[1]). Wohin der Kampf einer einheitlich mit Verständniß und Energie geleiteten Macht gegen Volksstämme, die doch immer untereinander wieder in Streit lagen, hätte führen können, wer will es sagen? Aber auch das lag am Tage, daß sich von Constantinopel aus die römische Weltherrschaft nicht nochmals zu erneuern vermochte. Dazu war es in keiner Weise angethan, da es doch immer fremde Truppen für Geld ins Feld führen mußte. Schon zeigte sich, daß das griechische Reich selbst seine Siege nicht ertragen konnte. Den Anstrengungen gegen die Germanen standen andere zur Seite, welche die Behauptung der Macht in Asien bezweckten. Mit Justinians Tode ging das ganze System desselben zu Grunde. Gleich die erste Thron-

1) Anekdota c. 19: τοὺς βαρβάρους χρήμασιν ἐδωρεῖτο μεγάλοις ἄχρι ἐς τοὺς ἐν Βρεττανίαις ᾠκημένους, — in einem der glaubwürdigen Capitel.

veränderung brachte eine Abweichung von demſelben hervor. Die Subſidien, durch welche die unbotmäßigen Völkerſchaften, deren man bedurfte, gewonnen wurden, hörten auf gezahlt zu werden. Die Männer des Vertrauens, welche bisher vorgewaltet hatten, verloren ihre Autorität. In dieſer allgemeinen Verſtimmung der römiſchen Welt konnten die bis dahin in Abhängigkeit gehaltenen Stämme ſich wieder ſelbſtändig regen. Die Langobarden, die Juſtinian in Noricum angeſiedelt hatte, brachen jetzt in Italien ein. Ihre vornehmſte Stütze fanden ſie an den Avaren, Stammesverwandten der Hunnen, welche Juſtinian ebenfalls an ſich gefeſſelt hatte. Die Langobarden gaben dem germaniſchen Princip eine neue Repräſentation und bewirkten vor allem ſoviel, daß das oſtrömiſche Reich die Stellung, die es in Italien einnahm, nicht behaupten konnte.

Die Nachfolger Juſtinians hatten noch immer die alten Anſprüche des römiſchen Reiches nicht aufgegeben. Wir kennen die autoritativen Anmahnungen des Kaiſers Mauricius an Childebert von Auſtraſien; aber er fand damit keinen Anklang. Meinte man doch ſchon in den inneren Zwiſtigkeiten der Könige zuweilen ſeine Hand zu erkennen. Obwohl die Franken auch zu Zeiten den Langobarden feindſelig entgegentraten, ließen ſie es doch geſchehen, daß das langobardiſche Reich in Italien zu einer gewiſſen Conſiſtenz gelangte und die Oſtrömer auf wenige Landſchaften an der öſtlichen Küſte Italiens beſchränkt wurden.

Auf den Merovingern und ihrer Vereinbarung mit der Kirche, durch welche den Oſtrömern jede Einwirkung in Gallien unmöglich wurde, beruhte die Mächtigkeit des germaniſchen Princips, welches nun wieder hervortrat.

In der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts erhob es ſich zugleich auf der pyrenäiſchen und apenniniſchen Halbinſel.

Die Weſtgothen, durch das Eindringen Oſtroms in die Landſchaften, welche ſie als die ihren betrachteten, provocirt, boten alle die Kräfte, über welche das damalige Königthum verfügen konnte, gegen ſie auf. Der alte Kampf zwiſchen Arianismus und Katholicismus iſt damals auf der Halbinſel entſchieden worden. Leovigild glaubte noch einmal den Arianismus zur Herrſchaft bringen zu können, indem er ſich der Oſtrömer entledigte. Aber wie wäre damit ein ſicherer Zuſtand zu erreichen geweſen, da er dadurch mit den Franken nothwendig zerfallen mußte. Reccared zog es vor dem Beiſpiel der Merowinger zu folgen und zu dem katholiſchen Bekenntniß überzutreten: denn allein dadurch wurde es für die Gothen möglich, mit den Provinzialen in friedliche Verhältniſſe zu gelangen. Die gewaltſamen Fürſten, welche nur die Waffen zu ſchwingen gewohnt waren, mußten den religiöſen Anforderungen der Unterthanen Rechnung tragen. Der Gegenſatz gegen die oſtrömiſchen Anſprüche wurde ein Antrieb für die Germanen auf der einen und die Provinzialen auf der andern Seite, um ſich untereinander zu verſtändigen.

Durch die gräßliche Kataſtrophe des Mauricius geſchah dann nicht etwa, daß die Anſprüche von Conſtantinopel aufgegeben wurden, aber doch, daß man nicht mehr ernſtlich verſuchen konnte, ſie zur Geltung zu bringen. Es war ein gemeinſchaftliches Intereſſe der lateiniſchen Welt, ſich jetzt den Griechen zu opponiren; ſie wurden von der liguriſchen Küſte durch die Langobarden und von der ſpaniſchen durch die Weſtgothen entfernt, was um dieſelbe Zeit geſchah.

Das religiöſe Beiſpiel der Weſtgothen wirkte dann wieder auf die Langobarden. Auch ſie traten dem katholiſchen Bekenntniß der Italiener bei. Die Annahme des Katholicismus und die eigene Geſetzgebung in beiden nunmehr germaniſch-romaniſchen Reichen hängen zuſammen. Rothari und Kindaswinth ſind Zeitgenoſſen.

Es kann kein Zweifel darüber ſein, daß die Kirche bei der Verſchmelzung der beiden Nationalitäten, ſowohl in Gallien wie in Spanien und Italien das Beſte gethan hat. Das Bedeutende dabei iſt, daß dies durch verſchiedene Vereinbarungen geſchah, bei welchen die Oberherrſchaft der Könige, alſo auch die Abſonderung der drei Reiche gegeneinander gewährleiſtet wurde. In Spanien und in Gallien treten hiebei die Concilien in den Vordergrund, durch welche der gewaltſamen Ausübung der höchſten Gewalt, wie ſie ſich im Laufe der Zeit erhalten hatte, doch wieder Beſchränkungen auferlegt wurden. Die erſte Hälfte und die Mitte des ſiebenten Jahrhunderts haben dadurch eine beſondere Stelle in der Verflechtung der Begebenheiten, daß ſie, wiewohl unter ſteten inneren Kämpfen, zu dieſen Ergebniſſen geführt haben, die für die Geſchichte der Menſchheit unſchätzbar ſind.

Das Syſtem, welches hierdurch auf dem weſtlichen Continent begründet wurde, war bereits ſtark genug, auf Britannien zurückzuwirken. Wir wiſſen: hier hatte Alles inſofern eine andere Geſtalt, als es keine romaniſche Bevölkerung gab und die altkeltiſche, wiewohl chriſtlich, im Gegenſatz gegen die Germanen begriffen war. Entſcheidend iſt dann auch hier die Vereinigung der Germanen mit dem katholiſchen, galliſch-römiſchen Bekenntniß. Durch den Untergang der römiſchen Herrſchaft ſchien die Inſel von der hiſtoriſch ent-

wickelten, allgemeinen Cultur getrennt zu werden. Die Religion bahnte aber die engſte Verbindung an, nur mit dem Vorbehalt provinzialer Unabhängigkeit.

Dergeſtalt ſind in den Conflicten der Religion und Nationalität neue Reiche gegründet, Italien, Spanien ſind dadurch umgebildet, Gallien in das Reich der Franken, Britannien in ein angelſächſiſches Gemeinweſen verwandelt worden.

Es ſei mir geſtattet, dieſen Betrachtungen noch eine allgemeine Reflexion hinzuzufügen. Irre ich nicht, ſo beruht eben hierauf der Zuſammenhang der neueren Welt mit der alten und der älteſten. Wie die Religion überliefert wurde, nicht allein an ſich ſelbſt, ſondern in der Form, die ſie durch die Kirche empfangen hatte, ſo ſchloß ſie die Elemente der alten Cultur in ſich und konnte ohne dieſelben nicht fortgepflanzt werden. Mit dem Chriſtenthum wurden auch die wiſſenſchaftlichen und litterariſchen Inſtitutionen, inwiefern ſie in Zuſammenhang mit demſelben ſtanden, den neu entſtehenden Reichen und Nationalitäten überliefert. Weder die Philoſophie, noch auch die Geſchichte waren von der Kirche ausgeſchloſſen. Die kirchlichen Autoren ſelbſt knüpften an die Dokumente der älteſten Ueberlieferungen an. Durch das univerſal-hiſtoriſche Moment, welches hierbei zu Grunde lag und zur Erſcheinung kam, geſchah es, daß die älteſte Welt gleichſam auch als die Vergangenheit der neuen Nationen angeſehen wurde, bei denen ihre eigene Mythe und Sage daneben zurücktrat.

Etwas Aehnliches kann man von den Rechtsbegriffen ſagen, die ebenfalls einer unvordenklichen Vergangenheit entſtammen und nun in dem römiſchen Syſtem zugleich die

Grundlage der neuen Staaten und Reiche bilden. Doch geſchah das bei weitem nicht ſo ausſchließend durch das römiſche Gerichtsweſen, wie auf der anderen Seite durch die Kirche. Dem römiſchen Rechtsbegriff ſtellten ſich die nationalen Gewohnheiten entgegen, aus beiden hat ſich der noch in ſeinen Anfängen begriffene Staat entwickelt.

Damit hingen denn auch die Einrichtungen der Adminiſtration zuſammen, welche in den eigentlich romaniſchen Ländern fortbeſtanden. Sie mußten ſich mit der den Germanen eingeborenen Sinnesweiſe ausgleichen. Der Begriff des Imperiums erfüllte noch immer den geiſtigen Horizont, obwohl ſeine reale Macht im Occident verſchwand. Die Conſtituirung der höchſten Gewalt in den neuen Reichen knüpft an die Tradition deſſelben an; zugleich aber wurde die expanſive Bewegung der großen Ideen der geographiſchen Schranken überhoben, welche das Beſtehen des römiſchen Imperiums ihnen ſetzte. Die Verbindung der Cultur mit dem Gehorſam gegen den Imperator hörte auf; Nichts ſtellte ſich der Ausbreitung derſelben über die bisherigen Grenzmarken hinaus entgegen. Die neuen Reiche wurden Werkſtätten des allgemeinen und beſonderen Lebens der Menſchheit.

Analekten.

Wenn ich dem vorliegenden Bande ſogleich kritiſche Erörterungen beifüge, ſo habe ich dabei nicht allein die Förderung der gelehrten Studien über dieſe Epoche im Auge. Mein Motiv iſt noch ein anderes. Nicht bloß als Materialien ſind die Werke zu betrachten, aus denen wir die Geſchichte der Zeit kennen lernen. Denn die Thatſachen reflektiren nur ſehr mittelbar in den Schriftſtellern, die darüber berichten. Dieſe haben vielmehr ihren beſonderen Standpunkt, aus welchem ſie die Thatſachen anſehen und beſchreiben. Kritik würde undankbar, ſelbſt widerwärtig ſein, wenn man ſich nur mit den Fehlern beſchäftigen wollte, die in den Schriftwerken, aus denen man ſchöpft, etwa vorkommen mögen. Ihr Beruf iſt, die Autoren ſelbſt zu begreifen und zu würdigen. In jedem derſelben tritt die Entwickelung der Zeit, der Religion, der Nationalität, der er angehört, uns entgegen.

Ich beginne mit einer Schrift des Euſebius, in welcher die chriſtliche Auffaſſung die Oberhand über eine rein hiſtoriſche erhalten hat, und gehe dann zu Zoſimus über, bei dem hinwiederum die Reaktion des heidniſch-altrömiſchen Geiſtes gegen das Chriſtenthum und die eingedrungenen Germanen auf das Schärfſte zum Ausdruck kommt. Ich will hierauf des Procop gedenken, der eine Weltanſchauung reproducirt, wie ſie in der alten Hiſtoriographie, namentlich durch und ſeit Polybius ausgebildet worden war; er iſt jedoch kein Feind des Chriſtenthums und den Germanen widmet er lebendige Anerkennung.

Die erſte Schrift, in welcher der germaniſche Geiſt ſelbſt zum Ausdruck gelangt, iſt das Buch des Jordanes über

die Gothen; es bewegt ſich noch in unmittelbarer Anlehnung an die römiſche Welt. Beſonders produktiv iſt das ſechſte Jahrhundert für die Hiſtoriographie geweſen. Wie Procop und Jordanes, ſo gehört auch Gregor von Tours demſelben an; bei ihm aber tritt die Heiligenlegende und ſelbſt die dogmatiſche Ueberzeugung in den Vordergrund, nicht jedoch, ohne daß dabei die germaniſche Tradition in lebendiger Vergegenwärtigung erſchiene. Es ſind alles Werke, welche die Signatur des Momentes ihrer Entſtehung an ſich tragen. Indem wir die Thatſachen aus ihnen entnehmen, lernen wir auch die Geiſtesentwickelung und den litterariſchen Zuſtand der Epoche kennen.

I.

Euſebius über das Leben Conſtantins.

Nicht eigentlich als Biographie bezeichnet Euſebius die Schrift, die unter dieſem Namen bekannt iſt; das Original führt den Titel: *Εἰς τὸν βίον τοῦ μακαρίου Κωνσταντίνου τοῦ βασιλέως λόγος πρῶτος* u. ſ. w.[1]), was doch mehr eine Denkſchrift auf das Leben des erſten chriſtlichen Kaiſers andeutet, als eine regelmäßige Lebensbeſchreibung.

Euſebius hat über den Kaiſer mehr als einmal das Wort genommen — zum erſten Mal in der erſten Ausgabe ſeiner Kirchengeſchichte, welche urſprünglich mit dem neunten Buche geſchloſſen wurde. Der Augenſchein lehrt, daß die Worte, mit denen das neunte Buch endet, den Schluß des ganzen Werkes bilden ſollten. Das neunte Buch beſchäftigt ſich in den letzten Capiteln mit dem Siege Conſtantins über Maxentius und des Licinius über Maximin, die beide zuſammengefaßt als der Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum geſchildert werden. Euſebius iſt über den Kampf Conſtantins mit Maxentius ausführlich und belehrend. Dabei trägt er jedoch kein Bedenken, die Niederlage des Maxentius mit dem Untergang der Aegypter im rothen Meere zu vergleichen (c. 9, 2). Alles wird als das unmittelbare Werk Gottes betrachtet. So wird auch der Sieg des

1) So lautet die Ueberſchrift der einzelnen Bücher, der Titel der geſammten Schrift iſt: *εἰς τὸν Κωνσταντίνου τοῦ βασιλέως βίον λόγοι τέσσαρες*).

Licinius über Maximinus der göttlichen Einwirkung, der ἐπισκοπὴ τοῦ θεοῦ zugeschrieben (c. 10, 2). Gottes Werk ist es, daß die Truppen Maximins ihn plötzlich verlassen. Ueber den damaligen Zustand der orientalischen Provinz ist Eusebius, der zu dieser Zeit in derselben lebte, besonders unterrichtend.

Maximin kam dann um, von der Geißel Gottes getroffen (τὴν προσήκουσαν τιμωρίαν ὑπέχει ἀθρόᾳ θεοῦ πληγεὶς μάστιγι c. 10, 7.), worauf die bedrückten Kirchen wiederaufleben. Auf diese Weise, fährt Eusebius fort, wurden die Gottlosen weggefegt.

Wir haben des Eusebius bereits bei seinem chronologischen Werk und in seinen Beziehungen zu dem arianischen Streit gedacht. In seiner Kirchengeschichte nehmen wir dieselben Gesichtspunkte wahr: Anknüpfung an das höchste Alterthum und gläubiges Bekenntniß. Die Kirchengeschichte fällt ihm mit der Idee des Logos zusammen; er versäumt nicht eine Art von Bekenntniß einzuflechten, in welchem er die Anfangsworte des johanneischen Evangeliums mit den dogmatischen Ideen seiner Zeit verbindet. Er bezeichnet den Logos als den Herrn und König alles dessen, was lebe. Von der christlichen Doktrin setzt er voraus, daß sie die Urzeit beherrscht habe. Er theilt die Anschauung der ignatianischen Briefe, nach welcher das Christenthum älter war, als das Judenthum. Ueber Abraham drückt er sich sehr bezeichnend aus, wenn er seine Gottesfreundschaft und seine Rechtfertigung noch vor seine Beschneidung setzt; er habe auch von dem Sabbath nichts gewußt (I, c. 4, 3 ff.); das eine und das andere beruhe auf der Gesetzgebung des Moses (I, c. 2, 9). Die Wildheit der Nationen habe erst durch Gesetzgeber und Philosophen gebrochen werden müssen, ehe Christus selbst auf Erden erscheinen konnte (Hist. eccles. I, c. 2, 8). Da knüpft nun die neue Kirchengeschichte an, die von diesem höchsten supranaturalistischen Standpunkt ausgeht [1]).

Dabei erscheint dann die dämonische Gewalt, welcher Macht auf Erden gegeben ist, allezeit bestrebt, die Wahrheit zu ver-

1) Schon Baur: Die Epochen der kirchlichen Geschichtsschreibung S. 12 ff. hat aus diesem Gesichtspunkt die Oekonomie der eusebianischen Kirchengeschichte betrachtet.

nichten. Dieser wird schon bei dem Auftreten des Simon Magus die Absicht zugeschrieben, Rom zu präoccupiren, ehe es von dem neuen Glauben erreicht werden könne (II, 13). Der Satan sucht dann die bereits Bekehrten zu verfolgen, indem er zuerst die Gläubigen aus der bewaffneten Macht zu entfernen trachtet (was in der That die ursprünglichen Gesichtspunkte der diokletianischen Verfolgung nicht übel vergegenwärtigt), dann aber über den Stand der Privatleute seine Wuth ergießt, so daß eine Anzahl von Märtyrern zum Opfer fallen, deren Eusebius nach den verschiedenen Wohnplätzen, in denen sie sich befanden, Erwähnung thut. Von den Gewalthabern ist nur einer, Constantius Chlorus, duldsam gegen das Christenthum und ihm gewogen, dessen Macht dann auf Constantin übergeht. Den aber hatte Gott, so sagt Eusebius, schon im Voraus zum Kaiser bestimmt; er ist den Christen entschieden günstig, wofür ihm dann Gott die Siege verleiht, die er erficht. Die Kirchengeschichte ist hierüber um so lesenswürdiger, als sie noch vor der letzten Entscheidung des Kampfes geschrieben ist.

Eusebius stand damals nicht allein mit dieser Auffassung der Zeit. Das kleine Werk des Lactantius: de mortibus persecutorum gehört demselben Momente an. Lactanz, sehr arm und sehr alt, aber der beste Latinist seiner Zeit, war um das Jahr 317 der Lehrer des Crispus. Es war die Epoche, in welcher das System des Diokletian vernichtet worden war, aber in Licinius noch einen überlebenden Repräsentanten fand, der mit Constantin die höchste Gewalt im Reiche theilte. Das Büchlein ist gleichsam ein Triumphgesang des geretteten Glaubens über seine nunmehr besiegten Verfolger. Der Autor ist überzeugt, daß die Verfolgung an denen, welche sich einer solchen schuldig gemacht, durch einen bösen Tod gerächt worden sei. Was er nun hierbei über die frühere Geschichte beibringt, verräth nirgends eine besondere Kunde; eine sehr gute und eingehende aber legt er in den Zeiten dar, denen er näher stand. Er behandelt dabei zugleich das Leben und die Politik der Kaiser, welche die Christen verfolgt haben. Man lernt bei ihm die Kehrseite der viel gerühmten diokletianischen Verfassung kennen, deren Ursprung in der Vermehrung der Kriegslasten lag. Alles, was über Diokletian, Maximian und Galerius gesagt wird, ist von historischem Werth

und eigenthümlich. Fanatische Auffassung könnte man dabei nicht bemerken. Erst da tritt sein Religionsbegriff ein, wo er von dem Tode der Imperatoren redet. Da hatte sich derselben bereits die Ueberlieferung bemächtigt.

Man hat die Schrift für unächt erklären oder wenigstens dem Lactantius Firmianus absprechen wollen [1]). Ich denke jedoch, wenn man die in dem Inhalt zusammentreffenden Stellen der Institutiones divinae mit der Schrift de mortibus persecutorum vergleicht, so erkennt man aus der Verwandtschaft des Ausdrucks die Identität des Autors, und was dieser dann über den Kampf Maximins gegen Licinius beibringt, ist in sich so beschaffen, daß dabei an eine eigentliche Erdichtung gar nicht zu denken ist. Ich halte die Schrift für eine originale Reliquie der Zeit, welche dem Kriege des Licinius gegen Constantin voranging. Lactantius und Eusebius ergänzen sich gegenseitig dabei; zuweilen stimmen sie auch nur in der Annahme des Wunders überein, während sie in der Schilderung desselben z. B. bei dem Tode Maximins auseinandergehen. Die Aufgabe des Historikers ist hier ungefähr dieselbe wie in der alten Geschichte. Von dem eigentlichen Wunder, dem unmittelbaren Eingreifen der Hülfe und Strafe Gottes in die menschlichen Dinge, darf man abstrahiren; die Thatsachen, die dabei mitgetheilt werden, ohne daß gerade jene Idee sie beherrscht, kann man sich nicht entreißen lassen. Dieser Gesichtspunkt muß nun auch nach meinem Dafürhalten bei den Kirchengeschichtschreibern festgehalten werden.

Der oben erwähnte Bericht des Eusebius über die Kämpfe des Constantin mit Maxentius und des Licinius mit Maximin, schließt damit, daß das Reich dem Constantin und Licinius verbleibt, denen es von Rechtswegen zugehört. Dann aber nahmen die Angelegenheiten in jenem Zeitpunkt eine neue Wendung.

Ein Kampf zwischen den beiden Gewalthabern brach aus, in welchem Licinius unterlag. Dieser Kampf bildet den Inhalt des zehnten Buches der Kirchengeschichte des Eusebius. Es schließt mit denselben Worten wie das neunte, jedoch mit dem großen Unterschiede, daß Alles, was dort von Constantin und Licinius

1) Burckhardt ist in der zweiten Auflage seines Werkes über Constantin von dieser Meinung zurückgekommen.

zusammen gesagt wurde, hier mit Beziehung auf Constantin allein wiederholt wird. Das ist nun eben das Schicksal eines Autors, der die gleichzeitigen Begebenheiten schildert und sie zugleich auf die großen allgemeinen Ideen bezieht; er wird durch den Fortgang der Ereignisse selbst beeinflußt und in den Fall gebracht, die vorige Auffassung den eingetretenen Umständen gemäß zu modificiren. Aber Eusebius war noch nicht am Ende der Wandlungen angekommen, die ihn so tief berührten. In Folge der Niederlage des Licinius gelangte das Christenthum zu einer Herrschaft, wie man sie niemals hatte erwarten können. Die Gemüther wurden von einer Verehrung erfüllt, welche in Constantin gleichsam etwas Uebermenschliches erblickte.

In diesem Sinne ist der Panegyricus geschrieben, den Eusebius zur Feier der Tricennalien Constantins verfaßt hat. (*εἰς Κωνσταντῖνον τὸν βασιλέα τριακονταετηρικός*) [1]).

Er beginnt mit einem Hymnus auf Gott, der der höchste Imperator sei; es ist die Einheit Gottes, die hier gefeiert wird, und die unmittelbare Beziehung des göttlichen Wesens zu den irdischen Dingen und den religiösen Ereignissen, welche die Summe der christlichen Anschauung bestimmt. Daran knüpft sich die Lobeserhebung des Kaisers. Christus vernichtet die geistigen Gewalten, die auf den Menschen lasten und verjagt sie, der Kaiser hat die Feinde der Wahrheit verjagt (c. 2, 1). Christus erfüllt die Welt mit Vernunft, der Kaiser ist gleichsam der Dolmetsch des göttlichen Logos (*ὁ ὑποφήτης τοῦ θεοῦ λόγου*). Nachdem die Welt von Irrthümern gereinigt ist, ruft er die Frommen in Kirchen und Basiliken zusammen, nicht mehr zur Verehrung der Dämonen, sondern des wahren Gottes. Er feiert seine Tricennalien nicht mit Blut; er bringt Gott das vollkommenste Opfer dar, nämlich seine eigene Seele (*τὴν δ' αὐτῷ τῷ βασιλεῖ τῶν ὅλων προσφιλῆ καὶ χαρίεσσαν θυσίαν, αὐτὴν δηλαδὴ τὴν αὐτοῦ βασιλικὴν ψυχὴν καὶ τὸν νοῦν τὸν θεοπρεπέστατον ἀφιερῶν αὐτῷ*, c. 2, 3).

Alles, was von Constantin erwähnt wird, bezieht sich nur

1) Die Tricennalien feierte Constantin am 25. Juli 335. Die Schrift selbst ist später abgefaßt, wie sich aus der Hindeutung auf die Erhebung des Dalmatius und Hannibalianus ergiebt (c. 3).

darauf, daß in ihm selbst gleichsam der Rathschluß Gottes vollendet erscheint. Dieser ist in der Menschwerdung des göttlichen Wesens begriffen, welche nothwendig war, weil die Menschen ihn sonst niemals erkannt haben würden. Er vertilgt die bösen Gewalten, welche sich der Anerkennung des menschgewordenen Gottes entgegengestellt haben. Constantin erscheint als Vollender des christlichen Mysteriums, Niemand braucht ihn zu unterrichten, sondern er ist von Gott unterrichtet [1]). Allein davon will der Verfasser handeln; alles Andere wird ausgeschlossen, nur die große Thatsache wird hervorgehoben, durch welche der Kaiser den Zustand der Welt umgestürzt hat. Man kann diese Lobrede, die eine Art von Deifikation des Kaisers enthält, nicht ohne die Wahrnehmung lesen, daß das Menschliche ganz in dem Göttlichen aufgeht. Aber wie soll es möglich sein, auf diesem Grunde eine Lebensgeschichte der Person des Kaisers zu basiren.

In demselben Sinne aber ist nun auch das Werk geschrieben, welches als eine Lebensbeschreibung Constantins betrachtet von einer Generation der anderen überliefert worden ist; es ist erst nach dem Tode des Kaisers verfaßt. Eusebius wiederholt, was er schon im Panegyrikus gesagt hatte, daß Constantin der Freund Gottes gewesen sei; dafür nun habe ihn Gott zum Sieger über seine Gegner gemacht und alle, welche die Fahne der Empörung gegen ihn aufgepflanzt hätten, niedergeworfen. Die früheren Lebensereignisse Constantins werden nur kurz erwähnt. Der größere Theil des Buches ist mit den Handlungen Constantins zu Gunsten der Kirche angefüllt, die denn alle höchlich gepriesen werden. Die kleine Schrift schließt mit einer Art von Apotheose Constantins auf den Münzen, die ihn auf einem Viergespann gen Himmel erhoben von einer ihm aus den Wolken entgegengestreckten Rechten empfangen werden läßt (IV c. 73) [2]).

1) *ᾧ καὶ πρὸ τῶν ἡμετέρων λόγων θεὸς αὐτὸς ... δι' αὐτοῦ τοῦ κοινοῦ σωτῆρος καὶ τῆς αὐτοῦ σοὶ πολλαχῶς ἐπιλαμψάσης θείκῆς ὄψεως τὰ κρύφια τῶν ἱερῶν ἐξέφηνέ τε καὶ ἀπεκάλυψε.* c. 11.

2) Münzen dieser Art sind erhalten und von Eckhel, Doctrina numorum VIII S. 95 beschrieben; auf der Vorderseite lautet die Legende D V (nach Eckhel aufzulösen: Divus Victor) CONSTANTINUS PT AUGG (= pater trium Augustorum). Eine verwandte Vorstellung findet sich schon im Panegyrikus: *θεὸς αὐτὸς ἄνωθεν αὐτῷ δεξιὰν χεῖρα προτείνων, τέως ἁπάντων ἐχθρῶν καὶ πολεμίων νικητὴν αὐτὸν καθίστησι.* c. 10.

Eusebius billigt wenigstens den Sinn der bildlichen Darstellung. Er will Constantin nicht mit dem Vogel Phoenix vergleichen, der, nachdem er sich auf einem Hügel von Weihrauch verbrannt, dann wieder mit emporgehobenen Flügeln erscheine, sondern mit Christus, den er als Sämann betrachtet. So habe auch Constantin seine Söhne hinterlassen, um das religiöse Leben über die Welt auszubreiten.

Dieser drei Söhne, die, früher Cäsaren, jetzt Augusti geworden seien, hat er bereits im Anfang Erwähnung gethan (I c. 1). Es war eine neue Wandlung, die er erlebte, daß Constantin nicht mehr war. Einer neuen Zukunft sieht er sich gegenüber. Von allen Kriegsvorfällen und Gesetzesvorschriften abstrahirend, will er nur die religiösen Handlungen des Constantin feiern. (*μόνα τὰ πρὸς τὸν θεοφιλῆ συντείνοντα βίον λέγειν τε καὶ γράφειν* I c. 11, 2). Eigentlich sind es nur zwei Unternehmungen Constantins, die er mit eingehender Ausführlichkeit schildert: die Ueberwältigung des Maxentius und den Sieg über Licinius.

Wie er die Dinge faßt, so geräth er dabei nicht mit sich selbst in Widerspruch, wenn er von allen kriegerischen Verwickelungen absehen zu wollen erklärt hat und doch kriegerischer Unternehmungen und ihrer Erfolge gedenkt. In diesen hebt er eben nur die geistigen Motive hervor. Die größte aller Weltveränderungen hatte sich vor seinen Augen vollzogen. In dem Uebergewicht, welches das Christenthum über die heidnischen Religionen durch Constantin davongetragen hatte, lag eine neue Grundlage der Entwickelung; der Sieg des Christenthums über das Heidenthum wird als Sieg der Wahrheit über den Irrthum, der Gottheit über die Dämonen gefeiert.

Es sind nicht eigentlich die politischen Momente, die dabei hervortreten. Es ist das religiöse Ereigniß, dessen Impulse auch nothwendig überirdischer Natur sind. Was in den früheren Schriften des Eusebius angegeben worden ist, daß Maxentius wenigstens vorgegeben habe, ein Christ zu sein, daß Licinius Eifersucht gegen Constantin empfunden und nicht der zweite im Reiche habe sein wollen, sind historische Thatsachen, die hier gar nicht in Betracht kommen. Maxentius hat sich denn doch mit dem Aberglauben der Stadt Rom verbündet; er hat Zeichen-

deuter und Wahrſager (Hist. eccles. IX 2, 2; 9, 2) zu Rathe gezogen. In ihm ſtellt ſich die alte Welt dar, das Präſtigium der Hauptſtadt, welches ſie ſchon öfter in den Stand geſetzt hat, feindlichen Angriffen zu widerſtehen. Von Licinius verſichert Euſebius mit Beſtimmtheit, er habe ägyptiſche Propheten, Giftmiſcher, Theurgen conſultirt (vita Const. II c. 4). In einem dunklen Götterhain habe derſelbe dann ſeiner Umgebung vorgeſtellt, daß ſie den Dienſt der Götter erhalten müßten, um nicht zur Anbetung eines fremden Gottes genöthigt zu werden. Alles andere verſchwindet dem Euſebius vor dem großen Kampf zwiſchen Heidenthum und Chriſtenthum. Man begreift dieſe Anſicht vollkommen, ſie hat eine innere Wahrheit, wenngleich dieſelbe unter mancherlei Modificationen zu Tage tritt. Es iſt gleichſam die religiöſe Abſtraction der Geſchichte, welche Euſebius darſtellt. Worin aber lag das entſcheidende Moment? Euſebius iſt darüber keinen Augenblick zweifelhaft. Es iſt die Annahme des Kreuzeszeichens, hauptſächlich auch im Kriegsdienſte. Er legt daher großen Werth auf die Viſion am Himmel, welche Conſtantin vor dem Auszug gegen Maxentius zu Theil geworden ſei, ſo daß dann Gott ihm ſeinen Feind, der zugleich Gottes Feind war, in die Hände geliefert habe. Der Sieg über Maxentius iſt eben ein göttlicher Sieg über die Dämonen. Auch in dem Kampfe mit Licinius tritt dieſes Motiv beherrſchend hervor. Denn vor allem wird der Sieg, den Conſtantin erficht, dem vorangetragenen, heilbringenden Zeichen zugeſchrieben. Es iſt ein Gegengift (ἀλεξιφάρμακον) gegen jeden Verluſt. Wo es erſcheint, da weichen die Feinde, da iſt der Sieg.

Charakteriſtiſch iſt nun, daß ſich Euſebius in beiden Fällen auf das Zeugniß des Kaiſers ſelbſt beruft. Sogar einzelne Thatſachen z. B., daß ein Fahnenträger, der das heilige Zeichen einem anderen abgetreten habe, dann doch umkam, während dieſer und das Zeichen ſelbſt unter den unzähligen Geſchoſſen der Feinde unverletzt blieb, werden mit ausdrücklicher Beziehung auf ein zwiſchen dem Biſchof und dem Kaiſer vorgefallenes Geſpräch berichtet (vita Const. II c. 8). Die Ueberlieferung ſtammt aus einem chriſtoſophiſchen Geſpräch zwiſchen dem Kaiſer und dem Biſchof. Und wer wüßte nicht, daß bei jener wunder-

baren Kreuzeserſcheinung das Zeugniß des Kaiſers angerufen wird: der habe es dem Autor ſogar mit einem Schwur verſichert. Faſt das wichtigſte Problem von allen, das ſich hier der Kritik darbietet, iſt es, was man davon zu halten hat. Auf das Wunder kommt es hierbei nicht einmal eigentlich an. In der erſten Erzählung, welche Euſebius dem großen Kampfe gewidmet hat (H. eccl. IX. c. 9) iſt nur von Gebeten die Rede, nicht von dieſem Wunderzeichen.

Wenn er nun in der Vita das Wunder erzählt und ſich dabei auf die Verſicherung des Kaiſers bezieht[1]), ſo hat man wohl gemeint, er habe das erfunden, um ſich das Anſehen zu geben, als habe er das intimſte Vertrauen deſſelben genoſſen. Ich kann den Abſcheu nicht ausdrücken, den es erwecken würde, wenn Euſebius in der Mitte einer doch auf hiſtoriſchen Abſtraktionen beruhenden Erzählung das Zeugniß des Kaiſers aufgerufen hätte, das dann doch auf ſeiner Erfindung beruhen würde; er würde alsdann ein Verbrechen an der hiſtoriſchen Wahrheit begangen haben, was man dem um die allgemeine Geſchichte hochverdienten Biſchof nimmermehr zutrauen kann. Er glaubte die Wunder, wie ſo viele andere.

Die eigentlich hiſtoriſche Frage iſt nur die, ob der Kaiſer nicht ſelbſt dabei von einer Illuſion der Erinnerung betroffen worden iſt. Sie iſt vielleicht eine mehr pſychologiſche als eine phyſiſche und daſſelbe müßte man von jenen wunderbaren Ereigniſſen in den Kämpfen gegen Licinius ſagen. Ich will mich ſehr proſaiſch ausdrücken. Der Glaube, den die Krieger ſelbſt an die Macht des neuen militäriſchen Abzeichens hatten, wurde der Antrieb, der ſie vermochte, es unter allen Gefahren zu vertheidigen. Der Mann, der es einem anderen abgab, weil er es nicht vertheidigen könne, bewies eben, daß er dazu in der That nicht fähig war. In dem anderen entwickelte das Bewußtſein, ein heiliges Zeichen zu tragen, verdoppelte Tapferkeit. Man

1) Die Worte, in denen die Erſcheinung nach der Erzählung des Kaiſers beſchrieben wird, lauten: *τοῦ βασιλέως ὅρκοις πιστωσαμένου τὸν λόγον. ἀμφὶ μεσημβρινὰς ἡλίου ὥρας, ἤδη τῆς ἡμέρας ἀποκλινούσης, αὐτοῖς ὀφθαλμοῖς ἰδεῖν ἔφη ἐν αὐτῷ οὐρανῷ ὑπερκείμενον τοῦ ἡλίου σταυρὸν τρόπαιον, ἐκ φωτὸς συνισταμένου γραφήν τε αὐτῷ συνῆφθαι λέγουσαν τούτῳ νίκα* (I c. 28).

kannte noch nicht das Entscheidende. Der Kaiser, so fährt Eusebius fort, habe ihm erzählt, er habe überlegt, was die Erscheinung zu bedeuten habe; so sei die Nacht eingebrochen; da sei ihm im Schlaf Christus selbst erschienen (c. 29 ὑπνοῦντι ὀφθῆναι) mit demselben Zeichen, das er vorher am Himmel gesehen habe, und habe ihm befohlen, ein Nachbild des am Himmel erblickten Zeichens anfertigen zu lassen und dieses in der Schlacht den Feinden entgegenzusetzen; es werde ihm als Rettungsmittel dienen.

Der Ursprung der Legende rührt vom Kaiser selbst her und sie hat, wenn ich nicht irre, eine subjektive Wahrheit. In Allem, was wir von diesem erfahren, legt er einen Enthusiasmus an den Tag, der auf der Gewißheit einer unmittelbaren göttlichen Hülfe beruht. Er war noch nicht ein Christ im gewöhnlichen Sinne des Wortes; er ist, wenn jemals, doch gewiß nur unmittelbar vor seinem Tode getauft worden. Aber von der übermenschlichen Wirkung des Kreuzeszeichens war er alle Zeit überzeugt. Die göttliche Kraft des Kreuzes setzte er der Hülfe der Götter, welche der Feind heraufbeschwor, entgegen. Die Haruspices hatten ihm widerrathen, gegen Rom vorzurücken; er that eben das, was sie ihm widerriethen. In den Bewegungen der Seele, die einem solchen Entschluß vorausgehen mußten, hatte er diese nächtliche Vision. Beim Kaiser entsprang sie in einem Augenblicke, in welchem die Seele mit sich selbst kämpfend, ihren großen Entschluß faßt. Es ist ja auch wohl sonst vorgekommen, daß alsdann die Erwägungen sich unbewußt in Wahrnehmungen abspiegeln, die doch jenseits des Kreises der menschlichen Dinge liegen. Etwas Aehnliches haben wir in jener Erscheinung bemerkt, welche Brutus vor Philippi, welche auch Julian bei seinem Auszug aus Gallien und vor seiner letzten Niederlage gehabt haben sollen und, gehabt haben mögen. Es waren große, weltgeschichtliche Streitfragen, welche die Führer in dem Kampfe mächtiger erregten, als sie wohl selbst meinten. Was hätte sich aber mit dem Augenblick vergleichen lassen, in welchem Constantin von einem Glauben zum andern überging. Das Kaiserthum hatte sich auf den alten Religionen aufgebaut. Die ganze Macht, die es erworben hatte, wendete es nun zu Gunsten der neuen an. Wie hätte nicht dieser Moment die Seele des Fürsten, der sich der Tragweite

seines Schrittes vielleicht nicht vollkommen bewußt war, aber sie doch ahnen mußte, in ihrer innersten Tiefe aufregen sollen. Man muß Gewicht legen auf das Zeugniß des Bischofs, daß der Kaiser selbst von der mysteriösen Macht des Kreuzes erfüllt war. Von den beiden Erscheinungen aber, die er berichtet, kann man die eine, die optische Illusion, ruhig fallen lassen, der Kaiser hat an sie geglaubt. In der Aufregung des Moments hat er das Unmögliche für wahr gehalten. An diese aber knüpft sich dann die nächtliche Vision, durch welche eigentlich Alles entschieden worden ist. Bei dieser bedürfen wir weder der Mitwirkung der Wolken, noch der untergehenden Sonne. Sie ist ein innerer Vorgang, dessen Wurzel einzig in der religiösen Empfindung liegt. Eigentlich hat auch nur diese eine wesentliche Nachwirkung ausgeübt.

Die griechischen Kirchenhistoriker, welche Eusebius fortsetzten, wiederholen die Naturerscheinung am Himmel und suchen sie noch mehr zu bekräftigen (Sokrates I. c. 2 S. 37, A. Migne)[1]. Der Uebersetzer des Eusebius in das lateinische Idiom, Rufinus, übergeht sie vollkommen. Er erzählt dann, Constantin, der angesichts des bevorstehenden Krieges in Sorgen ist, erhebt oft seine Augen zum Himmel und bittet um göttliche Hülfe, da sieht er im Schlummer (per soporem) im Osten am Himmel in feurigem Glanze das Zeichen des Kreuzes; er sieht Engel neben sich stehen, die zu ihm sagen: Constantine, ἐν τούτῳ νίκα (IX, c. 9), dieselben Worte, die nach der ersten Tradition an dem lichten Abendhimmel sichtbar geworden sein sollen. Das Kreuz wendet der Kaiser dann als militärisches Abzeichen an; er führt es zugleich aus Gold gefertigt in seiner Rechten: denn dahin hauptsächlich ist die Absicht gerichtet, das Labarum zu erklären, durch welches die altrömischen Feldzeichen verdrängt worden sind[2]. Weiter berichtet

1) Sozomenos (I, c. 3) berichtet zuerst die nächtliche Erscheinung; dann wiederholt er die Erzählung des Eusebius unter ausdrücklicher Berufung auf denselben.

2) Auf einigen Münzen Constantins kommt das Labarum mit dem christlichen Monogramm vor. (Eckhel VIII S. 83 ff.). Münzen seines Sohnes Constantius (wie solche des Vetranio und des Gallus, als Cäsar: Constan-

Rufinus, wie Conſtantin darüber in einen inneren Conflikt mit ſich ſelbſt gerathen ſei, daß er, der an Frömmigkeit und Religion alle früheren Herrſcher zu übertreffen gewünſcht habe, nicht nur das Vaterland, ſondern Rom ſelbſt mit Krieg zu überziehen genöthigt ſei; er bittet Gott, es möge ſeine Rechte, die er durch das heilige Zeichen gefeſtigt habe, nicht mit römiſchem Blute befleckt werden; ihm, der Tag und Nacht darum bat, gewährt dies die göttliche Gnade. Weder die Vita noch die Hist. eccl. kennen dies Ereigniß. Sie berichten Nichts von dem Gebet Conſtantins. Euſebius erzählt ohne jede Einleitung: damit Conſtantin nicht alle Römer um Eines Tyrannen Willen zu bekämpfen gezwungen ſei, habe Gott den Maxentius wie mit Ketten vor die Thore herausgezogen. (Hist. eccl. IX. c. 9.) Wie ſehr man damals geneigt war, die Ereigniſſe, die man erlebte, von überirdiſchen Einwirkungen herzuleiten, davon haben wir noch ein anderes Beiſpiel in einem heidniſchen Bericht über die Schlacht des Conſtantin gegen Maxentius.

Nazarius berichtet in ſeinem Panegyrikus auf Conſtantin von einer Hülfsmacht, die dem Conſtantin zugezogen ſei; man wiſſe nicht woher, aber mit wunderbaren Abzeichen und von ſchrecklichem Licht umfloſſen, die man einen Augenblick geſehen, dann aber nach erfochtenem Siege nicht mehr erblickt habe. Man meinte Conſtantius Chlorus, ſelbſt ein Gott, habe ſie ſeinem Sohne zugeſandt (c. 14). In dieſer Sage iſt vom Chriſtenthum nicht die Rede. Die himmliſchen Schaaren tragen nicht etwa chriſtliche Abzeichen. Sie kommen von Conſtantius geſchickt dem Sohn, der dieſelbe Sache verficht und geeigneter iſt ſie auszuführen, zu Hülfe. Es iſt alſo eine, die ſich auf den Gegenſatz des Conſtantius gegen die übrigen Machthaber gründet. Der Augenſchein lehrt, daß wir uns hier in einem Kreiſe von Legenden befinden, in welchen das Heidenthum ſich ſogar mit dem Chriſtenthum berührt. Der Sieg, den Conſtantin erfocht, war ſo unerwartet und erſchien ſo höchſt außer-

tius Junior) haben auf dem Revers die Legende: Hoc signo victor eris; Victoria krönt den Imperator, der in der rechten Hand das Labarum mit dem Monogramm, in der linken eine Lanze hält. (Eckhel VIII S. 124.)

ordentlich, daß man denselben dem Einfluß höherer Mächte zuschrieb. Bei Nazarius hat derselbe einen dämonisch-genealogischen, bei Eusebius und Rufinus einen durchaus christlichen Anflug.

Ich hoffe, man wird mich nicht einer Blasphemie zeihen, wenn ich die kirchliche Tradition und die heidnische Legende nebeneinander stelle. Aber die heidnische ist ja doch nur eine Seifenblase der Phantasie und mit Recht in Vergessenheit gerathen. Die christliche dagegen hat einen tieferen Grund in ihrem schon angedeuteten psychologischen Ursprung, der doch wieder religiöser Natur ist. Jene beruht auf der Deifikation eines verstorbenen Kaisers nach den bisher üblichen Vorstellungen; diese drückt die Unterwerfung des Kaiserthums unter die allgemeine Religion aus. Nochmals will ich zu dem Geheimnißvollen mich nur als Historiker verhalten. Ueber das Objektive, das Mysterium, hat die Historie kein Urtheil, aber das subjektive Moment, inwiefern es sich aus den Aeußerungen des Betroffenen entnehmen läßt, darf sie nicht mit Stillschweigen übergehen. Der Kaiser hat dem Bischof davon gesprochen, der Bischof seine Worte der Nachwelt überliefert und wir sind demselben sogar Dank dafür schuldig. Denn, wie es sich auch mit dem Mirakulosen verhalten mag, so läßt sich doch aus der Erzählung die Stimmung des Kaisers im entscheidenden Augenblick mit Sicherheit abnehmen. Diese aber beruhte auf einer von langer Hand angebahnten, in der Tiefe der Seele ruhenden, religiösen Ueberzeugung, die inmitten der Krise die Oberhand erhielt.

Bei der ganzen Darstellung des Eusebius wird man sich immer des Gedankenganges, der ihm eigen ist, erinnern müssen. Alles beruht darauf, daß sich Constantin um den Sieg des wahren Glaubens unendlich verdient gemacht habe und von Gott dafür unmittelbar belohnt worden sei. Der habe ihm langes Leben, viele Siege und ein glückliches Ende verliehen. Daß dabei die Menschlichkeiten zurücktreten, versteht sich von selbst. Des Crispus und seiner Katastrophe konnte hier nicht gedacht werden. Ueberhaupt finden sich in der Lebensbeschreibung Abweichungen von den früheren Texten, von denen ich bekennen will, daß sie mich anfangs sehr stutzig gemacht haben. Bei näherer Betrachtung erwiesen sie sich aber als wenig bedeutend. Es sind nur stärker aufgetragene Farben und Weglassungen, wie

sie dem oratorischen und zugleich religiösen Zwecke des Autors entsprechen. An der Wahrheit der Thatsachen, die übrigens berichtet werden, darf man darum nicht zweifeln. Bei einer historisch-kritischen Darstellung wird man immer auch die früheren Arbeiten des Eusebius berücksichtigen müssen, nicht allein die letzte, aber auch diese hat ihren besonderen Werth. Nirgends findet man eine anschaulichere und unbefangenere Darstellung des Concils von Nicäa, als eben bei Eusebius. Aber freilich ist es auch hier nur der religiöse Gegenstand des kirchlichen Zwistes, was seine volle Aufmerksamkeit auf sich zieht. Diesen Gesichtspunkt hält er bei allen seinen Mittheilungen fest. Selbst wenn er einen Krieg gegen die benachbarten Sarmaten erwähnt, so geschieht es nur mit der Versicherung, daß sie unter dem heilbringenden Zeichen des Kreuzes besiegt worden seien. Die Erzählung von den letzten Augenblicken Constantins und seiner Aufnahme in die christliche Gemeinde ist in ihrem geheimnißvollen Dunkel charakteristisch und werthvoll. Seiner biographischen Denkschrift hat Eusebius einen unschätzbaren Werth dadurch gegeben, daß er eine Reihe von Constantins Briefen mitgetheilt hat, die den Inhalt seines Wesens und den Umfang seiner religiösen Ideen besser bekunden, als alles Andere, was wir von ihm wissen.

Man sieht das christliche Imperium gleichsam an der Arbeit, um sich im Innern freie Bahn zu machen, ohne doch die bestehenden Reichsordnungen zu vernichten, und nach Außen einen über die nachbarlichen Zerwürfnisse hinausgehenden friedlichen Zustand zu gründen. Das hängt nun aber Alles mit den kirchengeschichtlichen Ideen, wie sie Eusebius schon längst ausgesprochen hatte, genau zusammen. Mir ist auffallend, daß in dem Schreiben Constantins bei der Errichtung der Kirche von Mambre dieselben historischen Ansichten vorkommen, zu denen Eusebius sich bekennt. Wir berührten oben, wie der Kirchenvater sich über Abraham und dessen Stellung vernehmen läßt. So sagt nun auch der Kaiser in jenem Schreiben, Abraham ist der Freund Gottes, Gott selbst hat ihn im Hain von Mambre besucht und dann verkündigt, daß alle Welt in ihm gesegnet werden solle (v. Const. III c. 53 S. 212 ed. Heinichen). In der Erfüllung dieser Prophezeiung liegt die Vollendung

der Geschichte. Man erkennt, um darauf zurückzukommen, darin auch den Faden, welcher die historischen Arbeiten des Eusebius verknüpft. Er hauptsächlich hat, wie am Schluß des 1. Bandes ausgeführt worden ist, die Verbindung der griechischen Geschichte mit der ältesten orientalischen eingeleitet, was insofern einen theologisch-mystischen Grund hatte, als es eben die christliche Idee war, welche die ältesten Erinnerungen des Orients mit seiner Zeit verband. Diese theologischen Ideen führt er in der Kirchengeschichte bis auf sein Jahrhundert aus; in dem Leben Constantins entwickelt er sie in Bezug auf die Ereigniſſe seiner Zeit.

Gerade diese Zusammenfassung des Entlegensten mit dem Nächsten verschaffte den Arbeiten des Eusebius eine unberechenbare Ausdehnung und Einwirkung auf die Nachwelt.

Eusebius hatte zunächst für die Griechen geschrieben. Hieronymus hat dann die eusebianischen Auffassungen in das Abendland verpflanzt. Er übertrug die chronographische Arbeit des Eusebius nicht allein in das lateinische Idiom; er fügte ihr Zusätze hinzu, durch welche sie auch für das vierte Jahrhundert gleichsam ein Handbuch und Muster für die wurde, die sich mit der Aufzeichnung historischer Ereigniſſe beschäftigten. Gerade das empfahl sie, daß sie die Urgeschichte mit der Geschichte der Zeit verknüpfte.

In ähnlicher Weise verhält es sich auch mit der eigentlichen Kirchengeschichte. Eusebius wurde in griechischer Sprache fortgesetzt. Diese Fortsetzungen sind dann in der Historia tripartita mit einigen einschlägigen Excerpten aus Eusebius selbst unter der Leitung Cassiodors ins Lateinische übersetzt und so dem Occident überliefert worden.

II. Zosimus[1]).

Die Historiographie des Alterthums setzt sich auch nach der Zeit Constantins, in welcher sie noch in den gelesensten Urhebern der Historia Augusta erscheint, einige Jahrhunderte fort. Es gab noch Talente, welche die wichtigsten Zeitereignisse eben in der Art und Weise der alten Historiographie zu beschreiben unternahmen. Der Kampf zwischen Constantius und Julian ist von Ammianus Marcellinus, die ersten Jahre der Nachfolger des Theodosius sind von Zosimus, Justinian und seine Kriege von Procopius dargestellt worden.

Welche Schwierigkeiten es hatte, in den Streitigkeiten, die Staat und Religion umfaßten, die Wahrheit zu finden, ersieht man besonders aus den Reliquien Julians selbst, in denen geradezu entgegengesetzte Ansichten vorkommen. Die ersten Reden sind ein Panegyricus auf Constantius; die ersten Briefe aber, ebenfalls historischer Natur, die er bei seinem Abfall z. B. an die Athener erließ, geradezu das Gegentheil, moralische Verwerfung, Feindseligkeit bis in den Tod. Ammian hat eine natürliche Vorliebe für Julian; in dem Streit desselben mit Constantius nimmt er Partei für ihn. Später aber scheut er sich nicht, auch die Mängel seiner Staatsverwaltung hervorzuheben. Er ist überhaupt tolerant gegen die Christen und theilnehmend gegen

1) Die älteren Ausgaben haben: *ἱστοριῶν νεῶν*, Reitemeyer nach den von ihm verglichenen Handschriften: *ἱστορίας νέας βιβλία ἕξ*. Reitemeyer hat seinen Ausgaben einen commentarius historicus hinzugefügt, eine der besten Arbeiten dieser Art, die wir besitzen.

die Barbaren. In dieser Hinsicht ahmt ihm Procop nach. Eine ganz andere Tendenz tritt bei Zosimus auf, dessen Lebenszeit in die erste Hälfte des sechsten Jahrhunderts fällt.

Zosimus war weder ein Kriegsmann wie Ammian, noch auch Civilbegleiter eines Oberfeldherrn, wie Procop; er war ein höherer Beamter, der in seiner Provinz ohne persönlichen Antheil an den eigentlich politischen Angelegenheiten lebte. Der prätorische Präfect des Orients hatte sechzig Anwälte des Fiskus unter sich mit der Bestimmung, über das Eingehen der Auflagen zu wachen. Zwei von diesen sechzig, aus der Reihe der übrigen gewählt, standen an ihrer Spitze und trugen eine besondere Verantwortlichkeit; sie empfingen dann den Titel Spectabilis und Comes. Zu diesen muß Zosimus gehört haben, da er die Titel Comes und Ἀποφισοσυνήγορος führt.

Die Eingriffe der Kaiser in die finanziellen Verhältnisse der Provinzen erregten seine Opposition, die doch insofern sehr weit ging, daß er die Monarchie überhaupt verwarf. Er ist nicht zufrieden damit, daß die Römer ihr aristokratisches Regiment in ein monarchisches verwandelt haben: denn ein Einzelner könne unmöglich das Nahe und Ferne zugleich verwalten und ausrichten. Er selbst war unter all den Veränderungen der Welt ein ergebener Anhänger des alten Götterdienstes geblieben. Er leitet Alles von dem Zwang der Mören oder den Abwandlungen in den Bewegungen der Gestirne oder den Rathschlägen der Götter her; die Gottheit begünstige die gerechten Anstrengungen der Menschen; bei einer Fruchtbarkeit an kräftigen Geistern gehen die Dinge gut, bei einem Mangel an solchen aber schlecht (I, 1, 5).

Zosimus sieht in dem Christenthum das Verderben des römischen Reiches. In dem Plan seines Werkes schließt er sich an Polybius an, freilich in der entgegengesetzten Tendenz; er sagt einmal, wie Polybius bemerkt habe, daß die Römer die Weltherrschaft in kurzer Zeit erworben haben, so wolle er darstellen, wie sie durch die Frevel der Römer — er bedient sich des homerischen ἀτασθαλίῃσιν — auch in Kurzem zu Grunde gerichtet worden sei (I, 57, 2).

Zosimus ist doch wohl der erste Autor, der die Geschichte

einer großen Epoche unter einem Gesichtspunkt darstellt, bei welchem die wirksamen und vorwaltenden Motive als eben soviel Verkehrtheiten und Verbrechen erscheinen; er verwirft nicht allein das Christenthum und die Vergeudung der Staatsmittel, sondern auch die Ursache der letzteren, die Verbindung mit den Barbaren, von deren Zuständen und Einwirkungen er jedoch keinen deutlichen Begriff hat; Paris ist ihm eine kleine Stadt in Germanien (III c. 9 in.). Zosimus ist ein auf einen engen Horizont beschränkter Reichsbeamter der alten Zeit, in seiner Erzählung aber sehr eifrig und, wenn wir so sagen dürfen, heidnisch-orthodox. Was er nun über die frühere Zeit beibringt, fällt nicht in den Kreis unserer Erörterung; doch denke ich, es ist nicht ganz zu vernachlässigen. Das Verhältniß von Papinian und Ulpian hat er, wie mir scheint, recht gut geschildert. Wir verdanken es ihm, daß wir den Zug Aurelians gegen Zenobia besser verstehen. Ueber die Schlacht von Emesa ist er wenigstens begreiflich (I. c. 53), während Andere den Erfolg einem Wunder zuschreiben. (Vopiscus v. Aurel. c. 25 : subito vi numinis, quod postea est proditum, hortante quadam divina forma per pedites etiam equites restituti sunt.) Auffallend ist aber gleich an dieser Stelle, daß er Probus in Aegypten umkommen läßt (I, c. 24), während doch nach allen Anderen es derselbe Probus war, der später als Kaiser eine so große Rolle spielte.

Seine Arbeit bekommt aber erst in den Zeiten der christlichen Imperatoren ihre volle Bedeutung, und ich darf nicht versäumen, einige Hauptmomente derselben einer näheren Erörterung zu unterziehen. Den Uebertritt Constantins zum Christenthum, der bei Eusebius den Gipfel seines Ruhmes bildet, stellt Zosimus im entgegengesetzten Sinne dar.

1. Constantin und seine Nachfolger.

Nach Zosimus waren die Unthaten Constantins so gräßlich, daß die alte Religion keine Sühne zuließ. Zufällig wird nun Constantin auf die bei den Christen geglaubte Vergebung der Sünden aufmerksam gemacht (II, 9, 6). Er tritt aber nicht etwa sogleich über, sondern fängt nur an, sich von den bisherigen römischen Diensten zu entfernen und verweigert eine Versammlung

aller Truppen auf dem Capitol an dem herkömmlichen Festtage. Der Haß, den er hiedurch auf sich zieht, veranlaßt ihn alsdann, sich eine andere Capitale zu suchen, wozu er Constantinopel wählt. Alles das bedarf kaum einer Widerlegung. Man weiß ja, daß die Hinneigung Constantins zum Christenthum schon vor seiner Ueberwältigung des Maxentius begonnen hatte; daß er seinen Sitz nach Constantinopel verlegte, weil dies für seine Herrschaft im Orient geboten schien. Mir will scheinen, als ob die Darstellung des Zosimus die Ansicht wiederholt, welche unter den Verehrern der alten Götter in Rom gang und gäbe geworden war.

Wo dieser Gesichtspunkt zurücktritt, möchte Zosimus wohl einige Beachtung verdienen, z. B. bei dem Zusammentreffen des Constantin mit Licinius bei Adrianopel.

Zosimus hat die Nachricht, Constantin habe dadurch gesiegt, daß er über den Hebrus (Maritza), der die beiden Lager von einander schied, indem er an einer Stelle, wo der Fluß schmal ist, eine Brücke zu schlagen sich anschickte, an einer anderen durch eine Furt übergegangen sei und zwar den übrigen voraus, er selbst mit blos zwölf Reitern (II, 22, 11). Die Feinde gerathen dadurch in großes Staunen (ἐστάναι κεχηνότας ἐπὶ τῷ τῆς διαβάσεως ἀδοκήτῳ) und weichen zurück. Dann folgen die übrigen Reiter und hierauf das Fußvolk. Licinius erleidet eine totale Niederlage, bei der 34 000 Mann umkommen. Die geringe Anzahl der Reiterschar, an deren Spitze Constantin erscheint, steht mit der ungeheuren Zahl der angeblich Getödteten in schneidendem Gegensatz.

Es giebt noch eine andere Erzählung über die Schlacht beim Anon. Vales. § 23 f., der aber von alledem nichts erwähnt. Nur der Gegensatz der beiden Armeen wird hervorgehoben: disciplina militaris und felicitas auf der einen Seite, auf der andern die Unordnung (sine ordine et confuse agens exercitus). Es sieht aus, als habe Constantin den auf den Abhängen einer Anhöhe gelagerten Feind angegriffen, welcher geschlagen wurde, indem er den Gipfel der Anhöhe zu gewinnen suchte.

Ich möchte Zosimus nicht der Lüge zeihen; die beiden Berichte lassen sich vereinigen, wenn man annimmt, daß die gallischen Reiter des Constantin, die sehr geübt waren über die Flüsse

zu ſetzen (wie ſie es in Britannien bewieſen haben), die Feinde dadurch in Verwirrung brachten, daß ſie unerwartet durch den Fluß, durch welchen dieſe gedeckt zu ſein meinten, ſetzten. Dieſer Angriff hat aber nothwendig, wenn er Erfolg haben ſollte, mit einer Maſſe geſchehen müſſen, welche eine ſolche Wirkung hervorbringen konnte.

Die Darſtellung der Regierungshandlungen Conſtantins athmet überall den giftigſten Haß. Zoſimus ſpricht ſich ausführlich gegen die Einrichtung der vier Präfecturen aus, die doch eigentlich nur die Conſequenz der von Diocletian eingeführten Theilung der Gewalt geweſen iſt (II, 33). Wenn er die Zurückziehung der Truppen von den Grenzplätzen ins Innere für ſehr ſchädlich erklärt, weil infolge davon den Barbaren geringerer Widerſtand entgegengeſetzt ſei, ſo beruht das auf einem Mißverſtändniß, einer Verwechſelung der Comitatenses und Pseudocomitatenses; nur die erſteren wurden in das Innere zurückgezogen, die letzteren blieben an der Grenze (Wietersheim III, S. 215).

Zoſimus ſchließt mit der Grabſchrift: Conſtantin habe den Staat auf alle Weiſe beſchimpft und verdorben. Seine gläubigheidniſche Auffaſſung ergiebt ſich u. A. daraus, daß er, das unaufhörlich ſteigende Wachsthum Conſtantinopels bewundernd, erſtaunt iſt, kein Orakel ſeiner Götter zu finden, durch welches dies vorhergeſagt würde. Er zieht dann aber einen Spruch der Sibylle herbei, in welchem den Bithyniern Unglück von Byzanz und deſſen Herrſchaft geweiſſagt wird (II, 37).

Die Erzählung des Zoſimus von den Ereigniſſen nach dem Tode Conſtantins iſt nicht ohne einen gewiſſen inneren Zuſammenhang. Die Söhne theilen das Reich, wobei Conſtantius, der mittlere, den Orient behält, die übrigen Reichstheile fallen den beiden anderen, Conſtantinus und Conſtans, gemeinſchaftlich zu (II, 39). Nun giebt es aber auch noch andere, welche Theil an der Gewalt haben (*συνῆρχον* c. 39, 4). Dieſe werden ſämmtlich getödtet; er ſchreibt ihre Ermordung dem Conſtantius zu (c. 40). Die beiden anderen Brüder gerathen bald nachher in Krieg mit einander, wozu Conſtans die Veranlaſſung giebt. Sie entzweiten ſich über den Beſitz Carthagos und des umliegenden Libyens und wegen Italiens. Nach einiger Zeit

greift Constans seinen Bruder an. Dieser wird von den Soldaten des Constans auf dessen Befehl ermordet (c. 41). Dann aber giebt sich Constans seinen bösen Gelüsten hin und übt Grausamkeiten aus, so daß alle ihm unterworfenen Völker mißvergnügt werden, und der Hof selbst sich gegen ihn erhebt unter der Führung des Marcellinus, der die Finanzgeschäfte verwaltet, und des Magnentius, dessen Erhebung keine weitere Schwierigkeit hat, — Constans flieht und wird getödtet.

Man kann in dieser Erzählung — ich möchte sagen: ein Manifest des Marcellinus und Magnentius sehen, womit sie ihre Erhebung entschuldigen. Daraus läßt sich aber der wahre Sachverhalt doch nicht abnehmen. Von vorn herein sollen die Brüder eine Art von Reichstheilung vorgenommen haben (*πρῶτον ἐνείμαντο τὰ ἔθνη* c. 39, 3), und zwar mehr aus jugendlicher Willkür als zum Besten der Gesammtheit — in der oben angegebenen Weise (*εἶχοντο τῶν πραγμάτων, τῇ τῆς νεότητος ἐνδιδόντες ὁρμῇ μᾶλλον ἢ τῷ τῶν κοινῶν ὠφελίμῳ*). Die allgemeine Uebereinstimmung der gleichzeitigen Autoren aber ist, daß bereits Constantin einem Jeden eine Verwaltung mit einer gewissen Selbständigkeit übertragen habe — im Norden und Süden den beiden älteren, in deren Mitte dem jüngeren. Das bedeutete ihr Titel Cäsaren. Man war erfreut, wie schon oben erwähnt, einen Augustus, welcher das Ganze, und die Cäsaren, welche große Provinzen verwalteten, einträchtig mit einander zu sehen. Denn früher hatte sich eben an den Gegensatz zwischen Augusti und Cäsaren die allgemeine Unordnung angeknüpft. Wie es sich damit verhalten habe, berichtet besonders die Historia miscella des Landulf, die aber an die Historia tripartita Cassiodors III, 12 und die Epitome des Victor anknüpft. In der Historia miscella wird zuerst die Bestattung Constantins ungefähr ebenso wie von Eusebius erzählt; von einer letztwilligen Verfügung desselben ist nicht die Rede. Dagegen folgt eine Aufzählung der damaligen Inhaber der Gewalt. Constantinus der Jüngere war von seinem Vater bei dem Fest der zehnjährigen Regierung zum Fürsten in den transalpinischen Gebieten, bei dem zwanzigjährigen Fest sein zweiter Sohn Constantius im Orient, endlich bei dem dreißigjährigen Jubelfest Constans zum Princeps in Italien, Afrika

und Illyricum ernannt worden. Das Wort principatus kann doch wohl nicht Anderes als das Recht einer fürstlichen Hofhaltung bedeuten. Die Worte stimmen ganz mit der Nachricht der Epitome des Victor überein; Landulf fügt nur den Anlaß der Erhebungen hinzu. Die Zeitbestimmungen, wie sie in der Historia miscella angegeben werden, sind nicht vollkommen genau; denn nicht bei den erwähnten Festlichkeiten sind die Erhebungen erfolgt, sondern die des ältesten Sohnes zwei Jahre nach den Decennalien, die der beiden anderen in zehnjährigen Abstufungen [1]). Aber das hat auf die Sache selbst keinen Bezug. Das Verhältniß läßt sich aus dem Panegyrikus des Eusebius, aus dem Jahre 335 abnehmen. Eusebius vergleicht da den Kaiser mit dem Sonnenlicht, welches durch seine Strahlen die entferntesten Regionen erleuchte; die Cäsaren betrachtet er gleichsam als Strahlen dieser Sonne. Von einer Erbtheilung ist dabei nicht die Rede, sondern nur von einem Antheil an der Verwaltung [2]); denn die höchste Gewalt behielt sich Constantin unbedingt vor. Aus dem Panegyrikus sieht man zugleich, daß die Aufstellung des Dalmatius in einem ähnlichen Lichte betrachtet wurde [3]). In diesem Sinne ist auch die Stelle in der

1) Die Erhebung des jüngeren Constantins erfolgte den 1. März 317 (Fast. Idat. Chron. Pasch. S. 523, 8 ed. Bonn.), die des Constantius im Jahre 323 nach der Chronik des Eusebius, am 10. October nach Ammian XII, 5, 1, am 8. November nach den Fast. Idat. und dem Chron. Pasch. S. 525, 10, die jedoch das Jahr unrichtig angeben; die des Constans den 25. Dezember 333 (nach den Fast. Idat.). Eusebius selbst giebt in der Vita und im Panegyrikus die Zeitbestimmungen für die Erhebung der Cäsaren nach den auf einander folgenden Decennien der Regierung Constantins an (τριακονταετηρικός c. 3 S. 417 ed. Heinichen: κατὰ τὴν πρώτην τῆς βασιλικῆς περιόδου δεκάδα, ἐπὶ τῇ δευτέρᾳ δεκάδι, ἐπὶ τῇ τρίτῃ δεκάδι); in der vita Const. IV. c. 40 haben die Zeitbestimmungen, obwohl in etwas abweichender Form gegeben, doch dieselbe Bedeutung (vergl. Vales z. St.); die unrichtigen Zeitangaben finden sich bei Sokrates noch nicht; sie sind vielmehr erst durch die ungenaue Uebersetzung der Stelle desselben in der Historia tripartita veranlaßt worden.

2) c. 3 ἐφ' ἑκάστῃ περιόδῳ δεκαετοῦς πανηγύρεως ἕνα τινὰ τῶν αὐτοῦ παίδων ἐπὶ τὴν τοῦ βασιλικοῦ θρόνου κοινωνίαν προχειριζόμενος.

3) c. 3 S. 418. ἤδη καὶ, τετάρτης ἀνακυκλουμένης περιόδου συναύξων τὴν βασιλείαν ἀφθόνῳ κοινωνίᾳ τοῦ γένους Καισάρων ἀναδείξασι. Auch aus einer anderen Vergleichung, deren sich Eusebius in

vita IV c. 51 zu erklären, in welcher Eusebius des Dalmatius nicht weiter gedenkt; es heißt in derselben, Constantin habe die Gesammtheit des Reiches, wie einen väterlichen Besitz überhaupt den Geliebtesten vermacht (*τὴν σύμπασαν τῆς βασιλείας ἀρχὴν τρισὶν τοῖς αὐτοῦ διῄρει παισίν, οἷά τινα πατρῴαν οὐσίαν τοῖς αὐτοῦ κληροδοτῶν φιλτάτοις*). Von einer eigentlichen Erbtheilung aber oder gar einer Abtretung der Reichsgewalt selbst war dabei nicht die Rede. Die Bezeichnung der drei Gebiete findet sich ebenfalls schon bei Eusebius. Man erkennt auch hier den Charakter der Vita wieder, in der sich die momentane Lage abspiegelt ohne Verletzung der Wahrheit. Sokrates, der ihn überhaupt hie und da berichtigt, giebt auch hier (I c. 38 S. 75) eine etwas abweichende Darstellung. Er erzählt einfach, daß den Cäsaren ein Antheil an der Regierung ertheilt worden sei (*καταστήσας τῶν μερῶν ἄρχειν*); dem ältesten seien die westlichen, dem zweiten die östlichen Provinzen zuertheilt worden, den Antheil des dritten bestimmt er nicht näher. Auf Sokrates muß deshalb Werth gelegt werden, weil er der Historia tripartita zu Grunde liegt, diese aber dem Landulf.

In der Epitome des Victor c. 45 werden die verschiedenen Gebietsbezirke gleichartig, aber noch genauer bezeichnet. Für Constantinus werden die transalpinischen Länder bestimmt, so daß dann für die Ausstattung des Constans Afrika, Italien, Illyrikum gewonnen wird. Daß auch Victor nicht etwa die spätere sondern die frühere Zeit im Auge gehabt, ergiebt sich daraus, daß er die Ausstattung der beiden Neffen Constantins, Dalmatius und Annibalianus in ihrem vollen Umfang hinzugefügt.

So hat auch der Anonymus Valesii: Gallias Constantinus minor regebat, Orientem Constantius, Africam, Illyricum et Italiam Constans. Den Tod Constantins erwähnt er erst

---

Beziehung auf das Verhältniß der vier Cäsaren zu dem Augustus bedient, geht deutlich hervor, daß Constantin selbst sich die oberste Leitung vorbehielt. c. 3 S. 419, *ὑπὸ μίαν ζεύγλην βασιλικοῦ τεθρίππου τέτταρας ὑποζεύξας αὐτὸς ἑαυτῷ οἷά τινας πώλους τοὺς ἀνδρειοτάτους καίσαρας ἡνίαις τε αὐτοὺς ἐνθέου συμφωνίας τε καὶ ὁμονοίας ἁρμοσάμενος ἄνωθεν ὑψηλῶς ἡνιοχῶν ἐλαύνει ... αὐτός τε τοῖς πᾶσιν ἐπιπαρὼν καὶ τὰ πάντα διασκοπούμενος.*

nachher; er ſpricht offenbar von dem Zuſtande, der bis dahin bereits vorhanden war. Und da gedenkt er dann auch des Dalmatius, des Neffen Conſtantins, der das Donauufer gegen die Gothen zu beſchützen hatte, und des Annibalianus, des Königs der Könige und der Völker am Pontus. Authentiſcher iſt ohne Zweifel Victor, der die Herrſchaft des Dalmatius über Thracien, Macedonien und Achaja ausdehnt [1]), Annibalianus über Armenien und die benachbarten Nationen regieren läßt. Man ſieht, in welcher Weiſe das Reich geordnet war, als Conſtantin ſtarb.

Zoſimus verſichert nicht allein, daß Dalmatius von Conſtantin zum Cäſar erklärt worden, ſondern auch, daß Annibalianus zum Nobiliſſimat d. h. einer Würde, die nur den Anverwandten des Kaiſers gegönnt wurde, erhoben worden ſei. Er bedient ſich des Wortes: *συνῆρχον*, was doch nichts anderes bedeuten kann, als daß ſie dem kaiſerlichen Hauſe angehörten; denn in dieſelbe Kategorie verſetzt er den Julius Conſtantius, Conſtantins Bruder, dem doch keine beſondere Provinz zugeſchrieben wird. Es ſind eben die erwachſenen Mitglieder des kaiſerlichen Hauſes, die nun nach Zoſimus ſämmtlich umgebracht werden, mit all den anderen, die bei Conſtantin in beſonderem Vertrauen geſtanden haben. Zoſimus nimmt alſo keine eigentliche Erbtheilung durch Conſtantin an; er beſteht auch nicht auf der früheren Ausſtattung der Cäſaren; er erklärt die Theilung für einen Akt der Willkür der drei Söhne. Erſt nachdem ſie das Reich getheilt haben, vernichten ſie ihre Verwandtſchaft; der Schuldigſte hiebei iſt Conſtantius, der mit ſeinem Vater in Ruchloſigkeit wetteifert. Ihm wird es dann zugeſchrieben, daß zuletzt auch Annibalianus ermordet wird, weil Conſtantius die Truppen veranlaßt habe auszurufen, daß ſie keinem Anderen als den Söhnen Conſtantins gehorchen wollen. Dieſen Ausruf nimmt er doch an; es iſt aber dieſelbe Anſicht, welche nach Euſebius gleich nach dem Tode Conſtantins noch vor der Ankunft des Conſtantius in Conſtantinopel gefaßt und dann von dem ganzen

1) Statt Dalmatiam Thraciam Macedoniamque et Achajam iſt Dalmatius Thraciam zu leſen.

Heere genehmigt wurde. Zosimus II c. 40: *ὡς οὐκ ἂν ἄρχοντος ἑτέρου πλὴν τῶν Κωνσταντίνου παίδων ἀνάσχοιντο.* Eusebius v. Const. IV c. 67: *μηδένα γνωρίζειν ἕτερον ἢ μόνους τοὺς αὐτοῦ (Κωνσταντίνου) παῖδας Ῥωμαίων αὐτοκράτορας.*

Zosimus ist gar nicht ohne eigenthümliche Notizen. Ihn durchaus zu verwerfen, würde unrecht sein — aber seine Ansichten sind unbegründet und nicht annehmbar. Aus den verschiedenen Nachrichten ergiebt sich nach meinem Dafürhalten mit Bestimmtheit: 1) daß kein Testament Constantins existirte; 2) bei seinem Tode aber die Söhne und zwei andere der nächsten Verwandten bereits Antheil an der Regierung hatten; 3) daß die Truppen, die den Söhnen verpflichtet waren, auch keinem Anderen Gehorsam schuldig zu sein meinten. Soweit war die Macht des Imperators keineswegs ausgebildet, um eigentliche Erbtheilungsverfügungen zu erlassen. Nachdem nun die drei Söhne allein anerkannt waren, so folgte die Ermordung der Uebrigen, um ihren Ansprüchen auf immer ein Ende zu machen, wie bei Crispus und dem Sohne des Licinius. — Was Zosimus dann über den Zwist zwischen Constantin dem Jüngern und Constans beifügt, ist zu sehr darauf berechnet, um den Mord des Constans zu rechtfertigen. Wahrscheinlicher ist es in der That, daß Constantinus als der älteste seine Macht in dem Gebietsbereich der beiden Anderen auszudehnen versucht hat. So sagt Eutropius X, 9: Constantinum bellum fratri inferentem et apud Aquilejam inconsultius proelium adgressum Constantis duces interemerunt [1]).

Ist nun aber Zosimus überall zu verwerfen, wo er über die Persönlichkeit der ihm verhaßten Kaiser urtheilt, so bringt er doch in den Stellen, wo die einfache Thatsache berichtet wird, Nachrichten bei, welche bezeugen, daß er eine gute Information vor

1) So erzählen auch alle übrigen Autoren mit alleiniger Ausnahme des Philostorgius III, c. 1; dessen Bericht ist aber nach der überlieferten Fassung verworren und insofern falsch, als darin Constans als der älteste der Söhne Constantins bezeichnet wird. Am eingehendsten über den Kampf zwischen Constantin und Constans ist Zonaras XIII, c. 5. Seine Angabe, daß Constans zur Zeit des Einfalls des Constantin in sein Gebiet sich in Dacien aufgehalten habe (II, S. 12. D. ed. Paris), wird durch die Datirung eines Gesetzes bestätigt. (Godofredus in Ritters Ausgabe des Cod. Theodos. Th. I, S. XXI).

ſich hatte. Ich bin ihm in meiner Darſtellung des Magnentius gefolgt, da dabei von ſeiner gewohnten Parteilichkeit nichts weiter verlautet. Er reproducirt nur eben die ihm vorliegenden Berichte. Wie mir ſcheint, ſind es deren zwei, die hier aneinandergereiht werden. Die Erzählung der Vorfälle, die der Schlacht von Murſa vorangingen, und dieſer ſelbſt iſt von vielem Werth. Dann aber fährt er fort: Magnentius fürchtete von den Truppen, die noch übrig waren, dem Feinde ausgeliefert zu werden (*δεδιὼς, μή ποτε παρὰ τῶν ἔτι λελειμμένων ἐκδοθείη τῷ Κωνσταντίῳ* II, 53, 2). In Italien war ſeines Bleibens nicht, weil er erfuhr, daß Rom nach dem Siege des Conſtantius auf deſſen Seite getreten war (*τοὺς κατὰ τὴν Ῥώμην ἐγνω τὰ Κωνσταντίου φρονοῦντας* 3).

Aber aus Julian (or. I S. 39 ff.) iſt gewiß, daß Magnentius noch bei Aquileja Widerſtand zu leiſten verſuchte, bei Patavium nochmals geſchlagen ward, und noch einmal in den cottiſchen Alpen, worauf er in Lugdunum, von ſeinen Truppen mit der Auslieferung bedroht, ſich ſelbſt den Tod gab. Schon von anderen iſt bemerkt worden, daß Zoſimus Gallus, den Bruder Julians, der notoriſch ein ſehr grauſamer Menſch war, viel zu günſtig beurtheilte und alle Schuld auf Conſtantius häufte.

2. Julian.

Es tritt nun Julian hervor. Darin, daß Euſebia für Julian geweſen ſei, ſtimmt Zoſimus dem Ammian (XV, 8, 3) bei. Er behauptet ſogar, die Kaiſerin habe ihren Gemahl zuerſt auf den Gedanken gebracht, Julian wieder hervorzuheben und zum Cäſaren zu ernennen, aber die Gründe, mit denen er ſie ihr Geſuch unterſtützen läßt, ſind keineswegs dieſelben. Er ſoll erhoben werden, weil er mit Staatsgeſchäften wenig bekannt, wenn es ihm glückt, die Erfolge dem Kaiſer wird zuſchreiben müſſen; ſollte es ihm aber mißglücken, ſo würde er umkommen und der Kaiſer in der Familie niemand haben, der ihm gefährlich werden könnte (*ἢ κατά τι πταίσας, τεθνήξεται· καὶ οὐδένα ἕξει τοῦ λοιποῦ ὁ Κωνστάντιος ὡς ἐκ γένους βασιλικοῦ πρὸς τὴν τῶν ὅλων ἀρχὴν κληθησόμενον*, III, 1, 7). Er wird alſo nicht empfohlen, weil er ein Verwandter iſt, ſondern, obgleich er

ein solcher ist, mit der Aussicht sogar, daß er bei einem Unfalle leicht umkommen würde. Die Kaiserin Eusebia, die sonst eines hohen Ruhmes genießt, erscheint hiebei sehr zweideutig und verrätherisch. Ich denke, daß Zosimus keinen Glauben verdient.

Ich komme nun auf die Entzweiung des Constantius mit Julian. Eines der wichtigsten Momente der Kriegsführung im römischen Reiche liegt darin, daß die Waffen im Osten und Westen zu großen Unternehmungen verbunden werden mußten. Niemals aber war der persische Krieg gefährlicher gewesen, als in diesem Augenblicke, und wenn Ammian (XX, 4) erzählt, daß Constantius auf die Nachricht von dem Einfalle der Perser sich anschickte, nach dem Orient zu ziehen, und zu diesem Zwecke von Gallien, welches ruhig war, einige Truppentheile abrief, so liegt in einem solchen Verlangen nichts Ungebührliches. Dennoch sah man darin schon damals einen Akt der Eifersucht gegen Julian. Ammian spricht dies nur mit einer gewissen Bescheidenheit aus (XX, 4, 1: Constantinum urebant Juliani virtutes). Um Vieles weiter geht aber Zosimus. Des eigentlichen Motives gedenkt er so wenig, daß er vielmehr versichert, der Osten habe eine vollkommene Ruhe genossen (Zos. III, 8, 6: *δοκοῦντων εἶναι τῶν κατὰ τὴν ἑῴαν ἐν ἡσυχίᾳ*). Das eigentliche und einzige Motiv ist der Neid, von dem Constantius erfüllt ist. Er suchte nur nach Vorwänden, um Macht und Ansehen des Cäsar zu schwächen. Aus diesem Grunde fordert er Anfangs zwei Legionen, welche Julian ihm sendet; und da Julian den Verlust ersetzt hat, bald darauf noch andere Legionen, endlich vier Reitergeschwader [1]). Die zum Abzug nach dem Orient bestimmten Truppen hielten sich bereit, denselben anzutreten;

1) Zosimus II, c. 8: *πέμπει τάγματα δύο τῶν ἐν Κελτοῖς στρατιωτῶν ἐκπεμφθῆναι κελεύων ὡς ϑὴ τῆς ἀπὸ τούτων βοηϑείας δεόμενος.* Das sind die beiden Legionen, deren auch Ammian gedenkt XIX, 5, 2, duae legiones Magnentiacae recens e Galliis ductae. Zosimus fügt dann hinzu: *ἕτερα τάγματα στρατωτικὰ πεμφθῆναι παρὰ τοῦ Καίσαρος αἰτεῖ καὶ τυχὼν τῆς αἰτήσεως τρεῖς ἄλλως μετ' οὐ πολὺ τέσσαρας ἴλας ὡς αὐτὸν ἐκέλευεν ἐκπεμφθῆναι.* Nach Julians eigenem Bericht (ep. ad. Athen. S. 280 D.) schickte er an Constantius *τέτταρας ἀριθμοὺς τῶν κρατίστων πεζῶν, τρεῖς ἄλλους τῶν ἐλαττόνων ἱππέων τάγματα, δύο τὰ ἐντιμότα.* (Hertlein I, S. 361, 15 setzt das Komma vor *ἱππέων*.)

aber indem ſie dieſen Abzug mit einem Schmauſe feierten, wurden von einigen Tribunen anonyme Briefe im Heere ausgeſtreut, in welchen man die Abberufung der Truppen als eine Feindſeligkeit gegen den Cäſar ſchildert, worauf dann die aufgeregten Truppen, mit der Pike in der Hand, nach dem Palaſt ſtürmen, Julian herausholen und ihm das Diadem aufſetzen. Der Verlauf des Aufruhrs iſt bei Ammian ein ganz anderer. Ein Diadem empfängt Julian ſchon deshalb nicht, weil keins vorhanden war. Die Erzählung des Zoſimus iſt flüchtig und traditionell gefaßt.

Auch in allem Folgenden verdient Ammian den Vorzug; nur in dem perſiſchen Feldzuge Julians bringt Zoſimus Manches bei, wodurch Ammian ergänzt wird. Der Empfang, den Julian in Batnä fand, wird von Zoſimus (III c. 12) ausführlicher beſchrieben (vergl. Ammian XXIII, 2, 7). Die Schilderung der Belagerung von Magoamalcha bei Ammian (XXIV, 24) iſt vortrefflich; der Angriff der Römer, ſowie die Vertheidigung der Perſer, bis endlich die Römer aus ihren Minen, wie bei Veji, hervordringen und die perſiſchen Wachen, die ſich mit Liedern zum Preiſe ihres Königs die Zeit vertreiben, überwältigen. Hie und da ſtimmen die beiden Erzählungen in Einzelheiten zuſammen, wobei die des Zoſimus nicht die Anſchaulichkeit der anderen erreicht; aber ſie enthält doch manche denkwürdigen Umſtände, die bei Ammian fehlen. Zuweilen treten aber auch charakteriſtiſche Abweichungen hervor; bei dem Verluſte eines Scharmützels der Vortruppen erwähnen die beiden Autoren, daß der Kaiſer die betheiligten Kriegstribunen beſtraft habe; aber nur Ammian giebt an, daß auch von den gemeinen Leuten einige am Leben beſtraft worden ſeien, nach alter Sitte der Römer (c. 3, 2). Wenn aber Zoſimus (c. 3) dann weiter erzählt, Julian habe die Soldaten durch freundliche Worte zu ermuntern geſucht: *φιλοφρονούμενος ἐτίμα*; und jedem hundert Denare geſchenkt, ſo verhält ſich das doch nach dem genaueren Berichte Ammians ganz anders. Danach verſprach der Kaiſer einem Jeden hundert Denare, die Leute aber murrten über die Geringfügigkeit dieſer Gratification. Der Kaiſer hielt ihnen darauf eine fulminante Rede, in der er dem Reichthum der Perſer gegenüber die Armuth des römiſchen

Reiches betonte. Einige Rücksicht verdienen die Berichte des Zosimus über den Feldzug Julians auch deshalb, weil er aus Eunapius geschöpft hat, dem von Anhängern Julians Mittheilungen über Vorfälle unter seiner Regierung gemacht worden sind [1]).

Neben Ammian und Zosimus tritt aber bei dem persischen Feldzuge noch ein dritter Berichterstatter ein, der Sophist Libanius. Mit diesem gerathen sie hie und da in einen Widerstreit, der den späteren Leser in Verlegenheit setzt. Da ich auf den Uebergang über den Tigris in meiner Darstellung so großen Werth gelegt habe, so sei mir erlaubt noch Einiges über die Berichterstatter über dieses Ereigniß hinzuzufügen. Libanius, der die mythologisch-philosophischen Ideen Julians vollkommen theilte, hat denselben in diesem Sinne beschrieben. Kein Mensch wird ihm in seiner reactionären Wundergläubigkeit folgen; aber seine Gesammtauffassung ist eine eigenthümliche. Bei Ammian erscheint der Kaiser mehr listig als groß; bei Libanius mehr fest von Gesinnung und entschlossen in seinen Handlungen. Libanius hat Anspruch auf die Glaubwürdigkeit der Motive, da er mit der Umgebung des Kaisers in Correspondenz stand und sich mit großem Eifer in jedem Momente nach dem Laufe der Begebenheiten erkundigte [2]); Ammian war

---

1) Das Erstere ergiebt sich aus der sehr bestimmten Versicherung des Photius, das Letztere aus einem Fragment des Eunapius; er giebt an (Frgt. 8 bei Müller IV, S. 15), daß der vertraute Arzt Julians, Oribasius, ihm seine Aufzeichnungen über die Unternehmungen Julians überlassen habe (*τῶν πράξεων πάσας δ' ἠπίστατο παρὼν ἁπάσαις μάλα ἀκριβῶς ὑπόμνημα συνετέλει πρὸς τὴν γραφήν*). Schon Heyne, der um die Kritik der alten Historiker überhaupt Verdienst hat, hat auf die Verwechselung zwischen Quaden und Chamaven, die dem Zosimus begegnet ist, aufmerksam gemacht, noch bündiger v. Sybel in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande 1844, S. 21.

2) Von Julian erhielt Libanius, wie er selbst sagt, den letzten Brief von der Grenze des Reiches (*γράμματα ὕστατα πέμψας ἀπὸ τῶν τῆς ἀρχῆς ὅρων*), nämlich von Hierapolis (I, S. 90, 4 Reiske); dieser Brief Julians ist erhalten (ep. 27). Später empfing Libanius Nachrichten von dem comes Orientis Rufinus (ep. 143). Als er Kunde von dem Tode Julians erhalten hatte, war er auf das eifrigste bemüht, Nachrichten über den Verlauf des Feldzuges einzuziehen (Schreiben an Aristophon ep. 1886).

dem Kaiser damals nicht ferne; er hat aber mehr die Gesichtspunkte eines Unteranführers. Aus diesem Grunde habe ich die Erzählung des Libanius hervorgehoben; das Wunder ist auch bei ihm, wie so oft, nur Fehler der Auffassung; daß die Thatsachen richtig sind, schien mir besonders auch aus dem Breviarium des Rufus hervorzugehen. An eine Benutzung des Libanius ist dabei nicht zu denken, aber man sieht, daß die Erzählung in dem nächsten Decennium die vorherrschende war [1]). Rufus gedenkt der Flotte im Euphrat und der überlieferten oder eroberten Kastelle doch nur flüchtig. Den Uebergang berichtet er ausführlicher. Man erfährt bei ihm, daß die militärischen Wettkämpfe, welche angestellt wurden, — deren auch Libanius gedenkt — dazu bestimmt waren, den Feind sicher zu machen (cum ludos campestres ut hostis sollicitudinem demeret per diem agitasset); dann aber wird der Ueberfall des gegenüberliegenden Ufers in der Nacht (noctis medio) vollzogen. Es ist keine von Libanius stammende Phrase, daß man zur Nacht Etwas unternommen habe, wovor man am Tage zurückgeschrocken wäre; dasselbe sagt das Breviarium ohne alle Rhetorik: milites per ardua nitentes, qua difficilis

1) Die Annahme, daß von Rufus der Epitaphios des Libanius benutzt worden sei, hat man dadurch zu begründen gesucht, daß nur von diesen beiden Autoren (und in den von Libanius abhängigen Berichten) Spiele vor Ktesiphon erwähnt würden. Allein das ist unrichtig: derselben wird vielmehr auch in der Ueberschrift eines Gedichtes der Anthologie gedacht: *χρησμὸς δοθεὶς Ἰουλιανῷ τῷ ἀποστάτῃ, ὅτε τὴν γενέθλιον ἡμέραν ἐπιτελῶν ἑαυτοῦ διῆγε περὶ Κτησιφῶντα ἀγῶνας ἱππικὰς θεώμενος* (Th. II, S. 591 in der Ausgabe von Frdr. Jacobs, Leipzig 1813, l. XIV, Nr. 148). Die Erwähnung der *γενέθλιος ἡμέρα* beweist die Unabhängigkeit dieser Angabe von den Berichten des Libanius und Rufus. (Ohne diese Erwähnung führt denselben *χρησμός* Suidas an; Müller, Frgta. Hist. Graec. IV, S. 28, Frgt. 27, und Dindorf, Hist. Graec. minor. I, S. 230, haben die Stelle unter das Fragment des Eunapius aufgenommen, vergl. Frgt. 22, 2 bei Müller, in dem Eunapius berichtet, daß Julian in der Ebene bei Ktesiphon für die Truppen Ergötzlichkeiten veranstaltet habe.) Eine Benutzung des Libanius durch Rufus ist auch deshalb unwahrscheinlich, weil dieser sein Breviarium fast um dieselbe Zeit abgefaßt hat (im Jahre 369, vgl. Mommsen in den Abhandlungen der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1862, S. 157), wie Libanius den Epitaphios. Ueberdieß kommen bei Rufus eine Reihe von Angaben vor, die sich bei dem griechischen Autor nicht finden.

etiam per diem et nullo prohibente, fuisset ascensus Persas terrore subito miscuerunt; ganz ähnlich bei Libanius S. 606, 17 δν οὐκ ἂν μηδενὸς εἴργοντος μεθ' ἡμέραν εὔζωνοι χρημνὸν ἐθάρρησαν, διὰ νυκτὸς ὁπλῖται ἀναβεβήκεσαν; ebenso, daß das Eindringen in Ktesiphon nur dadurch verhindert worden sei, daß die Römer sich damit aufhielten, Beute zu machen.

Zosimus ist nun weit entfernt davon, sich an Libanius anzuschließen, wahrscheinlich hat er ihn gar nicht gekannt. In der Hauptsache stimmt er mit Ammian überein, doch ist er minder verständlich, und Eines und das Andere hat er, was bei Ammian nicht vorkommt und doch sehr wahrscheinlich ist, z. B. die zum Schutz eines königlichen Paradieses bestimmten Mauern auf der gegenüberliegenden Seite. Ich zweifle nicht, daß er auch hier einen besonderen Bericht vor sich hatte. Ohne diese Voraussetzung wäre es überflüssig, seiner ausführlich zu gedenken, da er selbst erst anderthalb Jahrhunderte nach dem Ereigniß geschrieben hat. Hält man sie aber fest, so ist er nicht unberücksichtigt zu lassen.

Bei den folgenden Ereignissen hat Zosimus mancherlei Abweichungen, mancherlei Zusätze, aber der Faden der Begebenheiten läßt sich doch nur bei Ammian verfolgen. Die Schlacht, in welcher Julian verwundet wurde, wird bei Zosimus im Allgemeinen ebenso geschildert, wie bei Ammian. Auffallend ist, daß Zosimus ihn durch ein Schwert verwundet werden läßt, während Ammian (XXV, 6, 2) nur von einer hasta equestris weiß, einer solchen von der schon Cicero sagt: jussit evelli, qua transfixus erat, hastam. Mit Ammian stimmen die Angaben der anderen Autoren überein. Libanius sagt (Reiske, S. 713), daß Julian durch ein δόρυ ἵππειον getödtet worden sei, bei Rufus heißt es: ab hostium obvio equite conto per ilia ictus und in Uebereinstimmung damit in der Epitome des Victor: conto percutitur, bei Gregor von Nazianz (S. 679) κατηχοντίσθαι. Wagner legt die Worte Ammians so aus, als ob dabei an einen Pfeilschuß zu denken sei, was von ihm auch in seine Uebersetzung aufgenommen ist, aber keine ernstliche Berücksichtigung verdient.

3. Valentinian I. bis Valentinian II.

Ueber die Ereigniſſe, die nach dem Tode Jovians folgten, ſtimmen Zoſimus und Zonaras ſelbſt in einzelnen Worten zuſammen, ohne daß ſie jedoch identiſch wären; ſie könnten wohl aus einer gemeinſchaftlichen Quelle ſtammen, aber auch dieſe hatte keinen Werth, denn wenn ſie annehmen, daß von dem verſammelten Heere zuerſt Salluſtius als Nachfolger in Ausſicht genommen worden ſei, ſo erſcheint das als eine Verwechſelung mit dem, was ſchon nach dem Tode Julians wirklich vorgefallen iſt. Wir müſſen uns auch hier an den Zeitgenoſſen Ammian halten, der eine gute und einleuchtende Nachricht darüber hat.

Doch fügt Zoſimus den Berichten des Ammian noch Einiges hinzu, was dieſelben auf erwünſchte Weiſe ergänzt. Der an ſich unbedeutenden Notiz, die er über die Feldzüge des Valens gegen die Gothen giebt, bringt er doch eine werthvolle Nachricht über die Bedingungen des Friedens bei, der zwiſchen ihnen geſchloſſen wurde; es ſei beſtimmt worden, daß die Römer ihre Beſitzungen am rechten Donauufer ungeſtört behalten ſollten (*Ῥωμαίους μὲν ἔχειν μετὰ πάσης ἀσφαλείας ὅσα πρότερον εἶχον* IV, c. 11, 6); die Gothen ſollten nicht über den Fluß gehen (*βαρβάροις τε ἀπέγνωστο μὴ περαιοῦσθαι μηδὲ ὅλως ποτὲ τοῖς Ῥωμαίοις ἐπιβαίνειν ὁρίοις*). Die Anſprüche des conſtantiniſchen Hauſes zu vertheidigen gaben die Gothen auf.

Kommen wir aber dann auf den großen Kampf zwiſchen Gothen und Römern, ſo gerathen wir wieder in mancherlei Zweifel. Dem jungen Gratian wird bei Zoſimus Schuld gegeben, daß er über den Tod des Valens nicht ſehr mißvergnügt geweſen ſei; er wählt Theodoſius zum *κοινωνὸς τῆς βασιλείας*. Des Theodoſius wird von Zoſimus mit nicht geringerer Ungunſt gedacht, als des Conſtantin und Conſtantius. Ein chronologiſches Bedenken weckt ſeine Erzählung über die Vernichtung der Gothen in Aſien. Bei Ammian (XXXI, 16, 8) wird dieſelbe unmittelbar nach der Schlacht bei Adrianopel, gegen die ſie gleichſam ein Gegengewicht gebildet habe, alſo doch wohl noch vor der Erhebung des Theodoſius vollzogen, während Zoſimus ſie nach der Nachricht von Theodoſius' Erwählung ſetzt. Der Magiſter Militum Julius

schreibt aber an den Senat von Constantinopel, um sich Verhaltungsmaßregeln zu erbitten, obwohl er von dem Regierungsantritt des Theodosius bereits weiß (VI, c. 29). Sehr zum Nachtheil des Theodosius wird ein angeblicher Ueberfall der Gothen erzählt, dem der Kaiser nur mit Mühe entrann, und zwar mit Hülfe der Römer, die bei ihm aushielten; wie denn Zosimus der Barbaren immer in gehässiger Weise Erwähnung thut. Die Barbaren treiben Brandschatzungen ein, gehen aber wieder zurück. Von Theodosius werden dann auf die Städte neue Auflagen gelegt; was die Barbaren übrig gelassen haben, nehmen die Steuererheber. Die definitive Aufnahme der Gothen schreibt Zosimus einfach der ἠλιθιότης, der Geistesbeschränktheit des Theodosius zu (IV, 33, 5). Die Schwelgerei, der er anhing, ist ein Hauptgrund für das Verderben des Staates. Er belagerte die Sitze der Götter in Stadt und Land (τὰ τῶν θεῶν ἤδη ἐπολιόρκει). Die Verbindung mit den Barbaren und die Vertilgung des heidnischen Götterdienstes gehen Hand in Hand und beide bewirken die Erschlaffung des Landes.

Ueber die hiermit zusammenhängenden Verwickelungen aber, besonders die Empörung des Maximus finden sich dann weiter Angaben unverständlicher Art. Bei der Darstellung dieser Verhältnisse möchte ich selbst nicht dem gelehrten Richter folgen, der leider den Studien zu früh entzogen worden ist. Zosimus läßt den Gratian mit einem Gefolge von dreihundertundsechzig Reitern entfliehen. Wohin aber? Zosimus sagt: er habe sich nicht nach Italien gewandt, sondern nach Rhätien, Pannonien, Noricum und Ober-Mösien, bei dem Uebergang über die Brücke bei Singidunum, also Belgrad, sei er von Andragathius eingeholt und getödtet worden (IV, c. 35). Man hat statt Singidunum Lugdunum lesen wollen, was in der That der Wahrheit näher käme; allein was sollte dann aus jenem Zuge über Rhätien, Pannonien, Ober-Mösien werden?

Eine ähnliche Verwirrung bemerken wir bei dem Zuge des Maximus. Zosimus Angaben über die Sendung des Syrers Dominus, dem Maximus Truppen mitgegeben haben soll, die ihn nach Pannonien führten, während er nach Italien ging, und die Vorsichtsmaßregeln, die er anwandte, um sein Unternehmen verborgen zu halten, sind sehr abenteuerlich und kaum verständ-

lich. Bei Theodoret (V, c. 14) findet sich nur, daß Maximus den jungen Valentinian und dessen Mutter wegen ihres Verfahrens gegen Ambrosius bedroht und zugleich Hand angelegt habe, diese Drohungen auszuführen. Er rückt gegen Mailand vor, worauf Valentinian nach Illyricum flieht. Die ganze Sache hat einen anderen Anstrich. Von den religiösen Differenzen und deren Beilegung, die doch bei der Begegnung des Theodosius und Valentinian die größte Rolle gespielt haben, schweigt Zosimus. Er leitet die Versöhnung von den schlechten Eigenschaften des Theodosius her. Nach Zosimus (IV, c. 44) war Theodosius verweichlicht, schwelgerisch und den Frauen nicht abhold (*διὰ τὴν ἔμφυτον μαλακίαν καὶ τὴν τῆς προλαβούσης διαίτης ἐκμέλειαν* § 1, *τὸ περὶ τὰς ἐρωτικὰς ἐπιθυμίας ἐπιῤῥεπές* § 4). Diese Schwäche benutzte Justina, um ihm ihre Tochter Galla vorzustellen. Dadurch hauptsächlich gelang es ihr, Theodosius zur Hülfsleistung zu bewegen. Ich denke nicht, daß diese Darstellung eine besondere Berücksichtigung verdient. Gegen den großen Theodosius athmet Zosimus nur Haß und Verachtung. Auch die unglücklichen Ereignisse, welche nach dem Tode des Theodosius eintraten, schreibt er doch eigentlich diesem selbst zu.

Am Ende des vierten Buches macht Zosimus gleichsam einen Schluß. An den Bericht über die Zurückweisung der Anträge des Senats auf Fortsetzung der Opfer auf öffentliche Kosten durch Theodosius bei seiner Anwesenheit in Rom knüpft Zosimus die Erzählung von der weiteren Verwüstung des römischen Reiches nicht blos als Zeitfolge, wie man aus den Uebersetzungen schließen möchte, sondern förmlich als Causalnexus. Da nämlich, sagt er, das Band sich löste, welches Politik und Opfer verband, so ist das römische Reich verringert und ein Wohnsitz der Barbaren geworden und so verwüstet, daß man nicht einmal die Stätte mehr kennt, wo Städte gestanden haben.

Wie es soweit gekommen, will er nun erzählen, doch liegt Allem der Zorn der Götter zu Grunde, dessen Ursache er in der Verweigerung der Opferspenden durch Theodosius zu erkennen meint.

Der Zorneseifer des Zosimus wendet sich hauptsächlich gegen Rufinus, der selbst die höchste Gewalt an sein Haus zu

bringen gedacht habe. Der Sohn eines Freundes des großen Julian — so bezeichnet ihn Zosimus — des Florentius, Lucianus, Comes des Orients, zerfällt mit Eucherius, dem Oheim des Arcadius, der den Comes bei Arcadius verleumdet, der wiederum Rufinus deswegen betheiligt, weil er Lucianus begünstigt hat. Rufinus ergrimmt, geht nach Alexandrien, wo er den Lucianus recht eigentlich todtschlagen läßt. — Dann begegnet ihm aber, daß ein Verschnittener Eutropius den Kaiser dahin bringt, eine Tochter des Bauto zu seiner Gemahlin zu wählen, wodurch Rufinus gegen Eutropius auf das heftigste aufgebracht wird. Durch die Eingriffe Stilicho's, welcher behauptet, daß ihm die Fürsorge über das ganze Reich übertragen sei, gereizt, setzte Rufinus einen noch schlechteren Menschen als er selbst war, einen gewissen Antiochus, ein wahres Werkzeug der Bosheit, zum Proconsul von Griechenland ein, in der Absicht, den eindringenden Barbaren dadurch die Verwüstung Griechenlands zu erleichtern. In derselben Absicht bestellte Rufinus den Gerontius zum Hüter der Thermopylen. Nachdem dies vorbereitet worden, veranlaßt er den Alarich, der sich schon nicht mehr recht den Gesetzen fügte, nach Griechenland vorzudringen (V. c. 5).

Die Absichten, die dem Rufinus zugeschrieben werden, sind das Abenteuerlichste, was sich denken läßt; er will dem Stilicho das Gleichgewicht halten und dabei entschließt er sich doch, die Macht des Arcadius zu verringern. Er faßt ganz eigentlich die Absicht, Griechenland zu verderben, indem er die Barbaren dahin führt und durch die Aufstellung des Antiochus als Proconsul von Griechenland und Gerontius, der seine Pläne unterstützen will, in den Thermopylen. Ein höchst abenteuerlicher Pragmatismus, indem zur Erreichung einer Absicht Pläne ergriffen werden, die dem Zweck geradezu widersprechen. Man dürfte nicht annehmen, daß Zosimus hierbei dem Eunapius gefolgt wäre, dem er, wie angedeutet, Vieles entlehnt hat. Denn gerade das wird von Photius angegeben, daß Zosimus mehr auf der Seite Stilichos gewesen. Und eine Stelle des Eunapius liegt vor, in welcher der Einfall Alarichs in Griechenland anders motivirt wird. Nach Eunapius führen ihn christliche Priester durch

die Thermopylen: τὰς πύλας ἀπέδειξε τῆς Ἑλλάδος ἡ τῶν τὰ φαιὰ ἱμάτια ἐχόντων ἀσέβεια, (vita Maximi bei Dindorf, Hist. Graec. min. I, S. 255). Darin möchte gerade das Wesentliche liegen, daß Zosimus alle Schuld auf Rufinus warf, die er dann abenteuerlich vergrößerte. Trotz alledem ist Zosimus auch hier nicht zu verwerfen. Wir finden wichtige Notizen, die er aus Olympiodor geschöpft hat.

III. Procopius.

Von Procopius von Caesarea, der um dieselbe Zeit in die öffentlichen Geschäfte trat, in welcher Justinian den Thron bestieg, und der dann die Ereignisse der Epoche ausführlich überliefert hat, wurde schon angedeutet, daß sich in ihm die Historiographie des Alterthums noch einmal darstellt. Sein unmittelbarer Vorgänger war Ammian und man muß ihn, um ihn zu verstehen, eben mit Ammian vergleichen. Sie gehörten, der eine wie der andere, zur persönlichen Umgebung der Feldherren, deren Thaten sie beschreiben; Ammian der des Ursicinus, Procop der des Belisar. Der erste dieser Autoren war ein Kriegsmann und thut sich hauptsächlich durch militärische Aufschlüsse und Darstellungen hervor. Der zweite war ein Rhetor und Sachwalter, Civilbeistand Belisars. Ein Unterschied zwischen ihnen liegt darin, daß Ammian mit dem großen Gegner des Constantius, Julian, in engen Beziehungen stand. Er ist nicht so parteiisch für Julian eingenommen, daß er geradezu auf die entgegengesetzte Seite träte; aber überall sieht man doch, daß er zu demselben hinneigt. Wenn dagegen Procop sich an Belisar anschließt, so war derselbe in fortwährender Abhängigkeit von Justinian und Procop hat es nicht schwer, sich auch dem Kaiser ergeben zu erweisen. Ammian war ein Grieche, welcher lateinisch schrieb; er hatte unaufhörlich mit den Schwierigkeiten zu schaffen, welche daraus entsprangen. Er hat dieselben auf das Glänzendste überwunden. Seine Darstellung ist in Bezug auf Auffassung und Sprache das Werk eines ausgezeichneten, gebildeten Geistes von innerer Kraft. Dagegen bediente sich Procop seiner Muttersprache ohne besondere Anstrengung, aber mit angeborenem Talent.

Auch darin ist Procop seinem Vorgänger ähnlich, daß er den Barbaren Gerechtigkeit widerfahren läßt und überhaupt den Glaubenseifer der Zeit nicht theilt. Ohne Zweifel ist er ein Christ gewesen. Er erwähnt einmal der dogmatischen Streitigkeiten seiner Zeit; aber sich seinerseits in dieselben einzulassen, widerstrebt ihm. Er will darüber schweigen und sich damit begnügen, daß er das allgemein Anerkannte nicht verwirft. (*μὴ ἀπιστῆσαι τὰ τετιμημένα* Gothica I c. 3).

Was ist aber das allgemein Anerkannte? Der Ausdruck ist wenigstens sehr kühl und vieldeutig. Doch findet sich auch eine Stelle, in welcher er sich bestimmter ausspricht (Persica II c. 13). Sie betrifft die angebliche Correspondenz zwischen Jesus Christus und Abgar von Edessa, welche Eusebius (Hist. eccl. I c. 13) mittheilt. Indem Procop ihren Inhalt wiederholt, spricht er aus, daß er Christus für den Sohn Gottes halte, der damals in menschlicher Gestalt (*ἐν σώματι ὤν*) mit den Einwohnern von Palästina umgegangen sei (*τοῖς ἐν Παλαιστίνῃ ἀνθρώποις ὡμίλει*). Er ist durch die Sündlosigkeit und die Wunderthaten desselben überzeugt, daß derselbe der Sohn Gottes sei. An der Echtheit jener Briefe zweifelt er nicht; doch macht ihm eine Stelle Bedenken, die sich bei Eusebius nicht findet, auf welche aber die Edessener besonderen Werth legten: daß ihnen Christus nämlich versprochen habe, ihre Stadt werde niemals von Barbaren eingenommen werden[1]). Bei diesem Zweifel geht er aber selber noch einen Schritt weiter. Er geräth auf den Gedanken, daß Christus die Stadt, schon weil die Einwohner diese Meinung hegten, beschützt habe, damit sie nicht etwa in Irrthümer fallen. Genug, Procopius erkannte in Christus Gottes Sohn und nahm auch eine fortdauernde Einwirkung desselben auf die menschlichen Angelegenheiten zu Gunsten der Gläubigen an. So drückt er sich einmal aus, allein auf seine Geschichtschreibung hat diese Ansicht keinen Einfluß. Von eusebianischen Gesichtspunkten und Combinationen ist er weit entfernt.

Im Allgemeinen erscheint Procop als ein Mann der politischen und rhetorischen Bildung, wie sie aus dem Alterthum überkommen war. Mit Recht ist bemerkt worden, daß er Herodot

1) Diese Versicherung bildet den Schlußsatz in dem Briefe, wie ihn Cedrenus S. 310 mittheilt.

nachahmt[1]). Man erkennt das an mannigfaltigen Ausdrücken und Redeweisen. Aber noch enger schließt er sich doch in seinen Gesinnungen an Polybius an. Bei aller Rücksicht, die Polybius dem Willen und der Thatkraft der Menschen widmet, nimmt er doch auch ein über denselben erhabenes Moment an, das er bald als Gottheit, bald als Tyche bezeichnet. Schon Ammian hat sich dem angeschlossen, jedoch dabei auf die Nemesis, die auch Polybius anerkennt, fast noch mehr reflectirt, als dieser selbst. Bei Procop erscheinen überall Zufälligkeiten, die aber doch mehr sind, als das. Zuweilen ist von dem Neide der Tyche die Rede. Einmal flicht er eine Bemerkung ein, in der er die von Belisar getroffenen Vorsichtsmaßregeln belobt, aber doch hinzufügt: was die Menschen vornehmen, diene nur dazu, der Tyche den Weg zu bahnen (ἵνα γένηται τῇ τύχῃ τρίβος, Vand. I c. 18 S. 384, 19).

Bezeichnend ist es (Vand. II, c. 14), wenn er bei der Erzählung von dem Aufstand in Libyen sagt, nicht ein Gott habe den Mord Solomons verhindert, sondern etwas Göttliches (τι θεῖον). Zuweilen tritt auch die unmittelbare göttliche Einwirkung unverhüllt hervor. Unter Anderem verwirft Procop (Goth. III, 13) die von Belisar bei seiner Rückkunft nach Italien ergriffenen Maßregeln: möge er das Richtige überhaupt nicht gesehen oder Gott (ὁ θεός) ihn verhindert haben, es ins Werk zu setzen. Wenn jemand einmal unglücklich sein soll, so setzt sich die Tyche auch dem besten Rath entgegen und verwandelt ihn in einen schlechten, eine Ansicht, bei der die Tyche an die Stelle des Verhängnisses und der Gottheit tritt; und dabei war Procop ein Christ und gab den Anschauungen über die Einwirkung des Erlösers auf menschliche Angelegenheiten Raum. Von dem Conflicte der Vorstellungen, welche aus dem Alterthum stammen, mit den emporkommenden christlichen Ideen stellt sich in Procopius gleichsam eine Uebergangsform dar. Indem er das Entgegengesetzte vereinigt, geräth er in eine Confusion von Begriffen, die beiden Welten angehören und die bei ihm keine feste Idee

1) Diese Bemerkung verdanke ich Dahn, Procopius von Cäsarea, eine Schrift, die mir überhaupt vielfach nützlich gewesen ist. Vgl. Kanngießer in seiner Uebersetzung der Geschichtsbücher Procops, Bd. I S. XXIV ff.

über die Weltregierung, über die das Schicksal der Menschen bestimmenden Gewalten aufkommen läßt. Aber dafür geschieht es auch wieder, daß die Anschauung der Thatsachen selbst dadurch nicht unmittelbar beeinträchtigt wird.

Procop hatte einen Begriff von den Pflichten eines Historikers. Er vindicirt in seiner Vorrede zum persischen Krieg der Rhetorik Stärke des Ausdrucks, der Poesie Mythenbildung — ich verstehe mythische Tradition — der Historie Wahrhaftigkeit (I c. 1 S. 10. 17 ed. Bonn.). Er habe daher, so sagt er, auch in Bezug auf seine besten Freunde das, was durch jeden geschehen sei, genau beschrieben, möge es gut oder böse sein. Für die Benützung seiner Schriften ist nun eben das die Hauptfrage, inwiefern sie nicht allein in Bezug auf das Persönliche, sondern im Allgemeinen Glauben verdienen. Ich muß bekennen, daß mir das oft sehr zweifelhaft erscheint. In den Berichten über die Ereignisse, welche vor der Zeit liegen, die den eigentlichen Gegenstand seiner Erzählung bildet, darf man ihm meinem Dafürhalten nach nicht folgen. Man wird zum Beispiel die Erzählung von der Einsetzung des Königs Jezdegerd zum Vormund des jungen Theodosius II. durch Arcadius, die sehr an die Verhandlungen anlautet, die später zwischen Römern und Persern gepflogen wurden, nicht deshalb annehmen, weil sie sich bei dem im Uebrigen zuverlässigen Procop findet (I c. 2 S. 14, 4 ff.). Er erzählt es in Verbindung mit Sagen, in denen die Magier und das Gefängniß der Vergessenheit, eine wunderliche Ausgeburt der Phantasie, eine große Rolle spielen.

Wie wenig für die frühere Geschichte aus Procop zu entnehmen ist, erkennt man in der durch und durch fabulosen Erzählung von der Einnahme Roms durch Alarich (Vand. I. c. 2). Honorius ist ins Erbärmliche karrikirt. Was er von Attalus erwähnt, ist nicht so ganz erdichtet, aber von vornherein dadurch verunstaltet, daß er die Verwicklungen zwischen Alarich und Attalus erst nach der Einnahme Roms durch den Ersteren setzt (Vand. I, 3 S. 317, 14; I, 4 S. 330 ed. Bonn.). Auch läßt er Attila in Folge des Todes des Aëtius seinen Zug nach Italien unternehmen, während Attila doch noch vor Aëtius gestorben ist. Seine Absicht ist in diesen Zeiten mehr auf eine Einleitung in anmuthenden Zügen, als auf die Erforschung der Wahrheit gerichtet.

Die ersten Abschnitte (c. 1—8) in dem vandalischen Krieg sind recht eigentlich fabelhafter Natur. Von Marcian erzählt Procop die Fabel von dem ihn mit seinen Flügeln deckenden Adler, vom Tode des Aëtius und Valentinian die Geschichte der Entehrung der Gemahlin des Maximus. Ich habe schon in den Anmerkungen über die eine und die andere Erzählung Procops Zweifel erhoben. Im Allgemeinen ist meine Ueberzeugung, daß er in den Regionen, die ihm der Zeit oder dem Orte nach fern liegen, Irrthümer begeht oder veranlaßt Wenn man aber in den Vorberichten und Einleitungen der Werke Zweifelhaftes und Unwahres bei Seite zu legen genöthigt ist, wie verhält es sich mit dem, was den eigentlichen Gegenstand seiner Erzählung ausmacht und was er in der Nähe sah? Da finde ich ihn, wenn auch nicht in jedem einzelnen Zug, doch im Ganzen durchaus glaubwürdig. Procop hat es dem Leser schwer gemacht, dem wesentlichen Inhalt der Werke selbst zu folgen. Um ihn zu benutzen muß man sich vor allen Dingen in die Vertheilung des Stoffes in drei verschiedene Theile, Persica, Vandalica, Gothica, finden.

Schon längst hat man bemerkt, daß die Erzählungen Procops in den drei Theilen ziemlich gleichzeitig abschließen. Die Persica im vierten Jahre des im Jahre 545 getroffenen Waffenstillstandes mit Persien; die Vandalica mit der Wiederherstellung der Ruhe nach einem Aufstande im Jahre 547, welche im Jahre 548 erfolgte. Diese beiden Theile haben einen gewissen Schluß; der dritte, die Gothica, führt die Ereignisse bis in den Mai des Jahres 550 und bricht dann mitten in der Erzählung ab. Man sieht, wie nahe die Begebenheiten, die den Schluß der drei Theile bilden, sich berühren. Man hat nun bisher angenommen, daß diese in Einem Zuge nach einander niedergeschrieben worden seien.

Und in der That finden sich Beziehungen in dem einen auf das andere, welche das möglich erscheinen lassen. Einmal jedoch sagt der Autor nicht: es soll erzählt werden, sondern, indem er von einem folgenden Buche spricht: er habe es geschrieben (Vand. I c. 14 S. 370, 20 ed. Bonn. *ὥσπερ ἐν τῷ περὶ τῶν Γότθων μοι γέγραπται*[1]).

1) Die Nachweisung der Stelle verdanke ich Dahn, Procopius von Cäsarea S. 36 N. 1, ich fand die Stelle auch späterhin auf in der Uebersetzung von Kannegießer, Band II. S. 69.

Das ganze schriftstellerische Verfahren läßt sich überhaupt nur daher erklären, daß der Autor bereit liegende Materialien verarbeitet, diese aber gewissermaßen unabhängig von einander vorlegt. Die Eintheilung seines Werkes nach den drei verschiedenen Regionen, Persien, Afrika, Italien entsprang ungefähr aus derselben Rücksicht, welche bei Appian vorschwebte, daß das jedes Land Betreffende beisammen sein müsse, damit man nicht immer in Gedanken von einem auf das andere überzugehen brauche. Bei Procop kam hinzu, daß er auch noch auf den Zustand der Feinde, welche Justinian bekämpft, Rücksicht nimmt. Er hat zugleich einen ethnographischen Zweck, welcher der Historie insofern sehr zu statten kommt, als er die östlichen sowohl wie die westlichen Verhältnisse unter Gesichtspunkten auffaßt, die nicht exklusiv die römischen sind, obwohl sie eben nur an das anknüpfen, was man in dem römischen Heerlager davon vernahm. Hier ist das aber doch insofern für die Anschauung des Zusammenhanges der Begebenheiten verwirrend, als es eine und dieselbe Action ist, welche alle verbindet. Die Kriege werden allenthalben in der Hauptsache von Belisar geleitet, wie man denn auch im Alterthum eben die Darstellung Belisars und seiner Feldzüge als den vornehmsten Gegenstand der Werke des Procop bezeichnet hat. Um nun den Faden aufzufinden, welcher die Ereignisse innerlich verbindet, muß man zu verschiedenen Malen von einem Buch auf das andere übergehen. Da aber hat man dann wieder, wie schon bemerkt, Manches bei Seite zu legen, was minder zuverlässig ist. Je weiter man ihn aber begleitet, um so mehr hat man festen Grund und Boden unter den Füßen. Bei dem persischen Krieg, dessen fabulose Anfänge wir berührten, sieht man aus Theophanes, daß Procop hier in den Einzelheiten nicht eben genau ist. Aber die allgemeine Ansicht stellt er treffend auf und, sowie nun Belisar an der Spitze der Römer erscheint, wird der Autor ausführlich und glaubwürdig. Jedes seiner Worte verräth seine persönliche Theilnahme. Es ist der erste Theil der Denkwürdigkeiten Belisars, welche zugleich die Memoiren Procops selbst sind. Doch überwiegen noch die allgemeinen Angelegenheiten. Procop führt dort den persischen Krieg bis zum Frieden von 531 fort. Wenn er Belisars Abberufung von der Absicht des Kaisers, ihn gegen die Vandalen zu schicken, herleitet, so braucht

man dies Motiv nicht zu bezweifeln, obwohl zwischen dieser Abberufung und dem neuen Krieg der Aufstand der Nika liegt, welchen Procop schildert. Diese Schilderung ist, wie bereits bemerkt, von großem Interesse im Allgemeinen, nicht so sehr bei den einzelnen Vorfällen. Nirgends ist ersichtlich, daß Procop damals in Byzanz anwesend war. Die Persica müssen ihm einen Platz dafür gewähren.

Um so stärker tritt die Verbindung Procops mit Belisar bei dem vandalischen Krieg hervor. Die Erzählung, wie er durch einen Traum bewogen sei die Stelle eines Beiraths wieder zu übernehmen, lasse ich auf sich beruhen (Vand. I c. 12 S. 363, 2). Auch den Briefwechsel, den er den Ereignissen voranstellt, möchte ich nicht geradezu für echt erklären. Procop folgt darin der alten Historiographie, welche die Einflechtung von Briefen und Reden ohne Rücksicht auf urkundliche Echtheit gestattet. Um so zuverlässiger ist er aber, sobald er der eigentlichen Vorgänge gedenkt. Schon im Voraus hat er die Zusammensetzung des Heeres und der Flotte genauer, als wir irgendwo sonst finden, angegeben (c. 11). Jetzt schildert er die Seefahrt, die noch immer sehr langwierig und gefährlich erschien, mit fast allzugroßer Genauigkeit.

Die Flotte, an deren Spitze der Feldherr selbst segelt, gelangt zuerst nach Heraclea, wo sie fünf Tage verweilt, um die Pferde aufzunehmen, welche der Kaiser dem Feldherrn zum Geschenk macht (I c. 12 S. 363, 18); in Abydos verweilen sie dann abermals vier Tage wegen Windstille. Procop erzählt, wie Belisar daselbst Manneszucht auch unter den barbarischen Genossen seines Zuges aufrecht erhalten und die Weise geordnet hat, in welcher die Flotte segeln soll, damit sie immer beisammen bleibe. Er schildert dann weiter die Fahrt nach Sigeum, Malea, Tänarum, Methone, ohne der Veränderungen des Windes und der Schwierigkeiten, die daraus entstanden, zu vergessen. Sie nahmen Wasser in Zakynthos ein und brauchten dann bei schwachem Winde sechszehn Tage, um nach Sicilien zu kommen. Procop gedenkt der Mittel, welche die Gemahlin Belisars in ihrem Schiffe anwandte, um das Wasser brauchbar zu erhalten (c. 13). Man kann schon hier nicht zweifeln, daß man ein Tagebuch, das der Autor für sich selbst niederschrieb, vor sich hat. In gleichem oder doch nahe verwandtem Tone aber geht die Erzählung weiter. Von

dem Aufenthalt in Sicilien erfährt man eben nur das, was dem Procop selbst begegnete. Aus den Erkundigungen, die derselbe einzog, schloß Belisar, daß er ohne weiteres nach Afrika segeln könne. Die Fahrt nach Afrika wird glücklich vollendet; Procop versäumt nicht, die Dauer der Reise anzugeben; bei der Landung tritt er dann selber wieder hervor. Er erwähnt eines Gespräches, das er dabei mit Belisar hatte und das sich auf eine Art von Wunder bezog, denn das Wunderbare liebt er sehr (I c. 15). Am folgenden Tage ermahnt Belisar die Soldaten, das Land nicht zu verwüsten.

Auf der Stelle wird dann eine Truppenabtheilung nach Syllectum geschickt und mit Anbruch des nächsten Tages die Stadt genommen (Vand. I, c. 16). An demselben Tage, fährt Procop fort, geht der Postmeister des Staates [1]) mit seinen Pferden zu ihm über; auch wird einer der Veredarii des Vandalenkönigs gefangen genommen. Alles verräth, daß Procop auch hier ein Tagebuch, das er selbst aufgezeichnet hatte, wiedergiebt. Bei der nächstfolgenden Erzählung scheint er dasselbe einfach abgeschrieben zu haben. Nach einigen Bemerkungen über die Anordnungen Belisars, die noch historisch gehalten sind, kommt er auf dem Marsch von Syllectum nach Karthago. „Wir legten alle Tage achtzig Stadien auf dem Wege nach Karthago zurück. (*ὀγδοήκοντα σταδίους ἀνύοντες εἰς ἡμέραν ἑκάστην . . διετελέσαμεν . . . αὐλιζόμενοι* S. 382, 15) und übernachteten in einer Stadt oder in einem Lager. So gelangten wir durch Leptis und Adrumetum nach Graffe (*ἀφικόμεθα*), wo, nachdem die Soldaten sich an den Früchten gesättigt haben, doch kaum eine Abnahme derselben zu bemerken war" [1]), (c. 17, S. 382, 15—383, 5 ed. Bonn.). Was dann von Gelimer erzählt wird, ist nichts weiter, als das, was man im Lager vernahm. Procop fährt fort (S. 383): *Γελίμερ ὄπισθεν οὐ παρέχων ἡμῖν αἴσθησιν, εἵπετο . . . ἐν Γράσσῃ ηὐλισάμεθα . .* (l. 20.) *ταύτῃ γέγονεν ἡμῖν φανερὸν οὐ πόρρω εἶναι πολεμίους ἐνθένδε ἡμῖν πορευομένοις* (l. 22 ff.).

Von Graffe brauchen sie vier Tage bis nach Decimum (*ἀφικόμεθα τεταρταῖοι ἐς Δέκιμον* c. 17 z. E.). Wir rückten, sagt er, auf Decimum vor, ohne von dem Geschehenen (dem

1) *ὁ τοῦ δημοσίου δρόμου ἐπιμελόμενος.* (S. 380, 3 ed. Bonn).

Treffen zwischen Johannes und dem Bruder Gelimers, Ammatas) irgendwelche Kunde zu haben: ἡμεῖς τῶν γεγονότων οὐδ' ὁτιοῦν πεπυσμένοι ἐπὶ τὸ Δέκιμον ἤειμεν (c. 19. in.). Man sieht, das Buch enthält die Ereignisse des Hauptquartiers, welche ein Paredros des Feldherrn aufzuzeichnen besonders veranlaßt war. Von dem ersten Kampfe des Johannes und der Massageten sagt er: sie kehrten zu uns zurück, berichteten, was vorgefallen war, und brachten mit uns die Nacht in Decimum zu. Am folgenden Tage, fährt er fort, marschirten wir alle auf Karthago (τῇ ὑστεραίᾳ ξύμπαντες τὴν ἐπὶ Καρχηδόνα ἐπορευόμεθα c. 20 in.). Sie kamen vor Abend an und übernachteten im Lager.

Das „Wir" verliert sich, sobald Belisar von Karthago Besitz ergriffen hat, während das Frühere mit der bei einem Betheiligten natürlichen Ungezwungenheit erzählt wurde.

Es leuchtet ein, daß die Theilnahme des Autors an dem Feldzuge seinen Berichten die volle Glaubwürdigkeit sichert. Sie bilden ein wichtiges Stück einer Geschichte der Epoche, obwohl es aus seinem Standpunkt hervorgeht, daß dieselben nur einseitig sein können; aber das eine hängt mit dem andern zusammen.

Zunächst folgte nun Procop dem Oberanführer nicht nach Constantinopel. Ueber die Motive des Krieges gegen die Gothen, deren er zweimal gedenkt, ist er daher wenig unterrichtend; denn gegen seine Berichte, welche diese Zeit betreffen, lassen sich gegründete Einwendungen machen. Damals war er in Afrika zurückgeblieben, zur Seite des Domesticus Solomon, der die Aufgabe hatte, die durch den Sieg begründete Ordnung der Dinge in Afrika durchzuführen. Ueber die hiebei eingetretenen Schwierigkeiten und Empörungsversuche giebt Procop wieder einen vortrefflichen Bericht. Die verschiedenen Schichten der zur Empörung Vorschreitenden und ihre Motive entwickelt er mit Einsicht und Unparteilichkeit. Aber Solomon war genöthigt, zu entfliehen; Procop selbst begleitete ihn. Sie wendeten sich nach Sicilien (II, c. 14 fin.), wo sich Belisar aufhielt; dieser wird bewogen, unverzüglich noch einmal nach Afrika zu gehen. Das bloße Gerücht von seiner Anwesenheit genügt, die kaiserliche Autorität in den Haupttheilen des Landes wiederherzustellen. Mit voller Bestimmtheit erhellt es nicht, daß Procop auch hiebei Belisar

begleitete, aber es ist sehr wahrscheinlich und wenigstens seine Erzählung erhält sich immer auf der gleichen Höhe der Anschaulichkeit. Die Nachrichten über das Wiederaufleben der Empörung, gegen welche dann Germanus ins Feld geschickt wird, lassen vermuthen, daß er dieselben in Folge seiner Theilnahme an den afrikanischen Angelegenheiten erhalten hat. Das Auffallende ist nur, daß er die Thätigkeit des Belisar nicht in ein Ganzes verwebt hat, wiewohl sie doch einen der größten Momente enthält, der in dessen Leben vorgekommen ist — die Unterwerfung Siciliens und von da aus die Befestigung der Herrschaft in Afrika. Niemals erscheint seine persönliche Thätigkeit großartiger. So sah man es doch in Constantinopel an, wie sich aus der Continuation der Chronik des Comes Marcellinus (zum Jahre 535) ergiebt, welche die Bedeutung der beiden Expeditionen Belisars, die sich hier vereinigen, gut ins Licht stellt. Procop aber wurde durch die provinciellen Gesichtspunkte, die er verfolgte und die mit seiner Theilnahme an den Geschäften zusammenhingen, verhindert, seinem Helden hier die gebührende Ehre in der Erörterung der Machtstellung, die er einnahm, zu erweisen. Er beschäftigt sich einmal mit Afrika, das andere Mal mit Sicilien und Italien, soweit er nämlich hier oder dort gegenwärtig war. In Syrakus traf er mit Belisar abermals zusammen, wahrscheinlich hat er ihn wieder dahin zurückbegleitet, und von da an beginnen nun seine ausführlichen Nachrichten über den Feldzug gegen die Gothen.

Die Erzählung über die Eroberung von Sicilien läßt viel zu wünschen übrig (Goth. I. c. 4); einige Momente lernen wir besser aus dem kurzen Bericht des Jordanes kennen. Erst bei dem Uebergang über die Meerenge wird Procop umständlich und unterrichtend. Ueber die Gegenanstalten der Gothen erfahren wir jedoch bei ihm viel zu wenig; die Aufstellung des Ebrimuth, von der Jordanes berichtet (Get. c. 60), kennt Procop eigentlich nicht; er weiß nur von seinem Abfalle. Er sah ihn kommen und gehen, und erfuhr, daß er Patricius geworden war (I. c. 8, S. 39, 3 ff.). Dagegen hält er sich um so länger bei dem Widerstande auf, welchen die Neapolitaner eine Zeitlang dem heranrückenden Heere leisten. Und nicht ohne Grund, wir wissen, wie wichtig derselbe für den Verlauf des Krieges war. Sehr gut sind

die Motive entwickelt, welche die Einwohner vermochten, gegen den Kaiser Stand zu halten, sowohl die, welche sie selbst, als die, welche die bei ihnen eingelagerten Gothen hatten, um alle Aufforderungen zur Uebergabe zurückzuweisen. Selten ist ein verwegenes Strategem so gut geschildert, wie hier von Procop. Er weiß zugleich den Charakter des Oberfeldherrn ins rechte Licht zu stellen. Die Erzählung ist ein kleines Meisterstück der Poliorketik; sie beweist die genaueste Kunde des Autors, der seinerseits das Verdienst hat, die großen Gesichtspunkte allezeit festzuhalten (I, c. 8—10). Ueber Theodahat ist Procop noch weniger unterrichtet, als über Gelimer. Die Einnahme von Rom erscheint als die unmittelbare Folge der Eroberung von Neapel, insofern die Einwohner von Rom das gleiche Schicksal befürchten. Der Augenzeuge bemerkt den sonderbaren Umstand, daß an demselben Tage die Gothen fortzogen und Belisar durch ein anderes Thor einzog (c. 14, S. 75, 9 ff.). Die dazwischen stehenden Bemerkungen über Cumä und die appische Straße (c. 14) sind zufällige Notate eines gelehrten Reisenden, der diese Regionen passirte, ebenso, was er über Benevent und die Zähne des calydonischen Ebers erzählt (c. 15, S. 77, 7). Sehr unterrichtend ist Procop über die Fortification der Stadt durch Belisar und über die Ausbreitung seiner Autorität über Tuscien hin, ebenso über den ersten Kampf mit Vitiges bei Perugia (c. 16). Das eigentliche Interesse aber beginnt erst bei der Belagerung Roms durch Vitiges. Man erfährt mit aller Bestimmtheit die Befehle, welche Belisar für den Rückzug der vorgeschobenen Truppen ertheilt, die dann die Nachricht mitbrachten, daß Vitiges in der Nähe sei und die Maßregeln Belisars zur Abwehr gegen die Gothen. Sehr anschaulich wird die Verlegenheit geschildert, in welche Belisar durch die Schwäche seiner Mannschaft und die Unzuverlässigkeit der Römer gerieth. Man begreift seine Absicht, durch eine an altberühmter Stelle errichtete Befestigung die Gothen aufzuhalten, bis Alles zur Vertheidigung vorbereitet sei. Der Kampf, der sich nun entspann, und an dem Belisar selbst theilnahm, wird mit lebendigster Vergegenwärtigung beschrieben; auch das Pferd, das er ritt und der gerade auf ihn gerichtete Anfall der Gothen. Augenscheinlich trägt die Erzählung hier panegyristische Farbe. In allen Gefahren erscheint Belisar als rettende Potenz, aber ich

denke, das war die Stimmung der Zeitgenossen in diesem Augenblick. Hierauf bekommt der Bericht etwas tagebuchartiges; am folgenden Tage, am 18. Tage u. s. w. Selbst für die antiquarische Forschung gewinnt Procop durch die Nachrichten, die er beibringt, einen besonderen Werth. Am 18. Tage kommt es zum ernstlichen Angriff auf die Mauer (c. 22); von diesem Versuch ab zählt er dann einige Tage und fährt dann, nachdem er die Einnahme von Portus am dritten Tage nach dem Sturm erzählt hat, fort: Am 20. Tage nach der Besetzung von Portus (c. 27). Die kleinen Ereignisse, die eine Belagerung begleiten: Ausfälle und dergleichen werden ebenfalls nach den Tagen — freilich nicht immer genau — angegeben, denn aus den tagebuchartigen Notizen, welche zu Grunde lagen, mußte eine Erzählung gebildet werden. Es wird ihm der Details selbst zu viel; er läßt von der Erzählung der Scharmützel ab, um nur noch die beiden letzten zu schildern. Ein großes, für den Feldzug entscheidendes Ereigniß war es nun ohne Zweifel, daß Justinian sich bewogen fühlte, dem durch die Belagerung in Bedrängniß gerathenen Belisar eine ansehnliche Hülfsmacht zuzuschicken. Der Continuator des Marcellinus berichtet, es sei auf dringende Bitten Belisars geschehen (Belisarius auxilium ab imperatore deposcit). Er ergänzt die Namen der Anführer, die wir bei Procop kennen lernen, berichtet von ihrer Ankunft in Portus Romanus, durch welche Vitiges veranlaßt wird, einen dreimonatlichen Waffenstillstand zu versprechen. Für die Methode Procops ist es sehr bezeichnend, daß er diese ganze Hülfsleistung als eine Sache erwähnt, von der man gerüchtweise in Rom Nachricht erhalten habe (II. c. 4, S. 159, 1). Eben in Folge dieser Gerüchte wurde Procop von Belisar nach Campanien geschickt mit dem Auftrage, Lebensmittel zusammenzubringen — eine Reise, bei der er nach seiner Art mit Vorliebe verweilt; er unterläßt nicht zu bemerken, daß man damals in Neapel eine Eruption des Vesuv befürchtete. Daran knüpft sich dann das Vorrücken des Johannes, der als Magister militum mit dem Hülfsheer angekommen ist, nach Rom. Procop erwähnt seine eigene Rückkehr nach Rom nicht besonders; sie ergiebt sich aber aus den Thatsachen. Er verfolgt dann die Ereignisse weiter bis zum Abzug der Gothen, zur Frühlingsgleiche 538 nach

einer Belagerung von Einem Jahr neun Tagen. Wohl werden diese Ereignisse auch anderwärts erwähnt, aber nur summarisch, man könnte Procop in keiner Weise entbehren.

Bei dem ferneren Verlauf der Begebenheiten schildert Procop überall die Sachen, wie er sie sah: die Mauern von Ancona, den Zustand, in welchem Urbisalvia sich befinde, (οὕτως Ἀλάριχος καθεῖλεν, ὥστε ἄλλο γε αὐτῇ οὐδ' ὁτιοῦν ἀπολέλειπται τοῦ προτέρου κόσμου, ὅτι μὴ πύλης μιᾶς II. c. 16 z. E.). Er kommt dabei auf ein wunderbares Ereigniß zu reden, das er selbst erlebt hat (c. 17). Er schildert die Bewegungen des Hauptquartiers des Belisar im Einzelnen, nicht so die des Narses, der, wie wir bei anderen Autoren lesen, unmittelbar von Constantinopel an die Küste des adriatischen Meeres gekommen war. Bei Auximum gibt Procop selbst dem Oberfeldherrn einen guten Rath über die den Truppen zu gebenden Signale (Goth. II. c. 23, S. 241, 23 ff.). Wir haben überall zugleich persönliche Denkwürdigkeiten des Autors in Verbindung mit den Ereignissen, welche den obersten Heerführer betreffen. Alles andere erscheint schwächer, je nach dem Grade der Entfernung, in der es vorgeht. Er schildert den Einbruch der Franken in Italien, ihre Sitten, wie man im Hauptquartier davon sprach, wie sie, noch großentheils grause Götzendiener, selbst Menschen opfern, ihre vornehmste Waffe, die Streitaxt, Francisca (c. 25, S. 248, 20 ff.). Besonders für die Erzählung kleiner Ereignisse hat Procop ein bemerkenswerthes Talent. Er macht dabei nicht viel Worte, aber man sieht die Sache gleichsam mit Augen z. B. die Lebensgefahr, in die Belisar vor Auximum geräth und seine Rettung. Dabei zeigt er allenthalben Vorliebe für das Wunderbare.

In der Seichtigkeit des Postusses, durch welche die Zufuhr der Gothen abgehalten wird, nach Ravenna zu kommen, sieht er eine Entscheidung der Tyche: „Denn wir haben gehört, daß sich das niemals früher so zugetragen habe" (τοῦτο ξυμβῆναι οὐπώποτε πρότερον ἀκοῇ ἴσμεν, c. 28, S. 261, 8).

Der Gipfel seiner Darstellung ist die Belagerung von Ravenna. Hier, wo die beiden Parteien oder eigentlich drei: nicht allein Belisar und die Gothen, sondern auch der erneuerte Einfluß von Constantinopel zusammenstießen, legt er die genaueste

Kunde an den Tag. Was in dem Hauptquartier verhandelt wurde, sah er mit eigenen Augen. Dort aber erfuhr man auch, was bei den Gothen vorfiel.

Seine Anwesenheit im Feldlager Belisars ist die Bedingung unserer Kunde dieser Ereignisse überhaupt. Man erkennt die Momente, welche die große Entscheidung herbeiführten. Procop hat sich den Dank aller Zeiten dafür erworben, daß er die Momente auseinanderlegt. Unter den Geschichtschreibern gleichzeitiger Begebenheiten alter und neuer Zeit nimmt Procop von Cäsarea eine der ersten Stellen ein.

Man hat wohl vermuthet, daß die Erzählungen, wie sie vorliegen, aus Berichten genommen seien, die Procop in seiner amtlichen Eigenschaft an Justinian erstattet habe [1]). Diesen Charakter officieller Geschichtsschreibung aber tragen sie doch nicht. Procop war dem Oberfeldherrn zur Civilgeschäftsführung beigegeben; nur in dessen Namen konnte er an den Kaiser schreiben. Von einer Zwischenstellung zwischen Beiden, die ihn doch näher an den Hof, als an den Feldherrn geknüpft haben würde, ist keine Spur vorhanden.

Gegen diesen legt er die größte Ergebenheit an den Tag. Er hat ihn wahrscheinlich auch auf seinem Feldzug gegen Persien [2]) und wiederum nach Italien begleitet. In dieser Zeit hielt sich Procop jedoch auch eine Zeit lang in Constantinopel auf, wie seine Beschreibung der Pest beweist, in deren Schilderung er mit Thucydides wetteifert. Bei der zweiten Expedition Belisars nach Italien ist Procop zuweilen sehr kurz, er behandelt sie annalistisch nach dem Muster der alten Historiker, dann aber wieder sehr ausführlich. Den Rathschlägen Belisars läßt er Gerechtigkeit widerfahren. Seine Mißerfolge leitet er von der Unfähigkeit und Unbesonnenheit derer her, denen die Ausführung der Beschlüsse anvertraut war. An der einen und der anderen Stelle finden wir Nachrichten, wie sie nur von einem Augenzeugen herrühren können.

Auch über die letzte Abberufung Belisars giebt er die besten

1) Namentlich Kanngießer a. a. O. S. XVIII hat diese Vermuthung ausgesprochen.

2) Dahn, Procopius von Cäsarea, S. 30.

Nachrichten. Wir erfahren, wie Belisar zu dem Entschluß kam, sich mit einer Anzahl Truppen, auf die er besonders rechnete, in Rom einzuschiffen und mit ihnen nach Tarent zu steuern. Diese Seefahrt wird ausführlich beschrieben, mit den gewohnten Exkursen über die Merkwürdigkeiten, die er dabei sah, über die Umstände, durch welche es geschah, daß Belisar nicht nach Tarent kam, sondern in Croton anzulegen genöthigt wurde. Man kann nicht zweifeln, daß Procop hierbei zugegen war.

Belisar mußte sich darauf beschränken, mit seiner Flotte die Küstenstädte zu unterstützen. Das war im Winter 547—48. Damit hört nun aber die ausführliche Erzählung Procops über die Handlungen Belisars auf. Man kann nicht anders urtheilen, als daß er sich erst da von ihm getrennt hat. Aus der Art und Weise, wie er der Unschlüssigkeit Justinians gedenkt, darf man schließen, daß er dann wieder seinen Aufenthalt in Constantinopel nahm. Noch besonders sieht man das aus dem 8. Buch der Gothica, das er später hinzufügte, indem er von der provinziellen Sonderung der Ereignisse abstrahirte. Auch hier aber ist er der vornehmste Gewährsmann unserer Kunde.

Die Nachwelt hat sich Glück zu wünschen, daß sie über die hochwichtigen Ereignisse dieser Epoche die Nachrichten eines so wohl unterrichteten, unparteiischen und durch die Sprache und treffliche Darstellungsgabe ausgezeichneten Autors, der auch für die Eigenthümlichkeiten der Völker, die mit dem römischen Reich in Kampf geriethen, ein offenes Auge hat, in ihrem vollen Umfang, wie er sie selbst herausgab, besitzt. Nur in Einem Stücke täuscht er unsere Erwartung; über die inneren Verhältnisse von Constantinopel geht er leicht hinweg, auch da, wo der Feldherr, dem er seine Darstellung gewidmet hatte, sehr nahe von denselben berührt wurde.

Gleich bei der Rückkehr Belisars von Ravenna (Goth. III, c. 1, S. 280, 10) erzählt Procop, daß Justinian ihm keinen Triumph bewilligte, ohne doch ein Wort zur Erklärung dieser auffallenden Verweigerung hinzuzufügen. Bei der zweiten Sendung Belisars nach Italien trat ein offenbares Mißverhältniß zwischen dem Feldherrn und dem Hofe ein. Es war so wenig Geheimniß, daß auch der Continuator des Comes Marcellinus desselben gedenkt. (Roncallius II, S. 330: Belisarius

de oriente evocatus in offensam periculumque incurrens grave et invidiae subjacens rursus remittitur ad Italiam.)

Bei Procop findet man Notizen, die ein Mißverständniß dieser Art voraussetzen lassen; über den Grund desselben aber lesen wir bei ihm keinerlei Nachweisungen. So ausführlich er über den Aufstand der Nika war, so schweigsam verhält er sich über die späteren Zustände des Hofes und die inneren Verhältnisse.

Da tritt nun die lange verborgen gehaltene, endlich zum Vorschein gekommene, viel besprochene Schrift ein, die man unter dem Namen Anekdota kennt und als Historia arcana des Procop bezeichnet hat. Zur Würdigung des Procop nicht allein, sondern auch der Zeitgeschichte überhaupt ist es unerläßlich, ihren Inhalt zu erörtern und über ihre Entstehung sich ein Urtheil zu bilden.

Wie verhält es sich überhaupt mit den Ergänzungen der procopianischen Erzählung, die in dieser Schrift vorkommen?

Faktische Mittheilungen über Ereignisse, die schon in den Historien erzählt worden waren, finden sich eigentlich doch nur zwei. Der Vorfall in den Gothica, bei welchem während des ersten Aufenthalts Belisars der frühere Befehlshaber von Spoleto, Constantinus, weil er einem durchreisenden vornehmen Römer zwei prächtige Dolche hat wegnehmen lassen, von Belisar zur Rechenschaft gezogen, den Dolch gegen ihn zückte und hingerichtet wurde, wird dort als ein Werk des neidischen Geschicks (*τῆς τύχης ὁ φθόνος*, Goth. II, c. 8 in.) dargestellt.

In den Anekdota wird die Sache der Antonina zugeschrieben, die in ihrer häßlichen Ehebruchsgeschichte von Constantin beleidigt worden war (c. 1, S. 16, 10 ed. Bonn.). Wahrscheinlich hat Antonina so wenig Schuld daran, als der Neid der Tyche. Das Ereigniß war, insofern es zum ersten Mal eine Insubordination eines Truppenführers gegen den obersten Feldherrn zu Tage brachte, ein Symptom des militärischen Zustandes überhaupt.

Das andere ist tiefer eingreifend. In den Anekdota wird angegeben, zur Ermordung der Amalasuntha sei Theodahat durch den kaiserlichen Gesandten Petrus selbst, im Auftrag der Kaiserin insgeheim bewogen worden (c. 16, cf. c. 24, S. 136, 21). Innere Wahrscheinlichkeit hat diese Beschuldigung in der That nicht. Theodora soll für die eheliche Treue ihres Gemahls besorgt gewesen sein (*τὸ τοῦ ἀνδρὸς ἐλαφρὸν δείσασα*), wenn

Amalasuntha nach Constantinopel komme, was eine Zeitlang im Werke war; denn eine Frau von königlicher Herkunft, körperlicher Schönheit und geistigen Eigenschaften werde ihn zu sich hinüberziehen. Aber man weiß ja, daß Justinian der Theodora, die er in einem mehr als gewöhnlichen Sinne als Kaiserin anerkannte, zugleich unverbrüchlich ergeben war; diese aber hatte durch ihre Allianz mit einer Partei des Circus und ihre geheime Verbindung mit den Führern der Monophysiten eine beinahe unabhängige Stellung für sich. Unter keinen Umständen hätte sich der Kaiser von ihr losreißen können. Möglich, daß der Aufenthalt der Amlasuntha in Constantinopel der Theodora unangenehm gewesen wäre. In dem hier angedeuteten Sinne hatte sie von derselben gewiß nichts zu fürchten. Schon Niebuhr hat einmal bemerkt, daß er die Sache annehmen würde, wenn nicht die der Theodora schuldgegebenen Motive zu unglaublich wären [1]). Und beinahe zu stark ist der Widerspruch, in welchen Procop mit sich selber geräth. Den Anekdota zufolge soll der Tod Amalasunthas durch Petrus herbeigeführt worden sein. Nach dem Gothica sucht Theodahat den Petrus zu überzeugen, daß er keinen Antheil an der Ermordung der Amalasuntha habe, diese sei das Werk der vornehmen Gothen (Goth. I, c. 4, S. 25, 21). Aber überhaupt scheinen noch andere Verhältnisse obgewaltet zu haben, die weder in der einen noch in der andern Erzählung aufgeklärt werden.

In den Variä Cassiodors finden sich Briefe der Gemahlin Theodahats Gudelina an Theodora (X, 20 ff.), die eine unmittelbare Beziehung zwischen der Königin der Gothen und der Gemahlin des Kaisers andeuten, wobei selbst von dem römischen Stuhl und von geheimen Botschaften der Kaiserin nach Italien die Rede ist, so daß man noch ganz andere persönliche Verhältnisse voraussetzen muß, als die erste und zweite jener Nachrichten in sich schließt. Sind nun aber — so ist die alte, aber immer wieder neu auftauchende Frage — diese Anekdoten wirklich echt?

Wenn Agathias, der Fortsetzer Procops sie nicht kennt, so

1) Nisi causa quam affert tam parum credibilis foret, ut hoc quoque crimen maledictis vesanae impudentiae accenseri posse confidam (Corp. Byzant. praef. S. XXIII).

läßt sich das wohl dadurch erklären, daß sie eine Zeit lang verborgen gehalten bleiben konnten, wie sich auch daraus Nichts ergiebt, daß Suidas sie erwähnt: denn in der Zwischenzeit konnten sie öffentlich bekannt geworden sein. Die beste Einwendung gegen die Echtheit der Anekdota ist nach meinem Dafürhalten, daß Procop in denselben behauptet, er habe in seiner Geschichte aus Rücksicht auf Theodora die volle Wahrheit nicht schreiben können (c. 16 S. 96, 19: *ἵνα δή μοι τῶν πεπραγμένων ἐκπύστους ποιεῖσθαι τὰς ἀληθείας δέει τῆς βασιλίδος ἀδύνατα ἦν*). Nun ist aber Theodora 548 gestorben und die Geschichtsbücher Procops sind erst in dem Jahre 550 herausgegeben worden. Offenbar ein grober Widerspruch. Man müßte daraus schließen, was wir ohnehin annahmen, daß diese Bücher aus Denkwürdigkeiten bestehen, die schon vorher ausgeführt waren. Aber gewiß ist doch, daß Procop mit seinen Nachrichten über Theodora nicht aus Furcht vor derselben zurückhalten konnte, nachdem sie bereits gestorben war.

Eine andere Einwendung ergiebt sich aus der Form, in welcher die kleine Schrift eingeführt wird. Gleich bei dem Anfang der Anekdota stößt man auf eine Schwierigkeit, die kaum aufzulösen ist. Die kleine Schrift beginnt mit denselben Gedanken nicht allein, sondern Worten, mit denen im 8. Buche die Abweichung von der Methode, die der Autor bisher befolgt hat, erklärt wird.

Sie bestand, wie angedeutet, darin, daß in den früheren Büchern die Eintheilung nach den verschiedenen Kriegsschauplätzen gemacht war, auf denen die Handlungen vor sich gingen, im 8. Buche dagegen eine zusammenhängende Erzählung der Ereignisse dargeboten wird. Für das 8. Buch paßt das sehr gut, für die Anekdota sehr schlecht. Und wie hätte es überhaupt einem Autor einfallen sollen, zwei verschiedene Werke mit denselben Worten einzuführen. Ich finde nur einen Unterschied, nämlich den Zusatz: *ἐπὶ καιρῶν* in den Anekdota; im VIII. Buch heißt es nur: *ἐπὶ χωρίων;* in den Anekdota *ἐπὶ καιρῶν τε καὶ χωρίων*, was doch sehr nach einer Interpolation aussieht.

In der That werden auch die Zeiten in den Anekdota nicht unterschieden. Allein wie wäre bei solchen Zusätzen, wie sie gemacht werden, eine bestimmte Zeitfolge möglich gewesen.

Ich ſchließe, daß der im 8. Buche vorliegende Text abgeſchrieben, aber ſeinem Zweck gemäß verändert wurde. Für echt procopiſch kann man dieſen Anfang nicht halten.

Einen weiteren Anſtoß gibt der zweite Satz. Der Verfaſſer ſagt darin: er habe Manches nicht erzählen wollen, weil die Perſonen noch lebten, die es vollbracht hatten (*οὐχ οἷον ἦν περιόντων ἔτι τῶν αὐτὰ εἰργασμένων ὅτῳ δεῖ ἀναγράφεσθαι τρόπῳ*). Wenn man nun annimmt, daß das Werkchen noch vor dem Tode Juſtinians geſchrieben worden ſei, von dem doch die ſchimpflichſten Handlungen berichtet werden, wodurch würde der Autor alsdann vor dieſem Schickſal geſichert geweſen ſein? Wollte man aber vorausſetzen, daß die Schrift erſt nach dem Tode Juſtinians geſchrieben ſei, ſo würde man durch den Schluß widerlegt, in welchem erſt von dem künftigen Tode Juſtinians die Rede iſt. Ein ſo greller Widerſpruch, wie er ſelten vorkommt. Wenn es nun weiter heißt: der Verfaſſer wolle die geheimen Urſachen der erzählten Begebenheiten mittheilen, ſo erweckt er damit Erwartungen, die er zu erfüllen gar nicht gemeint ſein konnte [1]). In dieſem Vorwort folgen noch einige andere Bemerkungen, an die ſich dann der Anfang der Arbeit in ſehr abrupter Weiſe anſchließt: *πρῶτα μὲν ὅσα Βελισαρίῳ μοχθηρὰ εἴργασται ἐρῶν ἔρχομαι*. Muß man nicht auf den Gedanken gerathen, daß wir hier mehr ein mit einer unpaſſenden Vorrede verſehenes Fragment als eine wirklich durchdachte hiſtoriſche Arbeit vor uns haben? Von Beliſar ſelbſt kommt darin nicht viel Bedeutendes vor. Und was erzählt der Verfaſſer uns von Beliſar? Er ſpricht hauptſächlich von ſeinem Verhältniß zu ſeiner Gemahlin Antonina. Das Stück über Antonina halte ich für echt (c. 2, 4), es ergänzt allerdings die Erzählung Procops, es iſt im Geiſte früherer Abſchnitte der Perſica geſchrieben, an die es anknüpft; daß es aber in jene Geſchichte ſelbſt nicht aufgenommen iſt, kann man nicht mißbilligen. Man erfährt daraus eben weiter nichts, als eine widerwärtige Ehebruchsgeſchichte, Umſtände, die wohl dann und wann Einfluß auf die großen Angelegenheiten gehabt haben können, aber deren man doch nicht bedarf, um dieſe zu

1) Auf die Lücken in den Handſchriften und die Differenz der Ergänzungen (bei Dindorf und bei Iſambert *Ἀνέκδοτα* ou Histoire secrète de Justinien, traduite de Procope S. 365) kommt es hierbei nicht an.

erklären. Beliſar erſcheint darin zu ſchwach gegen ſeine Gemahlin und gleichſam blind. Es iſt eben Gerede von Dingen, welche hinter den Couliſſen vor ſich gingen, die von den Ausſagen von Dienſtboten und untergeordneten Perſönlichkeiten herrühren, und deren Wahrheit man auf ſich beruhen laſſen kann. Doch kommen auch Nachrichten vor, welche für den Fortgang der Geſchichte von erheblichem Werthe ſind. Oben iſt erwähnt worden, wie ſehr man in den Hiſtorien nähere Mittheilungen über die Verhältniſſe vermißt, welche die zweite Sendung Beliſars nach Italien veranlaßten. In den Anekdota finden ſich ſolche ſehr beſtimmt und ausführlich, wobei wir den Stil Procops wieder erkennen (c. 4, S. 34, 20 ff.). Sie ſind ohne Zweifel von ihm geſchrieben; ich habe kein Bedenken getragen, in meiner Darſtellung von dieſen Mittheilungen Gebrauch zu machen. Damit ſoll nun aber keineswegs geſagt ſein, daß ich die Anekdota überhaupt für ein Werk Procops halte; gleich darauf finden ſich Nachrichten, die eine ganz andere Quelle vermuthen laſſen. Daß die Errettung Juſtins von einem Traum hergeleitet wird, der den Befehlshaber, unter dem er diente, der ihn beſtrafen wollte, davon abhielt, hätte wohl auch Procop ſagen können, nicht aber was dann folgt. Die immer furchtbarere Erſcheinung ſoll den Befehlshaber bedroht haben, wenn er Juſtin nicht ſchone: denn dieſer Mann und ſein Geſchlecht ſeien dazu beſtimmt, wenn die Zeit dazu gekommen ſei, die Schale des Zorns über das Menſchengeſchlecht zu ergießen (*αὐτοῦ τε τοῦ ἀνθρώπου καὶ τῆς ξυγγενείας χρέος οἱ μέγα ὀργισθησομένῳ ἐς χρόνον τὸν ὄπισθεν εἴη* c. 6 S. 44, 4.) Die Thronbeſteigung Juſtinians wird als ein Unglück, das vom Himmel über das ganze menſchliche Geſchlecht verhängt ſei, betrachtet (*ὥσπερ πάθος ὅλῳ τῷ γένει ἐπεισπεσὸν ἀνέπαφον οὐδένα παντελῶς εἴασε* S. 46, 2). Dem Kaiſer Juſtinian, heißt es hier, galt es für Nichts, ſein Reich zu Grunde zu richten; ſein Angriff auf Italien und Afrika wird dahin ausgelegt, daß er die Bewohner habe verderben wollen, ebenſo gut wie die ſeines eigenen Reiches (S. 46, 8). Ich denke, Procop, der die Geſchichte dieſer Kriege einſichtig und ausführlich geſchrieben hat, konnte ſich niemals dahin verirren, einen ſo unhiſtoriſchen Satz, nach welchem nicht die Eroberung, ſondern die Verwüſtung, die Abſicht Juſtinians geweſen ſei, niederzuſchreiben. Aber noch viel

weiter soll er gegangen sein. Er soll ausgesprochen haben: Justinian und Theodora seien gar nicht Menschen gewesen. Sie sind böse Dämonen (*δαίμονες παλαμναῖοι* c. 12, S. 79, 13), die mit einander berathschlagt haben, wie sie am schnellsten das menschliche Geschlecht vernichten können. Später wird der Erzählung der Mutter Justinians gedacht, daß er nicht der Sohn ihres Ehemannes Sabbatius, sondern eines Dämonen (S. 80, 10 *δαιμόνιον οὐχ ὁρώμενον*) gewesen sei.

An seiner Stelle haben Menschen, die sich rein gehalten, eine dämonische Erscheinung (*φάντασμα δαιμόνιον* l. 14) gesehen; dem Justinian sei einst, als er aufgestanden und, wie er gewohnt, einen Gang im Zimmer machte, der Kopf verschwunden, und er sei eine Zeitlang ohne Kopf umher gegangen; dann habe sich der Kopf mit dem übrigen Körper wieder vereinigt (S. 80, 17 — S. 81, 1). Ein Mönch, welcher zur Audienz bei Justinian vorgelassen wird, meint den Satan selbst (*τῶν δαιμόνων τὸν ἄρχοντα*) auf dem kaiserlichen Thron zu sehen (S. 81, 7—20). Damit hängt zusammen daß auch von einem Besuch böser Geister bei Theodora, als sie noch der Schaubühne angehörte, erzählt wird (S. 82, 2 ff.).

Soll man nun glauben, daß Procop, der eigentlich das Beste, was man von Theodora weiß, — beim Aufstande der Nika erzählt hat, und der von Justinian, wenn er auch ihn tadelt, doch immer mit Ehrerbietung redet, diesen fanatischen Aeußerungen, die nur von dem wildesten Hasse eingegeben sein konnten, selbst seinen Griffel geliehen habe? Ich halte es für unmöglich. Einige folgende Stellen führen nach einer ganz anderen Seite hin.

Von der Regierung Justinians ist darin immer, im Widerspruch mit den Schlußworten der Schrift, wie von einer bereits abgelaufenen Epoche die Rede. Es heißt: er war kein Mensch, sondern ein Dämon. Die Zahl der Menschen, die unter seiner Regierung umgekommen sind, wird aufgezählt, so übertrieben und gehässig, daß es niemand hätte wagen können, sich bei Lebzeiten Justinians so zu äußern (c. 18 S. 106, 14). Vergegenwärtigt man sich den Zustand, der sofort nach dem Tode Justinians eintrat, die Bewegung im Circus, die Concessionen Justin II., so scheint es unleugbar, daß diese Stimmungen sich in der Schrift ausdrücken,

in der die Raubſucht, die Juſtinian gegen ſeine Unterthanen ausübte, und die Verſchwendung an die Barbaren ausführlich erörtert ſind. Man kommt auf den Gedanken, daß die im Nika-Aufſtand niedergeworfene Partei der Grünen ſich wieder regte. Und noch mehr deuten die Lobeserhebungen, die der Regierung des Anaſtaſius geſpendet werden, darauf hin, da deſſen Anhänger eben die Oberhäupter jener Partei waren. Anaſtaſius wird als der fürſorglichſte und am meiſten ökonomiſche unter allen Imperatoren gerühmt (*προνοητικώτατός τε ἅμα καὶ οἰκονομητικώτατος πάντων αὐτοκρατόρων* c. 19 S. 112, 24); er hat 320 000 Pfund Goldes geſammelt, die Juſtinian ſchon bei Lebzeiten ſeines Oheims ſofort vergeudet haben ſoll (S. 113, 8). Auch Lydus erwähnt die von Anaſtaſius geſammelten Schätze[1]); aber Juſtin und Juſtinian wird hiebei vielmehr eine Rückſichtnahme auf die Unterthanen zugeſchrieben, — wenn ich nicht irre, grade das Gegentheil, was die Anekdota beibringen. Juſtinian hat, heißt es in dieſen, die höchſte Würde ohne Fug und Recht an ſich geriſſen, zuweilen wird er als *τύραννος* bezeichnet, ſo c. 22, ſeine Staatsverwaltung als eine Art Tyrannei, c. 7. Wie hätte aber Procop die Autorität Juſtinians als eine unrechtmäßige betrachten können?

Manches Andere, was im Einzelnen vorkommt, ſteht im direkten Widerſpruch mit ſeinen Angaben. Im c. 17 (S. 101, 3) wird die Errichtung einer Art von Magdalenenſtift erwähnt; aber hier wird getadelt, was in dem Buch de aedif. I, c. 9 mit Recht gelobt wurde[2]).

Ebenſo ſind die Schmähungen, die über die Bauluſt Juſtinians ergehen, unvereinbar mit den dieſelbe lobenden Nachrichten, welche Procopius von ihnen giebt. Auch in dieſem Abſchnitte mag ſich Einiges finden, was ſich von Procop herſchreibt. Allein die Notizen, wie ſie hier vorliegen, können unmöglich ihm zugeſchrieben werden; ſie ſind die Ausgeburt eines leidenſchaftlichen Parteihaſſes, der ſich in die wildeſten mönchiſchen

1) *περὶ ἀρχῶν* c. 51 S. 244, 5 ed. Imm. Bekker: *ἀπεστρέφοντο τὰς κατὰ τῶν ὑπηκόων ἐπηρείας, ἅπας ὁ πλοῦτος Ἀναστασίου εἰς ἀπείρους μυριάδας χρυσίων λιτρῶν συναγόμενος, διεῤῥύη.*

2) Vergl. Malalas XVIII S. 440, 14.

Phantasien verliert. Nach meinem Dafürhalten sind die Anekdota eine Verquickung ächter, procopischer Nachrichten mit den oppositionellen Manifestationen einer Partei, welche bei der Thronbesteigung Justinians durch die Besiegung der Nika niedergeworfen, aber keineswegs vollständig unterdrückt worden war.

Hält man diesen allgemeinen Standpunkt fest, so gewinnen die Angaben, welche in den letzten Capiteln der Anekdota vorkommen, hohen historischen Werth. Sie enthalten eine Art von Uebersicht über die Staatsverwaltung Justinians, von der sie den schlechtesten Begriff geben. Der Tadel, den sie aussprechen, mag übertrieben sein, aber er wirft ein Licht auf die Lage der Dinge, durch welche das kleine Buch eine gewisse Wichtigkeit erhält und nicht übersehen werden darf. Soeben wurde der Vergeudung der von Anastasius hinterlassenen Schätze gedacht. Diese Ansammlung wird dadurch motivirt, daß Anastasius sein Volk vor dem Druck habe bewahren wollen, welchen möglicherweise sein Nachfolger aus Geldmangel auszuüben in die Versuchung kommen könnte. Von Justinian wird nun behauptet, er habe diese Schätze sofort an die Barbaren verschwendet und sich nun anderer gehässiger Mittel bedient, um seine Unterthanen ihrer Besitzthümer zu berauben. Unter diesen bilden die Prozesse, welche anhängig gemacht und die Urtheile, die darin gesprochen werden, den vornehmsten Artikel.

Von Bedeutung ist schon, welcher Art diese Prozesse waren, sie wurden verhängt wegen Vielgötterei, Abweichungen von der geistlichen Orthodoxie, Päderastie, Umgang mit heiligen Frauen, und wegen Betheiligung an der prasinischen Partei, die als in der Empörung begriffen betrachtet wurde. Aber der oppositionellen Schrift zufolge sind es nicht die Vergehungen, die man verfolgt; man habe nur gewünscht, das Vermögen begüterter Personen an sich zu bringen. (c. 19 S. 113, 17 — S. 114, 6.)

Das sei nun auch der Zweck gewesen bei den Monopolen, für die eine förmliche Magistratur errichtet worden wäre.

Die Einsetzung des praetor plebis, welcher die Anweisung bekommen hatte, Diebstähle zu verhüten [1]) und über Brandschäden

1) civitatem a bestiis furta facientibus purgare, nach dem Ausdrucke der Verfügung. Der Verfasser der Anekdota giebt diese Bestimmung der Magistratur

die Anſicht zu führen, wird hier dahin ausgelegt, daß der Prätor die beſten der geſtohlenen Sachen, von denen man nicht wiſſe, weſſen Eigenthum ſie ſeien, dem Kaiſer zuwenden ſollte. (S. 116, 5.)

Die Einſetzung eines Quäſtors, welcher eine Art Fremdenpolizei in Conſtantinopel ausüben und Bettelei und Umhertreiben verhüten ſollte [1]), bringt der Verfaſſer im Zuſammenhang mit Erforſchung von Ketzereien und mit ketzeriſcher Abſonderung von der Kirche und ſexuellen Ausſchweifungen (*τοὺς παιδεραστοῦντας τίννυσθαι καὶ γυναιξὶν οὐ νόμιμα μιγνυμένους ἐπήγγελλε καὶ εἰ τῷ τὰ ἐς τὸ θεῖον οὐκ ὀρθῶς ἤσκηται* l. 14). Die Einrichtung war eine an ſich nicht unzweckmäßige. Es werden mancherlei Mißbräuche vorgekommen ſein, die man abzuſtellen für unerläßlich hielt. Den Mißbrauch ſtellen die Anekdota als die Abſicht des Geſetzgebers hin, die dahin gegangen ſei, ſich des Vermögens der reichen Leute zu bemächtigen. Der Zuſammenhang der Gedanken iſt, daß durch die Verſchwendung der von Anaſtaſius geſammelten Schätze alle die Unzuſtändigkeiten veranlaßt worden ſeien, von denen unter Juſtinian Jedermann bedrängt wurde. Unter dieſen Geſichtspunkt als Theilnehmer an den Gewaltſamkeiten der Regierung werden nun die Miniſter Juſtinians geſchildert, was nicht ganz unwillkommen iſt, da wir ſie hiebei überhaupt kennen lernen.

Eines der wichtigſten kaiſerlichen Aemter war die Quäſtur, welche Tribonian bekleidet hatte. In Bezug auf Tribonian beruft ſich der Autor (c. 20 S. 117, 15) auf die Schilderung Procops, die im bell. Pers. I c. 24 vorkommt und in welcher derſelbe der Geldgier und der äußerſten Willkür angeklagt wird. Seinem

---

ebenfalls an, aber er betrachtet dieſelbe nicht als den eigentlichen Zweck ihrer Einführung: *ἀρχὴν τοῖς κλέπταις τῷ λόγῳ ἐπέστησεν* c. 20. Juſtinian hat dieſe Magiſtratur, die unmittelbar unter dem Kaiſer ſtand, durch Novelle 13 vom 16. September 535 eingeſetzt. Ihr lag die Fürſorge für die Sicherheit und die Aufrechterhaltung der Ordnung der Stadt überhaupt ob, beſonders auch die Verhütung von Volksaufläufen (populares tumultus componant). In dem Text der Novelle iſt von praetores plebis die Rede; es ſcheint jedoch, daß es jeder Zeit nur Einen praetor plebis gab. Vergl. Zachariä von Lingenthal, Geſchichte des griechiſch-römiſchen Rechts S. 347 Nr. 7.

1) Dieſe Magiſtratur wurde durch die Novelle 80 vom 9. März 539 begründet. Von dem Wirkungskreis, den der Verfaſſer der Anekdota derſelben zuſchreibt, findet ſich weder in der Verordnung, noch ſonſt an einer [illegible]ine Andeutung.

Nachfolger Junilus wird vorgeworfen, daß er kein Griechiſch verſtanden habe; er habe die kaiſerlichen Reſcripte verkauft und dabei die Hand wohl ſelbſt nach einem Geldſtück ausgeſtreckt. Dann folgt Conſtantin, der als hochmüthig und unzugänglich geſchildert wird: man habe ihn nicht ſprechen können, außer wenn er mit dem Kaiſer oder von ihm gekommen ſei, was immer mit großer Eile geſchah. Die Anekdota ſchließen daraus, daß er keinen Augenblick habe unbenutzt laſſen wollen, um ſich zu bereichern. Nicht zwar er, aber an ſeiner Stelle die Diener hätten Geſchenke für ihn entgegengenommen. Von Juſtinian dagegen finden wir mehr als ein Edikt, in welchem er denſelben höchlich rühmt. (Nicolaus Allemannus S. 446 ed. Bonn.) [1]).

Von den Quäſtoren geht der Autor auf die praefecti praetorio über (c. 21). Dieſen hat der Kaiſer große Erpreſſungen auszuüben geſtattet, aber nur um ihnen, wenn die Zeit gekommen war, Alles, was ſie beſaßen, zu entreißen. Ein paar ehrliche Leute habe es unter ihnen gegeben [2]), aber noch vor Ablauf ihres Jahres habe man ſie abgeſetzt, als Leute von veralteter nicht paſſender Sinnesweiſe (*ἀχρεῖοί τε καὶ τοῦ καιροῦ τὸ παράπαν ἀλλόκοτοι*). Auch der Aemterverkauf hatte deshalb ſo unglückliche Folgen, weil wohlgeſinnte Leute ihr Vermögen nicht verwenden wollten, um die Befugniß zu erhalten, Anderen ihren Beſitz zu rauben. Die Käufer der Aemter zahlten den Preis dafür meiſt mit erborgten Capitalien, für welche ſie ſchwere Zinſen zahlen mußten und dieſe wurden dann von den Provinzialen beigetrieben. Die Novelle vom 15. April 535 (nov. 8) enthält ein Geſetz Juſtinians, welches eben gegen dieſen Mißbrauch gerichtet iſt, den er der früheren Verwaltung Schuld giebt. Er wollte denſelben abſtellen; jeder Beamte mußte mit dem ſchwerſten Eide ſchwören

1) Tribonian ſtarb im Jahre 545; Junilus bekleidete nach ihm die Quäſtur ſieben Jahre (Anekd. c. 20 § 7) d. i. bis zum Jahre 552; Conſtantin, der ihm folgte, kommt noch im Jahre 563 als Quäſtor vor (Malalas XVIII, S. 494, 22).

2) Phocas, Baſſus c. 21 S. 119, 16 ff.; des erſteren gedenkt auch Lydus mit Lob am Schluß ſeiner Schrift *περὶ τῶν ἀρχῶν* (III c. 76); er erzählt, Juſtinian habe ihn nur mit Mühe für dieſen, für das ganze Reich wichtigen Poſten gewinnen können.

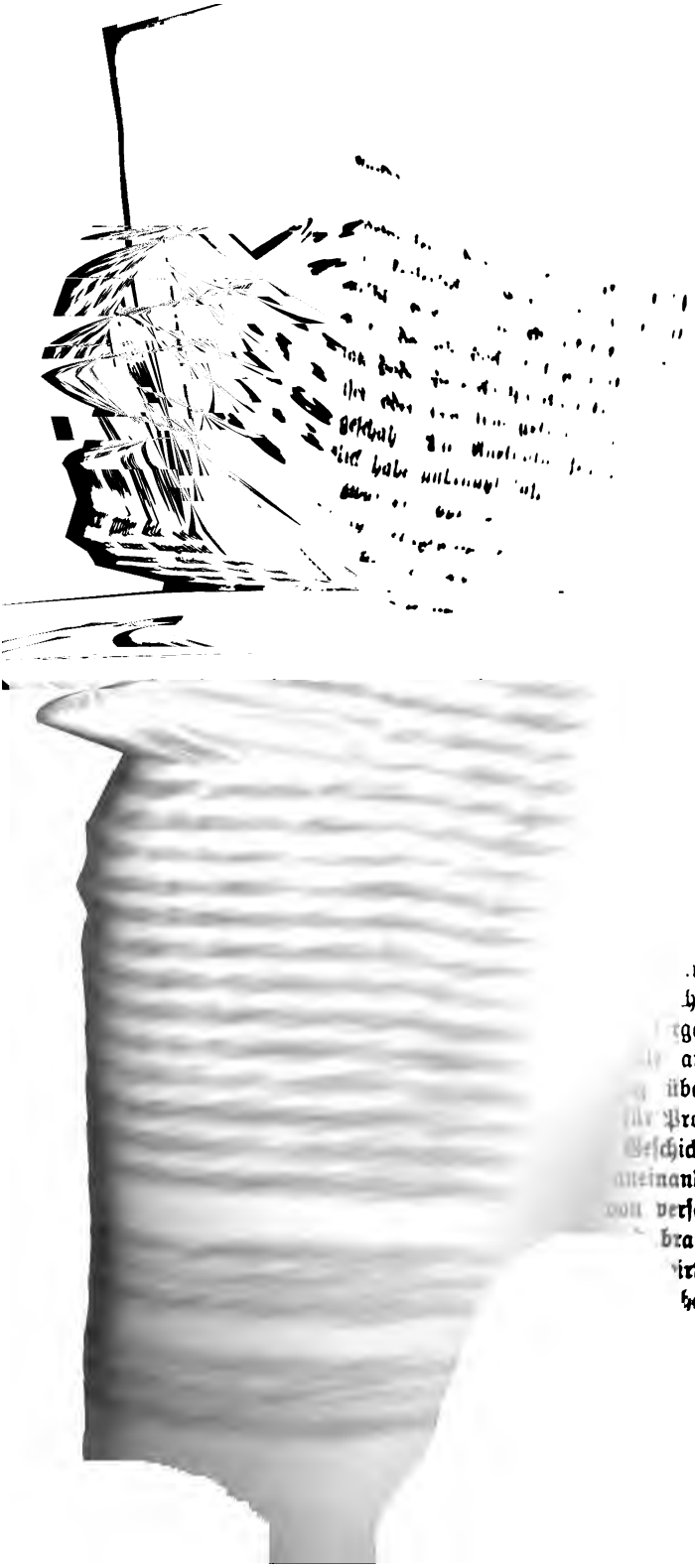
die Aufsicht zu führen, wird hier dahin ausgelegt, daß der Prät
die besten der gestohlenen Sachen, von denen man nicht wi
wessen Eigenthum sie seien, dem Kaiser zuwenden sollte. (S. 116,

Die Einsetzung eines Quästors, welcher eine Art Frem
polizei in Constantinopel ausüben und Bettelei und Us
treiben verhüten sollte [1]), bringt der Verfasser im Zusamme
mit Erforschung von Ketzereien und mit ketzerischer Absan
von der Kirche und sexuellen Ausschweifungen (τοὺς πο
τοῦντας τίννυσθαι καὶ γυναῖξιν οὐ νόμιμα μεμιγμένους b
καὶ εἰ τῷ τὰ ἐς τὸ θεῖον οὐκ ὀρθῶς ἤσκηται l. 14). Die Ei
war eine an sich nicht unzweckmäßige. Es werden manch
bräuche vorgekommen sein, die man abzustellen für
hielt. Den Mißbrauch stellen die Anekdota als die
Gesetzgebers hin, die dahin gegangen sei, sich des Ver
reichen Leute zu bemächtigen. Der Zusammenhang d
ist, daß durch die Verschwendung der von Anastasius
Schätze alle die Unzuständigkeiten veranlaßt worde
denen unter Justinian Jedermann bedrängt wurde.
Gesichtspunkt als Theilnehmer an den Gewaltsam
gierung werden nun die Minister Justinians geschil
ganz unwillkommen ist, da wir sie hiebei überhaup

Eines der wichtigsten kaiserlichen Aemter w
welche Tribonian bekleidet hatte. In Bezug auf
sich der Autor (c. 20 S. 117, 15) auf die Schilder
im bell. Pers. I c. 24 vorkommt und in wel
Geldgier und der äußersten Willkür angeklag

---

ebenfalls an, aber er betrachtet dieselbe nicht als den eige
führung: ἀρχὴν τοῖς κλέπταις τῷ λόγῳ ἐπέστησε
diese Magistratur, die unmittelbar unter dem Kaiser stand
16. September 535 eingesetzt. Ihr lag die Fürsorg
die Aufrechterhaltung der Ordnung der Stadt über
die Verhütung von Volksaufläufen (populares tum
dem Text der Novelle ist von praetores plebis d
daß es jeder Zeit nur Einen praetor plebis
Lingenthal, Geschichte des griechisch-römischen Rech
1) Diese Magistratur wur[illegible] durch die No
begründet. Von dem Wirkun[illegible] der Ver
den zuschreibt, findet sich [illegible]
Stelle eine Ande[illegible].



den
den
ckung
Kehr-
ehoben
Bevöl-
e, denen

ches durch
nders auch
nde gerichtet
eit des Kai-
erben (c. 26,

dagegen die
I. z. Schluß.)
Gesichtspunkt,
nheil der Unter-
nicht annehmen
er angeführt wird,
unmittelbar nach
n. Und aus der
der Verfasser sagt;
gen über den Kaiser;
ehen, wenn man die-
mal auf das Buch als
h aus drei verschiedenen
gänzungen der Geschichte
auf Justinian und eine
über die Mängel seiner
Produkte jener Zeit. Nur
Geschichtschreiber Procop nicht
aneinander geschoben, hier und
von verschiedenem Werthe; der
brauchbar; der zweite eine
irksamen Hasses in mön-
hende Erörterungen über

und betheuern, daß er für sein Amt Nichts bezahlt habe. Auch das Motiv, daß die Verzinsung der für den Aemterkauf geliehenen Kapitalien den Druck vermehre, wird in dem Gesetz angeführt. Justinian erklärt, alle Dem ein Ende machen zu wollen, wobei die Modalitäten, unter denen dieser Mißbrauch ausgeübt werden konnte, aufgezählt werden. Und ebenso mußte der Beamte heilig versprechen, den Unterthanen des Kaisers Nichts zu entziehen, sondern sich mit dem Solde begnügen zu wollen. Der Autor kennt das Edikt sehr wohl; er versichert aber, daß es nur Ein Jahr bestanden habe; dann habe der Kaiser wieder die Aemter verkauft. Der Widerspruch zwischen dem Gesetz und seiner Ausführung ist hier nicht minder stark, als bei den früheren Verordnungen. Und daß das Gesetz nicht allezeit befolgt worden ist, ergiebt sich aus einem Edikt Justins des Zweiten, durch welches der Aemterverkauf definitiv abgestellt werden sollte. In diesem Zusammentreffen der kleinen oppositionellen Schrift mit den Einrichtungen des Nachfolgers liegt doch der Beweis, daß die Beschwerden nicht so ganz unbegründet gewesen sind, wie man bei einer bloßen Vergleichung des Tadels mit den Bestimmungen des Gesetzes vermuthen sollte.

Wohl sei der Kaiser, fährt der Verfasser fort, dann einmal von diesem System zurückgekommen, aber was an die Stelle desselben getreten sei, wenn ich ihn nicht falsch verstehe, eine Art Regie, habe sich noch viel schädlicher erwiesen (c. 21. S. 121, 8). Gedungene Menschen verübten hierauf die entsetzlichsten Räubereien. Unter den Nachfolgern des Johannes von Cappadocien erregt besonders Petrus Barsymes den Widerwillen des Autors (c. 22). Er hat den Einwohnern verdorbenes Getreide verkauft. Theodora schützte ihn hauptsächlich deshalb, weil er an Bosheit und wohl auch an magischen Künsten mit ihr gewetteifert habe (S. 127, 15).

In der ganzen Schrift tritt der Widerstreit hervor, in den die Finanzwirthschaft Justinians mit der Wohlfahrt der Gemeinden und der Einzelnen gerieth. Unter anderem wird daran erinnert, daß Anastasius den von den Barbaren eingenommenen Städten die Auflagen auf sieben Jahre erließ, während Justinian es nur auf Ein Jahr that (c. 23. S. 129, 24). Die Einführung der Seidenmanufaktur wird als eine Beschränkung der zu Berytus und Tyrus blühenden Industrie geschildert, deren

Verderben durch die Regierungsmaßregeln herbeigeführt worden sei (c. 25 S. 140, 21). Die Erhebung von Zöllen an den beiden Meerengen erscheint dem Verfasser nur als eine Bedrückung der Schifffahrt und des Handelsverkehrs. Es ist eben die Kehrseite, welche hier einseitig, aber nicht ohne Kenntniß hervorgehoben wird. Der Autor geht alle die verschiedenen Klassen der Bevölkerung durch, Rhetoren, Aerzte, Lehrer der freien Künste, denen allen ihr Unterhalt entzogen worden sei.

Zuletzt spricht er vom Volke im Allgemeinen, welches durch die Auflagen auf nothwendige Lebensmittel und besonders auch durch die Vernachlässigung der Wasserleitungen zu Grunde gerichtet worden sei. Diese leitet er nicht von der Sparsamkeit des Kaisers her, sondern von der Absicht, das Volk zu verderben (c. 26, S. 146, 4).

In der Schrift de aedificiis erwähnt Procop dagegen die Fürsorge Justinians für die Wasserleitungen. (I. z. Schluß.) Ueberall verfolgt der Autor der Anekdota den Gesichtspunkt, daß die Regierung des Kaisers eben nur das Unheil der Unterthanen hervorgebracht habe. Man wird das so nicht annehmen dürfen, aber man lernt doch aus dem, was hier angeführt wird, die Grundlage der Opposition kennen, die unmittelbar nach dem Tode Justinians zum Ausdruck kam. Und aus der Luft gegriffen ist doch keineswegs, was der Verfasser sagt; bei Evagrius finden sich sehr ähnliche Klagen über den Kaiser; die folgenden Zeiten lassen sich nicht verstehen, wenn man dieselben nicht kennt. Wenn ich noch einmal auf das Buch als solches zurückkommen darf, so setzt es sich aus drei verschiedenen Bestandtheilen zusammen; es enthält Ergänzungen der Geschichte durch Procop selbst, heftige Ausfälle auf Justinian und eine einigermaßen rationelle Erörterung über die Mängel seiner Verwaltung. Ich halte alle drei für Produkte jener Zeit. Nur dürfen der zweite und dritte dem Geschichtschreiber Procop nicht zugeschrieben werden. Sie sind aneinander geschoben, hier und da ineinander verflochten, aber von verschiedenem Werthe; der erste in seiner Art unterrichtend und brauchbar; der zweite eine wilde Manifestation des in der Tiefe wirksamen Hasses in mönchischem Sinne, der dritte enthält eingehende Erörterungen über die Administration.

Als ein literarisches Werk, als ein wirkliches Buch können die Anekdota kaum betrachtet werden. Sie haben keinen rechten Anfang. Die Eingangsworte sind aus einer anderen Schrift Procops herübergenommen und dabei verdorben. Die Schlußworte setzen den Tod Justinians in die Zukunft. In dem Buche aber wird von ihm schon als von einer vergangenen Größe gehandelt.

Ueberall finden sich Widerholungen und Widersprüche. Die Schrift ist eine Compilation verschiedener Stücke, die eben in der Absicht, alle vom Geschichtschreiber Procop herzuleiten vereinigt worden sind. Im Allgemeinen ist sie eine Kundgebung der Opposition gegen Justinian, die sich gegen das Ende seiner Regierung und beim Beginn der folgenden gewaltig regte. Insofern ist sie ein nicht unwichtiges Dokument für die Zeitgeschichte.

IV. Jordanes.

Ich bekenne: es wird mir ſchwer Jordanes zu ſchreiben, nicht Jornandes, an welchen Namen ich mich von Jugend auf gewöhnt, und der durch die gelehrten Unterſuchungen Jacob Grimms eine neue Begründung erhalten hatte. Aber wie einſt unſer Grimm ſelbſt andeutete, ich unterwerfe mich der Autorität der ſeitdem unterſuchten Handſchriften, von denen die beſten und älteſten Jordanes haben. Wer aber war dieſer Jordanes? Er erzählt ſelbſt, daß er von gothiſch-alaniſcher Abkunft, ſein Großvater Notar eines alaniſchen Königs geweſen iſt. Auch er widmete ſich dieſem Geſchäft, das eine allgemeine Kunde fremder Sprachen vorausſetzt, und trat dann in den geiſtlichen Stand. Wie ſehr er ſich der gelehrten Cultur der Zeit anſchloß, ergiebt ſich aus ſeiner Schrift de summa temporum vel de origine actibusque gentis Romanae [1]), die er bis auf das Jahr 551 herabführt. Er zeigt darin eine mannigfaltige Beleſenheit und verfolgt ſelbſt eigenthümliche Geſichtspunkte. Das Ganze iſt jedoch eine Compilation, der nur in den allerletzten Abſchnitten ein gewiſſer Werth zukommt. Ungleich wichtiger iſt nun aber ſein zweites Werk, dem er wahrſcheinlich mit Bezug auf das Erſte den Titel gegeben hat: de origine actibusque Getarum, und das er ſelbſt als einen Auszug aus Caſſiodor darſtellt, deſſelben Mannes, der unter Theoderich und deſſen Nachfolger die Summe der Geſchäfte in Händen gehabt hat. Neben ſeiner politiſchen Thätigkeit hat Caſſiodor auch in der Litteratur eine große, die

1) Ich folge dabei den aus dem Vergleich der Handſchriften hervorgegangenen Ermittelungen Mommſens in der Einleitung zu einer Ausgabe S. XV.

Jahrhunderte verknüpfende Thätigkeit ausgeübt, wovon ich später noch ein Wort zu sagen gedenke. Die beiden Richtungen seines Lebens vereinigen sich aber in der Beziehung zugleich zu Rom und den Gothen. Vor Kurzem ist eine alte Nachricht aufgetaucht, wonach Cassiodor von Theoderich selbst aufgefordert war, die Geschichte der Gothen zu schreiben[1]). Gewiß hat er das gethan und zwar in 12 Büchern. Wir finden ein Schreiben, in welchem er aufgefordert wurde, dies Werk zu publiziren. Den Inhalt desselben hat er selbst in einem Stücke, das den Variae einverleibt ist, angegeben. In einem Brief des Athalarich an Cassiodor, den dieser selbst verfaßt hat (Var. IX, 25), wird er gerühmt oder rühmt sich selbst, daß er Alles zusammengebracht habe, was sich in Schriftstellern grauer Vorzeit fast vergessen über die Gothen finde. Er habe auch die alten gothischen Könige gleichsam aus ihrer Verborgenheit hervorgezogen; er habe besonders den Ruhm der Amaler, von welchen der damalige König in der siebzehnten Generation abstamme, an den Tag gebracht; er habe auf mancherlei Feldern Blumen gepflückt und sie in einen Kranz gewunden; den Römern, welche auch von edler Abkunft sind, habe er den Dienst erwiesen, zu zeigen, daß sie von Fürsten vornehmster Herkunft beherrscht werden.

Auch bei Jordanes nun walten diese Gesichtspunkte im Allgemeinen vor. Er hat die siebzehn Generationen der Könige nach einander aufgezählt; und wen sollte es nicht in Erstaunen setzen, daß wir ein Wort jenes Briefes am Schlusse der Schrift des Jordanes wörtlich wiederfinden: er habe auf weiten Gefilden Blumen gesammelt und, so gut er es verstanden, einen Kranz daraus gewunden (me majorum secutum scriptis ex eorum latissima prata paucos flores legisse, unde inquirenti pro captu ingenii mei coronam contexam c. 60). Man könnte daraus schließen wollen, wir hätten unter dem Namen des Jordanes das Werk Cassiodors selbst vor uns. Eben dahin führt dann eine Vergleichung der Ausdrucksweise Cassiodors in seinen Variae mit

1) Usener Anecdota Holderi S. 4, 27. Praecipiente Theodoricho rege historiam Gothicam originem et loca moresque XII libris annuntians (?).

den von Jordanes angewandten Wortfügungen[1]). Die Aehnlichkeit ist stärker, als man sie bei einem bloßen Auszug erwarten dürfte. Diese Bemerkungen schmälern den Werth des Büchleins nicht, sie erhöhen ihn vielmehr. Eine Modifikation dieser Annahme tritt jedoch von vorn herein hervor. Ich finde: das ursprüngliche Werk Cassiodors war mehr auf die alte Reichshauptstadt berechnet; wie er an einer andern Stelle sagt: die Curie möge Respekt vor der Ehre des transalpinischen Geblüts haben. Jordanes dagegen hat sein Augenmerk vornehmlich auf Constantinopel gerichtet, den Umständen gemäß, unter denen das Werk herausgegeben wurde. Es ist eine besonders durch die Bemerkungen des letzten Herausgebers ausgemachte Thatsache, daß die Herausgabe der vorliegenden Schrift in das Jahr 551 fällt[2]). Fassen wir dann die Lage der Angelegenheiten in dieser Zeit ins Auge, so erkennen wir auch die Gesichtspunkte, unter denen das Buch definitiv abgefaßt worden ist. Italien war vom Kaiser Justinian zwar erobert, aber größtentheils auch wieder verloren; er rüstete sich damals es wiederzugewinnen, nicht jedoch mit seinem eigenen Recht allein, sondern auf Grund des Erbrechts der gothischen Könige, das durch die Vermählung seines Bruderſohnes Germanus mit Matheſventha, der Tochter Amalaſuinthas, an sein eigenes Haus gelangt war. Germanus selbst kam um, gleich bei dem Beginn seines Unternehmens. Aber in dem nachgeborenen Sohne desſelben, ebenfalls Germanus genannt, sah Jordanes den geborenen Fortsetzer des gothischen Reichs in Verbindung mit dem Römerreiche. Schon Cassiodor hatte bei seiner Arbeit den Zweck, den Gothen in Erinnerung zu bringen, daß ihre Fürsten aus einem alten königlichen Geschlecht stammen; den römischen Unterthanen aber, daß sie von einer Dynastie von königlicher Abkunft be-

1) Dies ist eingehend von Schirren De ratione quae inter Jordanem et Cassiodorum intercedat S. 9 ff. nachgewiesen worden.

2) Mommsen Vorrede p. XVI. Auch Jacob Grimm: Über Jornandes in den Abhandlungen der Berl. Ak. 1846 p. 13 war schon zu diesem Resultat gelangt. Er bewegt sich in dem Halbdunkel dieser Nachrichten mit Geist und Takt. Seine Vermuthungen sind noch nicht widerlegt. Wie viele andere haben sich im Lauf der Jahre daran geknüpft. Großentheils sind sie bei Wattenbach verzeichnet.

herrſcht würden. Dieſe Anſicht nun wurde zur Zeit der Abfaſſung dieſes Werkes von doppelter Bedeutung, da das gothiſche Königsgeſchlecht mit dem Kaiſerhauſe ſoeben verſchmolzen war. Man hat es längſt bemerkt, und es ſehr auffallend gefunden, daß Jordanes zwar in ſeinem erſten Werke den Totila erwähnt, aber in ſeiner den Thaten der Gothen gewidmeten Schrift dieſes Königs, unter dem ſich die Macht der Gothen aufs Neue erhob, mit keinem Worte gedenkt. Es erklärt ſich daraus, daß Totila dem alten Königsgeſchlecht der Gothen nicht angehörte und als ein unbefugter Uſurpator betrachtet wurde, auf den keine weitere Rückſicht genommen zu werden brauchte. Auch war er eben mit Juſtinian und den Römern in blutigem Kriege begriffen. Es gab zwei große Faktionen unter den Gothen, von denen die eine in Totila einen Fürſten ſah, dem ſie ſich anſchließen müßte, die andere in der Verbindung mit Conſtantinopel ihr Heil erblickte. Der letzteren hat Jordanes in ſeinem Buche Ausdruck gegeben. Schon das Geſchlechtsregiſter der Könige, wie er es darſtellt, führt darauf. Er folgt zunächſt ohne Zweifel ſeiner Vorlage.

Der fünfte in der Reihe iſt Amal, von dem ſie alle ihren Namen haben, wie ja auch Meroveus nicht der erſte der fränkiſchen Könige iſt, die nach ihm genannt werden. Jordanes geht aber noch weiter als Caſſiodor, wenigſtens in jenem Werke, gegangen ſein konnte; man müßte dann annehmen, dieſer ſelbſt, der damals noch lebte, habe bei der neuen Redaktion ſeine Hand mit im Spiel gehabt. Er gedenkt auch der Enkelin Theoderichs von ſeiner Tochter Amalaſuintha, Matheſuentha. Dabei verſäumt er nicht zu erwähnen, daß auch deren Vater Eutharich, den man für einen Weſtgothen hielt, ein Amaler war (c. 43, 250: Amalorum stirpem jam divisum conjunxit. c. VIII, 298, Eutharicum Amalorum de stirpe descendentem). Den meiſten Nachdruck legt er ſchon an dieſer Stelle darauf, daß Matheſuentha, nach Conſtantinopel gebracht, mit dem Neffen des Juſtinian, Germanus vermählt wurde, aus denen dann ein Sohn, der junge Germanus, entſproſſen ſei, auf den damals die Gothen ihre Hoffnung gerichtet hätten.

Jordanes ſtützt ſich zuweilen auf Ablavius, von dem wir ſonſt nichts Genaueres wiſſen (c. IV). Er möchte, da er die

Trennung von Oſt- und Weſtgothen zuerſt mitgetheilt hat, doch auch aus einheimiſchen Quellen geſchöpft haben. Wie ſich aber dieſer nun zu den römiſchen im Einzelnen verhalte, worauf dann die Glaubwürdigkeit des Jordanes beruht, muß gleich bei dem erſten Vorfall, von dem hier die Rede iſt, mit einem Worte erörtert werden.

Jordanes, der von der Anſicht ausgeht, daß Römer und Gothen immer Verbündete geweſen, berichtet, daß Philippus Arabs ihnen die gewährten Jahrgelder entzogen habe, worauf ſie über die Donau gegangen ſeien (XVI, 89).

Man hat dieſe Erzählung meiſtens angenommen; ich bin dadurch ſelbſt veranlaßt worden, ihr im Laufe meiner Darſtellung [1]) eine für jene Stelle faſt zu ausführliche Erörterung zu widmen. Hier brauche ich nur zu bemerken, daß Philippus zwar den Carpen, aber nicht den Gothen Jahrgelder entzogen hat: das erweckte vielmehr den Neid der Carpen, daß die Gothen ſie fortbezogen. Ferner iſt Decius nicht gegen die Gothen abgeſchickt worden (90), ſondern gegen die Legionen an der Grenze, die ſich gegen die von Philippus eingeſetzten Befehlshaber empörten. Die Gothen ſind durch die Entzweiungen der Römer unter einander veranlaßt worden, über die Donau zu gehen; nach deren Beilegung aber, durch neue Geldzahlungen begütigt, ſind ſie wieder über die Donau zurückgegangen. Was bei Jordanes vorkommt, iſt alſo in der That hiſtoriſch unhaltbar und kann nur verwirren.

Jordanes erwähnt dann in kurzen Zügen die folgenden Ereigniſſe. Die Gothen führen hin und wieder Raubzüge aus; im Allgemeinen aber unterſtützen ſie die Römer. Sie helfen im perſiſchen Krieg gegen Narſes (c. XXI, 110), unterſtützen Conſtantin (111), ſie haben ſogar an der Erbauung Conſtantinopels Antheil gehabt (112). Vergebens ſucht man hier eine Spur originaler Tradition. Ueberall iſt der Autor nur bemüht, die Wichtigkeit der Verbindung der Gothen und Römer für die Römer ſelbſt zur Anſchauung zu bringen. Er verſichert, dem Conſtantin ſeien vierzig Tauſend Gothen zu Hülfe gekommen. Daher erklärt er dann, daß ſie in ſeinen Dienſt aufgenommen worden und den Namen Föderati

1) Weltgeſchichte III, 1. S. 416 ff.

erhalten hätten. Daß ſich das Alles nicht ſo verhält, liegt am Tage. Der Kaiſer trat mit ihnen in ein Bündniß, weil ſie ihm furchtbar waren, nicht um ſich ihrer Hülfe zu bedienen, ſondern um ſie unſchädlich zu machen. Dieſe Nachrichten des Jordanes ſind nicht eigentlich hiſtoriſch; ſie ſollen nur beweiſen, daß die Gothen dem römiſchen Reiche zu Hülfe gekommen ſeien.

Spuren einer original-gothiſchen Ueberlieferung finden ſich erſt bei dem großen Ereigniß des Uebergangs der Gothen über die untere Donau unter Valens. Offenbar iſt, daß auch hier Berichte des Alterthums zu Grunde liegen; was über die öſtlichen Völkerſtämme, die Hermanarich beſiegt habe, erzählt wird, wird auf Ablavius zurückgeführt; die Schilderung der Hunnen iſt großentheils aus Ammian entnommen, bei Jordanes finden ſich nur einige Verbeſſerungen. Dann aber beginnt eine unzweifelhaft gothiſche Tradition. Unter den übrigen Stämmen, die Hermanarich gehorchen, ſind auch die Roſomonen (c. XXIV, 129). Aus ihrem Stamme geht Einer betrügeriſcher Weiſe davon, Hermanarich fühlt das um ſo mehr, da ſoeben die Hunnen heranrücken. Er rächt ſich an der Gemahlin des Entwichenen, die er von Pferden in Stücke reißen läßt. Dafür wird er von den Brüdern derſelben angefallen, dieſe bringen ihm eine Verwundung bei. Dies Ereigniß aber iſt es, was dem Hunnenführer Balamber Veranlaſſung giebt, in das Gebiet der Oſtgothen einzufallen (130). Hermanarich, ſchon 110 Jahr alt, ſtirbt vor Schmerz über die Einfälle der Hunnen, ohne jedoch eigentlich einen Kampf beſtanden zu haben. Auch hier ſtimmt wohl Jordanes inſofern mit Ammian (XXXI, 3, 2: magnorum discriminum metum voluntaria morte sedavit) überein, daß Beide keine Schlacht erwähnen, aber der Römer läßt den Gothen aus Verzweiflung in ſein eigenes Schwert fallen; die gothiſche Sage enthält eine motivirende Erzählung, die doch damit endigt, daß er in hohem Jahren eines natürlichen Todes geſtorben ſei (130: tam vulneris dolore quam etiam Hunnorum incursiones non ferens grandaevus defunctus est).

Auf den Uebertritt der Weſtgothen kommend berichtet nun Jordanes Dinge, die doch auch eine gewiſſe Beachtung verdienen, wenngleich ſie mit Falſchem verwoben ſind. Namentlich erſcheint der Antrag, den ſie dem Kaiſer Valens machen laſſen, deut-

licher als wir ihn sonstwo finden: wenn er sie in Thracien oder Möſien aufnähme, so wollen sie sich dem Imperium und seinen Geſetzen unterwerfen (XXV, 131: ut, partem Thraciae sive Moesiae, si illis traderet ad colendum, ejus se legibus ejusque vivere imperiis subderentur). Zweifelhaft jedoch wird dies allerdings durch die zu Tage liegende Tendenz, das Unternehmen der Gothen den Römern gegenüber in einem Licht erſcheinen zu laſſen, wodurch die erſteren gerechtfertigt werden. Und wenn Jordanes ſie nun noch verſprechen läßt, ſie wollten Chriſten werden, ſo ſtimmt das doch nicht mit dem überein, was man ſonſt erfährt; denn ein Theil der Gothen war bereits zum Chriſtenthum übergetreten. Valens nimmt den Vorſchlag an, weil er immer ſchon die Abſicht gehabt hat, die Gothen den anderen feindlichen Völkerſchaften gegenüberzuſtellen. Beſonders liegt ihm daran, die Gothen zu ſeinem eigenen Bekenntniß, zu der arianiſchen Sekte herüberzuziehen, die dann von den Weſtgothen auf die Oſtgothen und Gepiden übergegangen iſt. Die Auffaſſung bei Jordanes hängt mit der ganzen Anſicht des Buches, daß die Gothen die natürlichen Verbündeten des Imperiums und der katholiſchen Kirche ſeien, zu gut zuſammen, als daß ſie eine beſondere Rückſicht verdiente. Die Abweichung von dem katholiſchen Bekenntniß, die im 6. Jahrhundert ein Anlaß zur Feindſeligkeit war, wird doch von der Einwirkung eines römiſchen Kaiſers hergeleitet. Ueber den Uebergang folgt Nichts weiter, als daß die Gothen in Dacia ripenſis, Moeſien und Thracien Sitze empfangen haben, wo ſie aber, da das Land zunächſt unbebaut iſt, in den Fall kommen, Lebensmittel von den Römern zu verlangen.

Bei der Berathung hierüber erſcheinen in der Mitte der Weſtgothen dieſelben Namen, die wir bei Ammian als Oſtgothen finden. Die Schlechtigkeit, die Lupicinus und Maximus an den Tag legen, wird mit ähnlichen Zügen erzählt, wie bei Ammian, die aber doch wieder einiges Eigenthümliche enthalten. Beſonders wird Nachdruck darauf gelegt, daß die Gothen ihre Kinder hätten als Sklaven hingeben müſſen (XXVI, 135). Die Andeutungen Ammians ſind hier mit dunklen Farben ausgeführt. Nicht Alles aber, was hierbei erzählt wird, läßt ſich aus Ammian ableiten. Manches könnte wohl aus einheimiſcher Ueberlieferung ſtammen. Wenigſtens erſcheint das nächſte Ereigniß, die Handlungen Fritigerns in

Marcianopolis in einer nahezu poetiſchen Faſſung. Fritigern tritt bei Jordanes herriſcher auf, als bei Ammian. Während er bei Lupicinus ſpeiſt, vernimmt er das Geſchrei der Gefährten, die mit ihm gekommen waren und jetzt überfallen werden. Er ſpringt auf; das bloße Schwert in der Hand kommt er zu ſeinen Gefährten hinaus und führt ſie ſogleich zur Ermordung der Römer an (XXVI, 136). Es folgt ein Treffen, durch welches die Gothen vollkommen Meiſter in den ihnen angewieſenen Landſtrichen werden; ſie gebieten nun auch den Provinzialen. Die näheren Umſtände, die bei Ammian vorkommen und Alles wie Zufall erſcheinen laſſen, werden bei Jordanes verwiſcht. Wenn ich meine Meinung frei heraus ſagen darf, ſo geht ſie dahin, daß wir in der Erzählung vom Tode Hermanarichs und dem Heldenmuth Fritigerns originale gothiſche Tradition vor uns haben. Alles andere aber athmet zugleich die politiſche Intention, die bei Caſſiodor und Jornandes überhaupt vorwaltet.

Ueber die Entſcheidungsſchlacht von Adrianopel wird nichts Bemerkenswerthes beigebracht; ſie wird mit den Worten lacrimabile bellum abgethan. Das Ende des Valens wird als eine Strafe Gottes für die Begünſtigung des Arianismus angeſehen. Den Tod des Valens erzählt Jordanes ungefähr, wie die eine der Nachrichten lautet, die Sokrates überliefert hat. Er läßt ihn in einem Prädium bei Adrianopel verbrennen. Jordanes iſt noch kirchlicher als Sokrates und ſelbſt Oroſius (VII, 33), deſſen Worte er aufnimmt, aber eigentlich erſt verſtändlich macht. Leider läßt ſich aus alledem eigentlich Nichts entnehmen. Denn, daß die Gothen als Herren des Landes, Herren der Provinzialen aufgetreten ſeien, iſt doch wohl auch nur aus den oſtgothiſchen Verhältniſſen entlehnt. Ein Glück, daß wir Ammianus Marcellinus haben, der in dem, was er über die Hunnen ſagt, auch nicht vollkommen zuverläſſig, doch da glaubwürdig wird, wo er das Zuſammentreffen von Gothen und Römern ſchildert.

Indem Jordanes dann auf die Pacification der Gothen durch Theodoſius kommt, erzählt er, die Gothen ſeien anfangs geſchlagen, aber durch eine Krankheit des Theodoſius veranlaßt, nochmals zu den Waffen zu greifen und zwar dergeſtalt, daß die Einen unter Alatheus und Safrax ſich in Pannonien aufſtellten, die Andern unter Fritigern nach Theſſalien vorrückten

(XXVII, 140). Den Ersten setzt sich Gratian während der Krankheit des Theodosius entgegen; aber nicht mit Waffen, sondern mit Güte bringt er sie zum Frieden victualia eis concedens (141). Dem schließt sich nun auch Theodosius an, nachdem er genesen ist. Er trifft ein Abkommen mit Athanarich, den er nach Constantinopel zu kommen einladet.

Der Nachdruck der Erzählung liegt dabei auf dem Eintritt Athanarichs in Constantinopel, wie er sich überall umgesehen, seine Erwartungen bei Weitem übertroffen gefühlt und endlich ausgerufen habe: der Kaiser müsse ein Gott auf Erden sein (XXVIII, 143). Das alles zeigt eine mehr germanische und populare Färbung, wie oben bei dem Widerstand Fritigerns in Marcianopel, — ein sagenhaftes Element, welches aber mit den anderen Ueberlieferungen nicht zu combiniren ist.

Jordanes führt dann die Geschichte weiter, wobei sich verschiedene Stücke, welche kleine Besonderheiten bilden, unterscheiden lassen. Vornehmlich möchte die Geschichte von Alarich mit ihrem Anfang, der Schlacht von Pollentia, und dem Untergang nach dem Versuch nach Sicilien überzusetzen ein Ganzes bilden. Pollentia und Consentia sind durch und durch poetisch (XXX, 154—158). Bei Jordanes kommt Vieles vor, z. B. der Zug nach Unteritalien, der Versuch nach Sizilien überzugehen, der schon bei Orosius erwähnt und von Olympiodor mythologisch begründet wird. Aber das Ganze hat die Farbe nicht allein der sagenhaften, sondern auch der poetischen Auffassung, wohin dann vor allem das wundervolle Begräbniß Alarichs gehört, welches die Gothen dem verstorbenen Könige in einem Flußbett (dem des Busento) bei Cosenza bereiten [1]). In der Erzählung von der Schlacht von Pollentia und von diesem Begräbniß meine ich dieselbe nationale Sage wahrzunehmen, die sich bei Hermanarich und Fritigern erkennen läßt. Das Faktische ist Nebensache, die heroischen Züge die Hauptsache und ein Glück, daß sie nicht verwischt sind; sie tragen ein originales germanisches Gepräge.

Die Geschichte des Athaulf gipfelt bei Jordanes in der Ver-

1) Die Lesarten der Handschriften variiren; Busento oder Busiento ist der heutige Name des Flusses. Cloß in seiner Ausgabe der Getica des Jordanes S. 115.

bindung dieſes Fürſten mit Placidia und zugleich in dem Gegenſatz zu den Vandalen. Das Verhältniß Athaulfs zu Honorius erſcheint befriedigender, als es war, die Richtung gegen die Vandalen feindſeliger, als ſie war. Das gehört eben zur allgemeinen hiſtoriſchen und zugleich politiſchen Combination, die dem Buche zu Grunde liegt. Aber der Tod des Athaulf durch den Evervulf, den der König verachtete, verräth doch wieder eine germaniſche Ader (163). Auf den Bericht über die Rückgabe der Placidia und den zwiſchen Honorius und Wallia abgeſchloſſenen Frieden folgt ein an dieſer Stelle wenig paſſendes Capitel über Gaiſerich und die Vandalen (166 ff.). Die geſammte Geſchichte der Vandalen wird bis zu Ende ausgeführt, freilich ſehr ſummariſch. Den Hauptpunkt bilden die Charakterzüge Gaiſerichs und ſeine Einrichtungen (XXXIII, 168). Jordanes braucht die Vandalen: denn von ihrem Zerwürfniß mit den Weſtgothen ging die große Bewegung des Attila gegen Gallien aus. Bei ihm kommt die germaniſche Tradition der hiſtoriſchen Auffaſſung zu Hülfe. Auch bei der Catalauniſchen Schlacht habe ich geglaubt, ihn nicht vernachläſſigen zu dürfen. Der Großvater des Jordanes war Notar des Candac, des Sohnes des Andag, der in der Schlacht auf den Catalauniſchen Feldern den Theoderich getödtet haben ſoll (XXXX, 209). Man darf, denke ich, annehmen, daß ſich in der Familie des Jordanes eine Tradition über die Schlacht erhalten hat, welche er wiederholt. Er flicht dieſe Begebenheiten in die Geſchichte der Weſtgothen ein, die er ſofort bis auf Alarich II. fortführt. Erſt hier kommt er auf die Herrſchaft der Oſtgothen ſelbſt.

Er beginnt dieſelbe mit einem Siege der Gothen über die Hunnen und mit dem Zuſammentreffen der Siegesbotſchaft mit der Geburt Theoderichs, eines Sohnes des Theodemir. In ſeiner Erzählung der Kämpfe der Oſtgothen in Pannonien hat man eine eigenthümliche Ueberlieferung aus der alten Geſchichte der Gothen vor ſich. Alles hat Farbe und Leben. Neben dem römiſchen Kaiſerthum erwächſt jetzt das oſtgothiſche Königthum zu einer großen Macht in Pannonien. Jordanes hält ſeine freundſchaftliche Geſinnung gegen die Römer feſt, ohne doch den Heroismus der Gothen im Mindeſten zu unterſchätzen. Die Erzählungen des Jordanes über die Kämpfe in Pannonien tragen ein ſo eigenthümliches Gepräge,

daß man sie nicht einmal kritisiren kann, zumal da sie anderweit nicht erwähnt werden. Sie führen in die Mitte der mit einander ringenden Völker ein. Anders verhält es sich mit den Ereignissen, die sich auf Constantinopel beziehen. Darüber haben wir die Fragmente eines gleichzeitigen Autors, des Malchus, der aus Philadelphia in Palästina gebürtig, wie sein Name zeigt, ein Semit, als Sophist in Constantinopel lebte und sieben Jahre des Kaisers Zeno, von 473--480, in sieben Büchern beschrieben hat. Die Fragmente stammen aus den Excerpten de legationibus, werden aber besonders auch deshalb für die Benutzung schwierig, weil die Legationen an die Römer und von den Römern gesondert vorkommen und chronologisch nicht eben leicht zu bestimmen sind. Die Hauptsache aber ist historisch sicher. Da spielen nun die Verhältnisse Zenos zu den beiden Gothenstämmen, dem pannonischen und dem thracischen, dem ersten unter dem jüngeren, dem letzteren unter dem älteren Theoderich eine große Rolle. Die thracischen Gothen sind Feinde des Kaisers; um sich einigermaßen zu schützen, knüpft Zeno mit den pannonischen Gothen an und veranlaßt sie zu Feindseligkeiten gegen ihre Stammesgenossen. Von den hiebei vorkommenden Verwicklungen hat Jordanes keinen Begriff. Ihm liegt nur daran, die Verbindung Theoderichs mit Zeno zu motiviren. Auch Theophanes ist mit der Nachricht von Jordanes nicht auszugleichen; vielmehr erzählt dieser, Theoderich habe sich von Johannes Scytha bei dem Feldzug gegen Illus getrennt und sei nach Thracien zurückgekommen (S. 203, 8)[1]; er hätte Thracien einnehmen können; nur aus Erbarmen habe er es geschont; dann sei er von Zeno vermocht worden, sich nach Italien zu wenden. Daß Theoderich jemals Geisel in Constantinopel gewesen ist, erhellt wenigstens nicht aus Malchus[2]. Aber darin stimmen Beide überein, daß Theoderich nach Constantinopel kommt und zu hohen Stellungen befördert wird: denn der andere Theoderich war indeß gestorben. Hier nun läßt Jordanes den Theoderich mit Zeno in die engste Verbindung treten und von Beiden den Beschluß fassen, daß der Gothenkönig nach Italien gehen

1) Nach Johannes Antiochenus wurde Theoderich von Zeno, der Mißtrauen gegen ihn gefaßt hatte, abberufen und zwar schon in Nikomedien (Fgt. 214, 4 bei Müller IV S. 620).

2) Es wird jedoch von Theophanes S. 203 berichtet.

ſoll unter der ausdrücklichen Verſicherung, er wolle Italien als Geſchenk des römiſchen Kaiſers beſitzen. Das geſchah nach Jordanes (LVII, 290) im Jahr 485.

Aber aus anderweiten, unverwerflichen Nachrichten in dieſer Epoche erhellt, daß Theoderich 487 wieder Feindſeligkeiten gegen Conſtantinopel begangen hat (Marcellinus: usque ad regiam civitatem infestus accessit [1]). Er kehrt erſt zurück, als er einen großen Theil der Landſchaft verwüſtet hat; was ſich mit dem Bericht des Jordanes nicht vereinigen läßt. Das Verhältniß des Kaiſers und des Gothenfürſten war noch keineswegs geordnet. Auch nach jenem Conſulat brachen Feindſeligkeiten aus. Zu einer Abkunft, wie ſie Jordanes beſchreibt, kann es damals in Conſtantinopel unmöglich gekommen ſein. Als Sage verdient die Erzählung des Jordanes auf jeden Fall Berückſichtigung, aber als Hiſtorie kann ſie nicht gelten. Dem wirklichen Verlauf der Dinge nach hängt das Unternehmen Theoderichs mit dem Eingreifen Odoakers in Rugiland zuſammen.

Von beſonderem Intereſſe ſind die Schlußcapitel des Buches. Jordanes läßt Theoderich mit einer Ermahnung ſterben, den Senat und das Volk von Rom zu lieben und den orientaliſchen Kaiſer ſich immer geneigt zu halten (placatum semper propitiumque haberent post Deum, LIX, 304). Neun Jahre lang wird das nun beobachtet. Dem König Athalarich wird zugeſchrieben, daß er den Franken die ihnen entriſſenen Stücke von Gallien zurückgegeben (305), — was doch erſt Vitiges gethan hat — übrigens aber lebt er in Frieden, da er ſich dem Kaiſer ſogleich angeſchloſſen hat. Amalaſuintha vermählt ſich mit Theodahat, der aber bringt ſie dann um (304). Juſtinian ſieht in der Ermordung der in ſeinen Schutz aufgenommenen eine Beleidigung und ſchickt Beliſar. Von Abwehr iſt keine Rede; nur von den Unterwerfungen des Sinderith in Syrakus, des Evermud in Rhegium, worüber der Autor Nachrichten hat, die man ſonſt nicht findet (308. 309). Hier aber ſtoßen wir auf eine neue, unerwartete Schwierigkeit, vielleicht die größte von allen, die

1) Sehr wahrſcheinlich iſt die Vermuthung, daß hier Regium geleſen werden müſſe, Johannes Antiochenus ſagt: Frgt. 8 bei Müller Frgt. Hist. Graec. V: ἐστρατοπεδεύσατο ἐν τῷ λεγομένῳ Ῥηγίῳ. Rhegium, in der Nähe von Conſtantinopel, wird auch von Procop erwähnt.

uns begegnet ſind, wenn wir die Getica des Jordanes, aus denen man bisher allein ſchöpfte, mit ſeinem zweiten Werk, den Romana, vergleichen.

In den Romana findet ſich zuerſt über Evermud ein in der Hauptſache abweichender Bericht. Mit aller Beſtimmtheit wird erzählt, daß Evermud, bereits in Sicilien, erſchreckt durch den glücklichen Fortgang des Unternehmens Beliſars, zu dieſem gegangen ſei und ihn aufgefordert habe, ſobald als möglich nach Italien zu kommen, das ſeine Ankunft erwarte und nach ihm ſeufze (370). In Jordanes Getica (c. 60, 309) lieſt man nur, er habe ſich ergeben, indem er erklärte, den Oberhäuptern des römiſchen Reiches dienen zu wollen. Dieſer Evermud aber war der Schwiegerſohn Theodahats. Die Gothen ſcheinen in ſeinem Abfall, der eine Verrätherei war, einen Akt ihres Königs geſehen zu haben, von dem ſie argwöhnten, indem er ſie ins Feld ſchicke, wolle er doch nur ſein Verbrechen (den Tod der Amalaſuintha) gut machen (qui cum sanguine Gothorum et interitu sua cupit scelera excusari, Romana 372); er denke ſeine Rettung mit dem Blut und Verderben der Gothen zu erkaufen.

Dies war der Grund, weshalb ſie Vitiges zu ihrem König ausriefen. Wie verhält es ſich nun mit dieſem entſcheidenden Ereigniß?

In den Getica bleibt Alles ſehr dunkel. Vitiges wird in den Campi Barbarici zum König erhoben (310), man erfährt aber nicht, wie er dahin kam. Er geht dann nach Rom. Er ſchickt drei treue Männer nach Ravenna und trägt ihnen die Ermordung des Theodahat auf. Die Ermordung wird vollzogen und dem Volke bekannt gemacht. Die Worte ſind ſchwer zu erklären. Unverſtändlich iſt es, daß, nachdem vorher die Ankunft des Vitiges in Rom gemeldet war, es hier nochmals heißt, er wäre in den Campi Barbarici geweſen (Vitiges Romam ingreditur. .... occiso Theodahado rege qui a rege missus adveniebat et adhuc in campis Barbaricis erat Vitiges).

Es folgt dann doch, er ſei von Rom nach Ravenna gegangen und habe ſich dort mit Mateſwentha vermählt. Indem er hier das Glück der Vermählung genießt, nimmt Beliſar Rom ein. Die Eroberung von Neapel wird nur beiläufig erwähnt (subversa Neapoli 311). In den Romana wird dieſer Eroberung zwar

kurz, aber doch so gedacht, daß man die Erzählung Procops wiedererkennt. Dies Ereigniß ist es, was über alles Folgende entscheidet; denn nun erfolgt erst, den Romana nach, die Erhebung des Vitiges. Und wenn man in den Getica gar nicht erfährt, wie so Vitiges in die Campi Barbarici gelangt und was daselbst vorgegangen ist, so sind die Romana darüber umständlicher und augenscheinlich wahrer. Ihnen zufolge wurde nach der Eroberung von Neapel das gothische Heer unter einem der Führer desselben gegen Belisar ins Feld geschickt (Vitiges unum inter alios ductorem exercitus praeponens contra Belesarium dirigit, Romana 372). So gelangten sie nach jenem Platz innerhalb der pontinischen Sümpfe. Hier aber kam der Widerwille gegen Theodahat zum vollen Ausbruch. Die Kriegerschaaren, von Theodahats Treulosigkeit überzeugt, zeigten Neigung, Vitiges an ihre Spitze zu stellen. Ueber Theodahat erklärten sie unumwunden, er müsse aus dem Wege geräumt werden: tollatur, inquiunt, de medio (Romana 372). Hierauf wird Vitiges, nachdem man sich seiner Person gleichsam bemächtigt hat (factoque impetu in eo consona voce), einmüthig zum König ausgerufen. Er hat es selbst gewünscht und giebt nach. Die Erzählung ist in den Romana deutlicher und offener; ich habe kein Bedenken getragen, sie aufzunehmen.

Aus den Romana sieht man, daß dem Jordanes der spätere Verlauf des gothisch-römischen Krieges sehr wohl bekannt war. Da wird der Erhebung Ildibads (378), die hernach die des Totila herbeiführte, eingehend gedacht. Auch der persischen Kriege und der zweiten Anwesenheit Belisars in Italien geschieht Erwähnung. Der Verlauf wird als ein für den Hof von Constantinopel sehr ungünstiger geschildert. Jener Todesfall des Germanus in Sardica erscheint als ein Unglück für die Römer und ein Glück für Totila. Von alledem aber abstrahirt Jordanes in den Getica. Für ihn ist die Verbindung der beiden Familien, Anicier und Amaler, die Hauptsache. Ueberhaupt liegt in dieser Verbindung der Kernpunkt der Auffassung, aus welcher das ganze Buch entsprungen ist. Die Darstellung in den Getica des Jordanes hat zugleich etwas von einem politischen Pamphlet, sie ist auf den Moment berechnet. Das Buch wurde nach dem Tode des Germanus geschrieben, als

das Heer desselben nach Salona gegangen war, um von da aus nach Italien vorzudringen, und zugleich eine Flotte ausgerüstet war, welche den Auftrag hatte, die Unternehmung gegen Italien auszuführen. Die Römer in Italien warteten auf die Ankunft dieser Unterstützung, und ihnen schlossen sich nun auch die Gothen an, welche ihr Heil von der Wiederaufrichtung des römischen Uebergewichts erwarteten. Höchst außerordentlich ist die Erscheinung, daß ein Autor in derselben Zeit über dieselben Begebenheiten zwei Werke verfaßt, die einander sehr nahe stehen und doch so weit von einander abweichen. In den Romana hat die geschichtliche Thatsache das Uebergewicht; in den Getica walten politische Gesichtspunkte vor. Man könnte wohl auf die Vermuthung gerathen, daß der Senator, der damals im höchsten Alter, als Stifter und Vorsteher eines Klosters, auch zugleich als großer Herr lebte, und literarisch noch immer thätig war, der intellektuelle Urheber der Schrift des Jordanes, deren Inhalt ihm selbst formell angehörte, gewesen sei. Er würde seiner ursprünglichen Darstellung, die sich nur auf das Verhältniß zu Rom bezog, die Wendung, durch welche Constantinopel in die Fragen der Politik gezogen wurde, selbst gegeben oder doch zugelassen haben, daß ihr eine solche gegeben wurde. Diese Annahme würde alle die Schwierigkeiten, die sich aus der Vorrede, die aus einem fremden Werke entlehnt ist [1]), und dem Verhältniß der Texte ergeben, beseitigen. Jordanes hätte nur den Namen gegeben, durch welchen der eigentliche Ursprung verborgen gehalten werden sollte [2]); er wäre mehr Redaktor als Autor.

Ich verberge mir nicht, daß sich auch hiegegen mancherlei Einwendungen vorbringen lassen. Ich will damit nicht eine Behauptung, sondern nur eine Vermuthung aussprechen, die anderweitig geprüft, angenommen oder verworfen werden mag. Unabhängig davon ist das Resultat der vorliegenden Untersuchung, daß nämlich das Buch des Jordanes de rebus Geticis zwar als eine auf historische Vorstudien basirte, aber zugleich auf den Moment angelegte, politisch-historische Arbeit über die Geschichte der Gothen anzusehen ist.

1) Sybel, Allgemeine Zeitschrift für Geschichtswissenschaft VII, S. 288.

2) Hat doch Garet in seiner Ausgabe des Cassiodor die Schrift des Jordanes geradezu unter die Schriften Cassiodors aufgenommen.

V. Gregor von Tours.

Was wir bei der griechiſchen Kirche und ſelbſt in den Anfängen der lateiniſchen bemerkt haben, daß die höchſten geiſtlichen Würden an Männer von hohem Rang in den Provinzen übergingen, wodurch ſie dann beſonders befähigt wurden, ſich den Kaiſern zu opponiren, das geſchah auch in Gallien. Gregor von Tours bezeichnet die Familie, zu der er gehörte ſelbſt als eine ſenatoriſche; ſie war im beinah erblichen Beſitz biſchöflicher Stellungen. Gregor bemerkt, daß von den achtzehn Biſchöfen von Tours vor ihm dreizehn Verwandte ſeines Hauſes geweſen ſeien[1]). Das Gefühl echt römiſcher Herkunft und religiöſer Eifer erwachten vereinigt in dem gallo-römiſchen Klerus, als die fränkiſchen Könige die Oberhand in Gallien erhielten. Welche Stellung ſie dann einnahmen, erfahren wir aus den Lebensereigniſſen Gregor's[2]), von denen er ſelbſt in ſeinem Werk, das

1) Bis auf Gregor gab es achtzehn Biſchöfe von Tours, welche er der Reihe nach aufführt (Hist. Franc. X c. 31), an anderer Stelle giebt er an, daß nur fünf von dieſen nicht zu ſeiner Familie gehört hätten (VI c. 50: praeter quinque episcopos reliqui omnes qui sacerdotium Turonicum susceperunt, parentum nostrorum prosapiae piae sunt conjuncti).

2) Georgius Florentius hat den Namen Gregor nicht in der Taufe erhalten, ſondern ſelbſt zu Ehren des Großvaters ſeiner Mutter, Gregorius, des Biſchofs der civitas Lingonum (Langres), welcher heilig geſprochen war, angenommen. Dieſer war von höchſtem Landesadel. Er war 40 Jahre lang comes der civitas Augustodunensis geweſen, ehe er im Jahre 486 Biſchof von Langres wurde (Gregor, vitae patrum c. 7). Er war ein Zeitgenoſſe Chlodwigs und ſeiner Söhne. Gregors Mutter Armentaria gehörte ebenfalls einem vornehmen Geſchlecht an, das ſich in der Verwaltung geiſtlicher Aemter ausgezeichnet hatte. Man wird dabei an die Stellung des Ambroſius und

unter dem Namen Historia ecclesiastica Francorum allgemein bekannt wurde, und besonders für die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts die Hauptquelle unser historischen Kunde geworden ist, mit anschaulicher Ausführlichkeit handelt.

Wohl das Wichtigste dieser Ereignisse ist die Sitzung des fünften Concils zu Paris im Jahre 577, wo über die Schuld oder Unschuld des Bischofs Prätextatus von Rouen entschieden werden sollte. Prätextatus hatte in die Irrungen eingegriffen, die nach dem Tode des Königs Sigibert im fränkischen Reiche eintraten; er hatte den Sohn Chilperichs, Meroveus, mit der Wittwe Sigiberts, Brunhilde, zusammengegeben. Seine Absicht scheint gewesen zu sein, eine Regierung zu bilden, in welcher sich die austrasischen und die neustrischen Ansprüche vereinigten. Chilperich war seines Sohnes Meister geworden; aber er brannte vor Begier sich an Praetextatus zu rächen und stellte ihn vor eine Versammlung von fünfundvierzig Bischöfen, welcher Gregor beiwohnte, der sich des Angeklagten auf das Wärmste annahm. Er that dies nicht aus politischen Absichten, sondern weil er das bischöfliche Ansehen zu wahren und einen kirchlichen Rechtsgang einzuleiten gesonnen war, ungefähr wie Liberius und Damasus den Kaisern gegenüber. Er ist sehr ausführlich darüber und die Nachrichten, die er giebt, sind höchst lesenswürdig (Hist. Franc. V c. 19). Er vermochte jedoch nicht vollkommen zu seinem Zwecke zu gelangen; Praetextatus wurde auf eine der normannischen Inseln verwiesen.

Aber für Gregor ist es in hohem Grade bezeichnend, daß er an der Spitze der Bischöfe der königlichen Gewalt entgegentrat. Schon vorher hatte er Meroveus, der sich in die Kirche des heiligen Martin geflüchtet hatte, nicht ausliefern wollen, weil man keinen Flüchtling aus einer Kirche treiben dürfe. Eben darin liegt die ganze Position Gregors, daß er die Kirchengerechtsame gegen die königlichen Eingriffe in Schutz nimmt.

---

anderer geistlicher Würdenträger erinnert, die eben darum eine doppelte Bedeutung erlangten, weil sie von hoher Herkunft waren. Gregor war 573 Bischof geworden, ein Zeitgenosse der Söhne Chlotar II. und Zeuge ihrer Entzweiungen. Er ist in Tours am 17. November 594 etwa 54 Jahre alt gestorben.

Bald darauf aber, nach einigen Jahren, wurde Gregor selbst angeklagt. Man gab ihm Schuld über die Königin Fredegunde sich beleidigende, selbst ihre eheliche Treue verdächtigende Aeußerungen erlaubt zu haben. Einer der Kleriker seiner Kirche, Riculf, und der Comes von Tours, Leudastes, den Gregor antiklerikaler Anmaßungen beschuldigt, worüber sie mit einander zerfallen waren, hatten diese Anklage veranlaßt. Auf dem Concil von Braine im Jahre 580 sollte sich Gregor darüber rechtfertigen. Allein schon war die Lage eine andere geworden. Die geistlichen Herren trugen Bedenken, eine solche Anklage anzunehmen, und unter den Laien selbst hatte sich die Meinung ausgebildet, daß es sich nicht zieme, einen Bischof auf leichtfertige Anklagen hin in das Verhör zu nehmen. Gregor konnte ruhig nach Tours zurückkehren und sein Amt weiter verwalten (Hist. Franc. V c. 48 ff.). Bei der Verfolgung des Leudast hatte Gregor zuletzt sogar die Königin Fredegunde auf seiner Seite.

Wir erkennen die innere Bedeutung dieser Stellung, die dahin führte, daß die kirchliche Autorität zu immer größerer Geltung gelangte. Die Anklagen, die im Sinne der höchsten Gewalt gegen die großen Würdenträger der Kirche angestrengt wurden, konnten doch nicht durchdringen weder in Paris, noch in Braine. Die Verflechtung der Dinge bewirkte sogar, daß sich Gregor eines gewissen Einflusses auf die königliche Familie und den König selbst erfreute. Chilperich, der ein Gelehrter war, hatte den Gedanken, in die Entscheidung der theologischen Fragen selbst einzugreifen und über eine der wichtigsten, die Lehre vom heiligen Geist betreffend einen Unionsentwurf aufgesetzt. Gregor, dem er ihn vorlegte, fand darin Spuren alter Häresien, besonders sabellianischer, und bewirkte, von einem anderen angesehenen Bischof unterstützt, in der That, daß der König seinen Entwurf zurücknahm. Diese Frage nun aber, welche das Verhältniß des heiligen Geistes zu Gott Vater und Gott Sohn betraf, stand damals im Vordergrunde der kirchlichen Controversen. Die Arianer beharrten bei der Auffassung, die sie vor der kanonischen Entscheidung durch das Concil zu Constantinopel angenommen hatten. Allein der Begriff der Katholizität beruhte auf der Annahme dieser Entscheidung. Das System hatte die ganze gallo-römische Geistlich-

keit für sich. Es ist oben gezeigt worden, welchen lebendigen Antheil diese an den unter den Königen von Burgund ausgebrochenen Zwistigkeiten genommen hat.

Eine noch bedeutendere Stellung aber hatte der Arianismus bei den Westgothen, die durch ihre Siege in Spanien unter Leovigild zu großer Macht gelangten und an dem arianischen Begriff festhielten. Es kam vor, daß die Beziehungen der fränkischen und westgothischen Könige untereinander dadurch verwirrt und die Fürsten zu gegenseitiger Feindseligkeit angeregt wurden. Sie bildeten dann den wichtigsten Moment in den politischen Verhältnissen des Occidents überhaupt. Auch von diesen Irrungen aber wurde der Bischof der Kirche von Tours, welche ja die Metropole der Bekehrung war, unmittelbar berührt. Im Jahr 580 und nochmals 584 wurde er von den westgothischen Gesandten in Tours aufgesucht. Er selbst hat den Verlauf der Verhandlungen mit ihnen geschildert und die Argumente beider Parteien einander gegenübergestellt (V c. 42. VI c. 40). Das geschieht mit so vieler Deutlichkeit, als der Gegenstand nur immer zuläßt. Dabei wurde jedoch so wenig erreicht, wie bei jenen burgundischen Diskussionen, deren wir gedacht haben. Die erste Besprechung führte zu den Aeußerungen der entschiedensten kirchlichen Feindseligkeit. Die zweite wurde ohne Erfolg abgebrochen. Gregor war nicht allein von der orthodoxen Lehre tief überzeugt, er meinte auch, der heilige Martin habe sie durch Wort und That bekannt. Mit Vergnügen verweilt er bei den Wunderzeichen, durch welche die orthodoxe Lehre bestätigt worden sei, während die heterodoxe bei ihren Versuchen stets scheiterte. Man darf sich die Augen nicht dagegen verschließen, daß diese Festigkeit der gallikanischen Doktrinen auch auf Spanien zurückgewirkt und zur Vernichtung des westgothischen Arianismus wesentlich beigetragen hat.

Dazu aber war das Beharren der fränkischen Könige bei dem orthodoxen Bekenntniß nothwendig. Alles bedingte sich gleichsam: die Würde des Bisthums, die Strenge des Bekenntnisses, der Einfluß der Könige. Ich halte Gregor in dieser Beziehung für eine der bedeutendsten Erscheinungen in der Epoche Wie Alles kam und verlief, dafür ist besonders der zweite Theil seiner Kirchengeschichte der Franken unschätzbar. Er beginnt denselben mit einer besondern Vorrede, in welcher die Einheit

der höchsten Gewalt im fränkischen Reiche als eine Nothwendigkeit dargestellt wird, sowohl für das kirchliche Leben, als für das fränkische Reich. Diesen, den wichtigsten Bestandtheil der litterarischen Hinterlassenschaft Gregors will ich jedoch gleichsam nur berühren. Meine Hauptabsicht geht auf den ersten Theil des Geschichtswerkes, von welchem ich mich überzeugt habe, daß auch die neu revidirte Ausgabe nichts enthält, was gegen die Benutzung der älteren Bedenken erregen könnte. Ich darf es wohl wagen, noch ehe die neue Ausgabe erschienen ist, eine Meinung zu äußern, die sich mir bei dem Studium der älteren Drucke ergeben hat.

An Eusebius und Hieronymus anknüpfend beginnt Gregor mit einer theologischen Weltchronik, die er im ersten Buche bis auf die Gründung der Kirche von Tours führt.

So hat auch das zweite Buch von vornherein einen universalhistorischen Charakter, bei dem der Autor dann besonders Gallien im Auge hat, über dessen Verhältnisse er mancherlei Auszüge beibringt, bis er bald ziemlich unvermittelt auf seinen Hauptgegenstand, die Franken selber kommt. Schon in der Vorrede zum gesammten Werk hat er denselben Gesichtspunkt aufgestellt, wie in der Vorrede zum fünften Buch. Er sagt, daß es Niemand gebe, welcher die Ereignisse der Zeit schildere, wie die Wildheit der Völker gewüthet, die Wuth der Könige sich erschöpft, die Kirchen von den Häretikern angegriffen, von den Katholiken vertheidigt worden seien. Da ist nun keine Frage wichtiger für ihn, als wie die Könige der Franken, die eine so große Stellung in Gallien einnahmen, emporgekommen seien. In den Denkmalen und historischen Schriften älterer Autoren, von denen er einige Auszüge beibringt, findet er nichts darüber. Er geht also zu der einheimischen Sage über mit den Worten: tradunt enim multi, c. 9 (S. 62 Ruinart).

Die Ereignisse, über welche Gregor Nachricht giebt, sind für den continentalen Occident, Frankreich und Deutschland unendlich wichtig; und von selbst entsteht die Frage, welche Glaubwürdigkeit dem Bischof von Tours in diesen Berichten zukommt. Da diese Untersuchung sich nicht abweisen läßt und Gregor doch manches Zweifelhafte, bei dem sein kirchlicher Standpunkt vorwaltet, berichtet, so griff ich nach zwei kleinen

Schriften, die als Auszug aus Gregor betrachtet werden, bei denen ſich aber bei näherer Betrachtung ergiebt, daß ſie Manches enthalten, was bei Gregor nicht vorkommt und doch eine große innere Bedeutung hat. Der Autor einer Chronik, welche als Fortſetzung Gregors betrachtet wird, den man Fredegarius nennt, obwohl ohne rechten Beweis dafür, hat ſeinem Werke einige Auszüge vorangeſchickt, von denen der wichtigſte der vierte iſt, dem man den Titel scarpsum de chronica Gregorii gegeben hat und der mancherlei mit Gregor gleichartige Ausführungen darbietet. Aber man kann nicht lange darin leſen, ohne auf andere Beſtandtheile zu treffen, deren Urſprung näher zu erörtern ſein wird, ſoweit es möglich iſt. Man hat dieſe Aufzeichnungen wohl auch mit dem beſonderen Titel der Historia epitomata bezeichnet. Eine andere hiſtoriſche Reliquie der Zeit bildet eine kleine Schrift mit dem Titel Gesta regum Francorum, welche beſonders deshalb wichtig iſt, weil ſie in den ſpäteren Darſtellungen der weſtfränkiſchen Geſchichtſchreiber zu Grunde gelegt wurde. Die Anfänge derſelben ſind in zwei verſchiedenen Texten vorhanden, von denen der eine von Freher mit Gregor und den Fredegariſchen Fragmenten zugleich zum Druck befördert, der andre Text, der ſich aus einem Codex aus Cambray herſchreibt, von Boucquet mitgetheilt worden iſt (II S. 529 ff.). Die beiden Texte ſtimmen jedoch dann wieder ſehr gut zuſammen. Man möchte dem Boucquet'ſchen beinahe den Vorzug der Authentie geben, doch kommt es darauf nicht eben ſehr an, und die Identität in allem Weſentlichen iſt unleugbar.

Das eine und das andere dieſer beiden Werke, das Fredegariſche ſowohl wie die Geſta, weichen nun von vornherein darin von Gregor ab, daß ſie die Franken von Troja herleiten, worauf Gregor nicht eingehen konnte, da er ältere Fragmente echter Geſchichte vor ſich hatte, welche die Exiſtenz der Macht der Franken lange vor der Epoche, in welche jene beiden Schriften ſie ſetzen, nachwieſen. Aber die Sage, wie ſie in den beiden Werken enthalten iſt, ſtellt eben den Urſprung des Königthums dar, und hier knüpft Gregor ohne Weiteres an ſie an. Ich ſage nicht an die vorliegenden Texte in ihrem Wortlaut, obwohl dieſer ſehr oft wiederkehrt, ſondern in ihrem weſentlichen Inhalt. Ich bitte nur um die Vergünſtigung, die Texte, wie ſie jetzt vorliegen, unter

einander und mit Gregor vergleichen zu dürfen. Auf mich haben die beiden genannten Schriften den Eindruck gemacht, daß eine Herbeiziehung derselben für die Auffassung der Zeiten Chlodwigs und seiner Nachfolger unumgänglich erforderlich ist. Nicht als nähme ich eine Priorität dieser Schriften, wie sie vorliegen, vor Gregor an. Aber die Schriften sind Compilationen. Da sie Nachrichten geben, welche mit den gregorianischen nicht übereinstimmen, so müssen sie eine selbständige Grundlage gehabt haben, die sehr wohl in die Zeiten vor Gregor fallen kann; daß sie häufig mit Gregor übereinstimmen, ist kein Grund dafür sie bei Seite zu legen. Gregor fußt ungefähr auf denselben Grundlagen, wie die Verfasser der beiden Schriften. Ihre Uebereinstimmung und ihre Abweichung von einander sind von großer Wichtigkeit, nicht allein für ihr litterarisches Verhältniß, sondern für die Substanz der Ereignisse selbst.

Ich will jedoch ohne weitere Präludien zur Sache schreiten und dabei mit zwei Begebenheiten beginnen, welche auf die spätere deutsche Geschichte den größten nachwirkenden Einfluß gehabt haben, den Kampf der Franken gegen die Thüringer und gegen die Sachsen. In der Historia epitomata (Fredegar) c. 51 wird in den Anfang der Regierung Chlotars I. ein Krieg desselben gegen die Sachsen gesetzt. Diese nämlich haben rebellirt und mit ihnen die Thüringer. Man muß annehmen, daß bei dem Regierungswechsel weder die Thüringer in der ihnen auferlegten Unterthänigkeit, noch die Sachsen in dem Verhältniß der Abhängigkeit, in welches sie zu den Franken gerathen waren, verharren wollten. Es war also eine allgemeine Erhebung des nördlichen Germaniens gegen die Franken. Chlotar rückte nun mit Heeresmacht gegen sie ins Feld. Es kam zu einer Schlacht, welche die Gesta an die Weser setzen, die auch anderweit erwähnt wird; Thüringen wurde durchstreift, blieb also unterworfen. Nach der Historia epitomata rebelliren die Sachsen dann im nächsten Jahre abermals, was um so begreiflicher ist, als nur ein Theil von ihnen zu Grunde gerichtet war und nun führt Chlotar aufs neue sein Heer gegen sie ins Feld.

Dies ist der Feldzug, den auch Gregor (IV c. 14) beschreibt, aber bei ihm hat alles ein anderes Colorit. Chlotar ist in der Besitznahme des regnum Franciae, das ihm durch Theodebalds Tod zugefallen

ist, begriffen. Da vernimmt er, daß die Sachsen, zu ihrem Wahnwitz zurückkehrend, den Tribut zu zahlen verschmähen. Es ist doch ein Unterschied zwischen der Verweigerung eines gewohnten Tributs, wovon Gregor, und von einer alle Stämme umfassenden Rebellion, wovon die Historia epitomata redet. Wie nun das Heer in die Nähe der sächsischen Grenze kommt, schicken nach Gregor die Sachsen Gesandte mit der Erklärung, der neue König werde nicht von ihnen verachtet; sie seien erbötig, ihm zu leisten, was sie seinen Brüdern geleistet hätten und noch mehr — was doch die Voraussetzung in sich schließt, daß nur eben ihm bei seinem Regierungsantritt der gewohnte Tribut versagt worden sei. Der König glaubt ihren Versicherungen und will den Krieg nicht beginnen, um nicht gegen Gott zu sündigen; die Franken bleiben dabei, daß man über die Feinde herfallen müsse: denn sie seien Lügner und würden nie erfüllen, was sie versprächen. Die Sachsen bitten nochmals um Frieden, indem sie die Hälfte aller ihrer Besitzthümer anbieten (medietatem facultatis suae). Chlotar fordert sein Kriegsvolk auf, darauf einzugehen, um nicht den Zorn Gottes über sich hereinzuziehen. Abgewiesen bieten die Sachsen ihre Heerden, alles was sie besitzen, selbst ihre Kleider und die Hälfte ihres Landes an, ausgenommen ihre Frauen und ihre Kleinen. Die Franken verschmähen dies Alles; Chlotar erinnert sie, daß sie dann keine gerechte Sache gegen die Sachsen haben; er fleht sie an, von ihrem Vorhaben abzustehen. Die Worte sind (Gregor IV c. 14): Desistite, verbum enim directum non habemus.

Diese Gradationen der Erbietungen und der Zurückweisungen fehlen nun in der Hist. epit., ebenso wie die Angabe, daß die Rebellion in der Verweigerung des Tributs bestanden habe. Von Gesandtschaften und Annäherungen ist bei ihm eben so wenig die Rede. Aber die Substanz ist sehr ähnlich. Die Sachsen erbieten sich Alles wieder gut zu machen, worin sie gefehlt haben, und zur Sühne die Hälfte aller ihrer Besitzthümer hergeben zu wollen, ausgenommen Weiber und Kinder (offerentes cuncta emendare quae male gesserant, mediam partem omnium rerum eorum, exceptis uxoribus et liberis, in compositione offerunt). Die Erwähnung der Composition nach altem germanischen Brauch hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich

als die einfache Bitte um Frieden, welche Gregor betont; exceptis uxoribus et liberis ſcheint mir echter als die Worte Gregors: parvulis liberis. Das parvulis ſieht faſt aus wie eine Erweiterung der Sage. Die Franken aber wollen nach der Historia epitomata ſich auch damit nicht zufrieden geben, ſie wollen die Männer tödten (eos interficere conabantur). Auch hiebei ſollte die Faſſung der Hist. epit. den Vorzug zu verdienen ſcheinen, weil ſie eine Sühne nur in dem Tode deſſen ſehen, der ſie beleidigt hat. Sie ſagen dem König, er dürfe keinen Frieden mit den Sachſen ſchließen; er möge ſich erheben: wir wollen ſchlagen und uns an ihnen rächen: non pacificabis cum eis, sed surge, proeliemur et ulciscamur in illis. Da Chlotar dies verweigert, machen ſie Miene ihn ſelbſt zu tödten, worauf er ungern in die Schlacht zieht.

Auch hier ſchiebt nun Gregor eine Gradation ein, die doch dem alten germaniſchen Herkommen kaum entſpricht. Chlotar bietet ſeinen Franken an, ſie allein ins Treffen gehen zu laſſen, ohne daß er ſelbſt daran Theil nehme. Sollte wohl ein germaniſcher Fürſt alter Zeit ſeinem Volke eine ſolche Selbſtändigkeit jemals geſtattet haben? Gregor, dem Anſchauungen dieſer Art fern liegen, läßt hierauf die Franken in das Zelt des Königs eindringen und ihn mit Schmähungen überhäufen; ſie wollen ihn tödten, wenn er noch länger zögere. Auch dies ſieht mehr wie eine Erweiterung und Ausſchmückung der Subſtanz einer Ueberlieferung aus; Gregor läßt ſogar den König den Franken Unglück vorherverkündigen. Unleugbar iſt, daß bei Gregor der geiſtliche Geſichtspunkt überwiegt, von welchem in der Tradition bei Fredegar keine Spur zu finden iſt. Es kommt zur Schlacht, und darin ſtimmen die beiden Texte überein, daß die Franken eine ſchwere Niederlage erleiden (Hist. epit.: tanta strages a Saxonibus de Francis facta est, ut mirum fuisset — Gregor: maxima ab adversariis internecione caeduntur). Nur fügt Gregor hinzu, daß auch von den Sachſen eine große Zahl gefallen ſei, ſodaß Niemand die auf beiden Seiten Gefallenen habe zählen können; Chlotar habe die Sachſen um Frieden gebeten, den ſie auch bewilligt hätten und ſeinen Schmerz nur damit getröſtet, daß er es nicht geweſen ſei, der den Anlaß zum Kriege gegeben habe.

Die Differenz iſt von hiſtoriſcher Bedeutung: da ſie den eigentlichen Anfang der Kämpfe mit den Sachſen ſo ganz zum

Vortheil der Sachſen erzählt: dieſe haben einen Angriff der Franken einfach abgeſchlagen. In den Texten findet ſich, ſoviel ich ſehe, nur das eine anlautende Wort, daß Chlotar invitus in den Kampf gegangen ſei: das iſt eben der Kern der alten Sage. Uebrigens aber denke ich, Niemand wird in Abrede ſtellen können, daß die Erzählung, wie ſie in der Hist. epit. ſteht, mehr die Farbe der Urſprünglichkeit an ſich trägt, namentlich die Worte, die ſich bei Gregor nicht finden: non pacificabis cum eis, sed surge, proeliemur et ulciscamur in illis, verrathen nicht den Scribenten eines Auszuges, ſondern legen eine eigenthümliche Kunde an den Tag [1]).

Ein ähnliches Verhältniß Gregors zu der Hist. epit. glaube ich nun auch in dem für die deutſchen Verhältniſſe ſpäterer Zeit entſcheidenden Angriff der Franken gegen die Thüringer wahrzunehmen. In der Hist. epit. c. 33 wird die Kataſtrophe von Thüringen nur ſehr ſummariſch erwähnt, aber doch in einigen bemerkenswerthen Grundzügen. Hermanfrid tödtet zuerſt ſeinen Bruder Berthar und zwar auf Anſtiften ſeines bösartigen Weibes Amalaberga (instigante uxore nequissima). Dann wendet er ſich gegen Baderich und ruft gegen dieſen den auſtraſiſchen König Theoderich zu Hülfe.

Gregor (III. c. 4) läßt den erſten Mord vollziehen, ohne der Amalaberga zu gedenken; er erwähnt zugleich der Kinder Berthars, beſonders der Radegunde. Bei Gregor hat Amalaberga erſt an der Entzweiung mit Baderich Schuld; wenn ſie den Tiſch nur halb deckt, weil Hermanfrid nur das halbe Reich beſitze, ſo hat die fabelhafte Erzählung hier ihre Bedeutung, da hierauf erſt der Krieg mit Baderich beginnt (talibus et his similibus ille permotus contra fratrem insurgit). Hermanfrid ruft den auſtraſiſchen Theoderich zu Hülfe, was auch in der Hist. epit. erzählt wird. Dieſe fährt fort. Hermanfrid ſei dann durch Theodebert, den Sohn Theoderichs, erſchlagen, Thüringen der Herrſchaft der Franken unterworfen worden. Hier aber ſetzt Gregor mit einer noch weiter abweichenden Darſtellung ein.

1) Unbeſtimmt bleibt, welche Bewandtniß es mit der jährlichen Lieferung von 500 Kühen hat, welche Dagobert I. aufgehoben haben ſoll. Chron. Fredeg. c. 74. Die oben angeführte Stelle weiß davon Nichts.

Die Hist. epit. hat die Hülfe Theoderichs mit dem einfachen Worte erwähnt, Hermanfried habe seinen Bruder cum solatio Theoderici besiegt. Daran knüpft nun Gregor die Versicherung: Si hunc interficis, regionem hanc pari sorte dividemus, wonach also dem Theoderich für seine Hülfe die Hälfte der zu machenden Eroberungen zugesagt worden wäre; nach der Heimkehr Theoderichs aber von dem glücklichen Feldzuge habe Hermanfried das gegebene Versprechen vergessen: oblitus fidei suae, quod regi Theoderico indulgere pollicitus est, implere despexit. Hierüber ergrimmt, ruft nun nach Gregor (III. c. 7), Theoderich, dem unterdessen ein anderer Feldzug gelungen war, die Franken zu einem Rachekrieg auf. Er führt ihnen die früheren Grausamkeiten der Thüringer gegen die Franken zu Gemüthe. Man ist in Verlegenheit die Epoche hierfür zu bestimmen, da unter Childerich ein freundliches Verhältniß bestanden haben soll, und die Thüringer von Chlodwig unterworfen wurden. Diesen Erinnerungen fügt er eine neue Beschwerde hinzu, daß nämlich der König von Thüringen sein Wort nicht gehalten habe (Greg. III, 7: ecce verbum directum habemus, eamus cum Dei adjutorio contra eos). Worauf die Franken heftig ergrimmt gegen die Thüringer ausziehen.

Ich will nun nicht verhehlen, daß es mir Eindruck macht, die beiden Ereignisse, den Verlust gegen die Sachsen und den Erfolg gegen die Thüringer, durch denselben Gedanken motivirt zu sehen. Gegen Thüringen behauptet nach Gregor der Frankenkönig ein gutes Recht zu haben, während bei dem Kampfe gegen die Sachsen das Gegentheil der Fall gewesen sein soll. Betrachtungen, welche durch den Erfolg bekräftigt werden. Ich meine darin die Ueberarbeitung durch dieselbe geistliche Hand zu erblicken. So hatte Gregor von Anfang an angekündigt, er wolle das Gute loben, das Böse brandmarken. Es gehört zu seiner geistlich-moralischen Anschauung. Daß es aber in den alten Volkserinnerungen begründet gewesen sei, wird man doch nicht annehmen wollen.

Für die historische Auffassung möchte ich eine ganz andere Combination in Vorschlag bringen. Thüringen stand, wie man weiß, in unmittelbarem Bezug zu dem Ostgothen Theoderich, im Gegensatz gegen die Franken. Daß nun nach seinem Tod,

namentlich bei den Angriffen Juſtinians auf die Gothen, die Franken den Gedanken faſſen konnten, Thüringen niederzuwerfen, liegt am Tage. Dazu kam dann aber, daß Amalaſuntha geſtürzt wurde und Theodahat an ihre Stelle trat. Die Königin von Thüringen war deſſen Schweſter. Sehr möglich, daß dadurch das Selbſtgefühl des thüringiſchen Hofes geſteigert wurde. Unter dieſen Umſtänden brach der Krieg zwiſchen den Franken und Thüringern aus. Die Thüringer wurden beſiegt, Amalaberga flüchtete zu ihrem Bruder Theodahat, der aber in dieſem Moment ſelbſt vernichtet wurde.

In dieſer Anſicht beſtärken mich die Geſta um ſo mehr, als ſie von jenen Veranlaſſungen, über die Gregor ſo ausführlich iſt, nichts wiſſen.

Wirklichen Widerſtand finden die Franken nach Gregor nicht; denn jene Kriegsliſt, deren die Thüringer ſich bedienen, Gruben anzulegen, die mit Raſen bedeckt ſind, ſo daß die Reiter hineinſtürzen, bewirkt doch nur, daß die Franken ſich in Acht nehmen (hunc dolum observare coeperunt). Die Thüringer werden vollkommen geſchlagen und fliehen bis an die Unſtrut. Auch hier leiſten ſie keinen eigentlichen Widerſtand; ſie werden nur niedergemacht und ihre Leichen dienen als Brücke über den Fluß, worauf ihr Land eingenommen wird.

Daß Hermanfried lebendig nach Hauſe gelangt ſei, wird nicht erwähnt; die ganze Sache iſt durchaus ſagenhaft. In den Geſta iſt nicht, wie bei Gregor, von der Vorſicht der Franken die Rede, ſondern von einer wilden Indignation (intelligentes quod equi corruissent, indignati sunt valde). Auch bei der zweiten Schlacht an der Unſtrut erſcheinen die Thüringer etwas beſſer, mit wiederhergeſtellter Kraft (reparatis viribus) kämpfen ſie gegen die Franken. Die Niederlage derſelben wird in den Geſta nachdrücklich betont, bei Gregor etwas ſtärker und in gewählteren Worten. Die Geſta geben mit Beſtimmtheit an, daß Hermanfried entflohen ſei (per fugam vix lapsus evasit). Die faktiſchen Abweichungen Gregors von den beiden anderen Ueberlieferungen liegen in den folgenden Momenten. Nach der alten Erzählung iſt Amalaberga ſchon bei der Ermordung des erſten Bruders thätig; beim Kriege gegen den zweiten wird Theoderich herbeigerufen; Baderich wird dabei getödtet. Dann erfolgt eine Entzweiung, bei welcher Hermanfrid

von Theodebert getödtet wird (c. 33). In den Gesta erscheint der zweite Krieg als Hauptsache. Theoderich und Chlotar beginnen denselben ohne weiteren Anlaß, so daß für die Geschichte von Amalaberga kein Raum ist. Die Thüringer gehen den vereinigten Franken entgegen, worauf es zu einem Zusammentreffen kommt, nach welchem Hermanfried beim ersten Anlauf geschlagen, seine Truppen an der Unstrut vereinigt, aber wieder geschlagen wird. Es zeigt sich, daß Gesta und Hist. epit. nur wenig zusammenstimmen, sodann aber, daß die Gesta auch da, wo sie mit Gregor zusammentreffen, doch nicht aus demselben genommen sein können.

Gregor erwähnt zweimal auch der Radegunde (III. c. 4 u. c. 7), von welcher Fortunatus eine kleine Lebensbeschreibung hinterlassen hat (Venantii Fortunati Opera, nach der Edition von Luchi, herausgegeben von Migne, S. 498 ff.). Leider ist er über den thüringischen Krieg sehr einsilbig, er sagt nur: tempestate barbarica victoria Francorum regione vastata: da sei denn auch Radegunde als Gefangene mitgeführt worden (c. 2). Fortunatus hat nun die eigenthümliche Nachricht, daß jeder der beiden Könige, Theoderich sowohl wie Chlotar, Radegunde zu besitzen gewünscht hätte; es wäre ein Krieg zwischen ihnen ausgebrochen, wäre nicht Radegunde dem Chlotar zu Theil geworden. Er erzählt dann mit einer gewissen Anmuth, wie die königliche Jungfrau auf eine königliche Villa gebracht und dort erzogen sei; eine geborene Barbarin habe sie dort auch Wissenschaften gelernt und eine große Hinneigung zu denselben kund gegeben; dann, als der König zu Victoria (Arras) sich mit ihr vermählen wollte, habe sie sehr ungern eingewilligt, sei endlich aber doch vermählt worden. Aber dabei habe sie nie aufgehört, der Kirche und Christus anzugehören. Sie habe ihr Eigenthum zu Almosen verwendet. Dann aber wird ihr Bruder getödtet (Vit. Radeg. 12). Gregor stimmt hiermit überein, doch weiß er, daß der Tod des Bruders durch Chlotar erfolgt sei (cujus fratrem postea per iniquos homines injuste occidit, III. c. 7), worauf sie ihr Kleid verändert und ein Kloster gründet. Ueber diesen Act ist nun Fortunatus ausführlich und unterrichtend, insofern er den Unterschied des geistlichen und weltlichen Standes lebendig hervorhebt. Sie bringt ihren Schmuck den Kirchen

dar, auch Tours ſpielt dabei eine Rolle. Wer ſollte die widrigen Abſtinenzen erzählen, die ſie vornahm? Die Summe lag darin, daß die Kirche der von ihrem Gemahl mißhandelten Königin als Zuflucht und Freiſtätte ſich darbot. Die Gedichte des Fortunatus drücken eine Art pietiſtiſcher Leidenſchaft aus, hiſtoriſche Momente darf man darin nicht ſuchen. Unter dieſen Gedichten findet ſich ein im Namen Radegundes verfaßtes, an ihren Vetter und alten Spielgenoſſen Hamalafred gerichtetes, der damals in Conſtantinopel war. (De excidio Thoringiae in Venantii Fortunati opera poetica, ed. Leo S. 271 ff.) Man ſieht daraus, daß an dem Hofe von Thüringen wenigſtens zwiſchen dieſen beiden ein glückliches Verhältniß obwaltete. Der Palaſt wird geſchildert, in welchem ſie zuſammen gelebt haben.

Aber ich will mich nicht von meinem Gegenſtand entfernen, ſondern eine Vergleichung der Texte auch für die frühere Zeit unternehmen.

Ich lege auf die Geſta, ſo fabelhaft auch ihr Bericht über den Urſprung der Franken lautet, doch deshalb viel Werth, weil darin des ſaliſchen Geſetzes mit unzweifelhafter Kunde der in dieſem Geſetzbuche ſelbſt angegebenen Umſtände gedacht wird. In dieſer Aufzeichnung liegt alſo eine Anknüpfung an das germaniſche Alterthum vor.

Noch auf eine andere Weiſe knüpft die Hist. epit. an die Sage des germaniſchen Alterthums an. Bei ihr findet ſich die Erzählung von der zweifelhaften Erzeugung des Merwig durch ein Meerwunder (bestia Neptuni, minotauro similis c. 9). Gregor erzählt Nichts davon. Ganz unbekannt aber iſt ihm die Sage doch wohl nicht geweſen, da er an dieſer Stelle eine Expectoration über das Heidenthum einflicht, die nur davon zeugt, daß ſein Standpunkt ein ganz anderer war: der durchaus chriſtliche, wie er einem Biſchof zukam. Er hat das Verdienſt, von der Herleitung der Franken aus Troja zu ſchweigen. Er war viel zu gelehrt, um daran zu glauben; wie denn die aus älteren Autoren angeführten Stellen ihm keine Könige, ſondern nur mächtige Heerführer unter den Franken nachwieſen. Chriſtlichkeit und Gelehrſamkeit waren auch hier verbunden. Da er aber bei ſeinen Lebzeiten nur Könige kannte, ſo ſuchte er den Urſprung derſelben doch wieder bei den Nachrichten, welche das germaniſche

Alterthum bewahrt hatte, auf. Auch er entſchließt ſich, die Franken aus Pannonien herzuleiten, was doch nur aus der Sage genommen ſein kann, wie ſie in den Geſta vorliegt.

Jedermann kennt die Schwierigkeiten, welche der Forſchung dadurch erwachſen, daß Gregor (II c. 9) Dispargum, die Reſidenz Chlojo's, und die fines Toringorum auf die linke Rheinſeite legt. Anders wenigſtens läßt er ſich nicht erklären. Welches ſind aber die Thüringer auf dieſer Seite des Rheines in Dispargum? Noch Niemand hat es enträthſelt oder auch nur enträthſeln zu können geglaubt. Die Geſta ſetzen den Rheinübergang nach Dispargum und der Ausſendung der Kundſchafter (Geſta c. 5: ipse postea cum exercitu Rhenum transiens), Gregor vorher (II c. 9). Darin eben liegt nun der Widerſpruch. Ich wage die Meinung auszuſprechen, daß dabei nur ein Irrthum des Gregor zu Grunde liegt.

Die Geſta erzählen dann, daß Chlojo nach dem Rheinübergange ſich mit den Römern ſchlug, ſie beſiegte, durch den Kohlenwald zuerſt nach Tornacum vordrang und es in Beſitz nahm. Es verdient gewiß Beachtung, daß die Geſta erſt Tournay einnehmen laſſen. Der Sitz der alten Franken war an der Schelde, und Tournay, welches ſpäter als der Hauptſitz der Salier erſcheint, gehört dieſer Landſchaft an. Es war damals, nachdem es ſchon einmal einen chriſtlichen Biſchof gehabt hatte, vollkommen heidniſch geworden, weshalb es ſpäter mit Noyon zu einer Diöceſe vereinigt wurde (Löning II, 106). Man muß alſo auf eine frühe Beſitznahme Tournay's durch die ſaliſchen Franken ſchließen. Nicht ſowohl darauf, wie Chlojo nach Tournay gekommen ſein ſoll (ich halte das für vollkommen fabelhaft), ſondern darauf lege ich Gewicht, was er von dort unternommen hat.

Augenſcheinlich iſt, daß man die Erzählung der Geſta dem Gregor hier vorziehen muß. Auch was über die Beſetzung von Cambray gemeldet wird, iſt in den Geſta bezeichnender ausgedrückt: Romanos quos ibi invenit interfecit, woraus man ſchließen möchte, daß es im Uebrigen mit der Flucht der Römer abgethan war; die Beſatzung von Cambray aber wurde niedergemacht. Ich denke, es iſt wahrſcheinlicher, daß Gregor, der nur nach den Namen der alten Könige ſuchte, hierbei aus einer Aufzeichnung ſchöpfte, welche mit der der Geſta identiſch war,

als daß dieſe den Gregor willkürlich erweitert hätten. Im Folgenden ſtimmen die Texte überein; die Franken dringen bis an die Somme vor. Dies Vorrücken, bei welchem es zum Kampfe mit Majorian kam, iſt das erſte Ereigniß in dem Fortgange dieſer Angriffe, welches als hiſtoriſch angenommen werden muß. Das Zuſammentreffen mit Majorian im Gebiete von Arras, deſſen Sidonius gedenkt, gehört in die Zeiten, in denen das Vordringen nach der Somme erfolgt iſt[1]).

In den folgenden Worten über die Zuchtloſigkeit und Vertreibung des Childerich ſtimmt Gregor (II c. 12) noch näher mit den beiden Texten zuſammen, am meiſten mit dem der Hist. epit. Nur den Hauptinhalt, den Bericht über Wiomadus, hat er nicht aufgenommen. Der ſagenhaften Ueberlieferung zufolge haben die Franken den Unterſchied von Römern und Germanen verkannt, ihren eigenen König verjagt und einen Römer zu ihrem König genommen. Das iſt der wichtigſte Moment, der in Frage war, Unterwürfigkeit unter die Römer und Zahlung ihrer Auflagen, oder Beſtand eines einheimiſchen Königs, mit den Ausſchreitungen in der Uebung ſeiner Gewalt. Auch hier entſteht der Zweifel, ob Gregor die Sage nicht kannte oder von ihr nicht reden wollte. Für ihn hatte der politiſche Inhalt wenig Sinn, da im ſüdlichen Gallien die römiſchen Einrichtungen fortbeſtanden und durch Chilperich erneuert wurden. Auch darin ſehe ich einen Vorzug des Textes der Geſta, daß ſie beim Fortgang des Kampfes mit Aegidius die Eroberung von Köln und Trier erwähnen, die bei Gregor fehlt; das Vorrücken Childerichs an die Loire erzählen beide, aber ſehr verſchieden. Ich darf wohl dabei ſtehen bleiben, da die Begebenheit ſelbſt mit dem wichtigſten Verhältniß zuſammenhängt, in welchem ſich Gallien damals befand, der Gefährdung ſeiner Küſte durch die ſeefahrenden Sachſen.

Dem Bericht der Geſta zufolge (c. 81) rückt Childerich nach dem Tode des Aegidius, der in das Jahr 464 fällt, mit ſeinem Heer (commoto exercitu) nach Orleans vor, wo er Verwüſtungen anrichtet. Von der andern Seite gelangt Odoaker, Herzog der Sachſen, mit ſeinen bewaffneten Fahrzeugen (cum navale

1) Der Kampf, den Sidonius erwähnt, fällt, wie aus Idatius erhellt, in das Jahr 431.

hoste) bis Angers, ebenfalls unter großen Gewaltthaten, und läßt sich von Angers und verschiedenen anderen Städten Geiseln geben, um sich so ihres Gehorsams zu versichern. Die Sachsen entfernen sich wieder, hierauf rücken die Franken von der Landseite dahin vor. Sie nehmen die Stadt geradezu in Besitz, der Comes Paulus, der die Römer anführt, wird getödtet (interfecto Paulo comite; nach dem cod. Camerac. Paulo comite occidit), das Stadthaus geht in Flammen auf. Bei Gregor (II, 18) wird weder exercitus noch hostis navalis erwähnt, sondern Childerich plündert ebenfalls Orleans, da kommt Odoaker nach Angers. Alles bekommt dadurch eine andere Gestalt, daß Aegidius erst nach diesem Angriff umkommt. Nach dem Tode desselben läßt sich Odoaker von Angers und anderen Orten Geiseln stellen.

Bleiben wir hierbei stehen, so ist vor allem einleuchtend, daß die Gesta nicht aus Gregor geschöpft haben können. Bei ihm liegt vielmehr eine andere Anschauung zu Grunde. Auf Veranlassung des Todes von Aegidius, so scheint es, haben Childerich und Odoaker gemeinschaftlich einen Angriff gegen die südlichen Gebiete desselben unternommen. Der eine geht nach Orleans, der andere fährt die Loire aufwärts nach Angers. Odoaker läßt sich Geiseln geben und entfernt sich dann. Hierauf rückt Childerich nach Angers vor, tödtet den dortigen Befehlshaber Paulus und bemächtigt sich der Stadt. Er zerstört das Stadthaus (oder, wie andere wollen, die Kirche). Der Gegenstand der Erzählung ist also die Besitznahme von Angers durch Childerich, dem Odoaker vorgearbeitet hat.

Sehr abweichend hiervon ist die Darstellung der Hist. epit. (c. 12). Die Worte derselben kann man nicht anders verstehen, als daß bei Orleans ein Kampf zwischen Odoaker und Childerich vorgefallen und dann Childerich als Sieger nach Angers vorgerückt sei und sich in Besitz des Platzes gesetzt habe (Childericus cum Odovacro rege Saxonum Aurelianis pugnans Andegabum victor perrexit). Nach einigen Notizen über den Krieg gegen die Gothen wiederholt die Hist. epit. sich eigentlich, indem sie nochmals berichtet, daß Childerich Odoaker besiegt und Angers eingenommen habe, nachdem der Comes Paulus getödtet war (Childericus Odoacro superato Paulum comitem interfecit).

Der Unterschied der Hist. epit. von den Gesta liegt darin, daß

in den Gesta Odoacer und Childerich mehr als Freunde erscheinen, in der Hist. epit. dagegen als die heftigsten Feinde. Franken und Gallo-Römer sind in ihr Verbündete. Sie bekämpfen die Sachsen, die vor ihnen fliehen. Einige von den Sachsen bereits eingenommene Inseln werden ihnen von den Franken entrissen (c. 12: insulae eorum a Francis captae atque subversae sunt). Hier also erscheinen zuerst die Franken allein, dann Franken und Römer verbündet gegen die Sachsen, welche zurückgetrieben werden. Damit stimmt auch Gregor überein. Sie erwähnen beide den Kampf mit den Sachsen in fast denselben Worten, nur hat die Hist. epit. bei weitem schlechteres Latein. Es könnte wohl scheinen, als wäre diese ein Excerpt aus Gregor, jedoch würde es immer auffallen, daß sie das bessere Latein in schlechteres umsetzt. Die ersten Worte der Hist. epit.: Childericus cum Odovacro rege Saxonum Aurelianis pugnans Andegabum victor perrexit, stimmen nicht zu Gregor; vielmehr vermeidet dieser im Anfang Odoaker zu erwähnen. Ferner hat Gregor wie die Gesta die Geiseln, Gregor II, 18: Quo defuncto (Aegidio) de Andegavo et aliis locis obsides accepit. Gesta: Adovagrius itaque de Andegavis vel de aliis civitatibus obsides accepit. (Im cod. Camerac. fehlen diese Worte.)

Der natürliche Schluß aus diesen Prämissen scheint mir der zu sein, daß es über den Zug Childerichs nach der Loire hin zwei entgegengesetzte Traditionen gab, von denen die eine eher ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Childerich und Odoaker voraussetzt, die andere aber eine entschiedene Feindseligkeit, von denen die eine in den Gesta steht, die andere in der Hist. epit. wiederholt ist. Gregor suchte beide zu vereinigen; er folgte anfangs der ersten, später der zweiten. Daher aber rührt es, daß seine Erzählung niemals hat verstanden werden können, zumal da sie die Verhältnisse zu den Westgothen und Britannen, wie schon in der Hist. epit. geschieht, mit einflicht. Ich will mich aber nicht in Combinationen über das Ereigniß selbst einlassen, wie sie vielfach versucht worden sind, sondern nur bei dem angedeuteten Verhältniß der Autoren stehen bleiben.

Dabei stoßen wir zugleich auf eine verständlichere Motivirung des Angriffs auf Syagrius.

Aegidius, der als tyrannus bezeichnet wird, war ge-

ſtorben (in dem cod. Camerac. fehlt: tyrannus). Sein Sohn Syagrius war ihm nachgefolgt, hatte das Regnum eingenommen, deſſen Sitz in Soiſſons war. Regnum kann hier nichts anderes bedeuten, als die dem römiſchen Reiche noch angehörigen Landſchaften. Er war eigentlich das Oberhaupt der nach dem Tode des Aegidius noch unter der Herrſchaft der Römer verbliebenen Landſchaften. Nachdem Aegidius an der Loire beſiegt worden war, wendet ſich der Angriff der Franken naturgemäß gegen Syagrius. Die Niederwerfung deſſelben iſt die vornehmſte Kriegshandlung Chlodwigs überhaupt.

Der ganze Inhalt der Erzählung beweiſt, daß Syagrius nicht als König ſchlechthin bezeichnet werden konnte, doch würde der Titel rex nicht ausgeſchloſſen ſein, da von regnum die Rede iſt[1]). Es iſt ein Zuſatz Gregors, wenn Syagrius als Romanorum rex bezeichnet wird (II c. 27). In der Hist. epit. erſcheint er als Patricius (c. 15), ſo lautet ſein Titel auch bei Aimoin. Das würde in der That als das Angemeſſenſte erſcheinen, da es häufig in dieſen Zeiten eine von dem römiſchen Reiche herrührende, aber doch abgeſonderte Herrſchaft bezeichnet, wie ſie eben damals von Ricimer und von Odoaker ausgeübt wurde. Mit dieſem alſo immer noch römiſchen Patriciat gerieth nun Chlodwig in Krieg.

Chlodwig verbündet ſich mit Ragnachar und überfällt Syagrius. Geſta c. 9 und die Hist. epit. c. 15 ſtimmen hier vollkommen überein. Von dem Anerbieten und der Anſetzung eines Schlachttages, wie es bei Gregor (II c. 27: campum pugnae praeparare deposcit) ſich findet, iſt bei ihnen nicht die Rede. Ich denke mir, daß Gregor den Zuſatz einſchob, der ihm ſagenhaft erzählt wurde, und halte es für das Beſte, bei dem alten Texte ſtehen zu bleiben, der nur von einem Ueberfall weiß.

Gregor ſteht auch hier dem Text der Hist. epit. näher, als dem der Geſta. In beiden findet ſich ein Zuſatz über die gewohnte Furchtſamkeit der Gothen, der in den Geſta fehlt (ut

1) Die Handſchriften der Geſta ſchwanken; im cod. Camerac. wird Aegidius als Romanorum rex (c. 8) bezeichnet; von Syagrius heißt es in dieſem Codex einfach: Aegidii filius; die anderen Handſchriften haben den Zuſatz: rex Romanorum, während in ihnen Aegidius dux Romanorum genannt wird.

Gothorum pavere mos est). Auch laſſen die Geſta den Syagrius nicht gebunden überliefern, was die beiden andern haben (vinctum legatis tradidit), ſondern blos ausliefern. Auch über den Tod des Syagrius ſtimmen Gregor und die Hist. epit. überein. Man hat auch hier drei Texte, von denen der der Geſta der einfachſte iſt. Der Text des Gregor hat einige Zuſätze, wie der der Hist. epit.

Wir kommen, einiges minder Wichtige übergehend, auf den zweiten wichtigen Akt Chlodwigs, ſeinen Uebertritt zum Chriſtenthum in Folge der Vermählung mit einer burgundiſchen Königstochter.

Das Verhältniß der Texte in den Geſta (c. 11) und Gregor (II c. 28) iſt hier ſehr merkwürdig. Sie ſtimmen im Anfang überein über die Herkunft der Clotilde von einem Bruder des Königs Gundobad, Chilperich, der von dieſem erſchlagen wurde. Dann heißt es in den Geſta weiter: von den beiden Töchtern des Ermordeten ſei die eine verbannt worden, die andere zu Hauſe geblieben (quarum unam seniorem mutata veste, exsilio condemnavit, juniorem domo retinuit). Nach Gregor werden beide verbannt (duas filias exsilio condemnavit). Zufällig kommt die eine den Geſandten Chlodwigs zu Geſicht; ſie rühmen dem König ihre Schönheit, der ſie beauftragt, um ſie zu werben. Sie vollziehen das, und es findet die Vermählung ſtatt. Während Gregor hierüber ſehr kurz iſt, verbreiten ſich die Geſta ſehr ausführlich darüber. Das geſchah wohl nicht ohne Abſicht. Denn auf dem Verhältniß zu Clotilde beruht nach den Geſta alles Weitere; Gregor hat davon kein Wort. Ueber die Geburt eines Sohnes, die dann folgt, ſtimmen die Texte faſt wörtlich zuſammen, dann aber ſchiebt Gregor (II c. 29) ein Zwiegeſpräch zwiſchen dem König und der Königin ein, durch welches der König mit den gewohnten Argumenten bewogen werden ſoll, das Heidenthum zu verlaſſen. Die Königin Clotilde erſcheint ſehr gelehrt. Sie ſpricht viel von den Abſcheulichkeiten, welche Jupiter ausgeübt haben ſoll, ſelbſt ein Ausdruck Virgils wird ihr in den Mund gelegt. Alles Dinge, die ihr ſelbſt nicht zuzutrauen ſind, für Chlodwig aber gewiß böhmiſche Dörfer waren. Es ſind nur Theologumena, welche Gregor hier ſeinen früheren Exclamationen gegen das Heidenthum hinzufügt. Bei der Erwähnung der Pracht, mit der

die Taufe vollzogen wurde, fügt Gregor dann noch ein neues Argument hinzu. Gregor II c. 29: adornari ecclesiam velis praecepit atque cortinis, quo facilius vel hoc mysterio provocaretur ad credendum; Gesta: quomodo regis corda ad credendum compungerent. Hierauf über den Tod des Kindes stimmen beide Texte überein. Die Gesta haben: in ipsis albis transiens; Gregor: in ipsis sicut regeneratus fuerat albis obiit.

Untersuchen wir nun noch, wie sich zu diesen beiden Texten der dritte verhält sowohl bei der Brautwerbung, als hernach. In der Hist. epit. c. 18 erscheint Aurelian, den die Gesta als Gesandten Chlodwigs nannten, als Bettler. Er kommt nach Genf, wo die beiden Töchter Chilperichs sich aufhalten, findet als armer Bettler doch dadurch Zutritt bei Clotilde, daß sie ihm (mercedis causa[1]) die Füße wäscht. Dabei hat er nun Gelegenheit, mit Clotilde zu sprechen, die seinen Antrag mit Freuden aufnimmt, dem vermeinten Bettler, der ihr einen Ring Chlodwigs überreicht hat, auch von ihrer Seite einen Ring giebt und ihn nur ersucht dafür zu sorgen, daß baldigst Gesandte ankommen, welche die geheime Uebereinkunft bestätigen (obtenta ad praesens firmarent). Ganz anders die Gesta, welche die erste Begegnung des Gesandten mit Clotilde an die Schwelle einer Kirche verlegen, und bei der ersten Eröffnung des Gesandten Clotilde den Einwand aussprechen lassen, sie sei Christin und könne als solche einem Heiden, wie Chlodwig sei, nicht die Hand geben. Da erscheint es denn als eine Art von Verpflichtung zum Uebertritt, wenn Chlodwig doch auf die Verlobung eingeht. Die Gesta schreiben dem König von Burgund gleich von Anfang an große Bedenken zu. Die Hist. epit. begründet die Eile der Clotilde damit, daß man die Ankunft eines weisen Mannes, der beim Kaiser in Konstantinopel ist, nicht abwarten dürfe. Von religiösen Motiven ist in dieser Fassung nicht die Rede; Clotilde erscheint vielmehr von Anfang an mehr entschlossen und rachsüchtig. Nicht erst bei dem Beilager, wie in der Tradition der Gesta, bringt sie

1) Aus Erbarmen, für welchen Gebrauch Ducange eine Anzahl von Stellen angeführt hat.

das zugleich mit dem Chriſtenthum zur Sprache, ſondern es geſchieht auf der Stelle. Chlodwig hat nichts dagegen, daß ſie das burgundiſche Gebiet weithin verwüſten läßt, während der Wagen, auf dem ſie gekommen iſt, ſammt allen Schätzen, von den Burgunden, zu denen jener weiſe Mann unterdeſſen zurückgekehrt war, in Beſchlag genommen wird (cap. 19).

Der Unterſchied der drei Traditionen liegt darin, daß Clotilde in der Hist. epit. den ihr geſchehenen Antrag unverweilt annimmt. In den Geſta macht ſie die Annahme deſſelben erſt von dem Uebertritt Chlodwigs zum Chriſtenthum abhängig. Gregor übergeht dies. Die Bekehrung zum Chriſtenthum ſchreibt Gregor, wie erwähnt, dem durch die Geburt eines Sohnes veranlaßten Geſpräch des Königs und der Königin, d. h. den der Königin in den Mund gelegten theologiſchen Argumenten zu. Die Geſta haben den genealogiſchen Urſprung des fränkiſchen Chriſtenthums durch die Verbindung mit Burgund allein im Auge. Bei der Geburt des zweiten Sohnes, Chlodomers, werden die Worte der Geſta von Gregor wiederholt, nur etwa mit dem Unterſchied, daß nach den Geſten das Leben des Knaben gerettet war: Domini praecurrente misericordia (c. 14), bei Gregor: Domino jubente.

Darin aber ſtimmen Geſta und Gregor überein, daß Chlodwig noch immer nicht hat bewogen werden können, Chriſt zu werden. Bei beiden geſchieht es in der Alemannenſchlacht in einem gefährlichen Augenblicke. Die Wort des Gebetes, in welchem Chlodwig ſeinen Uebertritt gelobt, ſind dem Sinne nach dieſelben, der Ausdruck zuweilen bei Gregor beſſer ſtiliſirt, z. B. die Geſta haben: in quo compulsus est confiteri quod antea negaverat (c. 14 z. E.). Gregor (II, c. 30): in quo compulsus est confiteri necessitate quod antea voluntate negaverat. Geſta (c. 15): factum est ut Chlodovei exercitus nimis corrueret (cod. Camerac.: ut populus Chlodovei nimis caderet). Gregor: exercitus Chlodovei valde ad internecionem ruere coepit. Dann fahren die Geſta fort: qui subvenis in tribulatione, qui das auxilium in te sperantibus, tuum adjutorium devotus postulo. Gregor: qui dare auxilium, laborantibus victoriamque in te tribuere diceris, tuae opis gloriam devotus efflagito.

Gregor vermeidet das unſchöne Wort tribulatio und flicht

Leſer des Euſebius vorausſetzt. So heißt es auch Greg. V, c. 39 von der Taufe: Sufficit satis me ab originali peccato baptismo salutari semel ablutum fuisse. In der Historia epit. (c. 17) iſt von Wunderbarem gar nicht die Rede, ſowenig bei der Taufe als in der Schlacht, wohl aber von dem Einfluß der Königin Clotilde darauf. Den kriegeriſchen Ausruf des Königs bei dem Vorleſen der Erzählung von dem Leiden und Sterben Chriſti: „Wäre ich mit meinen Franken zugegen geweſen, ſo würde ich ihn gerächt haben“ hat die Historia epitomata allein. Wie kommt es, daß dieſer charakteriſtiſche Ausruf bei den andern fehlt? Die Hist. epit. folgte eben einer anderen Tradition.

Im Vorbeigehen möchte ich noch bemerken, daß der Text der Geſta dem Leben des heiligen Remigius von Hincmar zu Grunde liegt, wo dann beſonders auffällt, daß die Legende über das von einer Taube überbrachte Fläſchchen mit Salböl von Hincmar eingeſchaltet worden iſt. Gregor, welcher doch ſonſt das Wunderbare liebt, hat kein Wort davon, ſowenig wie die Geſta.

Nach der Taufe folgt in den Geſta der erſte burgundiſche Krieg, welcher dieſer Schrift zufolge ohne weiteres unternommen wird (c. 16). Die beiden Brüder Godegiſel und Gundobad halten zuſammen, Chlodwig iſt auch hier, wie überall Sieger. Die beiden Könige fliehen, Gundobad nach Avignon. Chlodwig wird durch reiche Geſchenke und Verſprechen eines Tributs bewogen, die Belagerung von Avignon aufzuheben.

Dieſer kurze Bericht wird von Marius Aventicenſis (ad a. 500), der ein Burgunder war, jedoch nicht ohne weſentliche Abweichungen, erweitert.[1]) Er weiß, daß Godegiſel in politiſcher Verbindung mit den Franken geſtanden habe. Mit Chlodwig verbunden ſchlägt und verjagt er Gundobad, der dann eine Zuflucht in Avignon findet. Bald aber wird Gundobad wieder ſtark genug, den Godegiſel in Vienne zu belagern; er nimmt die Stadt ein und tödtet ihn. Dort läßt er auch viele Burgunder umbringen, die ſeinem Bruder anhingen, und herrſcht dann über das geſammte Burgund. Dieſe burgundiſche Auffaſſung kehrt nun bei Gregor und in der Hist. epit. ebenfalls wieder, jedoch mit dem Unterſchied, daß bei

1) Vgl. Jahn, Geſchichte der Burgundionen II, S. 31.

Gregor von vornherein der Arianismus hervortritt, deſſen die Hist. epit. nicht gedenkt.

Nach der Histor. epit. (c. 22) vermeint Godegiſel, daß Chlodwig ein großer Schlachtenlieferer ſei und wendet ſich an ihn um Hülfe gegen ſeinen Bruder Gundobad, mit dem Verſprechen, ihm Tribut zu zahlen, wenn es ihm gelinge, den Bruder zu verjagen. Das gewaltige Auftreten Chlodwigs hat indeſſen den Gundobad auch erſchreckt, und er fordert ſeinen Bruder auf, ihm gegen Chlodwig beizuſtehen, damit nicht Burgund niedergeworfen werde, wie andere Völker (ut quod aliae gentes passae sunt, non perferamus nos).

Dieſer Erzählung entſpricht nun auch im Allgemeinen die gregorianiſche (II c. 32). Sogar das Wort dissolvere von dem zu zahlenden Tribut findet ſich bei Gregor wieder; doch hat er eine Abweichung: der fränkiſche König ſoll Godegiſel dazu helfen, ſeinen Bruder zu tödten (ut eum bello interficere aut de regno ejicere possim; in der Hist. epit.: si ejecerit Gundobadum a regno). Hauptſächlich aber: Chlodwig iſt bereits im Anzug gegen Burgund und zwar zu der mit dem Godegiſel verabredeten Zeit; dann erſt mahnt Gundobad Godegiſel auf, während in der Hist. epit. von Gundobad ſelbſt der Krieg unternommen wird, der Macht Chlodwigs überhaupt zu widerſtehen. Die Erzählung ſtimmt mit den Worten, welche Gundobad in der Verſammlung der Biſchöfe im Jahre 499 ausgeſprochen hat, ſchlecht überein. (Collatio episcoporum coram Gundobaldo rege Burgundionum adversus Arianos Boucquet IV S. 101 D.). Denn da wird dem Chlodwig Schuld gegeben, daß er Godegiſel gegen ihn aufreize (multa locutus est contra regem Francorum, quem dicebat sollicitare fratrem contra se); ſo daß die Initiative auf Chlodwig allein fällt, und der Zuſammenhang ganz anders erſcheint, als bei Gregor und in der Hist. epitom. Aber darauf kommt es hier nicht an, da es ſich nur um das Verhältniß der Texte handelt. Ueber die Schlacht bei Dijon und die Flucht des Gundobad nach Avignon ſtimmt Gregor mit der Hist. epit. wörtlich überein.

Wenn es nun aber bei Gregor weiter heißt: Chlodwig ſei gegen Avignon gezogen, mit verſtärkten Kräften (auctis adhuc viribus), um Gundobad aus der Stadt zu entfernen und ihn zu tödten (ut eum de civitate extractum interimeret), ſo fehlt

dieſe letztere Intention in der Hist. epit., es heißt blos: er habe ihn aus der Stadt entfernen wollen (eum extrahi de civitate praecepit), wie das ſchon in der oben erwähnten Verhandlung fehlte. Man könnte zwar auch hier den Text der Hist. epit. für einen Auszug, den Text Gregors für den originalen halten, allein, wenn man die Worte vergleicht, läßt ſich nach meinem Dafürhalten doch nicht bezweifeln, daß die Hist. epit. originaler iſt als Gregor. Bei Gregor fordert Gundobad den guten Rath des Aridius, pavore perterritus metuebat, ne ei mors repentina succederet. Dieſe Motivirung fehlt in der Hist. epit., die nur erzählt, daß Aridius, den ſie übrigens beide mit gleichen Worten ſchildern, dem König ſeinen Rath giebt (c. 23). Die Worte, die dann der weiſe Mann gegen Chlodwig äußert, ſtimmen bei Beiden nur im Allgemeinen zuſammen. Gregor läßt ihn ſagen: er werde ſein gehorſamer Diener ſein, der ſeine und der ſeiner Nachkommen, er gehöre ganz ihm an, ebenſo die demüthigen Worte, mit denen Aridius den Rath, den er Chlodwig giebt, einleitet. Gregor liebt es, die geſchichtlichen Perſonen redend einzuführen. Die Subſtanz des Rathes, den Aridius giebt, iſt dieſelbe, die Form etwas abweichend. Auf dieſen Rath hin läßt Chlodwig bei Gregor ſein Heer auf der Stelle abziehen und begnügt ſich den Burgundern einen jährlichen Tribut aufzuerlegen. In der Hist. epit. gehen dem Verhandlungen voran. Gundobad verſprach Alles auszuführen, was Chlodwig gefordert hat (jube Gundobadum tibi tributum solvendum et ipsum et regionem dominabis. haec injuncta a Chlodoveo Gundobadus implere promittens, Chlodoveus rediit in Franciam (c. 24).

Was dann in Hist. epit. folgt, iſt nach meinem Dafürhalten verſtändlicher, als was wir bei Gregor leſen. Gundobad bringt durch einen Aquäduct in Vienne ein, erſchlägt den Godegiſel und die bei ihm befindlichen Franken und weigert ſich alsdann, Chlodwig Tribut zu zahlen. Von der Flucht des Godegiſel in eine arianiſche Kirche (Gregor II c. 34) weiß die Hist. epit. nichts. Aber bei ihr bleibt dann die Unabhängigkeit des burgundiſchen Reiches unangetaſtet. Bei der Fernhaltung aller religiöſen Beziehungen könnte man auf die Vermuthung gerathen, daß die Grundlage der Hist. epit. aus Zeiten ſtamme, wo die religiöſen Grundſätze noch nicht ſo

herrſchend geworden waren, wie zur Zeit Gregors. Eine fernere wichtige Differenz bleibt es immer, daß die fränkiſchen Hülfstruppen nach der Hist. epit. (c. 23: Francos adgregatos in unam turrem ferro trucidavit) erſchlagen, bei Gregor dagegen zu den Weſtgothen ins Exil geſchickt werden, was ſchwer zu verſtehen iſt (Gregor II c. 33: Denique Franci qui apud Godegisilum erant in unam se turrim congregant. Gundobadus autem jussit, ne uni quidem ex ipsis aliquid noceretur, sed adprehensos eos Tolosae in exilium ad Alaricum regem transmisit). Wenn aber dann weiter das Aufhören der Tributzahlung bei Gregor ſchon vor den Sieg Gundobads über Godegiſel geſetzt wird, ſo hat doch die Verſicherung der Hist. epit. mehr Wahrſcheinlichkeit, welche dies erſt zum Schluß beibringt (nihil postea Chlodoveo reddere disponens). Denn darauf kam es an, daß Gundobad ſich des widerſetzlichen Bruders entledigte, beide Theile vereinigte und alsdann den Tribut nicht zahlte, der dem Chlodwig durch die entzweiten Brüder verſprochen worden war.

Ich will in der Sache ſelbſt nicht entſcheiden; augenſcheinlich iſt jedoch, daß in der Hist. epit. ein Text vorliegt, welcher mit Gregor in vielen Punkten zuſammentrifft, aber einen eigenthümlichen Charakter hat und kein Auszug ſein kann.

Wir kommen zum weſtgothiſchen Kriege, wo wiederum der Text Gregors zu dem der Geſta in naher Verwandtſchaft ſteht. Gregor (II c. 36) beginnt mit einer Erzählung von Biſchof Quintianus von Rhodez, der in Verdacht geräth, daß er insgeheim die Herrſchaft der Franken an Stelle der Weſtgothen wünſche, und der deshalb vertrieben wird (II, c. 36). Chlodwig entſchließt ſich dann, die Arianer aus dem galliſchen Gebiet zu verjagen. Er zieht gegen Poitiers. Ein Theil ſeines Heeres kommt durch das Gebiet von Tours; ein Mann, der gegen den ausdrücklich gegebenen Befehl plündert, wird vom König niedergehauen. Als man an den durch Regengüſſe angeſchwellten Viennefluß gelangt, ereignet ſich ein Wunder, indem auf Chlodwigs Gebet eine Hirſchkuh erſcheint, die dem Heere eine Furth zeigt (c. 37 S. 93 Ruinart). Bei der Annäherung an Poitiers verheißt ein dort von der Kirche des heiligen Hilarius ausgehender Lichtſchein den Franken den Sieg.

In den Gesta (c. 17) ist die Legende um vieles ausführlicher als bei Gregor. Der Beschluß, Alarich anzugreifen, wird in Paris gefaßt und zwar unter Theilnahme der Königin Clotilde und nach Berathschlagung mit den vornehmsten Franken. Da wird beschlossen, dem heiligen Petrus, dem vornehmsten der Apostel, eine Kirche zu geloben, damit er im Kriege hülfreich sei, worauf dann der König, seine Streitaxt (Francisca) in die Luft werfend, dies Gelöbnis ausspricht. Auch in der folgenden Erzählung über die Sendung nach Tours, um bei dem Heiligen sich gleichsam ein Orakel über den Ausgang des bevorstehenden Unternehmens zu erbitten, findet sich bei Gregor nicht, worauf die Gesta vielen Werth legen: die Anfrage sei auf das raschesste nach Tours überbracht worden, Chlodwig habe dazu seinen besten Renner, den er sehr liebte, gebraucht: cum equo suo velocissimo, quem Rex amabat plurimum. Das Pferd war nachher in Tours zurückgehalten worden und wurde nur gegen ansehnliche Geschenke ausgeliefert, was Gregor nicht erwähnen wollte, weil es in der That etwas unziemlich lautete; er vermeidet also gleich am Anfang diese charakteristische Notiz. Die Hauptsache, daß die Sendung des Chlodwig bei der Kirche in dem Moment eintritt, als die Antiphonie: „Du hast mich mit Tapferkeit zum Kriege gerüstet" angestimmt ist, was als ein günstiger Orakelspruch betrachtet wird, ist bei beiden die nämliche. Doch sind auch an dieser Stelle die Wort der Gesta roher und vertraulicher: si tu Domine adjutor mihi es et gentem hanc incredulam tibi meis manibus tradideris, in ingressu basilicae sancti Martini dignatus esto mihi revelare, ut sciam si propitius sis famulo tuo. Gregor wiederholt die Worte bis incredulam; dann fügt er hinzu: semperque aemulam statt: tradideris sagt er: tradere decrevisti; dann: ut cognoscam, quia propitius dignaberis esse famulo tuo.

Die Worte sind besser stilisirt, das Gebet noch demüthiger.

Ein Auszug aus Gregor können die Gesta schon deshalb nicht sein, weil sie mehr enthalten, Angaben, von denen sich allenfalls erklären läßt, weshalb Gregor sie wegließ. Der Text der Gesta macht vielmehr hier, wie im Folgenden, den Eindruck, daß ihm die Priorität gebühre; sie haben mehr legendarische Einfachheit. Zuerst beim Uebergang über die Vienne, von welchem es in den Gesta (c. 17) heißt:

inundaverat enim a multitudine pluviarum deprecatusque est dominum ut ei vadum ostenderet et nocte illa ibidem fuit. Mane autem facto cerva mirae magnitudinis ante eos Domini voluntate praecedente vadum ostendit: illaque vadante populus quoque sequens vadavit. Gregor II. c. 37: intumuerat enim ab inundatione pluviarum. Cumque illa nocte Dominum deprecatus fuisset, ut ei vadum, quo transire possit, dignaretur ostendere, mane facto cerva mirae magnitudinis ante eos nutu Dei flumen ingreditur, illaque vadante, populus, quo transire posset, agnovit. Die Worte inundaverat ſtatt intumuerat und beſonders illaque vadante populus sequens vadavit ſtatt illaque vadante populus, quo transire posset agnovit ſcheinen mir, ich will es bekennen, legendenmäßiger als bei Gregor. Dasſelbe läßt ſich von der Feuerſäule ſagen, die von der Kirche des heiligen Hilarius in Poitiers ausgeht und im Lager Chlodwigs erſcheint. Allein die Differenz wird noch merkwürdiger dadurch, daß Gregor dem legendariſchen Hergang die Worte hinzufügt: dadurch ſei dem Chlodwig der Sieg über die Ketzer verkündigt worden, d. h. die Arianer, deren Widerſtreit gegen die Katholiken dem Biſchof von Tours unaufhörlich vor Augen ſchwebt. Warum ſollten die Geſta dieſen Zuſatz weggelaſſen haben, wenn ihr Verfaſſer aus Gregor geſchöpft hatte? Gregor flicht dann ein wunderſames Zuſammentreffen der fränkiſchen Truppen mit dem Abt Maxentius ein, das die Geſta nicht erwähnen, wahrſcheinlich doch, weil ſie es nicht kannten. Die hiſtoriſche Wahrheit wird darum nicht verlieren, wenn wir von allen dieſen Legenden abſtrahiren; ſie ſind nur von Werth, inſofern ſich daraus das Verhältniß der Texte abnehmen läßt.

Nur bei einer Nachricht müſſen wir ſtehen bleiben, dem Aufenthalt Chlodwigs in Tours. In der Hist. epit. c. 25 findet ſich davon nichts. Dieſe erzählt nur, Chlodwig habe die Schätze des Alarich von Toulouſe nach Paris geführt und hier den Sitz ſeines Reiches aufgeſchlagen. Von Tours und Poitiers heißt es, der König habe die Kirchen reich beſchenkt: denn von den Heiligen ſei er in ſeinem Unternehmen unterſtützt worden. Darüber ſtimmen die Geſta überein, daß Chlodwig Paris zum Sitz ſeines Reiches erklärt habe, nachdem er die Schätze Alarichs von Toulouſe weggeführt hatte. Aber

dazwiſchen flechten beide, Geſta und Gregor, nun eine ausführliche Erzählung über den Aufenthalt Chlodwigs in Tours ein. Die Geſta ſprechen mehr vom Aufenthalt des Königs bei Bordeaux, von der Unterwerfung des ganzen gothiſchen Gebietes: die Mauern der Stadt Angoulême (Ecolosina) ſeien bei ſeiner Annäherung von ſelbſt eingeſtürzt, ſo gnädig ſei ihm Gott geweſen. Dann folgt eine ſehr wunderliche Erzählung über die Auslöſung des Pferdes, welches bei der früheren Geſandtſchaft in Tours geblieben war; es wird erſt zurückgegeben, als Chlodwig hundert und dann nochmals hundert Solidi bezahlte. Chlodwig ſelbſt drückt ſich über die Hülfe des St. Martinus ziemlich zweideutig aus: bonus est in auxilio, sed carus in negotio (carus in dem alten Sinne von quod nimio pretio emitur). Unter dieſen zweifelhaften Erzählungen erſcheint nun auch die Nachricht über das dem Frankenfürſten vom Kaiſer Anaſtaſius übertragene Conſulat. Gregor (II, c. 37) hat die Erzählung von dem zurückgehaltenen Pferde, welche doch auf die Einwohner von Tours ein ſonderbares Licht wirft, nicht aufgenommen, wohl aber den Einſturz der Mauern von Angoulême und die Uebertragung des Conſulats. Dabei aber tritt die Differenz ein, daß die Geſta von einer goldenen Krone reden, welche Chlodwig auf ſein Haupt geſetzt habe (corona aurea in capite suo), Gregor von einem Diadem (imponens vertici diadema). Bei beiden heißt es hierauf: tanquam Caesar et Augustus est Gregor: vocitatus, Geſta: appellatus. An die Sache ſelbſt wird man weder in der einen noch in der anderen Form glauben dürfen.

Hätte der Verfaſſer der Geſta den Gregor vor ſich gehabt, ſo würde er auch die Chlamys nicht vergeſſen haben, welche Gregor erwähnt, und Gregor war ohne Zweifel zu gut unterrichtet, als daß er das Vorhandenſein einer goldenen Krone hätte annehmen ſollen, wie die Geſta. Aber Alles iſt Sage, und zwar eine ſolche, in welcher die Ideen von Conſulat, Patriciat und Kaiſerthum ſelbſt durcheinander geworfen werden [1]). Die Nachricht vom Conſulat hat man allgemein angenommen und,

1) Die Capitelüberſchrift lautet bei Gregor in den Handſchriften: De patriciatu Chlodovechi regis.

was hier vorkommt, entspricht in der That der Gewohnheit der byzantinischen Kaiser, hohe Würden durch Codicill zu verleihen. Warum sollte es nicht auch für Anastasius möglich erscheinen? Auch ließe sich bei Anastasius, wie mir scheint, für eine solche Annäherung ein Motiv auffinden. Sein Verhältniß zu Theoderich war doch nicht immer ungetrübt. Im Jahre 508 wird von einem maritimen Anfall der Griechen auf Tarent berichtet, welcher freilich unglücklich ablief [1]).

Da wäre es denn allerdings möglich, daß Anastasius eben in dieser Zeit im Gegensatz zu Theoderich an eine Verbindung mit dem Frankenkönig gedacht und diesem selbst consularische Ehren ertheilt hätte. Daß die byzantinischen Würden auch nominell solchen übertragen wurden, welche von ihrem faktischen Besitz ausgeschlossen waren, unterliegt keinem Zweifel. Das Consulat durch Codicill konnte keineswegs dem eigentlichen Consulat, wie es noch fortbestand, Concurrenz machen. Wenn Chlodwigs Name nicht in der Reihe der Consuln erscheint, so erklärt es sich daraus, daß ihm unter jenen Conjuncturen nur der Titel verliehen wurde; die Verleihung des Titels aber wurde als Uebertragung des Patriciats und selbst der höchsten Gewalt aufgefaßt.

Für die Geschichte Chlodwigs ist es unerläßlich, nun auch noch von den gräßlichen Mordthaten zu reden, durch welche er nach Gregor seine Verwandten zu Grunde gerichtet hat. Sie erscheinen auch in den anderen Texten, jedoch mit Abweichungen von einigem Belang.

Die Ermordung Ragnachars erzählen Gregor (II c. 42) und Gesta (c. 18) ziemlich mit denselben Worten. Doch ist ein charakteristischer Unterschied. In den Gesta wird Chlodwig von den Unterthanen Ragnachars aufgefordert, sie zu befreien, Gesta c. 18: Franci, qui cum eo erant, consentiebant Chlodoveo commoventes eum contra Ragnacharium. Bei Gregor (II c. 42) dagegen geht Alles von Chlodwig aus, welcher den Unterthanen Ragnachars Geschenke giebt, ut super eum inimicarentur (andere Lesart: invitaretur). Bei Gregor ist Alles eine von Chlodwig

1) Auch Sipontum wurde von demselben betroffen. Cassiodor, Var. II, 37: urbis Sipontinae negotiatores hostium se asserunt depopulatione vastatos, vergl. Garollo S. 145.

ſelbſt angeſponnene Verrätherei, während er ſich in den Geſta der Verrätherei, die ihm angeboten wird, bedient.

Wie über die Ermordung Ragnachars mit den Geſta, ſo ſtimmt Gregor im Bericht über die Sigiberts (II c. 40) mit der Hist. epit. nicht überein. Von jener Geſandtſchaft an den Sohn Sigiberts, durch welche ihn Chlodwig zur Ermordung ſeines Vaters reizt, ſteht nichts in der letzteren. Die Hist. epit. c. 26 meldet dagegen, daß Theoderich, der Sohn Chlodwigs, bei einer Fahrt auf der Schelde den Sohn Sigiberts für ſich gewonnen habe, ſodaß Chlodwig ſelbſt an dem Tode Sigiberts ohne Schuld geweſen wäre. Dagegen wird der Tod des Sohnes Sigiberts der Hinterliſt Chlodwigs zugeſchrieben.

Kurz wird in der Hist. epit. c. 27 auch der Tod des Chararich erwähnt, jedoch nur mit wenigen Worten, ohne alle Motive. Die Einzelheiten der Erzählung, eigentlich die ſchlimmſten, die von Chlodwig aufbewahrt ſind, beruhen allein auf dem Zeugniſſe Gregors.

Auch über die letzten Worte, mit denen dieſe Scenen ſchließen, beſteht doch eine nicht zu überſehende Verſchiedenheit zwiſchen Gregor und der Hist. epit. In dieſer wird von Chlodwig berichtet (c. 8): studiose tractavit, ut nullus de suis parentibus superesset nisi de suo semine, qui regnaret; ſo wird bei Gregor die Abſcheulichkeit noch bei weitem überboten durch die Erzählung, Chlodwig habe die Franken alle zuſammenkommen laſſen und ſich beklagt, daß er keine Verwandten mehr habe, aber das habe er nur gethan, um zu veranlaſſen, daß, wenn einer ſich gemeldet hätte, dieſer ebenfalls ermordet würde (II, c. 42). Hier überhaupt trägt Gregors Bericht den Charakter der Sage, der wir auch die poetiſchen Züge verdanken.

Es läßt ſich doch nimmermehr denken, daß der Text Gregors in der Hist. epit. zu Grunde gelegen habe und etwa gemildert wäre. Ich halte die Einzelheiten der Erzählung für unabhängig von einander, während die Autoren die Hauptſachen mit denſelben Worten berichten. Ich glaube drei verſchiedene Abwandlungen der Erzählung zu erkennen, die erſte bei den Geſta, welche ſich nur auf die Gewinnung von Camaracum bezieht, die andere im Text der Hist. epit., die die Ermordung Sigiberts und die Erwerbung der ripuariſchen Gebiete hinzufügt,

die dritte bei Gregor, welche beide Erzählungen, die in den Gesta sowohl als die in der Hist. epit. zum Nachtheil Chlodwigs umgestaltet und die Grundlage aller späteren Erzählungen geworden ist.

Ich halte jedoch inne: denn zu sicheren historischen Ergebnissen zu gelangen kann doch hier meine Absicht nicht sein.

Ich wollte nur das Verhältniß der Texte nachweisen. Auch im Folgenden stimmen sie meistens zusammen, haben aber auch zuweilen sehr charakteristische Abweichungen. Es wird genügen, einige derselben hervorzuheben.

Die Gesta, welche überhaupt bei der Königin Clotilde zu verweilen lieben, gedenken derselben mit besonderer Wärme bei dem schrecklichen Ereigniß, der Ermordung der Söhne Chlodomers durch Childebert und Chlotar. Es hat mehr innere Wahrheit, wenn die Gesta c. 24 sagen: Illa (Chrothildis) vero prae nimio dolore et amaritudine cordis cum lacrymis ait: Satis undique me angustiae comprimunt. Si regnare non debent, quid mihi eos prodest nutrisse? Melius est illis mori quam tonderi. Gregor (III, 18): At illa exterrita nuntio et nimium felle commota, ... amaritudine praeventa, ignorans in ipso dolore quid diceret, ait simpliciter: Satius enim mihi est si ad regnum non eriguntur, mortuos eos videre quam tonsos. Die bezeichnenden Worte: quid mihi eos prodest nutrisse fehlen bei Gregor ganz.

Wenn man die Texte einfach zusammenstellt, so scheint es mir unleugbar, daß die Gesta eine originale Auffassung in schlichten Worten enthalten, die bei Gregor vorliegende verräth überall eine zweite Hand. Gregor hatte eine weit umfassendere Absicht als der Verfasser der Gesta. Sein Augenmerk war die Gesammtgeschichte der Gallo-Römer, geistliche und weltliche, in der Epoche des Einbruchs der Franken. Die Gesta haben nur die Ereignisse des Königshauses selbst zu ihrem Gegenstand.

Die Gesta setzen dann die Geschichte der Könige weiter fort. Besonders beschäftigen sie sich mit Chlotar, den beiden Frauen desselben, die Schwestern waren, seinem Kampfe mit seinem Sohn Chramnus, seinem Tode und dem Streit der Nachfolger, Chilperichs und Sigiberts. Alles das erscheint nun auch

in dem Gregorianiſchen Texte, ſelbſt in den Worten ſehr übereinſtimmend; Gregor hat aber einige Zuſätze und Abweichungen, die doch nicht zu überſehen ſind.

Wie es gekommen ſei, daß Chlotar zwei Schweſtern zu gleicher Zeit zu Frauen gehabt, darüber flicht Gregor ein zugleich romantiſches und witziges Hiſtörchen ein (IV c. 3), das in den Geſta fehlt. Bei dem Kampf gegen Chramnus nennen die Geſta den Fürſten der Britannier, zu dem Chramnus im Kampf mit ſeinem Vater ſeine Zuflucht nahm rex (c. 28), Gregor bezeichnet ihn als comes. Von dem erzählt dann Gregor (IV c. 20), er habe dem Chramnus in Vorſchlag gebracht, den Vater zu überfallen, was dieſer ablehnt. Auch nach dem weiteren Wortlaut eine offenbare Einſchaltung. Wie ſollte aber der Verfaſſer der Geſta, der kein Feind des Chramnus iſt, es weggelaſſen haben, wenn er es geleſen hätte.

Die beiden Texte erwähnen ferner die Vermählung Sigiberts mit Brunhilde in ſehr gleichartigen Ausdrücken und legen Werth auf den Uebertritt Brunhildes vom arianiſchen zum katholiſchen Bekenntniß. Die Geſta (c. 31) haben einfach: in nomine Sanctae Trinitatis. Gregor, der Biſchof von Tours dagegen betont dem Standpunkt der Zeit gemäß die beata in unitate trinitas (IV c. 27). Das aber war damals der vornehmſte dogmatiſche Streitpunkt. Denn eben darauf kam es an, wie man ſich die Einheit in der Dreifaltigkeit denken ſollte.

Man greift gleichſam mit Händen, daß von den beiden Texten, welche die Geſchichte erzählen, demjenigen, welcher die Erzählung einfach mittheilt, die Priorität vor dem andern gebührt, welcher dem Berichte das Siegel der dogmatiſchen Rechtgläubigkeit aufdrückt.

Ich will es nun nicht verſuchen, die Art und Weiſe, wie der gregorianiſche Text zu Stande gekommen iſt, auseinanderzuſetzen. Es genügt mir die Verſchiedenheiten der beiden Texte Geſta und Gregor nachgewieſen zu haben. Der letztere iſt überall ſtiliſirter und doch klerikaler, predigerhafter als der erſte. Aber er bietet auch eine Anzahl der merkwürdigſten Zuſätze dar, welche zuweilen der fränkiſchen Sage angehören.

Wer mir bisher gefolgt iſt, wird mir ſeine Aufmerk-

samkeit nicht versagen, wenn ich über das Verhältniß der sogenannten Historia epitomata zu Gregor einige Bemerkungen hinzufüge. Die Selbständigkeit der Hist. epit. ergiebt sich auch aus der Erscheinung, welche Childerich in der Nacht seiner Vermählung mit Basina gehabt haben soll (c. 12). Er sah die verschiedenen Generationen seiner Nachkommenschaft; die erste Generation als Löwen, Einhorn, Leoparden, die zweite wie Bären, Wölfe, endlich Hunde und kleinere Thiere, wodurch die abnehmende Kraft des Königthums gut symbolisirt wird. Daran knüpfen sich dann die Alemannenschlacht ohne Gefahr einer Niederlage (c. 21), bei der Taufe der charakteristische Ausruf des Chlodwig, wie wir denn auch anderer für die Sinnesweise bezeichnender Besonderheiten dieses Autors gedacht haben z. B. beim Burgunder- und Sachsenkrieg. Vielleicht die merkwürdigste bietet der Bericht über die Kämpfe zwischen Sigibert und Chilperich, die dem Tode Sigiberts vorangingen, dar. Diese Begebenheiten sind für das Frankenreich überhaupt, namentlich auch das Verhältniß von Austrien und Neustrien entscheidend gewesen, so daß man durch die Sache selbst aufgefordert wird, dabei zu verweilen. Alles beruht auf dem Tode Chariberts, von dessen Gebiet im südlichen Frankreich ein großer Theil an den König Sigibert von Austrasien gefallen, ein anderer seiner Gemahlin Brunhilde vorbehalten war. Chilperich wollte es dem Bruder nicht lassen. Ein wüthender Krieg entbrannte, welcher hauptsächlich es ist, durch den Gregor zu seinem Werke veranlaßt wurde. Der furor regum mit allen seinen Gewaltsamkeiten gegen Klerus und Klöster, wie er in der ersten Vorrede erwähnt und in der Vorrede zum fünften Buche weiter ausführt, brach los. Da tritt nun ein bedeutender Unterschied ein. Gregor und die Gesta, die wieder untereinander mancherlei Verschiedenheiten darbieten, stimmen doch darin überein, daß sie den Anfang in einen Ueberfall des Chlodwig, des jüngsten Sohnes von Chilperich, in Bordeaux setzen (Gesta c. 86). Tours und Poitiers waren nämlich durch Vertrag an Sigebert überwiesen, mußten aber, da der Sohn Chilperichs sie eingenommen hatte, demselben entrissen werden, was in Folge eines Vertrages zwischen Guntram und Sigibert vollzogen wurde (Gregor IV c. 46). Darauf begab sich der jüngere Sohn Chilperichs nach Bordeaux

und hielt hier in aller Ruhe Hof, als er plötzlich von einem Anführer Sigiberts, von Sigulf, überfallen wurde (Gregor IV c. 48). Wie ein aufgescheuchtes Wild wurde er gejagt (quem fugientem quasi labentem cervum fugans insequebantur Gregor, quem fugientem quasi fugientem cervum insequebatur Gesta), gelangte aber zu seinem Vater, der, wie die Gesta sagen, bereits in Paris war (qui vix ad patrem labens Parisios pervenit).

Von der schiedsrichterlichen Entscheidung Guntrams, wonach Bordeaux in die Hände der Brunhilde gelangen sollte, spricht keiner der beiden Texte, aber die Erzählung in der Hist. epit. stimmt mehr damit überein, wenn sie die Besitznahme von Bordeaux durch Chlodwig, den jüngeren Sohn Chilperichs, als eine Usurpation ansieht. Er wird darin durch den Führer Sigiberts, den Dux Sigulf gestört und verjagt (c. 69: Chlodoveus, filius Chilperici, Burdegalam pervadit. A Sigulfo duce superatus fugaciter ad patrem redit). Um dies zu rächen, greift Chilperich die zu dem Reich Sigiberts gehörigen Städte Poitiers und Tours an und schlägt das Heer Sigiberts, als dessen Führer ebenfalls Sigulf genannt wird (Hist. epit. c. 70). Zum Kriege zwischen den beiden Brüdern kommt es deshalb noch nicht. Chilperich giebt die von ihm in Besitz genommenen Städte einfach heraus. Er rüstet zwar das Jahr darauf, allein ein förmlicher Vertrag wird zwischen ihnen geschlossen, welcher zugleich ein gegen den dritten Bruder Guntram gerichtetes Bündniß ist, der nun von den beiden anderen seines Reiches beraubt werden soll (Hist. epit. c. 71). Die Stellen werden angegeben, bis zu welchen Sigibert von der einen, Chilperich von der anderen Seite vordringt. Man sollte nun einen Ausbruch des Krieges erwarten, aber ein Stillstand wird geschlossen und darauf eine definitive Abkunft. Die Kirche wird bezeichnet, in welcher Sigibert und Chilperich dem Guntram schwören, den Frieden halten zu wollen. Die Lage ist also diese, daß der Friede durch Chilperichs Invasion gestört, hiedurch die Macht Sigiberts in Bewegung gesetzt worden ist. Die Austrasier hatten erwartet, gegen die Neustrier ins Feld geschickt zu werden. Dadurch, daß Sigibert sich mit Chilperich gegen Guntram verbindet, wird das Vorhaben verhindert, und es ist nun wohl zu erklären, daß die Austrasier darüber mißvergnügt sind. Sie wollen nicht nach Hause gehen,

ohne Beute davongetragen zu haben. Gegen Guntram wollen sie nicht angehen, da ihm ein durch einen Eidschwur bekräftigter, sicherer Friede gewährt worden ist, wohl aber gegen Chilperich. Der vermag ihnen nun keinen Widerstand entgegenzusetzen, da sein Heer schon auseinandergegangen ist. Sigibert jagt ihn vor sich her und nimmt Paris ein. Da tritt ihm der heilige Germanus mit einer warnenden Prophezeihung entgegen, auf welche aber Sigibert nichts giebt. Er bleibt dabei, Chilperich stürzen zu wollen. In Vitry unterwerfen sich ihm alle Neustrier, da aber wird er durch die Hinterlist der Fredegunde ermordet. Der Zusammenhang der Erzählung ist, daß die Austrasier, aufgebracht durch die vorgefallenen Gewaltthätigkeiten, mit der Abkunft ihres Königs mit Chilperich nicht zufrieden, ihn zum Kriege gegen denselben antrieben; denn sie wollen immer mit Beute und nach Waffenthaten zurückkehren. Sie nöthigten ihn gegen Chilperich heranzuziehen, der jetzt bei seinem Volke wenig Beistand findet, das sich vielmehr seiner Herrschaft entzieht. Ganz anders bei Gregor, der überhaupt jenen Angriff auf Bordeaux als einen willkürlichen Angriff Sigiberts betrachtet. Der ältere Sohn Chilperichs, Theodebert wendet sich gegen die Städte Sigiberts, Poitiers und Tours, besiegt dessen Führer, der jedoch ein anderer ist, als der frühere und verhängt die äußerste Verwüstung über diese Gebiete, worüber Gregor in die bittersten Exclamationen geräth. Die größten Verschiedenheiten treten aber nun erst ein. Nach Gregor (IV c. 50) ruft Sigibert überrheinische Völker herbei, um Chilperich anzugreifen; dieser verbindet sich hingegen mit Guntram, der aber wird durch die Drohungen Sigiberts genöthigt, auf dessen Seite zu treten. Chilperich geht darauf zurück, bei Chalons treffen Sigibert und Chilperich zusammen. Chilperich will es zu einer Schlacht nicht kommen lassen, weil damit die Sicherheit des ganzen Reiches gefährdet werden würde, und entschließt sich die in Besitz genommenen Städte herauszugeben. Ich halte jeden Versuch, diese beiden Erzählungen zu vereinbaren, für eine vergebliche Mühe. Es sind zwei verschiedene Traditionen, die einander berühren, aber zugleich einander widersprechen.

Bei Gregor liegt der besondere Nachdruck auf den Gewaltthätigkeiten, welche die rheinischen Völker Sigiberts in der Um-

gegend um Paris ausgeübt haben. Er berichtet, sie seien mit der von Sigibert getroffenen Abkunft nicht zufrieden gewesen; aber dieser Fürst habe sie mit seiner Strenge zu zügeln gewußt (c. 50). Die Differenz liegt darin, daß die Austrasier nach der Hist. epit. schon vor dem Kampfe mit Chilperich, nach Gregor, nach demselben, nach jener, weil sie unzufrieden waren mit dem unter den drei Königen zu Gunsten des burgundischen abgeschlossenen Vertrage, bei Gregor wegen des Austrages mit Chilperich, der doch eigentlich sehr zu Gunsten Sigiberts war, sich empörten. Hierauf beginnt bei Gregor (IV, 50. 51) eine neue Unternehmung Chilperichs, der mit Guntram jenen doch nur einseitigen Vertrag schloß und darauf in die austrasischen Gebiete eindringt. Sigibert ruft die überrheinischen Völker von Neuem herbei und dringt bis Paris vor. Eine Abtheilung seiner Truppen wird nach dem südlichen Gallien geschickt, wo Theodebert, der Sohn König Chilperichs, noch eine ansehnliche Macht besitzt, er wird aber von den Truppen Sigiberts geschlagen. Guntram verträgt sich mit Sigibert, und Chilperich weiß nun weiter keine Rettung, als sich nach dem festen Tournay zu begeben. Die Erzählung Gregors beruht auf einer originalen Tradition, hat aber, wie bei ihm gewöhnlich, einen legendarischen Bestandtheil. Auch hier spielt die Einwirkung des heiligen Martin eine entscheidende Rolle. Die Mahnung, welche der heilige Germanus an Sigibert gerichtet haben soll, erscheint in beiden Ueberlieferungen, ebenso der Uebertritt der Neustrier zu Sigibert bei Vitry, welcher zu der Ermordung Sigiberts durch Fredegunde führt. Ueber die Ermordung hat die Hist. epit. nur eine allgemeine Notiz, Gregor aber eine mehr ausgearbeitete Nachricht. Aus den verschiedenen Traditionen eine eng zusammenhängende Erzählung zu bilden, ist nach meinem Dafürhalten unmöglich.

Wirft man einen Rückblick auf diese Erörterungen, so ist ihr Resultat, daß wir in den Gesta und der Historia epitomata des Fredegar zwei Schriften vor uns haben, die weit entfernt bloße Auszüge zu sein, vielmehr eigenthümliche Gesichtspunkte verrathen. Die Gesta sind vor allen Dingen genealogisch-klerikal, der fredegarische Text hat eine freiere Auffassung. Er ist darin der Chronik Fredegars, deren Werth Jedermann anerkennt, homogen. Neben diesen beiden Texten

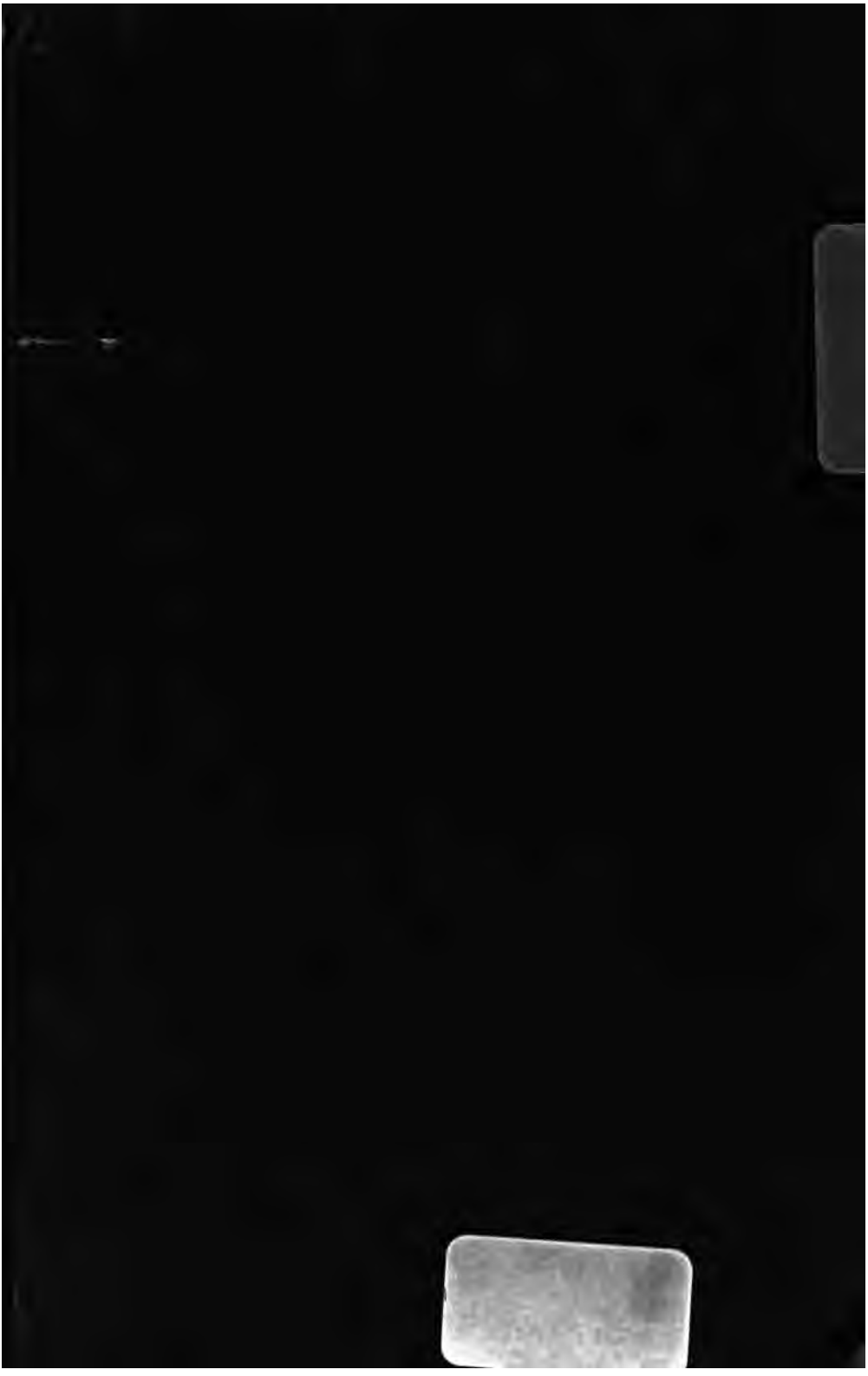
erſcheint Gregor mit alle den mit ſeiner Würde und Stellung zuſammenhängenden Anſichten theologiſcher, klerikaler und politiſcher Natur. Dieſe geben ſeinem Werke eine eigenthümliche Farbe, bieten aber auch Veranlaſſung dar, ſeine exakte Richtigkeit zu bezweifeln. Ich fürchte nicht, dem ehrwürdigen Biſchof von Tours mit meinen Bemerkungen Unrecht zu thun; von Jugend auf habe ich mich an ſeinen Erzählungen erfreut. Sie haben den Reiz von Denkwürdigkeiten; es ſind nur eben ſolche, die nicht etwa ein Kriegsmann oder Staatsmann, ſondern die ein Biſchof mitten in den politiſchen und kirchlichen Kämpfen, an denen er Theil nahm, hinterlaſſen hat. Er erzählt vortrefflich; ſelbſt da, wo er der geiſtlichen Controverſen gedenkt, z. B. bei jenem Bekehrungsverſuch eines Juden (VI c. 5), der ein Geſchäftsmann des König Chilperich war, und welcher ſcheiterte, obwohl der König ſelbſt dabei das Wort nahm; man kann ihn nicht weglegen, ohne ihn bis zu Ende geleſen zu haben. Was er über ſeine perſönlichen Verhältniſſe zu den Königen, denen er nahe ſtand, mittheilt, iſt ſehr unterrichtend.

Als ſich Auguſtin Thierry mit der Geſchichte der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts beſchäftigte und die Diſſonanzen der in demſelben wirkſamen Kräfte erwog, pries er es als ein glückliches Zuſammentreffen, daß gerade hier ein Geſchichtſchreiber vorliege, der bei voller Erkenntniß der Dinge auch vollkommen geeignet geweſen ſei, ſie darzuſtellen. Er urtheilt, daß es bis auf Froiſſard keinen franzöſiſchen Autor gegeben habe, der es verſtanden hätte, ſo gut zu erzählen und die Perſönlichkeiten gleichſam in Relief vor unſeren Augen vorüberzuführen, wie Gregor von Tours.

Ueber ſeine Art und Kunſt will ich noch eine andere Bemerkung hinzufügen. Schon bei Euſebius läßt ſich bemerken, daß die Bücher des alten Teſtaments, die er kannte und vervielfältigte, auch für die Form ſeiner Darſtellung maßgebend wurden. Mit der Religion veränderten ſich auch die Geſichtspunkte der Cultur. Geneſis und Exodus beherrſchten den Geſichtskreis der Welt, Herodot wurde vergeſſen. Was nun unter den Griechen geſchehen, wiederholte ſich, nachdem das alte Teſtament in zwei verſchiedenen Ueberſetzungen nach Gallien gedrungen war, auch in der lateiniſchen Welt. Das Geſchichtswerk des Gregor

bietet ein durchſchlagendes Beiſpiel hievon dar. Gregor hat den Pentateuch und die anderen hiſtoriſchen Bücher des alten Teſtamentes ſtudiert. Er ahmt ſie zuweilen wörtlich nach, wozu auch die theologiſch-legendariſche Beſchaffenheit des Stoffes, der ihm vorlag, einlud. Dieſer Ton ſelbſt giebt dem Werke eine gewiſſe Einheit und dadurch anziehende Kraft. Gregor iſt unter den Lateinern der erſte, der dieſen Ton anſchlug, und iſt dadurch für die folgende Zeit das Muſter geworden. Wollte man die Epoche des Ueberganges der alten Weltanſchauung in die chriſtliche im Allgemeinen angeben, ſo möchte die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts als dafür entſcheidend zu bezeichnen ſein. Am meiſten hat Gregor ſelbſt hierzu beigetragen.

Aber die Parteiſtellung und das Uebertriebene ſeiner religiöſen Anſichten läßt doch nicht zu, daß man ihm unbedingten Glauben ſchenke; ſie fordern die Kritik heraus.

Meine Abſicht bei dem vorliegenden Aufſatz war hauptſächlich, Einſprache gegen die Alleinherrſchaft zu thun, welche Gregor in den geſchichtlichen Darſtellungen der Ereigniſſe ſeiner Zeit einnimmt. Zugleich durfte ich nicht verabſäumen, die Auffaſſung der fränkiſchen Geſchichte, die ich vorgetragen habe, näher zu begründen.

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.